

Die Fackel

KD 4488

Harvard College Library



FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

BAND XXII

APRIL-JUNI 1905

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: KARL KRAUS.



WIEN 1905

VERLAG 'DIE FACKEL'; IV. SCHWINDGASSE 3.

Druck v. Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3.

~~Am 30.1~~

△

KD 4488

✓

RECEIVED
R.A. 7/1/19
F.U.D.

Nachdruck verboten.

INHALT:

Nr. 179.

Sexualjustiz.
Pensionierte Offiziere. Von
Joseph Schöffel.
Aus einem Erlaß.
Coburg.
Seelenvollheit.
Die Ägyptenreise.
Nekrologe.

Antworten (Fürstendiener. Ein Ort,
der besonderen Anstand erfordert.
Meeresungeheuerlichkeiten. Neue Freie
Grammatik. Vom Diebsblatt. Ein
Vorzug).

Nr. 180—181.

Der Fäulnisprozeß der ‚Zeit‘.
Meine Tätigkeit im Landes-
ausschuß. Von Joseph
Schöffel.
Zum Prozeß Klein.
Ein Wiener Ereignis.
Journalist und Dienstmann.
Schiller-Feier.

Antworten (Ein mutiger Mann. All-
deutsches. Ehrung Mitterwurzer's.
Meine Leser. Ungesäuerte Feuilletons.
Masaidek. Der Hallstätter Satiriker.
Vom Diebsblatt. Aus meiner Sammlung.
Mythologisches usw).

Nr. 182.

Die Büchse der Pandora.
Von ihrer Aufführung (das
Personenverzeichnis; Zuschrift

Frank Wedekind's; Zeitungs-
berichte).

Die kaiserlichen Räte.
Ein Erfolg des Schöffel'schen
Aufsatzes in Nr 179.
Die letzte egyptische Plage
(Brief aus Alexandrien).
Zwei Gedichte (Ave Melitta!
und Der Zoologe von Berlin).
Von Frank Wedekind.

Antworten (Eine Huldigung für
Schiller. Vom Schiller Museum. Die
Verpflichtung des Schauspielers. Brand-
reklame. Das ‚Deutsche Volksblatt‘ und
die Literatur. Aus meiner Sammlung).

Berichtigung.
Ankündigung.

Nr. 183—184.

Totentanz. Drei Szenen von
Frank Wedekind.
Mödlings älteste Urkunde? Re-
plik von Joseph Schöffel.
Der Oberste Gerichtshof über
die Geldstrafen der verant-
wortlichen Redakteure.
Das Kriegsministerium und die
Offizierswitwen und -Waisen.
Singer und Silberer.
Unser Altmeister Strakosch.

Antworten (Die »Büchse der Pan-
dora« und die Wiener Presse. Zahl-
reichen Fragern. Defraudantenzucht.
Aus der vornehmen Welt. Aus meiner
Sammlung. Der heilige Antimus. Das
Ende der Psychiatrie).
Berichtigung.

DIE FACKEL

Nr. 179

WIEN, 15. APRIL 1905

VII. JAHR

SEXUALJUSTIZ.

Manchmal fragt man sich, ob das Alles, was wir so im Lauf eines Jahres an öffentlicher Erörterung und krimineller Behandlung sexueller Dinge erleben, nicht ein Scherz sei, ausgeheckt von freien Hirnen, die ihren Zeitgenossen bloß ein Schreckbild der Heuchelei vorführen möchten. Ein solcher Abgrund der Sittlichkeit kann sich vor unseren Augen nur im Bilde, nicht in der Wirklichkeit auf-tun. Sollte die Menschheit, deren Entwicklung Befreiung von den Strangulierern individueller Rechte bedeutet, mit befreitem Willen ihr sexuelles Selbstbestimmungsrecht opfern? Nein, die Nachricht muß falsch gewesen sein Oskar Wilde lebt, er ist nicht für einen Irrtum seiner Nerven schändlich hingemordet worden. Und Maxim Gorki mußte nicht Schimpf erdulden, weil er aus dem Gefängnis zum Krankenbett seiner Geliebten eilte. Es ist nicht wahr, daß die Menschen den Ursprung ihres Werdens und den Quell ihrer Glückseligkeit fliehen wie man einen pestverseuchten Ort flieht, daß sie am Tag bespeien, was sie des Nachts ersehnen, daß der Mann sich belügt und die Frau um ihre Lebensfülle betrügt, daß er die Huldinnen dieses armen Lebens in den sozialen Verachtungstod hetzt, »Tugend«, auf deren Zerstörung doch seine Instinkte zielen, zum Maße der Frau macht und ihren Wert nicht ins gerade, sondern ins verkehrte Verhältnis zu der Summe der Freuden setzt, die sie spendet hat...

Ja, wäre die Furcht, in der die Menschheit vor ihren Hoffnungen lebt, nur ein häßlicher Traum! Aber wir wachen mit unerbittlicher Bewußtheit. Wir wachen vor den Schlafzimmern unserer Nebenmenschen. Wir fühlen uns noch immer verpflichtet, das öffentliche Ärgernis beizustellen, das eine Privatsache nicht hervorrufen würde, wenn sie unseren Blicken verborgen bliebe. Wir halten die Zeitung in der Hand, die es uns gewissenhaft meldet, wenn irgendwo zwei interessante Leute sich zu geschlechtlichem Tun gesellt haben, und wir kritzeln hocheifrig an den Rand den Namen der Frau, der in einem Prozeß mit impertinenter Diskretion so angedeutet wurde, daß wir ihn besser behalten als wenn er genannt worden wäre.

Der Prozeß ist vorbei, aber noch haben die Menschen mit empfindlichen Magennerven sich nicht so weit erholt, daß sie nicht beim bloßen Gedanken an das Moralgericht, das ihnen vorgesetzt wurde, speien müßten. Jawohl, speien! Speien, wenn sie der Führung, und wenn sie der Beurteilung dieses Prozesses gedenken. Ein junger Mann ist des Betrugs angeklagt. Zum Beweise der Tat muß sein Geschlechtsverkehr, nach Intensität und Richtung, vor den Geschwornen erörtert, müssen die Briefe der Frau, die so unvorsichtig war, sich nicht vor der Entscheidung ihrer Geschlechtsnerven eine Leumundsnote über den Erwählten zu beschaffen, in geheimer Verhandlung verlesen werden. In einer Verhandlung, die so geheim geführt wird, daß die Fanghunde der öffentlichen Meinung Gelegenheit haben, die pikantesten Brocken zu erhaschen. Und siehe, wieder einmal geht ein grenzenloses Staunen durch die Welt, daß es noch so etwas wie geschlechtlichen Verkehr gibt, und seine letzte Repräsentantin wird mit all dem sittlichen Unflat beworfen, mit all dem gutgesinnten Hohn bespritzt, den die öffentliche Meinung nur in der Eile zustandebringen kann. Daß ein Lump Betrügereien verübt hat, erklärt sie ohneweiters aus der Tatsache, daß eine interessante

Künstlerin geliebt hat. Liberale Tugendbolde nennen sie die »bekannte Schauspielerin« und unterstreichen das Wort mit der fettesten Gesinnung, derer sie fähig sind, und ein christlichsozialer Lümmel, der seine Entrüstung nur in Rufzeichen, seinen Hohn nur in Gedankenstrichen ausdrücken kann, erstarrt vor Entsetzen bei dem Gedanken, daß ein Betrüger mit der Idee umging, die »Dame« (!) zu — — — heiraten.

Der Vorsitzende hieß Hanusch. Er hätte auch Feigl heißen können. Daß es einen Paragraphen im Strafgesetz gibt, der die Mitteilung von ehrenrührigen Tatsachen aus dem Privat- und Familienleben ahndet, schien er nicht zu wissen. Und richterliche Unkenntnis des Gesetzes schützt bekanntlich weder den Angeklagten noch andere Leute vor Strafe. Eine Frau mußte es büßen. Daß Herr Feigl einmal die obszönen Briefe eines Angeklagten verlesen hat, um ihm ein Betrugsfaktum nachzuweisen — was bedeutet das gegenüber dem Einfall des Herrn Hanusch, einen Angeklagten durch Vorlesung der Liebesbriefe, die nicht er geschrieben hat, sondern die an ihn gerichtet sind, des Betrugs zu überführen? Hätte Herr Hanusch bloß die Liebesbriefe des Angeklagten verlesen, er könnte sich auf die tief sinnige Absicht des Verteidigers ausreden, die abnormale Geistesverfassung seines Klienten durch die »Perversität« seiner Geschlechtsübungen zu beweisen. Die populäre Dummheit, die Geist und Charakter des Menschen — vor allem des Nebenmenschen — von der Richtung seines Sexualgeschmacks bestimmt sein läßt, wird ja heute noch von Juristen und Psychiatern als Grundsatz geheiligt. In Wahrheit wäre höchstens die auf das eigene Geschlecht gerichtete Sexualtendenz und auch nur die des Mannes, die also den Mann fälschlich als sexuelles Wesen bejaht und als den Träger von Ethik und Vernunft ausschaltet, pathologisch (doch keineswegs kriminell) zu deuten. Im Weib,

als dem ausschließlich sexuellen Wesen, kann auch die Abkehrung zum eigenen Geschlecht nicht antisozial wirken. Welche Überhitzung normaler Triebe aber könnte anders denn als Geschmackssache und somit Privatsache der Beteiligten aufgefaßt werden? Wir sind denn doch schon über den Horizont eines Krafft-Ebing hinaus, der sich über die Erscheinungen entrüstet, die er als Forscher untersucht. Er spricht von einer Ausgeburt höllischer Phantasie, wo zwei Menschen das tun, was die Asexualität, die über die bloße Betonung der Gefühle nicht hinauskommt und sich darum fast stets prostituiert, als »moderne Perversität« verachtet, was aber gesunde Unbewußtheit seit Erschaffung der Welt als selbstverständlichen Ausdruck der Leidenschaft betätigt. In der Liebe gibt es nichts Anstößiges, solange der unbeteiligte Moralrichter nicht seine Nase hineinsteckt und die Nachtwandler zur Besinnung ruft. Eine Schauspielerin kann eine große Frau und eine große Künstlerin sein, auch wenn die in geheimer Verhandlung vorgenommenen »Konstatierungen«, die ein Gerichtshof vorzunehmen so frei war, noch »krasserer Art« wären.

»Die Ergebnisse dieses Teiles des Beweisverfahrens entziehen sich der Veröffentlichung«. Dieser Satz bedeutet mehr als die Veröffentlichung; der feixende Reporter sagt mehr als der sprechende. Soviel aber muß selbst eine Kulturträgerin wie die ‚Zeit‘ noch verraten: »aus den Mitteilungen des Angeklagten und den zur Verlesung gelangten Briefen der Schauspielerin gehe hervor, daß beide jahrelang in der perversesten Art verkehrt haben«. Die ‚Neue Freie Presse‘ glaubt in solchem Falle »auf eine stark ausgesprochene Geistesstörung schließen« zu sollen. Nichts ist, wie man weiß, in den Augen einer Kupplerin verächtlicher als die Sphäre, in der sie wirkt. Aber daß sich die alte Fichtegasslerin noch immer entrüsten kann, ist erstaunlich. In derselben Nummer, in der sie über die krasse Perversität von

Privatleuten das Maul verzog, trug sie auf ihrem Hinterteil die Ankündigung der folgenden sinnigen Namen von Masseusen (9. April, S. 61): Hedwig Faust, Ida Schlage, Wanda Stockinger und zwei Wanda Schläger, die in verschiedenen Gassen wohnen. Zwei Tage später (S. 31) die folgenden: Mina Beinhacker, Jeanette und Wanda Stock, Paula Ruthner, Ida Schlage, Carola Prüger. All diese Trägerinnen vielversprechender Pseudonyme dienen einem Bedürfnis, von dessen Verbreitung in den höchsten Schichten der Gesellschaft sich der Moralrichter keine Vorstellung macht. Haben somit ihre Existenzberechtigung. Auch die ‚Neue Freie Presse‘, die ihre Annoncen bringt, dient diesem Bedürfnisse. Hat somit auch ihre Existenzberechtigung. Ich frage aber, wer dabei den höheren Anspruch auf die sittliche Anerkennung der Menschheit hat: die Masseusen, die die ‚Neue Freie Presse‘ bezahlen, oder die ‚Neue Freie Presse‘, die von ihnen die Bezahlung annimmt und im Textteil die ihr anvertrauten Interessen schmählich verrät? Hat dieses abgehärtete Schandblatt noch ein Recht, der Welt die züchtige Jungfer vorzumimen, die die Wünsche des Besuchers mit der Frage enttäuscht: »Kann man denn das?«

... Werden wir doch einmal vernünftig! Gewöhnen wir uns endlich den Ton des Erstaunens ab, der höchstens noch einem Staatsanwalt ansteht, wenn er eine »Lasterhöhle« ausgehoben hat, in der sicheren Überzeugung, daß dies die letzte sei, in der sündige Menschen den Versuch machten, Naturgebote zu erfüllen und Strafparagrafen zu übertreten! Lassen wir doch die Dummköpfe unter sich und nehmen wir ihnen den Wahn, daß sie wirklich die Vollstrecker unserer Ethik seien! Wollen wir wirklich mit dem, was zwischen vier Wänden geschah, die »Ehre« belasten, so geraten wir ja in Gefahr, daß ein mutiger Mann oder eine mutige Frau uns das Klatschmaul mit dem gewissen Paragrafen

stopft, der zwar auch so rückständig ist, unsere Heimlichkeiten »ehrenrührig« zu nennen, aber doch so gerecht, ihre öffentliche Erörterung zu untersagen. Achten wir diesen Paragraphen, der uns an unsere Anstandspflicht erinnert, achten wir Zuschauer einer Gerichtsverhandlung ihn, wenn ihn schon Richter nicht achten. Das Schauspiel, Männer in Amt und Würde sich an den Briefen einer Frau ergötzen, auf jedes Detail einer Liebesnacht mit verglasten Augen starren und die Wonnen der Imagination mit zwölf biedereren Ehemännern aus dem Volke teilen zu sehen, wir wollen es nicht haben, wir wollen dieses Vergnügen sozusagen aus zweiter Hand nicht genießen, wenn wir es auch zu würdigen wissen, was es für einen angeregten Strafrichter bedeuten mag, sich in einer solchen Sitzung »den Akt kommen zu lassen«... Wollten wir den Versuch, auf die Geschmackrichtung des Menschen die Wertung seiner moralischen und geistigen Vorzüge zu basieren, verallgemeinern, wollten wir von allen Häusern die Dächer und von allen Schlafzimmern die Decken abheben, wir müßten unsern Glauben an die Menschheit verlieren oder — endlich erkennen, daß er nicht ausschließlich in dem Vertrauen zur normalen Geschlechtspflege seine Wurzeln hat. Wir sähen hier einen tüchtigen General, wie er von einer Prostituierten geschlagen und zur Kapitulation gezwungen wird oder wie er in dem »Anbinden«, das doch selbst für die Soldaten schon abgeschafft wurde, eine Wohltat erblickt, dort einen Geistlichen, der am Fensterkreuz stöhnt; hier einen Minister, der der Frau eines Subalternbeamten die Lackschuhe küßt oder die Schleppe nachträgt, dort einen Gelehrten, der vor den Reizen einer Gassencirce sieht, daß wir nichts wissen können. Und sie alle sind — etwa außer dem Minister — in ihrem Berufe tüchtig und angesehen und obliegen ihren Besonderheiten in vollster geistiger und körperlicher Frische bis in das Alter Methusalems.

Seit Jahrhunderten aber wird uns von den Peinigern der Menschheit vorgelogen, daß hier etwas nicht in Ordnung sei.



Eine Schmutzerei.

Ein alter Kamerad sendete mir die Abschrift eines Kriegsministerialerlasses vom 10. März l. J. mit der Bitte, den Herren, welche diesen Erlaß vom Stapel gelassen, den Kopf zu waschen. Ich komme diesem Wunsche nach, indem ich den Erlaß vollinhaltlich publiziere und sodann die Kopfwaschung vornehme. Der Erlaß lautet:

»Auf Grund Allerhöchster Ermächtigung wird das Reichskriegsministerium in jenen Fällen, in welchen die vor der Gage- regulierung, d. i. vor dem 1. Jänner 1900 in den Ruhestand getretenen vermögenslosen Gagisten von der VII. Rangklasse abwärts um Erhöhung ihrer Versorgungsgenüsse einschreiten — bis zur gesetzlichen Regelung dieser Frage — die Bewilligung von gnadenweisen Subsistenzbeiträgen vom 1. Jänner 1905 an in nachbezeichnetem Umfange Allerhöchstenorts beantragen u. zw. für die Personen der VII. bis XI. Rangklasse im Ausmaße von 10%, für die in eine Rangklasse nicht eingereichten Gagisten im Ausmaße von 15% ihrer Pension (einschließlich des eventuellen Zuschusses aus dem Taxfonds), falls hiedurch jedoch bei den in eine Rangklasse nicht eingereichten Gagisten der Betrag von 400 K, bei den in eine Rangklasse eingereichten Gagisten der Betrag von 750 K nicht erreicht würde, im Ausmaße der Differenz auf diesen Minimalbezug. Die Erhöhung auf den Minimalbezug von 750 bzw. 400 K wird das Reichskriegsministerium auch für die nach dem 1. Jänner 1900 in den Ruhestand getretenen (mit Wartegebühr beurl.) bzw. in Hinkunft in dieses Verhältnis

tretenden vermögenslosen Gagisten dieser Kategorie in Antrag bringen. Für den Fall als die in Rede stehenden Personen bereits eine Personalzulage beziehen, kann nur die Bewilligung jenes Betrages beantragt werden, um welchen die Personalzulage etwa geringer als die erwähnte Aufbesserung entfällt. Als weitere Beschränkung hat zu gelten, daß abgesehen von der Aufbesserung auf den Minimalbezug von 750 K bzw. 400 K die durch die gnadenweisen Subsistenzbeträge erhöhten Versorgungsgenüsse nicht höher sein dürfen als die auf Grund der neuen Gagesätze und der gegenwärtigen Militärversorgungsgesetze entfallenden Pensionen. Zur Vereinfachung des Vorganges bei Erwirkung der gnadenweisen Subsistenzbeiträge sind die gestempelten, mit einem Vermögenslosigkeitszeugnisse zu belegenden Gesuche um ‚Erwirkung gnadenweiser Erhöhung der Versorgungsgenüsse‘ im Dienstwege an das Reichskriegsministerium zu richten.«

Es gehört wahrlich eine jahrelange Übung im Lesen und Interpretieren von Verordnungen aller Art dazu, um den Sinn dieser amtlichen Geheimsprache zu enträtseln.

So viel aus diesem Rotwelsch zu entnehmen ist, hat Se. Majestät anbefohlen, daß die Ruhegehälter der vor dem Jahre 1900, also vor der allgemeinen Erhöhung der Offiziersgagen, pensionierten Offiziere entsprechend erhöht werden sollen, da das Gerechtigkeitsgefühl des Kaisers es nicht zulassen wollte, daß die vor dem Feinde gedienten Offiziere gegenüber denjenigen, die nicht vor dem Feinde standen, in ihren Ruhebezügen benachteiligt werden.

Die höchste militärische Administrativbehörde hat es nun, wie immer, meisterhaft verstanden, diese Allerhöchste Intention nicht nur so zu wenden und zu drehen, daß die alten pensionierten Offiziere von diesem kaiserlichen Gnadenakte recht wenig oder gar nichts profitieren, sondern sie hat auch an die Verleihung einer 10%igen Erhöhung der Pension, welche bei den Pensionisten, die nicht 40 Jahre gedient haben, also bei den meisten, etwa 100 bis 300 Kronen jährlich betragen dürfte, eine Bedingung

geknüpft, welche geradezu als demütigend, ja als ehrenrührig bezeichnet werden muß.

Der pensionierte Offizier, der auf Grund dieser bandwurmähnlichen Verordnung um eine 10%ige Erhöhung seines Ruhegehaltes einschreiten will, muß nämlich seinem vorschriftsmäßig gestempelten Gesuch ein Vermögenslosigkeitszeugnis beilegen.

Vermögens-, Mittellosigkeits-, Armutszeugnis bedeutet nahezu dasselbe.

Ein und dasselbe Organ fertigt solche Zeugnisse aus.

Der pensionierte Offizier, der nach meiner Meinung dieselbe Ehre hat, wie der aktive, muß sich also nach Weisung seiner höchsten Behörde an den Vorstand der Gemeinde, in der er domiziliert, bittlich um Ausstellung eines solchen Zeugnisses wenden.

Genies oder feinfühligte Seelen sind die Gemeindevorstände bekanntlich nicht und ihnen zumuten, daß sie zwischen der Bezeichnung: Vermögenslosigkeits- und Armutszeugnis einen Unterschied erkennen, dazu gehört wohl mehr als der naive Glaube eines Referenten im Kriegsministerium. — Es wird daher, wer die Ausstellung eines solchen Zeugnisses erbittet, das ihn in den Augen eines protzigen Gemeindepaschas zum Hungerleider macht, wohl manche Äußerungen hören müssen, die, nach den Begriffen über Offiziersehre, sich der Offizier nicht gefallen lassen darf.

Vor gar nicht langer Zeit hat man einen Generalstabshauptmann, der brieflich aus religiöser Überspanntheit das Duell als eine Unsitte, als eine Sünde verwarf, ohne daß er tatsächlich eine Genugtuung mit den Waffen in der Hand verweigert hätte, seiner Charge für verlustig erklärt, weil eine solche Ansicht sich mit der Offiziersehre nicht vereinbaren lasse. Und nun zwingt die oberste Militärbehörde alte Offiziere, bei Gemeindeprotzen um Ausstellung eines Armuts-

zeugnisses, dem man den »vornehmen« Titel: Vermögenslosigkeitszeugnis erteilt hat, betteln zu gehen.

Wissen denn die Herren in der militärischen Zentralstelle nicht, daß in den Qualifikationslisten jeder Offizier bis auf seine Schamteile, also auch seine Vermögensverhältnisse genau beschrieben ist, daß man daher nur einzelne der vielen Herren, die sich in den Räumen des Kriegsministeriums langweilen, zu beauftragen braucht, die einlangenden Gesuche der alten Pensionisten um die 10%ige Pensionserhöhung mit Hilfe der Qualifikationslisten zu überprüfen?

Oder würde es nicht genügen, die bittstellenden Offiziere aufzufordern, auf Ehrenwort zu erklären, daß sie kein Privatvermögen besitzen, sondern nur von ihrer Pension im glänzenden Elend leben?

Ist das Ehrenwort eines pensionierten Offiziers nicht ebensoviel wert wie das eines aktiven und selbst eines den exzellenten Kreisen angehörigen Generals?

Warum wird überhaupt die Aufbesserung der Ruhegehälter der alten Militärpensionisten nicht ohne Ausnahme durchgeführt? Warum werden diejenigen, die etwa noch eine mehr oder minderverschuldete Hütte ihr Eigen nennen, von diesem Benefizium ausgeschlossen? Einem Hauseigentümer wird gewiß kein Gemeindevorstand ein Vermögenslosigkeitszeugnis ausstellen, selbst wenn das Haus weit über seinen Wert verschuldet ist und der Eigentümer von seiner Pension die Hauszinssteuer samt Zuschlägen bezahlen muß, während er einem Offizier, der Wertpapiere besitzt ein solches Vermögenslosigkeitszeugnis ausstellen wird, weil er von dem mobilen Besitz desselben keine Kenntnis hat.

Man will von diesem Benefizium, das Se. Majestät gewiß allen seinen alten Offizieren ohne Unterschied zugedacht hat, so viele als möglich ausschließen! Das gebietet das in der Kriegsverwaltung stets herrschende

Sparsystem, das um hundert Kronen knausert, hunderte Millionen aber für militärische Schrullen und Spielereien leichtfertig zum Fenster hinauswirft.

Der Erlaß des Kriegsministeriums ist daher eine Schmutzerei, die sich mit dem Begriff der Offiziersehre nicht vereinbaren läßt und überdies der gesunden Vernunft und der Gerechtigkeit widerspricht; und ich bin vollkommen überzeugt, daß Se. Majestät, unser alter ritterlicher Kaiser, die an seinen alten Offizieren versuchte Schmutzerei nicht dulden wird!

Mödling.

Joseph Schöffel.

. . .

Ein anderer Erlaß vom 10. März 1905. An diesem Tage richtete, wie ich erfahre, die k. k. Strafanstalts-Direktion Stein sub Zl. 5016 eine Zuschrift an Industrielle, in der sie die Herstellung von Exportwaren »durch Sträflingskräfte« empfiehlt. Der Kriminalist als Arbeitgeber — übrigens die vernünftigste Rolle, die ihm zufallen kann — versteigt sich zu der folgenden grotesken Wendung:

»Insbesondere wolle sich die geehrte Firma äußern, ob — im bejahenden Falle — dieselbe geneigt wäre, solche Artikel dann hier anfertigen zu lassen, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß gerade die k. k. Strafanstalt Stein — welche ihren Belagraum aus der Residenz füllt — über tüchtige, geschulte, zum Teile selbst hochintelligente, alle Industriezweige umfassende Arbeitskräfte verfügt...«

. . .

Die Herren Coburg, Bachrach, Feistmantel, Wagner von Jauregg, Hinterstoißer etc. müssen jetzt das Furchtbare erleben, daß ihre Patientin, die sie so lange betreut haben, von Pariser Ärzten für unheilbar

geistesgesund erklärt wird. Das Gefühl der Bestürzung weicht aber dem freudigen Bewußtsein, in einem Lande, wo der Hinterteil der Mächtigen die einzige Rechtsquelle bildet, vor der Gerechtigkeit sicher zu sein und eine Tat nicht verantworten zu müssen, die zu den schlechtesten gehört, die je mißbrauchte Gewalt veranlaßt hat. Und die Freude schafft Übermut. In der letzten Plenarversammlung der Wiener Advokatenkammer wurde — leider von einer Seite, die den Ernst der Sache gefährden konnte — dem würdigen Präsidenten eine Interpellation überreicht, die sämtliche gegen ihn anläßlich der Coburg-Affaire erschienenen Angriffe wiedergab und an ihn die Frage stellte, ob er es nicht für geboten erachte, gegen diese Angriffe klagend aufzutreten. Herr v. Feistmantel erklärte, er sei »keineswegs in der Lage, gegen unmotivirte, geradezu verleumderische Angriffe in der Presse Prozesse zu führen«. Man solle ihn — riet er vertrauensvoll — beim Disziplinarrat anzeigen. Und die Wiener Advokatschaft rief »Bravo!« Aber Herr Otto Frischauer ist anoch Rechtsanwalt, Herr Barber hat durch Zurückhaltung der Briefe die Standesehre nicht verletzt, sondern betätigt — womit sollte also Herr v. Feistmantel die Laune des Disziplinarrates getrübt haben? Nicht die Ethik, bloß die Logik des Mannes ist der Anfechtung zugänglich. Er ist keineswegs in der Lage, gegen unmotivirte, geradezu verleumderische Angriffe Prozesse zu führen. Wehe aber denjenigen, die künftig motivirte Angriffe gegen ihn erheben wollten!... In einem Brief an den Vertreter der Prinzessin soll Herr v. Feistmantel sich für das Wohl des Papageis seiner Kurandin interessiert und diesen als ein kluges Tier bezeichnet haben. Die Klugheit des Papageis besteht vor allem darin, daß die Erklärungen, die er vorbringt, nie von ihm selbst ersonnen, sondern nachgesprochen sind. Er blamiert sich nicht gern.

. . .

An das Auftreten der schwedischen Masseuse europäischer Seelenverfettung knüpft die folgende Zuschrift an:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Sie sprachen in der letzten Nummer der ‚Fackel‘ von Ellen Key und von der Wiener Gesellschaft. Gestatten Sie, daß ich zu diesem Thema das Wort nehme und einige Einzelheiten anführe, die als Beweis für die Richtigkeit Ihrer Ansicht dienen könnten, falls es eines solchen Beweises noch bedürfte.

›Wien und Berlin‹. Zwei scharfe Gegensätze. In Allem, auch in unserer Frage. Wie erging es Ellen Key in der deutschen Reichshauptstadt? Wurde sie dort auch bejubelt? Auch ›Philosophin‹ genannt?

Es ist merkwürdig. So uneinig die Österreicher in nationaler Beziehung sein mögen, in ihrer Urteilslosigkeit sind sie rührend verschwägert. Die liberalen Blätter und die ‚Arbeiter-Zeitung‘ preisen Ellen Key, das ‚Deutsche-Volksblatt‘ tut desgleichen. Hier gibt es keine Unterschiede. Keine Rechte oder Linke; das Urteil fehlt. Ist es denn möglich, daß ein christliches Blatt Ellen Keys Ansichten über Liebe teilt? Ellen Keys Ansichten über ›Diesseits‹ und ›Jenseits‹? Und über die Bejahung des Willens zum Leben? Und kann eine sozialdemokratische Zeitung einer Frau zustimmen, die sich — angeblich wenigstens — zu Nietzsche bekennt?

Die Antwort holen wir uns in Berlin. Das Referat des ‚Vorwärts‘ wäre für die ‚Arbeiter-Zeitung‘ sehr interessant gewesen. Das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie äußerte sich über Ellen Keys Philosophasterei in einer ebenso vernichtenden wie richtigen Kritik. Die schwedische ›Seelenvollheit‹ nannte der ‚Vorwärts‘ treffend ›pure Tollheit‹, die übrigen ›Ideen‹ bezeichnete er als ›Armseligkeiten.‹ Die Berliner ‚Zeit am Montag‘ — ein Organ verwandt radikaler Richtung — urteilte nicht milder. Sie suchte nachzuweisen, daß sämtliche Ideen des redseligen

Fräuleins bereits vor Jahrhunderten und viel besser vorgetragen wurden. Daß nur die geringe philosophische Bildung der eleganten Berliner Welt Ellen Key bewundere. . . . Die konservativen Blätter entwickelten Anschauungen, welche geeignet wären, das ‚Deutsche Volksblatt‘ um allen reaktionären Kredit zu bringen. Der ‚Reichsbote‘ protestierte gegen die »moralische Versumpfung des Volkes« durch die modernste Art von Frauenrechtlerinnen. . . .

Die Wiener haben sich also wieder einmal bewährt. Wen sie bewundern, das wollen wir ein wenig aufhellen. Fräulein Ellen Key schreibt über Liebe und Ehe. Gesteht, daß sie in dergleichen Sachen so gut wie keine Erfahrung besitzt. Aber gerade »deshalb« — man beachte die seelenvolle Logik — könne sie ein schlackenreines Ideal darstellen. Dieses Ideal formuliert sich ein Wort (»Seelenvollheit«) und verbannt Alles Intellektuelle (besonders Logische). Da es von der Erfahrung nicht angekränkelt ist, behauptet es, das Weib sei »seelenvoller« als der Mann, stehe höher als er. Natürlich nicht das empirische Weib. Nicht die normale Mutter. Ellen Key ist ehrgeiziger. Sie bestimmt a priori, was Wert und Unwert ist, und meidet den Weg a posteriori (die Erfahrung). Ellen Keys Geschöpf ist die Transzendental-Mutter.

Außerdem ist Nietzsche ihr Ideal. Um das zu begreifen, muß man zweierlei wissen. Erstens, was Nietzsche über die Frauen dachte. Zweitens, daß Ellen Key alle Intellektualität und Logik haßt. Dann wird man verstehen. . . . Man wird verzeihen, daß Ellen Key einem Philosophen anhängt, der den kategorischen Imperativ des »Literaturweibchens« bloßlegte: »Aut liberi aut libri!« Der George Sand eine »Schreibe-Kuh« nannte und den Feminismus glühend verdamnte. Und man wird sich vielleicht jenes grausamen Hohnwortes entsinnen, das Nietzsche Ellen Keys Geschlechtsgenossinnen zuruft, den »Seelenvollen«: »Sie sind noch nicht einmal flach!«

Eine Frau aber, die Nietzsche eine so abgründliche Verständnislosigkeit entgegenbringt, die eingetrocknete Ideen mit neuen, schlechten Worten aufweicht, feiert in Wien Triumphe. Wer denkt da nicht an frühere Begebenheiten zurück? An Zeiten, da sich Wien so glänzend vor der Berliner Urteilkraft blamierte? Wie wars mit dem Frauenkongreß? Wo waren die österreichischen Konservativen? Wie ists mit der Friedensbewegung? Als Berta Suttner in Berlin sprach, da ging ein Sturm der Entrüstung durch die Reihen der konservativen und national-liberalen Parteien. Und in Österreich? . . . Ein Brüner Bericht erzählt von der Suttner-Versammlung, verzeichnet die Anwesenheit höherer Militärs und — lebhaften Beifall. . . . Hier gibt es weder Sozialdemokraten von der Entschiedenheit eines Liebknecht noch Konservative von der Unduldsamkeit eines Manteuffel. In Österreich ist Alles »liberal«. Man kennt keinen Standpunkt, auf welchem man sich verschanzt, man kennt nur Gemeinplätze, auf denen geschachert wird. Da wird jede Ansicht zur Modekrankheit und jede Narrheit zum geduldeten Prinzip. . . .
»Sie sind noch nicht einmal flach. . .«

Ich zeichne hochachtungsvoll

M. S.

. . .

Die Ägyptenreise des Wiener Männergesangvereines hat das Ansehen der Wiener Journalistik im Orient ebenso gefördert, wie das Ansehen des Orients bei der Wiener Journalistik. Einer ihrer Vertreter, der zwar nicht von Pharaos Zeiten her, aber doch schon vor dem Besuche des Männergesangvereines in Ägypten gewohnt und somit die Freikarte erspart hat, fuhr seinen Wiener Kollegen auf einer Barke entgegen und rief: »Grüß euch Gott! Wo ist der Löwy?« Da die Mitglieder des Männer-

gesangvereins diese Grußformel für ägyptische Verhältnisse nicht treudeutsch genug fanden, ging er hin und beschuldigte sie in verschiedenen Korrespondenzen antisemitischer Gesinnung. Auch sonst soll's recht gemächlich zugegangen sein. Der Korrespondent der ‚Neuen Freien Presse‘ wollte nicht lügen und verfaßte deshalb seine Telegramme schon vor der Abreise auf Grund des Vereinsprogrammes, das für jeden Tag vorausbestimmt war. Was konnte er dafür, daß der Verein seine Dispositionen nachträglich änderte? Die ‚Neue Freie Presse‘ hatte sich auf den jedenfalls richtigen Standpunkt gestellt, daß es der orientalischen Beobachtung nicht bedarf, wenn man das Glück hat, über orientalische Phantasie zu verfügen. Was verschlägt's, daß die schönen Dinge, die sie ihren Lesern beschrieb, kein Reiseteilnehmer zu Gesicht bekommen hat? Auf die innere Wahrheit kommt es an, und auf die Ersparnis an Telegrammgebühren. Und übrigens haben sich die Ereignisse nach der ‚Neuen Freien Presse‘ zu richten und nicht umgekehrt. Friedrich v. Schlegel's Wort, daß der Historiker ein rückwärts gekehrter Prophet ist, dürfte auf ein fortschrittliches Blatt höchstens dann Anwendung finden, wenn die Prügelstrafe für Journalisten eingeführt wäre. Daß dem Vertreter der ‚Neuen Freien Presse‘ die Desavouierung seiner Telegramme durch die Tatsachen, wie erzählt wird, das ganze Vergnügen an der Reise verdarb, ist gewiß bedauerlich. Aber das ist bloß die Schuld seines ungeübten Gewissens, das sich an die jahrzehntealte philosophische Erkenntnis von der Welt als Wille und Vorstellung der ‚Neuen Freien Presse‘ noch nicht gewöhnt hat. Er möge sich damit trösten, daß auch seine Kollegen mehr kombiniert als beobachtet haben. Eine lebhaftere Meinungsverschiedenheit herrscht zum Beispiel über den Schnurrbart des Khedive. Während das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ versichert, daß »ein dichter dunkler Hängeschnurrbart mit leicht aufwärts

gebogenen Spitzen der Physiognomie den gewissen orientalischen Müdigkeitsausdruck verleiht«, erklärt das ‚Neue Wiener Journal‘: »Das dünne Schnurrbärtchen ist englisch zugestutzt. Sonst wahrlich kein Freund der Engländer, die ihn zum Schattenkönig herabgedrückt haben, hat Abbas II. sie in Bezug auf die Bartform sich zum Muster genommen.« Wer hat Recht? Ich glaube, das ‚Neue Wiener Journal‘. Denn erstens ist seine Beschreibung ausdrücklich als »Original-Korrespondenz« bezeichnet, somit jedenfalls einer verlässlichen Quelle entnommen. Und zweitens hatte der Vertreter des ‚Neuen Wiener Tagblatts‘ alle Hände voll zu tun, um mit verschiedenen Funktionären über seinen Chef zu reden und jedes Lobeswort, das er ihnen abgepreßt hatte, zu verzeichnen. Was Herr Wilhelm Singer in seinem Blatte über sich selbst schreiben läßt, ist viel verlässlicher als die Beschreibung Abbas II. Man finde diese fortwährende Selbstberäucherung, dieses Auf dem Bauch liegen vor dem eigenen Bauche, diese Eigenkriecherei in Ermangelung eines noch unbenützten Schlupfwinkels der Gunst nicht ekelerregend! Ein fiktiver Weltbeherrscher ist interessanter als ein wirklicher Schattenkönig.

. . .

Ob sie eines natürlichen Todes sterben oder durch Selbstmord enden, man beneidet die Toten, weil sie ihre Nekrologe nicht mehr lesen müssen. Denn es geht doch nicht an, die Totenschau unserer Tagespresse als humoristische Ecke aufzufassen, an der auch die Überlebenden ihr Vergnügen haben können. Aber schließlich wird wohl nichts übrig bleiben, als dem nassen Auge, das der Trauerklage ziemt, das bekannte heitere zu gesellen und sich Herrn St—g als Nachrufer für einen verstorbenen Lehrer der deutschen Sprache gefallen zu lassen. Es ist ja schrecklich, daß jetzt immer außer dem Tod auch noch der St—g den Menschen rasch antritt, daß nicht nur eine Krankheit, sondern auch das

Sterben noch ein Folgeübel für den Betroffenen nach sich ziehen kann. Aber auch dafür muß es einen Trost geben. Der Leser denkt — mit Herrn St—g, der den Ausspruch in jeder Sonntagsglosse bis zum Erbrechen zitiert —: »Es kann D'r nix g'schehn!« So nimmt er es denn gläubig hin, wenn der Mann, der mit den Herren Sil Vara und Bendiner den Impressionismus der ‚Neuen Freien Presse‘ vertritt, erzählt: »Ein Schuß ist auf der Universität gefallen. Durch die hohen Säulengänge, die ragenden Wölbungen pflanzt sich der dumpfe Knall fort. Allüberall wird es vernommen, und Hunderte schreckensbleicher Menschen streben in verstörter Hast dem Raume zu, wo sich Schreckliches ereignet haben muß«. Aber so wahr Wölbungen nicht zu ragen und Säulen sich nicht zu spannen pflegen, so bekannt ist es den Zeitungslesern, daß niemand die Detonation des Schusses, durch den sich Professor Heinzl das Leben genommen hat, hörte, daß sie nicht einmal in dem nah gelegenen Seminarsaal vernommen wurde. »Es war die Zeit des stärksten Verkehrs auf der Universität, wo ein unaufhörliches Kommen und Gehen herrscht, die Wißbegierigen und Eifrigen von Hörsaal zu Hörsaal strömen. Gewissermaßen vor ihrer aller Augen hat Richard Heinzl sich den Tod gegeben.« Gewissermaßen, aber nicht gewiß. Noch stimmungsvoller wird diese Schilderung vielleicht wirken, wenn man erfährt, daß der Selbstmord des Professors Heinzl inmitten der akademischen Osterferien geschah, vierzehn Tage, nachdem alle Professoren aufgehört hatten, zu lesen. »Der Mann, der während seines ganzen Daseins schier ängstlich bemüht war, sein Privatleben mit den undurchdringlichen Schleiern des keuschen Geheimnisses zu umgeben. . .« Ist das nicht ein dunkler Punkt in seiner Vergangenheit? Dem Gebote, *de mortuis nil nisi bene* zum Trotz ruft ihm der Reporter die Wahrheit nach. Aber wieso weiß man denn, daß er »ängstlich bemüht« war, sein Privatleben wie ein Geheimnis zu hüten? Hat man einmal den Versuch gemacht, es zu entschleiern? Es scheint so. Vor sechs Jahren, da man seinen sechzigsten Geburtstag und sein dreißigjähriges Professorenjubiläum feierte, soll Heinzl einigen zudringlichen Interviewern die Tür gewiesen haben . . . Aber dies und das kann man wenigstens heute über ihn erfahren. Zum Beispiel: »Ein trefflicher Pistolenschütze, war er sich dessen bewußt, daß das Todesurteil, das er über sich ver-

hängt hatte, mit erbarmungsloser Sicherheit vollstreckt werden würde«. Herr St—g, der bloß die Schußweite des Revolvers der ‚Neuen Freien Presse‘ kennt und sonst von der Waffenkunde so viel weiß, als zum Besuch des Schützenkränzchens unbedingt notwendig ist, glaubt offenbar, daß man sich auf 50 Schritt Distanz zu erschießen pflegt. . .

Was aber ist das alles gegen Herrn Rudolf Meringer, der sich als »Professor der Grazer Universität« breitspurig an der Spitze eines Feuilleton-Nachrufs für Richard Heinzl in der ‚Neuen Freien Presse‘ hinpflanzt! Herr St—g ist Journalist, muß deshalb nicht Deutsch können, nicht kluge und sinnvolle Dinge sagen. Der Mann, der Lehrer für Germanistik an einer großen Universität ist, schreibt den Satz nieder und läßt ihn drucken: Es sei nicht so einfach, zu sagen, was wir Heinzl's Arbeit verdanken; »ich bin dazu nicht imstande«. Schreibt: »Er wollte kühl bleiben, wenn auch seine Seele die Leidenschaft kannte, um nicht ungerecht zu werden«. Schreibt: »Dafür fehlte es für ihn an jeder Entschuldigung«. Schreibt den von feinsten Sprachlogik zeugenden Satz: »Und wie der wissenschaftliche Charakter sich nie ganz vom rein menschlichen trennen läßt, so war es auch bei Heinzl«. Man erwartet: so hat auch das private Wesen Heinzls alle jene Eigenschaften u. dgl. Nein, »so war es auch bei Heinzl«. Sehr schön ist die Wendung: »Für die Sage unserer Altvordern hatte er ein Herz, für ihre Dichtung, wo er strenge über jede Hebung und Senkung achtete und ob auch das Wort an seiner gewöhnlichen Stelle stand«. Hier wird die Schüler des Germanisten Meringer die merkwürdige Verbindung der Begriffe »wachen« und »achten« interessieren. Herr Meringer zählt alle Größen auf, die aus dem Seminar Heinzls's hervorgegangen sind: »Seemüller, Minor, Werner, Brandl, Much, Detter, Kraus, Zwierzina, Luick, v. Weilen, Walzel, Singer, M. H. Jellinek, Murko und ich. . . So viele Namen, so viele Individualitäten.« Herr Meringer war bescheiden genug, sich selbst zuletzt zu nennen. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, ob Professor Heinzl, wenn er sein Feuilleton noch hätte lesen können, nicht aus Gram am Leben geblieben wäre und Herrn Meringer verhalten hätte, wieder in das Seminar einzutreten.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Höfing. Die Aufnahme, die der Justizrat Körner nach seiner Rückkehr von Florenz am sächsischen Hof erfuhr, die Behandlung, die einst Herrn Bachrach in Wien zuteil werden wird, hat Shakespeare vorausgeahnt:

König Johann: »Dein Arm ermordet' ihn; ich hatte mächt'gen Grund,
Ihn tot zu wünschen, doch du hattest keinen,
Ihn umzubringen!«

Hubert: »Keinen, gnädiger Herr?
Wie, habt ihr nicht dazu mich aufgefordert?«

»Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Vollmacht sehn in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus,
Und nach dem Wink des Ansehns ein Gesetz
Zu deuten, zu erraten die Gesinnung
Der drohenden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Überlegung zürnt.«

»Hier euer Brief und Siegel für die Tat.«

»O, wenn die Rechnung zwischen Erd' und Himmel
Wird abgeschlossen, dann wird wider uns
Der Brief und Siegel zur Verdammnis zeugen!
Wie oft bewirkt die Wahrnehmung der Mittel
Zu böser Tat, daß man sie bösllich tut.
Wenn du nicht da gewesen wärest, ein Mensch
Gezeichnet von den Händen der Natur,
Und ausersehn zu einer Tat der Schmach,
So kam mir diese Tat nicht in den Sinn.
Doch da ich Acht gab auf dein scheußlich Ansehn,
Geschick zu blut'ger Schurkerei dich fand,
Bequem zu brauchen für ein Wagestück,
So deutet' ich von fern auf Arthurs Tod:
Und du, um einem König wert zu sein,
Trugst kein Bedenken, einen Prinz zu morden.«

»Mein Fürst, —«

»Hätt'st du den Kopf geschüttelt, nur gestutzt,
Da ich von meinem Anschlag dunkel sprach;
Ein Aug des Zweifels auf mich hingewandt,
Und mich in klaren Worten reden heißen:
Ich wär verstummt vor Scham, hätt' abgebrochen,
Und deine Scheu bewirkte Scheu in mir.
Doch du verstandst aus meinen Zeichen mich,
Und pfogst durch Zeichen mit dem Zeichen Rat,

Ja ohne Anstand gab dein Herz sich drein,
Und dem zufolge deine rohe Hand,
Die Tat zu tun, die wir nicht nennen durften. —
Aus meinen Augen fort! nie sieh mich wieder!«

Und: Exton (in Richard II.): »In diesem Sarg bring ich dir, großer
König,

Begraben deine Furcht: hier liegt entseelt
Der Feinde mächtigster, die du gezählt,
Richard von Bourdeaux, her durch mich gebracht.«

Bolingbroke: »Exton, ich dank dir nicht; du hast vollbracht
Ein Werk der Schande, mit verruchter Hand,
Auf unser Haupt und dies berühmte Land.»

»Aus eurem Mund, Herr, tat ich diese Tat«

»Der liebt das Gift nicht, der es nötig hat.
So ich dich: ob sein Tod erwünscht mir schien,
Den Mörder hass' ich, lieb' ermordet ihn.
Nimm für die Mühe des Gewissens Schuld.
Doch weder mein gut Wort noch hohe Huld.
Wie Kain wandre nun in nächt'gem Graun,
Und laß dein Haupt bei Tage nimmer schaun!«

Und so weiter. Bis auf unsere Tage: »Bachrach, ich dank dir nicht!« . . .
Schicksal des Fürstendiener!

Parlamentarier. Herr Dr. Emil Frischauer belegte als Verteidiger des Grafen Sternberg seine Behauptung, daß die Säulenhalle des Parlaments kein Ort sei, der »besonderen Anstand erfordert«, mit der notorischen Tatsache, daß er selbst den Hut auf dem Kopf behalte, wenn er das Peristyl betrete. Die Beweiskraft dieses Arguments hat nicht ohneweiters eingeleuchtet. Mit demselben Recht könnte der Herr die Sitte, mit Messer und Gabel zu essen, durch den Hinweis auf die Tatsache negieren, daß es auch Leute gibt, die mit den Händen essen, wobei er bloß die Vorschrift, beim Essen nicht zu reden, infolge manueller Verhinderung der Beteiligten anerkennen müßte. Hoffentlich leitet er aus der Tatsache, daß sein Bruder Otto erpreßt und verleumdet hat, nicht die Behauptung ab, daß die Advokatur kein Beruf sei, der besonderen Anstand erfordert.

Leser. Zum ewigen Gedächtnis muß die Depesche, die ein amerikanischer Clown in die ‚Neue Freie Presse‘ vom 29. März geschmuggelt hatte, hier festgelegt werden. »Ein Schiffskapitän, der mit seinem Boot auf dem Eastriver manövrierte, glaubte, das Ende der Welt sei gekommen, als er Montag morgens plötzlich eine menschliche Figur, wie eine Rakete aus dem Wasser schießen sah. Die Figur schoß heraus, wie auf der Spitze einer Wasserhose, und drei weitere folgten. Diese menschlichen Figuren stiegen etwa 20 Fuß hoch in die Luft, fielen dann zurück, und schwammen, laut nach Hilfe rufend, dem Lande zu. Hinter dem

anscheinenden Wunder steckte eine merkwürdige Rettung aus Todesgefahr. Die vier Leute waren in dem Tunnel beschäftigt, der unter dem Eastriver, zwischen New-York und Brooklyn gebaut wird. Sie arbeiteten hinter einem pneumatischen Schild in einer Kammer, die durch komprimierte Luft gestützt wird. Einer der Leute erzählte: Ich bemerkte einen Luftzug nach oben, und ging deshalb über eine Leiter hinauf, um Säcke gegen den Riß zu befestigen, aber die komprimierte Luft pffte wie ein Blitz durch das Loch. Bevor ich wußte, wo ich war, war ich an die Decke des Tunnels gekittet. Eine Sekunde später wurde ich weiter hinaufgetrieben. Ich fühlte, wie mein Kopf durch 7 Fuß dicken Schmutz und Steine sich den Weg bahnte. Ich hielt mir die Hände vor das Gesicht, zum Schutze gegen die Steine, und zog mir den Hut fest über den Kopf. Ich erinnere mich, mit der Geschwindigkeit von etwa 500 Meilen in der Stunde durchgekommen zu sein. Aber es schien mir eine langsame Operation, doch schien ich vollständig im Besitze meines Bewußtseins zu sein. Ich war erfreut, als ich endlich ins Wasser kam, wahrscheinlich 25 Fuß tief, die ich im sechzigsten Teil einer Sekunde durchdrang. Dann fühlte ich Luft um meinen Kopf sausen, kam mit einem wuchtigen Stoß wieder ins Wasser und schrie ‚Mord!‘ — Die Explosion wird einer zufälligen bedeutenden Vermehrung des Luftdruckes zugeschrieben. Die Leute wurden 50 bis 60 Fuß durch Steine, Wasser und Luft geschleudert. Die ‚Neue Freie Presse‘ wußte aber in der letzten Zeit noch andere Meeresungeheuerlichkeiten zu berichten. Da wurden uns z. B. ganz merkwürdige Leistungen von Dampfern gemeldet. Im Abendblatt vom 21. März: »Es heißt, daß das französische Mittelmeergeschwader... die spanischen Häfen Granada und Barcelona anlaufen werde«. Am 25. März: »Weiters unternimmt der Österreichische Touristenklub... eine zweite Reise, und zwar nach Venedig, auf welcher mit dem Lloyd dampfer ‚Euterpe‘ die Adelsberger Grotte, Triest... und Abbazia besucht werden«.

Gymnasiast. Preisausschreibung des Deutschen Volkstheaters... Dazu schreibt die ‚Neue Freie Presse‘ (2. April): »Wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, wird ein neuer Modus beobachtet, durch den augenscheinlich vermieden werden soll, daß, wie dies bei manchen Preisausschreibungen der Fall war, ausschließlich ‚Buchdramen‘ mit literarischen Preisen ausgezeichnet werden. Gegen diese Neuerung ist weit weniger einzuwenden, als gegen die — Stilisierung der Preisausschreibung. Einem oder dem andern der Preisrichter dürfte das ‚Deutsch‘, in dem die Bestimmungen über den ‚Deutschen Volkstheaterpreis‘ abgefaßt sind, recht unangenehm überrascht haben.« Noch unangenehmer hat es einem oder dem andern überrascht, ein Blatt, das so wenig Deutsch kann, Sprachkritik üben zu sehen. Die Bestimmungen des Volkstheaterpreises sind verglichen mit ihrer Kritik ein stilistisches Meisterwerk. So eine Frechheit! Setzen! Und hundertmal abschreiben: »Ich soll mich nicht überheben!« Wohlgermerkt: mich, nicht mir.

Straßenkehrer. Im ‚Neuen Wiener Journal‘ erschien ein »Eingesendet«. Der darin Angegriffene schickte eine Berichtigung, die nicht abgedruckt wurde. In der Gerichtsverhandlung erklärte der »verantwortliche Redakteur« — man kann die Sorte wirklich nur mehr zwischen Gänsefüßchen zitieren —, daß die Redaktion des Blattes eine Berichtigung des Klägers gar nicht erhalten habe. Dieser produzierte hierauf, wie der Gerichtssaalbericht der ‚Arbeiter-Zeitung‘ erzählt, einen Brief der Administration des ‚Neuen Wiener Journals‘, worin sie sich bereit erklärt, die Berichtigung zu bringen, wenn sie als Inserat aufgegeben werde. Die Antwort des »verantwortlichen Redakteurs« auf diese Enthüllung war ein Lächeln, das den Richter Landesgerichtsrat v. Heidt, veranlaßte, mit Nachdruck das Folgende zu sagen: »Der Brief hätte von einem Blatte, das etwas auf sich hält, korrekterweise nicht hinausgegeben werden dürfen«. — Das ‚Neue Wiener Journal‘ marschiert natürlich an der Spitze der Blätter, die dem Volksbetrug des Annonceurs »Professor Maxim« Vorschub geleistet haben. Das Geld, das diese Hilfe trug, reichte zwar höchstens zur Anschaffung von Wagenschmiere für die Equipage des Herrn Lippowitz, die in Wien so lange schon öffentliches Ärgernis erregt.

Literarhistoriker. Ob Theodor Fontane, dessen Briefe kürzlich in der ‚Neuen Freien Presse‘ abgedruckt waren, es ironisch gemeint hat? Er sah das Blatt durch die Vermittlung eines Freundes, »der des Vorzugs genießt, die ‚Neue Freie Presse‘ in sein Haus kommen zu sehen«. Für ein paar Mark kann jeder Berliner, jeder Mensch dieses Vorzugs genießen. Sogar ich.

Jourbesucher. Das geistige Niveau einer Stadt kann man auch nach den Personalnachrichten ihrer Presse abschätzen. Wenn in Berlin ein berühmter Mann begraben wird, so scheint dem Publikum eben noch die Tatsache seines Ablebens wissenswert. Wien interessiert sich für die Kondolenzparasiten, die mitgehen. Die Fußtritte, die unsere Presse seit Kürnberger für jede Schaufel Reklame, die sie auf illustre Gräber wirft, empfangen hat, sie haben nichts gefruchtet. In Wien wird man, wenn einst die Welt zugrunde geht, fragen, wer dabei war und was die Frau Eisler angehabt hat. Es gibt hier Persönlichkeiten, deren Vorleben man gar nicht untersuchen muß: sie werden einem schon durch die ununterbrochene »Anwesenheit« unerträglich. Sowie man durch Jahrzehnte auf dem Theaterzettel einer Hofbühne die Herren Fiala, Wiesner, Füller als Wachen, Diener oder Gefolge verzeichnet findet, so hat die Öffentlichkeit auch an Komparsen der Ereignisse glauben lernen müssen. Der Unterschied ist aber, daß die Herren Fiala, Wiesner, Füller wahrscheinlich sehr ehrenwerte Leute und sicher unentbehrliche Glieder eines Ganzen sind, während die Komparsen des Wiener Lebens sich vor die Akteure drängen und an die Rampe treten, wenn andere gerufen werden. Ist es nicht schon langweilig, daß der Professor Monti statt in der Wissenschaft, immer nur auf den Metternich-Redouten »voranschreitet«? Von Herrn Angelo Eisner v. Eisenhof will ich nicht sprechen. Er glaubt sonst wirklich, daß ich ihn »angreife«, und sucht mich am Ende dadurch zu

gewinnen, daß er sich mir wieder einmal vorstellen läßt. Aber im Ernst gesprochen: wäre es nicht das Vernünftigste, daß man den Mann endlich zum Truchseß macht — gegen das Versprechen, sich zu schonen und nie wieder an einem Begräbnis, an einer Fahnenweihe, an einer Eröffnung teilzunehmen? Indes, was hilft's? Einer zieht sich zurück und Hunderte bleiben. Und täglich erobern sie sich neue Gebiete der Popularität. Sterben keine Berühmtheiten, werden keine Ausstellungen eröffnet, wird kein Jubiläum gefeiert, kein Festgottesdienst abgehalten, so muß man sich eben mit bescheideneren Gelegenheiten abfinden. Theaterschulvorstellungen — so heißt das eben entdeckte Feld, auf dem man »u. a.« gesehen werden kann. Kümmerlich, sehr kümmerlich. Aber der Saal des Kaufmännischen Vereines faßt etwa dreihundert Personen. Warum sollen nicht drei davon genannt werden können? Um einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, konstatiert die ‚Neue Freie Presse‘ in dem Referat über eine Schülervorstellung der Theaterschule Arnau: »Die Vorstellung war sehr gut besucht. Man sah unter den Gästen, welche der besten Gesellschaft angehörten, Geheimrat Sektionschef Dr. Liharzik, Sektionschef Herz, Hafensbaudirektor Hofrat Taussig u. v. a.« Dies von jetzt an die unerläßliche Einleitung zu einer Kritik über die Leistungen von Schauspielschülern. Die Herren Liharzik, Herz und Taussig sind alte Kräfte, denen unbedingt der Vortritt gebührt. Ihr innerer Zusammenhang mit den schauspielerischen Leistungen der Jugend wird dem Leser trotzdem nicht ganz klar. Herr Liharzik gilt als ein tüchtiger Beamter des Eisenbahnministeriums, höchstens könnte man ihn noch mit der Kreditanstalt, in die er gewählt werden soll, in Verbindung bringen. Herr Sektionschef Herz hat einmal dem Ackerbauministerium angehört und soll in jener Welt, in der man sich auf Pflanz versteht, als eine Kapazität in botanischen Fragen gelten. Aber selbst die anerkannte fachmännische Tüchtigkeit eines Hafensbaudirektors bietet nicht unbedingt die Gewähr dafür, daß den Schülern des Herrn Arnau eine Karriere auf dem Theater winkt. Warum erfahren wir also von der Mitwirkung der drei Herren an der Vorstellung? Immer wieder wird mir, wenn ich die Belästigung des öffentlichen Interesses mit widerwärtigen Personalien erörtere, eingewendet, den Herren selbst sei die Nennung ihrer Namen unerwünscht. Zum Teufel, warum erlassen sie dann nicht ein- für allemal eine Erklärung, warum haben sie nicht den Mut, der ‚Neuen Freien Presse‘ zu schreiben, daß sie sich ihres Wertes als tüchtige Fachleute und gute Esser zwar bewußt sind, aber die fortwährende Erwähnung der Aktionen ihres Privatlebens sich verbitten? Man muß der verkommenen Presse den Glauben austreiben, daß Persönlichkeiten, die im öffentlichen Leben stehen, kein Privatleben haben. Nächstens wird so ein Hundskerl es für keine Angelegenheit des Privatlebens halten, wenn eine berühmte Persönlichkeit ein öffentliches Haus besucht! Ich bin Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ und ich wünsche nicht zu erfahren daß Herr Liharzik bei einer Schülervorstellung »gesehen« wurde! Idiotten mögen ja einwenden, daß die Vorbringung derartiger Beschwerden »kleinlich« sei. Ich aber behaupte, daß die Kontrolle der Ekelhaftigkeiten des Wiener Lebens — die eben nur der Schwachsinn für einen »Angriff« auf die beismahlmäßig zitierten Persönlichkeiten halten kann — wichtiger ist, als die Betrachtung der von den Herren Funke, Pergelt und Groß geschaffenen »Lage der Deutschen in Österreich«.

DIE FACKEL

Nr. 180—181

WIEN, 6. MAI 1905

VII. JAHR

DER FÄULNISPROZESS DER ‚ZEIT‘.

Isidor Wilhelm Tell lebte still und harmlos. Sein Geschoß war auf des Waldes Tiere nur gerichtet. Er war »in den angenehmsten Verhältnissen« aufgewachsen. »Mit vierundzwanzig Jahren hat er geheiratet und bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre ein glückliches Leben geführt«. Er »hatte keine Sorge und ein sehr schönes Einkommen.« Dieser sonnige Friede, über dem sich der Himmel des Hauses Hellmann wölbte, war nur von Jugend auf durch jenes Drachengift getrübt, das die »milchige« Denkart auch des liberalsten Abonnenten der ‚Neuen Freien Presse‘ zu verwandeln imstande ist: durch die österreichische Korruption. Andere junge Leute in diesem Lebenskreise leiden an den Folgen von Ausschweifungen. Isidor hat »seit seiner Jugend an dem über unserem Vaterlande lastenden Fluch der Korruption gelitten«. Patient wandte sich, wie er unter immer wachsender Teilnahme des Auditoriums erzählt, an Dr. Adolf Fischhof, den Politiker, der vielfach brieflich ordinierte, trat eine Erholungsreise an und landete in Amerika, »wo gesündere Preßverhältnisse herrschen«. Amerika, du hast es besser, als unser Kontinent, das alte, hast keine Erpresser, höchstens besser bezahlte!... Herrn Singer's Zustand bessert sich in der Tat. Die Korruptionsbeschwerden haben aufgehört. Wir sehen ihn geheilt zurückkehren und das sozialpolitische Gewissen der Wiener Millionäre durch Revolverschüsse erwecken. Herr Singer hat den Gedanken gefaßt, der österreichischen

Presse einen Spiegel vorzuhalten, ihr durch Gründung eines eigenen Blattes die Korruption in abschreckendster Gestalt vorzuführen. Er hat die ‚Zeit‘ geschaffen, und so oft das sozialpolitische Gewissen der Millionäre bei der Lektüre des Blattes einschläft, geht er hin und weckt es durch neuerliche Revolvergeschüsse. Wär' er besonnen, hieß er nicht der Tell. Darum begibt er sich am Abend, bevor ein Artikel gegen die Korruption erscheint, in eine hohle Gasse. Es ist die Fichtegasse, wo der alte Gutmann sein Comptoir hat, eine ohnedies unwirtliche Gegend, in der schon die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse‘ etabliert ist. Hier kommen allerlei Journalisten vorbei, jeder treibt sich an dem andern rasch und fremd vorüber, »hier geht der düstere Räuber und der heitre Spielmann«, Herr Benedikt und Herr St—g; die Bank, die hier dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet ist, wird darum mit Recht die »Bank von Stein« genannt. Auf die will sich nun Herr Singer setzen. Die Gelegenheit ist günstig. Was blinkt durch die Nacht? »Komm du hervor, du Bringer bitterer Schmerzen, mein teures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz — ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt der frommen Bitte undurchdringlich war — doch dir soll es nicht widerstehn«. Heute will Herr Singer den Meisterschuß tun und das Beste sich im ganzen Umkreis des Schottenrings gewinnen. Er lauert auf ein edles Wild, das bereits telephonisch aufgescheucht ist. Halloh, halloh — klingt der neueste Jagdruf. Läßt sich's der Jäger nicht verdrießen, Tage lang umher zu streifen, um armselige Pauschalien zu erjagen: hier gilt es einen köstlicheren Preis. Prioritätsaktien! Und schon erklingt Herrn Kanner's Frage: »Hat David v. Gutmann gezahlt?« Worauf aus Wilhelm Tell die bekannte Antwort zitiert wird: »Nu, hat er gezahlt?«...

Dies Präludium zur Schiller-Feier ward neulich im Wiener Schwurgerichtssaal aufgeführt. Der Angeklagte war diesmal wirklich der Angeklagte. Und

wußte nur einen mildernden Umstand für sich geltend zu machen: Wäre ich besonnen, hieß ich nicht der Isidor Singer. Kläglicheres hat sich in der Wiener Öffentlichkeit seit langem nicht abgespielt. Seit dem großen Zivilprozeß nicht, der die Übersetzung des Fremdwortes »Sozialpolitik« in das deutsche Wort »Ausbeutung« ermöglicht hat. Nun ward auch das schäbige Inkognito antikorruptionistischer Gesinnung gelüftet; aber hier ist die deutsche Sprache zu arm, als daß sich aus den Niederungen ethischer Mesquinerie der entsprechende Ausdruck holen ließe. Damals, als man den journalistischen Freak schon im Verrecken wähnte, empfand ich es als ein Erlebnis von tragischem Humor, von einer aufrüttelnden Wirkung des Kontrastes: Ich predige der Publizistik Moral, und meine Lehre macht sich die Häßlichkeit zunutze und entblößt, da keiner sie mag, ihre Scham: »Seht her, ich bin anständig!« Aber heute wissen wir auch, daß die runzlige Vettel, die drauf pocht, daß sie für Geld nicht zu haben sei, unanständiger ist, als ihre genußreicheren Mitschwestern. Zu talentlos ist sie, um sich Abwechslung schaffen und Einzelwünschen dienen zu können, deren Fülle doch wenigstens die Möglichkeit bietet, auch dem eigenen Sexualwillen zu dienen. Sie verlangt, ausgehalten zu werden. Sie ist die geborene Maitresse, deren Unmoral in der Treue gegen ihren Besitzer besteht. Nun ist das kolossale Unvermögen, das die Herren Singer und Kanner in die ‚Zeit‘ gesteckt haben, verbraucht wie die Millionen ihrer perversen Aushälter, und die Unbefriedigten, die ein dunkler Drang zu der reizlosesten Konkubine zog, treibt der Ekel von hinnen... Indes, ich fürchte, daß die Anwendung der Geschlechterterminologie auf die journalistische Prostitution selbst von den prüdesten Philistern als Entweihung empfunden werden könnte. Auch das Handwerk der Straßenräuber möchte ich nicht gern herabsetzen. Darum sage ich ohne Umschweife: Die anderen Blätter

wollen bestochen, die ‚Zeit‘ wollte »gegründet« sein.

Noch nie sind Sozialpolitik und Ausbeutung, Korruption und ihre Bekämpfung in einen gelungeneren Kausalnexus gebracht worden. Man gebe uns Geld, die Korruption zu bekämpfen! Sonst bekämpfen wir die Korruption derer, die uns kein Geld geben. Wir nehmen keine Schweiggelder, wir wollen nur unsern Lebensunterhalt. Daß wir bestehen, ist eine österreichische Notwendigkeit, wir müssen die Korruption bekämpfen, und dafür, daß auch die korrump sind, die uns nicht erhalten wollen, können wir nichts. . . Seit die Menschheit mit Druckerschwärze beschmiert, seit Meinung als Ware verhandelt wird, hat man ein Kuriosum wie jenen Abendbesuch eines Wiener Zeitungsadministrators bei dem Chef des Hauses, dessen Ehre am andern Morgen angegriffen werden sollte, nicht erlebt. Herr Isidor Singer ist ganz gewiß kein Erpresser. Erpresser sind schlaue. An diesem Isidor wird der Antisemitismus zuschanden. Wenn der israelitische Typus auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Herrn Singer aufweist, muß ein Ernst Schneider als Schützer der übertölpelten Judenheit erstehen. Das bißchen mit den Händen reden kann den Haß nicht rechtfertigen. In den Händen dieses Herrn Singer liegt keine Überredungskraft. Er ist gewiß kein Erpresser. Er spricht auf einen Millionär ein, Ihr glaubt, er mache eine drohende Gebärde und es ist bloß eine Unart. Herrn Kanner habe ich vielleicht unterschätzt, da ich seiner kleinen Gerissenheit — etwa von der Art, die durch das Mitwägen der Emballage übervorteilt — größere Schlechtigkeiten nicht zutrauen wollte. Aber im Fall Gutmann läßt sich ihm nichts anderes nachweisen, als daß er der Beschränktheit seines Compagnons die Zügel schießen ließ. Der Erpressungsparagraph meint die Erregung von Furcht, nicht von Mitleid, von begründeten Besorgnissen, nicht von Heiterkeit. Herr David v. Gutmann sollte zwar zu einer Leistung verhalten werden, wurde zwar mit einem

Angriff auf die Ehre seines Hauses bedroht, aber Herr Singer wollte bloß die ihm über den Herrenhaushandel des Neffen mitgeteilten Tatsachen »verifizieren«. Der Artikel wurde zwar angekündigt, aber mit keinem Wort die Möglichkeit seiner Unterdrückung erwähnt, mit keinem Wort an die alte Sehnsucht des Herrn Singer nach der Gutmann'schen Beteiligung gerührt. Daß der alte Gutmann Gedanken lesen konnte, ist nicht des Besuchers Schuld, daß er über den unausgesprochenen Wunsch nach Geld und über den ausgesprochenen Wunsch nach einer »Information« in gute Laune versetzt ward, exkulpiert Herrn Singer zur Gänze. Wollte man hier von Erpressung sprechen, müßte man folgerichtig der Ansicht sein, daß der Schnorrer, den der Protz hinauswerfen läßt, weil er ihm »das Herz bricht«, wegen Körperverletzung angeklagt werden könnte. Herr v. Gutmann fühlte jedenfalls, daß ein Angriff, der das Motiv der Rachsucht so unverhüllt zur Schau trägt und durch die Vorschwindelung antikorruptionistischer Gesinnung den Abscheu vor seinen Urhebern verstärkt, nicht schaden könne. Er hätte ihn, um sich und seinem Hause Ruhe zu schaffen, wohl nach dem üblichen Tarif gekauft. Aber die Riesensumme, die zur Sanierung der ‚Zeit‘ notwendig war und zu deren Leistung er so oft schon telephonisch, schriftlich, persönlich gepreßt wurde, zu zahlen, war er auch unter dem Damoklesschwert der publizistischen Ungnade nicht willig. Drückte seine Brieftasche an die Brust und anerkannte die Unabhängigkeit der ‚Zeit‘. Herr Singer ging informiert und unbestochen von dannen. Herr v. Gutmann hatte ihm in entgegenkommendster Weise die Freiheit seiner Entschließungen gewahrt. Die ‚Zeit‘ hatte die schwerste Probe ihrer Unbeeinflussbarkeit bestanden: noch am Abend konnte ihr Herausgeber mit Herrn v. Gutmann verkehren, ihm einen Angriff ankündigen, und am nächsten Morgen stand der Angriff, ohne daß

der geringste Versuch ihn zu verhindern gewagt wurde, im Blatt . . . Eine Frage ist in der Gerichtsverhandlung an Herrn Singer nicht gestellt worden: ob der aus antikorrupzionistischer Gesinnung erflossene Artikel über den Herrenhausschacher abgedruckt, Tells Geschoß abgedrückt worden wäre, wenn der alte Gutmann den Informationsbedürftigen wie folgt bedient hätte: »Herr Singer, Sie haben sich vergewissern wollen, ob die Ihnen über meinen Neffen mitgeteilten Tatsachen richtig sind. Sie sind ein gewissenhafter Mann, ein vorsichtiger Mann. Aber ich, Herr Singer, bin auch ein vorsichtiger Mann. Was soll ich Ihnen sagen? Sie wissen schon. Also geben Sie heraus die Prioritätsaktien!«

Wäre die Herrenhausaffaire, die die ‚Zeit‘ Herrn Max v. Gutmann aufgebracht hat, ebenso verschwiegen worden wie der ihr lange vorher bekannt gewordene Korruptionsantrag, der ihrem Geldgeber Riedel gemacht wurde, oder wäre der Fall Gutmann so prompt der Diskussion entzogen worden wie der Fall Mauthner nachträglich aus ihr verschwand, wir wären um ein Kapital an Erkenntnis ärmer. Was wir aus jener rasch beendeten Gerichtsverhandlung, was wir aus ihrem publizistischen Nachspiel lernten, schafft uns die endgiltige Beruhigung über die Lebensfähigkeit einer Generation, in der die Dummheit die Schlechtigkeit paralyisiert. Eine Publizistik, die ihre Preise nicht um einen Heller höher ansetzt als die Korruption, die sie zu bekämpfen vorgibt, hat sich jedes Anspruchs auf Fürchterlichkeit begeben. Die Summe, um die man angeblich unter der Regierung Koerber Herrenhausitze kaufen konnte, hatte die ‚Zeit‘ — angeblich — von einem verstorbenen Mitglied der Familie Gutmann zu fordern, und die Gelder, die im Ordensverschleiß tatsächlich vereinnahmt, der Habgier der österreichischen Korruptionspresse und der Eitelkeit eines Ministers geopfert wurden, hätten den Bestand des anti-

korruptionistischen Unternehmens der Herren Singer und Kanner gesichert. Und damit auch die kulturelle Vervollkommnung der westlich von Galatz gelegenen Königreiche und Länder. So kurz das Vergnügen war, das uns der Kampf der journalistischen mit der ministeriellen Moral vor dem Schwurgericht gewährte, so dankbar müssen wir dafür sein. Die journalistische Moral, die nie ohne Waffe ausgeht, ist dennoch unterlegen. Die Regierung bedroht den Staatsbürger, der Geld geben will, mit einem Orden, also mit einem Angriff auf die Ehre. Solchem Nachteil kann aber jeder entgehen, der sich entschließt, kein Geld zu geben. Anders die Zeitung. Sie bedroht den Staatsbürger, der kein Geld geben will, mit einem Angriff auf die Ehre. Diese Konkurrenz zweier Bedränger verdoppelt die Zwangslage des Betroffenen. Gibt er der Regierung das Geld, so wird er in der öffentlichen Meinung nicht nur durch eine Auszeichnung, sondern auch durch einen Angriff der ‚Zeit‘ herabgesetzt. Zudringlicher ist ja die Regierung. Sie schickt dem Mann, von dem sie Geld will, Agenten ins Haus, läßt ihn auf der Straße, im Theater, im Pissoir ansprechen. So wie einem einst an allen Ecken die Frage begegnete: »Kauen Sie schon Rizzi?«, so tönt es in einem wohlgeordneten Staate, der das Glück seiner Bürger begründen will, allorten: »Haben Sie schon den Franz Josephs-Orden?« Viel vornehmer und viel diskreter vollzieht sich der Verkehr zwischen der ‚Zeit‘ und jenem Privatmann, dem sie einen Angriff zgedacht hat. Vor allem scheint ihr nicht jeder, bei dem sie eine volle Geldbörse vermutet, hiezu geeignet. Sie »informiert« sich. Sie prüft die Würdigkeit und verkauft nur auf Grund alter Bekanntschaft ihre Ungunst...

In dem Zwielight zwischen Erpressung und Dummheit, in dem moralischen Dunst aus Entrüstung und Prioritätsaktien, in jenem Gemauschel eines Kato-

nismus, der die Korruption mit Hilfe seiner »einflußreichen Beziehungen« bekämpft, kurz in jenen flüchtigen Stimmungen, die die Gerichtsverhandlung brachte, ist die Wesensart unserer Helden nicht allen Zeichendeutern der ‚Zeit‘ aufgegangen. Erst das Nachspiel, das dem kostbaren »Freispruch« folgte: das Triumphgeheul, das sie anschlügen, die Fälschung des Gerichtssaalberichts, die Danksagung, welche sie an die ihr Wirken segnenden Völker Österreichs richteten, die Empfänglichkeit für günstige »Preßstimmen«, die Unempfindlichkeit für Fußtritte, die groteske Verwechslung ministerieller Korruption mit der eigenen Integrität — all dies brachte auch jenen Lesern Klarheit, die bloß den Kläger Gutmann durch die Zurückziehung der Beleidigungsklage und nicht die ‚Zeit‘ durch die Aussagen der Angestellten des Hauses Gutmann kompromittiert sahen. Wer aber auch jetzt noch die Gesinnungsschäbigkeit für eine Waffe im Kampf um die gute Sache gehalten hatte, der mußte schauernd gewahren, daß sie Selbstzweck sei, als sich die ‚Zeit‘ an dem Privatleben jener Männer rächte, die ihr in der ‚Arbeiterzeitung‘ die Wahrheit gesagt hatten. Noch nie vielleicht hat eine »Enthüllung« schmerzlicher den Charakter des Enthüllenden enthüllt als jene, mit der die ‚Zeit‘ die Herren Viktor Adler und Pernerstorfer unmöglich zu machen hoffte. Die ‚Arbeiterzeitung‘ hat gefunden, daß Herrn Singer's Abendbesuch bei Gutmanns den publizistischen Anstandsformen nicht entspreche, daß es taktlos sei, so spät am Abend zu erpressen. Diesen Tadel entkräftet Herr Singer mit der Behauptung, er habe seinerzeit herhalten müssen, »so oft es galt, eine Kollekte zu veranstalten, um Herrn Pernerstorfer aus seinen periodisch wiederkehrenden Geldkalamitäten zu befreien«; und für Herrn Dr. Adler, der in einer der schwierigsten Situationen seines Lebens war, habe er einmal »getan, was dieser seiner eigenen Familie und seinen engeren

Freunden nicht zumuten zu dürfen glaubte.◀ Man faßt es nicht, daß es wirklich gedruckt stehe; daß das verhärtetste Protzenherz fähig sei, solchem Empfinden ungescheut Ausdruck zu geben. Aber da einem gerade der Ekel das Wasser in den Mund treibt, kommt die Aufklärung der der Armut bezichtigten Herren und alle Mißempfindung wandelt sich in Heiterkeit über diesen selbst zum echten Protzenthum unfähigen Herrn Singer, der wenigstens den Standpunkt der Millionäre einnehmen möchte, wenn er schon ihr Geld nicht kriegt, und dem man mit einer goldenen Uhrkette mehr imponieren kann als mit einem integren Vorleben. Nach der Aufklärung der Herren Dr. Adler und Pernerstorfer hätte man Herrn Singer eine weniger komplizierte Schäbigkeit zugetraut. Da er nämlich — zu einer Zeit, als er noch »Sozialpolitiker« war — Herrn Dr. Adler das unerhörte Opfer gebracht hat, für ihn zu »garantieren«, und Herrn Pernerstorfer auch nichts gegeben hat, hätte man von ihm billiger Weise die Enthüllung erwarten können, daß die ‚Arbeiterzeitung‘ schimpfe, weil ihre Leiter — vor fünfzehn Jahren und nicht am Abend vorher — von ihm kein Geld bekommen haben. Zu einem solchen Bekenntnis ist aber ein Isidor Singer nicht zu haben. Die Ehre seines Hauses erfordert es, bloß davon zu sprechen, daß er einmal um ein Darlehen angegangen wurde. Schon die Bitte der Herren, nicht deren Erfüllung, legt ihnen nach seiner Ansicht die Pflicht der Dankbarkeit für alle Zeiten auf. Nun ist es zwar richtig, daß Herr Singer das Haus Gutmann, an dessen finanzielle Gefälligkeit er so oft vergebens appelliert hatte, nie hätte angreifen dürfen. Aber mit der Verpflichtung der Herren von der ‚Arbeiter-Zeitung‘ dem Herrn Singer gegenüber steht es ein wenig anders. Daß Herr Singer die »Dankbarkeit« zum Stillschweigen über öffentliche Korruption verhalten möchte, macht seinem Talent zum Zeitungsherausgeber alle Ehre. Aber Fleißaufgabe ist es, sich auch der nicht

empfangenen Wohltat dankbar zu erinnern. Leider vergißt Herr Singer, daß bloß er und nicht der abgewiesene Bittsteller eine Pflicht verletzt hat. Man muß es Leuten seines Schlages denn doch einmal gründlich sagen, daß sie Unrecht tun, sich das Geldgeben als ein Verdienst anzurechnen. Herr Singer war im Kreise der Sozialpolitiker geduldet, und es ist nur natürlich, daß er, da man nicht sein Können der guten Sache dienstbar machen konnte, mit seinem Vermögen herangezogen wurde. Wozu wäre er denn sonst auf der Welt? Der Unbegabte muß sich der Ehre, mit den Höherorganisierten verkehren zu dürfen, in seiner Weise würdig machen. Das ist das Opfer, welches die Geselligkeit zwischen Künstlern und Philistern ermöglicht, das Schmarotzen der Eitelkeit an politischen Bestrebungen erträglich macht. Herr Singer versündigt sich gegen seine Naturbestimmung. Er wird jetzt seit Jahren in Zusammenhang mit Geldsummen gebracht, die er nicht gibt, sondern nimmt, und wird nicht nur dort grob, wo er nichts bekommt, sondern auch dort, wo er nichts gibt...

Ein Leben, das aus der Schule des alten Fischhof in das Comptoir des alten Gutmann führt und in dem als einzige Aktiva die Passiva einer Wochenschrift in der Höhe von 368.000 Kronen gebucht sind, ward in flüchtiger Gerichtstagung aufgerollt. Das war mehr, als sich der Kläger gewünscht hatte. Schließlich brauchte er ja zu seiner persönlichen Rehabilitierung nichts als die eidliche Aussage des früheren Ministerpräsidenten. Überflüssiger- und unvorsichtigerweise hatte er die Klage angekündigt; daß er sie anstrengte, war notwendig. Aber es galt bloß einen strafrechtlichen Feststellungsprozeß zu führen, die Gelegenheit des Schwurgerichts zum Beweise der Unstichhältigkeit des ehrenrührigen Vorwurfs zu benutzen. Nur die Urteilslosen brauchen ein Urteil, um eine Schuld zu erkennen; nur die von der Heiligkeit

eines Gerichtsspruchs durchdrungenen Tröpfe können dem Kläger die Zurückziehung der Klage als »Flucht aus dem Gerichtssaal« ankreiden. Der Wahrheitsbeweis der Angeklagten war vollständig mißlungen, das Motiv ihres Angriffs mit erschreckender Deutlichkeit bloßgelegt. Vielleicht hätte man wünschen können, daß die Zeugen in umgekehrter Folge aussagten: zuerst die Beamten des angeschnorrten Hauses Gutmann über Herrn Singer's Männerstolz vor Kohlenkönigsthronen und dann Herr v. Koerber über die Unwahrheit der Herrenhausgeschichte. Nach der Aussage des Ministers hätte der Verzicht auf die Fortsetzung des Prozesses dekorativer gewirkt. Diese Erhöhung des Effekts war vermutlich aus prozeßtechnischen Gründen nicht zu erzielen. Um welcher Erwartungen willen hätte aber der Kläger nach der Rehabilitierung seiner Person und nach der Kompromittierung seiner Angreifer die Verhandlung fortsetzen lassen sollen? War es seine Pflicht, das Koerber'sche Regime gegen den Vorwurf der Korruption zu verteidigen? Konnte ihm wirklich zugemutet werden, die tausend Enthüllungen aus der Nobilitierungs- und Dekorierungswerkstatt über sich ergehen zu lassen, mit denen die ‚Zeit‘ trotz dem Widerstreben des Vorsitzenden ihren guten Glauben zu beweisen gesucht hätte? War's Furcht vor dem Ausgang, die ihn zum Rücktritt bewog, so war sie begründet. In der praktischen Lebensanschauung der Volksrichter begründet, die zwar einem Publizisten gefährlich werden kann, der in idealer Absicht öffentliche Angelegenheiten erörtert, sich also in Dinge mischt, die ihn nichts angehen, aber vielleicht einem Zeitungsgeschäftsmann, den der Gram über die Zurückweisung seiner Aktien zu einem verzweifelten Angriff trieb und der selbstverständlich »für Weib und Kind zu sorgen hat«, die Wahrnehmung berechtigter Interessen zubilligt. Drei Gemischtwarenhändler und zwei Fleischhauer saßen auf der Geschwornenbank. Männer, denen man gewiß gerecht

wird, wenn man sie »ehrsam« nennt. Aber über welche entlegene Materien des Lebens sollten sie sich eine Meinung gebildet haben! Wir besitzen eine Geschwornenjustiz in Sachen der Preßbeleidigung. Freuen wir uns dieser freiheitlichen Errungenschaft! Bedienen wir uns ihrer bis zum Verdikt und lassen wir es uns an den Feststellungen des Gerichtshofs genügen. Ein Freispruch der ‚Zeit‘ hätte die Ehre des Klägers, die durch das Beweisverfahren rehabilitiert war, gefährdet, der Preßkorruption, die durch das Beweisverfahren verurteilt war, zu Ehren verholfen. Die Verurteilung der ‚Zeit‘ hätte uns keine neue Erkenntnis vermittelt. Weder von der käuflichen Gunst einer verflissenen Regierung noch von der einer bestehenden Zeitung. Und angesichts der bestrafte Ehrenbeleidigung wäre die Straflosigkeit eines Abendbesuchs, wie er mit ähnlicher Ungenietherheit wohl noch nie gewagt wurde, nur umso schmerzlicher fühlbar gewesen.



MEINE TÄTIGKEIT IM LANDESAUSSCHUSS*).

Von Joseph Schöffel.

Im Jahre 1896 trat in den politischen Verhältnissen Niederösterreichs eine vollständige Umwälzung

*) In einigen Wochen wird der Sumpf der österreichischen Politik aufklatschen. Joseph Schöffel's Memoiren gelangen auf den Büchermarkt. Der Fülle hochinteressanten Stoffes und prachtvoll lebendigster Gestaltung — Kürnberger's Worte über den jungen Kämpfer haben noch heute Geltung — ist das folgende Kapitel, das letzte des Werkes, entnommen, das ich dank der Freundlichkeit des Autors schon aus dem Manuskript veröffentlichen kann. Das umfangreiche Werk wird im Verlage Jahoda & Siegel, Wien, erscheinen.

Anm. d. Herausgebers.

ein. Die Partei, welche im Landtag durch 33 Jahre unumschränkt geherrscht hatte und welche während der Dauer ihrer Herrschaft stets ängstlich bemüht gewesen war, jeden Schnörkel einer unhaltbaren Verfassung, einer Scheinkonstitution mit bureaukratischer Herrschaft, zu erhalten, wurde bis auf wenige Reste vernichtet.

Eine Partei, welche auf ihre Fahne den Kampf gegen die Korruption und deren Züchter, die Juden, geschrieben hatte, errang einen ungeahnten Sieg, um später, nachdem sie zur Herrschaft gelangt war, derselben Korruption zu verfallen, welche die besiegte liberale Partei zerfressen und getötet hatte.

Bei dieser Umwälzung gelangte wie bei jeder Umwälzung naturgemäß der Bodensatz an die Oberfläche. Der Führer der siegenden antikorruptionistischen oder antisemitischen Partei, dem Niemand Genialität und was noch mehr ist persönliche Uneigennützigkeit absprechen kann, sah sich plötzlich von vielen geistig inferioren, moralisch wurmstichigen, nach Siegesbeute lüsternen Elementen umringt, die er sich nicht vom Leibe halten konnte, wenn er sich nicht verlassen sehen wollte.

Eines dieser, von einer Schmutzwelle in den Landtag geworfenen Subjekte, das sich, solange es ihm zum Vorteil diente, an mich herangebiedert hatte, versuchte es nun im Landtag durch Ohrenbläserien mich zu verdächtigen, indem es ausstreute, daß ich als Straßenreferent meine Stellung ausnütze, um so viel wie möglich Ehrenbürgerdiplome einzuheimen. Diese gegen mich ausgestreuten Verleumdungen waren nicht, wie dies allgemein üblich ist, ein Ausfluß des Parteihasse, denn ich gehörte nie einer Partei an, wollte nie weder Führer noch Angeführter einer Partei sein, sondern sie sollten diesem Subjekt als Mittel dienen, um mich aus dem Landesausschuß heraus- und sich selbst hineinzulügen.

Diese Intrige widerte mich derart an, daß ich es nicht über mich brachte mit dem Subjekt zu sprechen oder an einem Tisch zu sitzen. Ich legte daher, wohl nicht das Landesausschußmandat, wie der Bursche gehofft haben mag, aber das Straßenreferat nieder, worauf mir das Finanzreferat zugewiesen wurde.

Nach den von mir bisher im n.-ö. Landtag gemachten Erfahrungen, spielte der jeweilige Finanzreferent im Landesausschuß eine traurige Rolle. Eine Auskunft in Finanzsachen konnte man von ihm nie erlangen, denn er selbst wußte nichts! In der Leitung des Landesfinanzwesens war er eben so eine Null, wie es der jeweilige Landmarschall in der Leitung des Landesausschusses und des Landtags ist.

Nach Übernahme des Finanzreferats verfügte ich — da der Usus eingerissen war, daß die Kassa über einfache Anweisung der einzelnen Referenten im Landesausschusse Geldbeträge in beliebiger Höhe flüssig machte —, daß die Kasse, mit Ausnahme der kurrenten Ausgaben, wie Gehalte, Löhnungen usw., ohne meine spezielle Anweisung keinen Kreuzer ausbezahlen dürfe und daß mir täglich ein Kassenstandsrapport vorgelegt werde.

Schon in dem ersten Kassenstandsrapport fand ich eine Rubrik bezeichnet »Landesanlagscheine«, in welcher ein Betrag von 331.000 Gulden als Ausgabe eingestellt war. Auf meine Frage, was denn unter der Bezeichnung Landesanlagscheine zu verstehen sei, antwortete mir der Landesoberbuchhalter, daß diese Landesanlagscheine zweiprozentige Schuldscheine seien, welche bei Mangel an Kassabeständen zur Deckung des jeweiligen Bedarfs ausgestellt werden, um nicht höherprozentige Schulden bei der Landeshypothekenbank, oder anderen Geldinstituten kontrahieren zu müssen.

Ich nahm auf diese Mitteilung hin sofort eine Revision der Kassa vor und entdeckte zu meinem

nicht geringen Erstaunen, daß diese Landesanlagscheine aus einem gewöhnlichen Kanzleipapierstreifen bestanden, welcher folgende lithographierte Inschrift aufwies

Anlage-Schein Nr.
über Gulden Kreuzer
i. e. fl. kr.
welche

beim Landesfond fruktifiziert hat.

Wien, am

Das n.-ö. Landes-Oberernehmer-Amt.

Auf meine Frage, wer denn auf diesen Wisch hin dem Landes-Oberernehmer-Amte Vorschüsse in der Höhe von 331.000 Gulden geleistet habe, antwortete man mir schmunzelnd: »Niemand! Wenn Geld gebraucht wird, werden den diversen Fonds (Stiftungen u. dgl.) soviel Obligationen entnommen und verkauft, als Geld benötigt wird, und für die entnommenen Obligationen werden Landesanlagscheine eingelegt und das diesem Fonds entnommene Kapital mit 2% verzinnt«. Um Gotteswillen, rief ich, das ist ja eine Manipulation, wie sie in der ganzen Welt nicht ihresgleichen findet, außer vielleicht bei Geldinstituten, die im Kriminal ihre Tätigkeit abschließen! Die Herren hätten ja ohne Sorge und Gefahr die in den »diversen Fonds« erliegenden Stiftungsobligationen in der Höhe von 6,188.000 Gulden herausnehmen, verkaufen, dafür diese Fetzen von sogenannten Landesanlagscheinen einlegen und ruhig über das große Wasser abfahren können. Daß sie das nicht getan, dafür verdienen sie nicht nur die höchste Anerkennung, sondern auch einen Orden für besondere Redlichkeit, der leider in Österreich noch nicht gestiftet ist.

Ich recherchierte sogleich, ob diese Manipulation auf Grund eines Landtags- oder Landesausschußbeschlusses eingeführt wurde und als ich erhoben hatte, daß diese famose Kassamanipulation von dem

früheren Landes-Oberbuchhalter, angeblich im Einverständnis mit dem damaligen Finanzreferenten Dr. Granitsch eingeführt wurde und mein unmittelbarer Vorgänger davon keine Ahnung hatte, ließ ich alle vorrätigen Landes-Anlagscheine bis auf einen, den ich zum Andenken aufbewahre, verbrennen und die den diversen Fonds entnommenen Obligationen sofort durch neue ersetzen.

Die von mir getroffene Verfügung, daß die Kasse ohne mein Visum nichts auszahlen dürfe, bereitete mir viel Schererei, viel Kummer und Verdruß, da einige Herren die Landeskassa als ihren Dispositionsfonds betrachteten.

So hatte ein neu ernannter Chef eines neu errichteten Departements im Landesbauamt, gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der Instruktion für den Landesausschuß, welche vorschreibt, daß alle Bauten, welche vom Lande geführt werden, wie es in allen Ämtern der Fall ist, im Offertwege zu vergeben seien, angeblich seinen Referenten überredet, daß es ersprißlicher für das Land sei, wenn alle Landesbauten in eigener Regie durchgeführt werden. Auf diese Weise wurde ein Landesbeamter zugleich Bauunternehmer ohne Konkurrenz, der nach den von ihm verfertigten Plänen und Voranschlägen alle Bauten des Landes, darunter den Bau der großen Irrenanstalt in Mauer-Oehling, den Bau des vierten Stockwerks im Landhause, die Adaptierung und luxuriöse Einrichtung des Landhauses und andere Bauten durchführte. Dieses vielseitige Genie, dieser Landesbeamte und Bauunternehmer in einer Person, leitete alle diese Bauten, kontrollierte sich selbst und kollaudierte auch seine Arbeiten. Einem Bauunternehmer steht nur das eigene Kapital, mit dem er arbeitet, zur Verfügung, dem vom Lande angestellten Bauunternehmer standen die Kassabestände des Landes offen. Er stattete die Bureaus der Landesausschußbeisitzer mit demselben Luxus aus, wie er bei den Generalgewaltigen der

großen Banken und Eisenbahnen üblich ist. Selbstverständlich geschah das alles zur Förderung des Kleingewerbes! Die Baumeister, die von aller und jeder Konkurrenz bei Landesbauten ausgeschlossen wurden, sind wohl auch Meister, aber keine Kleingewerbetreibenden. Deshalb kann sie der Teufel holen! Um die Autorität dieses bauunternehmenden Landesbeamten zu festigen, wurde derselbe, wie dies in der heutigen Zeit der höchsten Blüte des verwegenen Strebertums sehr häufig der Fall ist, unter gleichzeitiger Verleihung des Oberbauratstitels nach Überspringung seiner Vordermänner in die höchste bisher im Landesdienste zu erreichende Rangstufe befördert. Da seine beiden Vordermänner gegen diese unverdiente Präterierung remonstrierten, wurden auch sie in die VI. Rangsklasse befördert und ihnen der Oberbauratstitel verliehen. Der Landesbauamtsdirektor, der allein bisher in der VI. Rangsklasse stand, wurde in derselben belassen und läuft nun als fünftes Rad am Wagen neben den ihm koordinierten Oberbauräten her.

Die von dem Landesbeamten durch die eigene Regie in Aussicht gestellten Ersparungen entpuppten sich später als enorme Überschreitungen des Kostenvoranschlags, welche in Form von Nachtragskrediten schweigend genehmigt wurden.

Der neuernannte Chef des Wasserbaudepartements beanspruchte natürlich, gleich seinem Kollegen im Hochbau, daß die Flußregulierungsarbeiten und Brückenbauten statt im üblichen Konkurrenzwege, ebenfalls in eigener Regie durchgeführt werden sollen, was auch anstandlos genehmigt wurde. Es wurde für diesen Herrn eine eigene Handkassa angeschafft und ihm Verläge in der Höhe von 20 bis 40.000 Kronen gegen Verrechnung überwiesen.

Alle diese Verfügungen, alle diese Ernennungen wurden vom Landtag selbst getroffen, ohne daß der Landesausschuß als solcher und ich speziell als Finanzreferent früher davon in Kenntnis gesetzt worden

wären. »Wir verwalten«, quakte in dem landtäglichen Sumpf ein Bauern-Abgeordneter, der keinen Begriff hatte, was das Wort »Verwalten« überhaupt bedeutet.

Selbstverständlich protestierte ich dagegen, daß öffentliche Landesbauten von Landesbeamten in eigener Regie durchgeführt werden, da bei dieser Art Bauführung jede Aufsicht, jede Kontrolle unmöglich sei. Da dieser Protest nichts nützte, verweigerte ich die Anweisung der für diese Bauten angesprochenen Geldverläge, worauf man einfach erklärte, daß dann die Bauten sistiert werden müßten, was mit enormen Verlusten für das Land verbunden wäre. Ich mußte nachgeben, lehnte jedoch sowohl mündlich, als schriftlich, jede Verantwortung für diese mehr als sonderbare Gebahrung ab, worauf die Landesbuchhaltung in einem Berichte an den Landesausschuß weitläufig auseinandersetzte, daß auch sie sich gegen jede Verantwortung in dieser Beziehung verwahren müsse, da ihr nur die ziffermäßige Prüfung der von den Landesbauämtern vorgelegten Quittungen und Arbeitslohnausweisen, keineswegs aber eine Kontrolle der wirklich ausgeführten Arbeiten und ihrer Kosten zustehe. Auch der Landesausschußreferent für Flußregulierungen lehnte jede Verantwortung für diese anrühige Manipulation ab.

Um nun wenigstens den Schein einer Kontrolle der besoldeten Bauunternehmer für Hochbauten, für Fluß- und Brückenbauten, zu kreieren, wurde ein den beiden Bureauchefs untergeordneter kleiner Landesbeamte mit der Kontrolle der technischen Arbeiten seiner Vorgesetzten betraut. Eine Kontrolle, wie man sie dümmer und verlogener wohl nicht erfinden kann!

Der Landtag bewilligte fünf bis sechs Jahre hindurch alljährlich ganz enorme Summen an Nachtragskrediten, von welchen der Landesausschuß erst bei deren Beratung und Beschlußfassung im Landtag Kenntnis erhielt. Alles wurde zwischen einzelnen

Abgeordneten und den betreffenden Landesausschußreferenten kameradschaftlich abgemacht. So erfuhr ich als Finanzreferent erst zufällig, durch eine Note der Landeshypothekenbank, mittelst welcher diese sich beschwerte, daß sie zur Konkurrenz bei Aufnahme eines Landeseisenbahndarlehnens nicht eingeladen wurde, daß das vom Landtag beschlossene Lokalbahndarlehen in der Höhe von 18 Millionen bereits abgeschlossen sei, ohne daß dem Landesausschuß als solchem und mir speziell als Finanzreferenten darüber das geringste mitgeteilt worden wäre. Aus den Akten, die ich mir nun vorlegen ließ, ersah ich, daß tatsächlich diese Anleihe mit der Unionbank abgeschlossen und daß die Schuldurkunde vom Landmarschall, den Landesausschüssen Richter und Steiner unterfertigt wurde.

Der Landmarschall und der Landesausschuß Steiner entschuldigten sich damit, daß sie den Akt unterschrieben, ohne ihn früher gelesen zu haben.

Landesausschuß Richter schrieb mir, daß, wenn er sein Gewissen noch so streng erforsche, er nur einen Fehler sich zuschreiben könne, daß er das zwischen dem Landeseisenbahnamt und der Unionbank abgeschlossene Abkommen dem Landesausschuß nicht früher zur Genehmigung vorgelegt habe. Da die Landesausschuß-Sitzungen, seit er dem Landesausschuß angehöre, nur der äußeren Form wegen abgehalten werden, habe er auch die Vorlage des Darlehensabschlusses mit der Unionbank nicht für opportun gehalten. Er erkläre auf Ehre und Gewissen daß alle Transaktionen korrekt durchgeführt wurden und mir als Finanzreferenten des Landesausschusses niemals auch nur der geringste Vorwurf gemacht werden könne. Sein Schreiben schloß: »Es liegt mir nichts mehr am Herzen, als auch ferner bei dir in guter Erinnerung zu bleiben«. Ich bin fest überzeugt, daß Franz Richter diese Finanzaktion, ohne jeden persönlichen Vorteil mit vollster Uneigennützigkeit durchführte und daß ihn nur die verfluchte Gemüt-

lichkeit, die durch diese gezeugte Schlamperei, welche ein Korrelat jeder autonomen Verwaltung zu sein scheint, veranlaßte, so vorzugehen, wie es eben Usus war.

Mit der Aufrechnung von Diäten und Reisekosten wurde ebenfalls ein Mißbrauch sondergleichen getrieben.

Die Aufrechnung von Diäten und Reisekosten für 300 Kommissionstage im Jahre fanden Einzelne ganz in der Ordnung. Die Beamten für Genossenschaftswesen, Raiffeisenkassen, sowie die des Armenrechnungsdepartement waren unausgesetzt auf Reisen. Ihre Diäten und Reisekosten überstiegen weit die Höhe ihres Gehalts. Natürlich wurde dieses einträgliche Geschäft auch von Beamten anderer Kategorien betrieben. So erließ ein Tierarzt nachstehende Kurrende an seine Kollegen: »Nachdem von der Dotation pro 1899 für Dienstreisen der im Landesdienste stehenden Tierärzte noch ein namhafter Betrag zur Verfügung steht und mir daran gelegen wäre, daß der disponible Rest aufgebraucht werde, so möchte ich den Kollegen dringend nahelegen, wegen Vortrags- haltung in den Monaten Oktober, November und Dezember l. J. ohne Berufung auf diese Mitteilung mit den Gemeinden und landwirtschaftlichen Kasinos ehestens das Einvernehmen zu pflegen und dieselben aufzufordern, sich zum Zwecke der Delegierung eines Tierarztes an einem bestimmten Tage der Monate Oktober, November, Dezember an den Landesausschuß zu wenden. Diese Gelegenheit zur Vortragshaltung wäre insbesondere von jenen Kollegen möglichst auszunützen, welche sich auf diesem Gebiete bisher nur wenig betätigt haben.«

Ich erhob beinahe in jeder Landesausschuß- sitzung Vorstellungen gegen diese unverantwortliche Wirtschaft. Umsonst! Man antwortete mir, daß die Beamten der früher genannten Buchhaltungs- departements nicht nur die Gebarung der Genossen-

schaften überwachen, sondern ihnen auch die Rechnungen selbst zusammenstellen müssen, da sonst alles drunter und drüber gehet!

Was die Gewährung von Landessubventionen an Vereine, Kongregationen u. dgl. anbelangt, habe ich die einlangenden Gesuche strenge geprüft und alle jene, die nicht gerechtfertigt waren, sind vom Landesausschusse über meinen Antrag abgewiesen worden. Die vom Landesausschusse Abgewiesenen ließen aber sodann ihre Gesuche durch einen Landtagsabgeordneten direkt dem Landtage überreichen und der Landtag bewilligte ohne weiteres nicht nur die angesuchten Subventionsbeträge, sondern erhöhte diese in vielen Fällen bedeutend, um den Gesuchstellern eine angenehme Überraschung zu bereiten.

Um in den Lügennebel, der über die Finanzgebarung des Landes verbreitet ist, einen Lichtstrahl fallen zu lassen, will ich die Finanzgebarung des Landes innerhalb der letzten 20 Jahren übersichtlich darstellen. — — — —

(Folgt eine Zusammenstellung der Gesamterfordernisse, Bedeckungen und Defizite der Jahre 1884, 1890 und 1896).

Dies war der Stand der Finanzen in dem Jahre, als die herrschende liberale Partei niedergerungen wurde.

Das *vae victis!* wurde ihr nicht erspart.

Die siegende Partei übergoß die besiegte mit einer Flut von Verwünschungen über ihre schlechte Verwaltung, über ihre leichtsinnige Finanzgebarung, ihre Mißwirtschaft, die mit einer Schuldenlast von 12 Millionen Kronen endete.

Die neuen Machthaber im Landtag beschlossen zugleich zur Tilgung der schwebenden Schulden die Kontrahierung eines Landesanlehens von 12 Millionen und die Erhöhung der Landesumlagen von 20% auf 25%.

Ich hatte die früher herrschende Partei im Landtag, so wie im Landesausschusse vergebens zu bewegen versucht, die seit Jahren fortlaufenden Defizite im Landeshaushalt, durch Reduzierung der Ausgaben, oder wenn dies nicht für möglich gehalten würde, durch eine entsprechende Erhöhung der Landesumlagen zu decken.

Meinem Drängen wurde mit offenem Mißtrauen begegnet. Man glaubte, daß ich den sogenannten Besitzstand der liberalen Partei, welche bereits den Boden in Wien verloren hatte, auf dem flachen Lande untergraben wolle. Eine Erhöhung der Landesumlagen vor den Neuwahlen würde die Niederlage der liberalen Partei im Lande zu Folge haben und das schein meine Absicht zu sein, behauptete man mir gegenüber erzürnt!

Statt die Finanzen zu sanieren, wurde ein Lokaleisenbahngesetz geschaffen und um den Bezirken und Gemeinden des flachen Landes die Möglichkeit zu bieten, Schulden nach Herzenslust zu kontrahieren, wurde eine Kommunal-Kredit-Anstalt errichtet.

Ich trat sowohl gegen das Lokaleisenbahngesetz, als gegen die Errichtung der Kommunal-Kreditbank in die Schranken.

Ich wies im Landtage nach, daß schon im ersten Jahre des Bestandes des Lokaleisenbahngesetzes laut Bericht des Landesausschusses vierzig Lokalbahnbauten in Aussicht gestellt wurden, daß jeder Abgeordnete mit einem Lokalbahnprojekt schwanger gehe, da jede auch die weltverlassenste Ortschaft den Bau einer Lokalbahn beanspruche, da sie hoffe durch eine Bahnverbindung eine Sommerfrische für die Wiener zu werden.

Ich wies nach, daß nach den Nachrichten des statistischen Departements des Handelsministeriums Band 57 über die Ausdehnung der Eisenbahnanlagen,

die Bahnlänge in Niederösterreich Ende 1895 1725 Kilometer d. i. auf 11 Quadratkilometer 1 Kilometer Bahnlänge betrage, daß also Niederösterreich ein gleich großes Bahnnetz besitze, wie Böhmen mit seinen kolossalen industriellen Anlagen, seinen Kohlenlagern und seinem Erzreichtum! Niederösterreich habe ein Straßennetz von 10.000 Kilometer Länge, und baut weiter neue Straßen, zu deren Herstellung und Erhaltung das Land resp. Wien jährlich dreieinhalb Millionen beitragen, während Böhmen, wo der Bau von Straßen aller Art ausschließlich den Bezirken und Gemeinden obliege, auch nicht annähernd über ein Straßennetz verfüge, wie Niederösterreich.

Alle diese meine Vorstellungen verhallten ohne Effekt! Ich stimmte nebst den Abgeordneten der Stadt Wien allein als Vertreter der Landgemeinden gegen das Lokalbahngesetz, sowie gegen die Errichtung der Kommunal-Kredit-Anstalt, welche es nun glücklich bewirkte, daß die Gemeinden des flachen Landes Niederösterreichs nicht hypothezierte Schulden in der Höhe von nahezu 70 Millionen kontrahieren konnten. Jedem ehrgeizigen, ordenslüsternen Bürgermeister irgend einer Gemeinde sind so durch die Schaffung der Kommunal-Kredit-Anstalt die Mittel in die Hand gegeben worden, um zur Befriedigung seines Ehrgeizes Schulden auf Schulden zu häufen.

Nach den von mir vor zehn Jahren gepflogenen Erhebungen über die auf Häusern, Grund und Boden in Niederösterreich, außerhalb Wiens, haftenden Hypothekarschulden beliefen sich dieselben auf 467 Millionen Kronen und dürften im Laufe der Jahre die Höhe von 500 Millionen Kronen erreicht haben. Die Bevölkerung des flachen Landes Niederösterreich, welche mit 1,334.460 Seelen, worunter mindestens zwei Dritteile besitzlos sind, beziffert wird, hat

an direkten Steuern	5,785.556 K
an Personaleinkommensteuer	1,345.418 »
an Landesfondszuschlägen	3,878.000 »
an Bezirksfondszuschlägen	7,814.752 »
an Gemeindeumlagen	3,778.800 »
Zusammen also:	<u>22,602.526 K</u>

an Steuern und Auslagen zu leisten.

Die Verzinsung der 70 Millionen Gemeindeforderungen erfordert jährlich, ohne Amortisation, die Zahlung von mindestens 2,800.000 K

Die Zinsen der auf den Realitäten haftenden Schulden von 500 Millionen betragen ohne Amortisation 20,000.000 »

Wie dieses leichtlebige Völklein die Last von nahezu 43 Millionen zu tragen im Stande ist, läßt sich nur erklären, wenn man sich die Tatsache vor Augen hält, daß es sozusagen bewußtlos in den Tag hineinlebt.

Im alten Rom fand Kaiser Augustus bei seinem Regierungsantritt Verhältnisse vor, die den heutigen gleichen. Augustus strich kurzer Hand alle Schuldtitel!

Im Jahre 1811 strich Kaiser Franz alle Schuldtitel des Staates, was man Staatsbankrott nannte.

Statt daß der Staat die Länder und Gemeinden, die, trotzdem alle aus einem und demselben Säckel die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse holen, einer von dem anderen die Sanierung ihrer miserablen finanziellen Verhältnisse fordern, auf dieser schiefen Ebene aufhält, könnte man vielleicht im Jahre 1911, zur Feier des hundertjährigen Jubiläums des Staatsbankrotts, außer den Schulden des Staates, die heute nicht nach hunderten, sondern nach tausenden Millionen berechnet werden, auch die Schulden der Länder und Gemeinden und endlich auch die der Privaten streichen.

Eine besondere Aufregung würde diese finanzielle Sanierung nicht hervorrufen. Das Volk in seiner

Schafsgeduld erträgt mit Gleichmut alles. Man kann mit ihm machen, was man will. Es wäre ja höchstens »a Hetz«. Die Zinsen der Staatsobligationen werden ja seit Jahren sukzessive gekürzt. Man nennt das Finanzoperationen. Der Realitätenbesitz ist schon über die Hälfte seines Wertes enteignet, indem mehr als die Hälfte des Erträgnisses der Staat, Arm in Arm mit den Ländern, Bezirken und Gemeinden, durch Neuerfindung von Steuern und fortwährende Erhöhung der Zuschläge und Umlagen absorbiert! Wozu diese stückweise Expropriierung? Ein rascher tiefer Schnitt, wie ihn Kaiser Augustus vollführt hat, wäre weniger schmerzlich und die Sanierung der finanziellen und wirtschaftlichen Misère, die den Weisen des Staates und der Länder so viel Kopferbrechen verursacht, wäre vollendet! Wir würden dann alle mit einander nichts besitzen! Es gäbe keine Armen und keine Reichen mehr, keine Arbeitsbienen und keine Drohnen, selbst die Freßgier der Auserwählten und Bevorzugten würde aufhören, denn der Freßtrog, aus dem sie fraßen, wäre leer.

Das Zeitalter ohne Geld, der Quelle alles Übels und aller Laster, wäre angebrochen!

Im Jahre 1901 legte ich dem Landtage den Voranschlag des niederösterreichischen Landesfonds für das Jahr 1903 vor.

Das Erfordernis bezifferte sich mit 31,588.369 K
Die Bedeckung mit 31,810.331 »
in welche der Staatsbeitrag von der Branntwein-
abgabe mit 2,067.110 K eingerechnet war. Der Über-
schuß betrug daher 221.962 K.

Ich wies ferner Kassebestände in der Höhe von rund 5,000.000 Kronen aus! Außerdem hatte ich die vom Landtag am 30. Dezember 1899 beschlossene Anleihe von 2 Millionen Gulden zur Bestreitung der Hochwasserschäden nicht aufgenommen, sondern die 2 Millionen ebenfalls aus den vorhandenen Kassebeständen gedeckt.

Diesem Voranschlag habe ich eine Tabelle über die Erfordernisse des n.-ö. Landesfondes in dem Dezennium von 1892—1902 angeschlossen, aus welcher ersichtlich war, daß die Ausgaben des Landes Niederösterreich innerhalb der Zeit von 10 Jahren von 17,180.398 Kronen auf 31,588.369 Kronen d. i. auf nahezu das Doppelte vermehrt wurden und daß seit dem Jahre 1896, in welchem Jahre die früher herrschende Partei im Landtage vom Schauplatz verschwunden war, die Ausgaben von 21,365.781 Kronen auf 31,588.369 Kronen also um 10,222.588 Kronen erhöht worden und daß zugleich die Schulden des Landes von 11½ Millionen auf 30 Millionen angewachsen sind.

Mit der Vorlage dieser Übersichtstabelle wollte ich nur meinen Antrag, daß der ausgewiesene Überschuß, so wie 3 Millionen der vorhandenen Kassebestände nicht zur Herabminderung der Landesfondszuschläge um 3 Prozent verwendet werden sollen, begründen, da eine solche Herabminderung der Landesfondszuschläge nach den enormen sprunghaften Steigerungen der Ausgaben zu schließen, kaum ein Jahr überdauern würde.

Dieses Budget gab Anlaß zu endlosem Jubel! Die herrschende Partei pries ihre glänzende Finanzwirtschaft in allen Tonarten, während sie ihre Verschwendung, welche durch die Steigerung der Ausgaben des Landes um mehr als zehn Millionen innerhalb einer Wahlperiode erwiesen war, weise verschwieg.

Diesem Freudentaumel setzte ich nun bei Beratung des Budgets im Landtag einen Dämpfer auf, indem ich, nach eingehender Zergliederung der finanziellen Lage des Landes und insbesondere des von mir vorgelegten Budgets, kurzweg erklärte, daß wenn in der Weise fortgewirtschaftet wird, wie in den letzten sechs Jahren, der Landtag in weniger als zwei Jahren bemüßigt

sein werde die Landesfondszuschläge abermals um fünf Prozent zu erhöhen.

Und siehe da! Schon für das Jahr 1905, welches ein gegen das Jahr 1902 um 6,972.533 Kronen erhöhtes Erfordernis aufwies, mußten die Landesfondszuschläge um 3 Prozent erhöht und für die beschlossene Erhöhung der Lehrergehalte eine Abgabe von einer Krone per Hektoliter Bier ausgeschrieben werden.

Diese Bierumlage wurde dem Publikum mit dem Hinweis, daß der Staat ebenfalls eine Bierauflage plane und das Land dem Staate zuvorkommen müsse, mundgerecht gemacht. Eine dümmere Lüge konnte man wahrlich nicht erfinden!

Zwei Jahre früher hatte derselbe Landtag sich gegen jede Erhöhung der Biersteuer, selbst wenn durch diese Erhöhung den Landesfinanzen aufgeholfen werden sollte, ausgesprochen. — — — — —

Ich hatte es satt, diesen Produktionen politischer Akrobaten auf dem Galgentrapez, welche ich 30 Jahre lang mit ansehen mußte, länger zuzusehen.

Mich ekelte!

Ich nahm kein Mandat mehr an, legte alle Ehrenämter nieder und zog mich ins Privatleben zurück! Ich lebe nun ruhig und zufrieden in der Hoffnung, daß eine neue Sündflut, die zum Himmel stinkende Kloake der Korruption auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft hinwegschwemmen wird, was nicht ausbleiben kann!



Zum Prozeß Klein.

Es gibt einen Grad des Brechreizes, der ein artikuliertes Urteil über den Geschmack einer Speise nicht mehr ermöglicht. Nur so viel muß gesagt werden:

Der Mangel an Beweisen dafür, daß Frau Klein gemordet hat, ward reichlich wettgemacht durch den Ueberfluß an Beweisen für ihren »unsittlichen Lebenswandel«. Auch daß eine Frau »Hang zur Lüge« betätigt, scheint in der Wiener Kriminalistik noch immer als ein den Mordverdacht bestärkendes Moment zu gelten. Wie sollte man aber eine Sensationsverhandlung über einen Raubmord, dessen Arrangement das Geheimnis der beiden Angeklagten ist, durch vier Tage hinausziehen, wenn man den Zuschauern die Zeit nicht mit »pikanten« Illustrationen des Vorlebens der angeklagten Frau vertreiben könnte, und des Privatlebens von Zeugen, die vor Jahren einmal, ohne Rücksicht auf die spätere Ermordung des Herrn Sikora mit ihr geschlechtlichen Umgang hatten? Ein Mordprozeß! Mit Behagen kann da der Vertreter der „Neuen Freien Presse“ konstatieren: »Eine hübsche, für einen Zeugen un bequeme Episode amüsierte heute einigermaßen das Publikum. Da hatte vor einigen Jahren ein Privatier, während seine Frau auf dem Lande lebte, mit der damaligen „Ilonka“ einige angenehme Stunden verlebt. Nur einige Stunden. Dann hatte er ihrer ganz vergessen. Allein sie vergaß seiner nicht. Als Frau Franziska Klein schickte sie ihm einen pneumatischen Brief mit der zärtlichen Bitte, sie zu besuchen. Dieses Billet ignorierte er allerdings. Auf welche Weise mochte wohl die Behörde hievon Kenntnis erlangt haben? Genug, er mußte in diesem Sensationsprozeß vor Gericht erscheinen, um als Illustrationszeuge für das Bedürfnis der Frau Klein nach Liebhabern und Geld zu fungieren. Obwohl er vor der Zeugenbarre einen viel günstigeren Platz hatte,

als die hunderte von Zuhörern, die ihre Eintrittskarten nur mühsam erlangen konnten, mochte ihm doch der Boden unter den Füßen heiß sein. Sein Erinnerungsvermögen war geschwunden; er kannte Frau Klein nicht und wußte auch von ihrem pneumatischen Billett nichts mehr. Es war ihm nicht unlieb, daß er sehr bald den Saal verlassen durfte. Herr Pollak, der Staatsanwalt, fand solche Feststellungen nicht unwichtig. Sie fundierten den Kernsatz seines Plaidoyers, in welchem er die Erkenntnis aussprach, diese Mörderin sei »ebenso verkommen wie die Dirne, die auf der Straße dem ersten Besten gegen einen Schandlohn sich hingibt«. Schade, daß es auf der Stufenleiter weiblicher Verkommenheit keine so fest markierten Rangsklassen gibt wie auf der Stufenleiter männlicher Strebsamkeit. Es ist das Los der Frauen, zu »fallen«, und das Los der Staatsanwälte, Karriere zu machen. Da aber die individuellen Werte nicht von den sozialen bedingt sind, könnte ich mir den Fall ganz gut denken, daß eine »Dirne« für ihren »Schandlohn« mehr leistet als ein Staatsanwalt, der nicht imstande ist, die Fäden eines verbrecherischen Planes zu entwirren, und der die Lücken seiner kriminalistischen Einsicht mit sittlicher Entrüstung verstopfen muß.

*

Daß unsere Journalisten trockenen Fußes durch das Blutmeer dieses Prozesses hindurchkommen würden, war nicht zu erwarten. Aber die Art, wie Herr Löwy seine Leser verwöhnt, ist doch verblüffend. Gleich am ersten Tage des Prozesses ein Extra-Extrablatt! Wahrlich, die Raubmörder der Zukunft haben es besser als die der früheren Generationen. Die Anleitungen werden ihnen mit einer Promptheit ins Haus geliefert, die mit dem schwerfälligen Apparat der alten Journalistik nicht zu erzielen war. Und Herr Wilhelm Singer, in dessen Hand bekanntlich die Würde der Presse gegeben ist, bringt

die Absätze des Kriminalromanes unter Spitzmarken wie es die folgenden sind: »Wie sie ihn erwürgte, Wie sie ihm die Beine abhackte, Die Hände des Herrn Klein, Die Armmuskeln des Herrn Klein, Der blutige Sack, Die leuchtenden Augen, Die Toilette am Morgen des 4. Oktober, Die Ruhe der Sphinx, Der Herr in Hemdärmeln, Die schreckliche Nacht, Die verräterische Wäsche, Die Entdeckung.« Sogar die Knöpfe an der Jacke des Frl. Navratil wurden uns beschrieben.

Die Blätter, die in ihrem Leitartikel die Sensationslust der Zuschauer geißelten, bemühten sich in ihrer Gerichtssaalrubrik, jene ihrer Leser, die nicht das Glück gehabt hatten, der Verhandlung beizuwohnen, hinreichend zu entschädigen. Das Tribunal wird zur Szene; das ist empörend. Aber die Heuchelei jener Empörten, die über eine Gerichtsverhandlung Theaterreferate schreiben, alle Heiterkeitsausbrüche während eines Blutgerichts verzeichnen und das »u. a.« auch an dieser Stätte nicht vergessen, ist empörender. Man wäre ja versucht, angesichts dieser großen Revue sämtlicher Wiener Jours am Saisonschluß, die da im Schwurgerichtssaal abgehalten ward, und weil sich das ekle Schauspiel in den Schillertagen begab, auszurufen: »Wahnsinn'ge Weiber, habt ihr kein Gefühl, daß ihr den Blick an diesem Schrecknis weidet?« Aber weibliche Neugier, die vergossenes Blut lorgnettiert, ist weniger schädlich und ekelhaft als journalistische Sensationslust, die es auf Flaschen zieht.

*

Die Frauen haben die Würde des Schwurgerichtssaals nicht zu wahren verstanden. Dafür haben sich die Geschwornen korporativ in ein photographisches Atelier begeben. Das Bild ist im »Extrablatt« erschienen.

*

Was einem Schwerhörigen nicht alles durch ein Hörrohr mitgeteilt werden kann! »Frau Klein«, rief der Auskultant, »der Gerichtshof hat Sie zum Tode durch den Strang verurteilt!«

. . .

Ein Wiener Ereignis.

Wien ist die ereignisvollste Stadt der Welt. Ich denke hier nicht an Alltagsereignisse, wie sie auch in anderen Städten sich abspielen können: eine Raubmordverhandlung, ein politischer Korruptionsprozeß. Ich habe die Besonderheit jener Geschehnisse, die in Wien zu Ereignissen anwachsen, im Auge. Es gibt nichts, was hier nicht geeignet wäre, in einem unvorhergesehenen Moment Mittelpunkt zu werden. Der Herr, der, um sich einen Namen zu machen, sich auf der Ringstraße die Schuhe putzen läßt oder der andere, der, wenn er allzugroßes Aufsehen nicht fürchtet, im Schaufenster eines Restaurants Austern verzehrt, sind bloß Wiener Symbole. Von den Ereignissen, die sie bedeuten, wird natürlich der ernstere Wiener, dessen Phantasie sich Schuhputzen und Austernessen schlimmstenfalls vorstellen kann, nicht allzuviel Aufhebens machen. Dagegen kann er sich schon nicht mehr vorstellen, wie das ist, wenn eine Naive vom Deutschen Volkstheater einen Hausfreund küßt. Hier müssen darum auch die Zeitungsberichte aushelfen. Was aber gelten dann dem Leser die »russischen Wirren« neben der Klarheit, die der Eifer der Gerichtssaalberichterstatter über den Fall Brenneis schafft! Nach den neckischen Andeutungen über »brennheiße« Liebe und »brennendes Eis« des Herzens die plötzliche Enthüllung, daß eine Naive von einem »Verehrer ihrer Kunst« — wie die Schmockdiskretion sich gern ausdrückt — Geschenke genommen, daß sie Küsse gegeben und »das Recht auf Küssen verteidigt« hat: die Wiener

Bevölkerung, diese große Kulissenschnüfflerin, lernt nicht aus.

Schon die Voraussetzungen der Affaire, die alle Federn in Bewegung setzt, tragen das Gepräge jener nur im Wiener Gehirnweichbild wurzelnden Geistesart. Eine Ehefrau beargwöhnt ihren Ehemann: eine Tatsache aus dem Familienleben, die, wie man glauben sollte, höchstens die Nachbarn zu bekümmern hat. Der Ehemann »erweist einer Schauspielerin Aufmerksamkeiten«: eine Tatsache aus dem Privatleben zweier Menschen, die, wie man glauben sollte, höchstens die Bewohner zweier Gassen beschäftigen kann. Jetzt kommt ein Advokat hinzu, und die Klage wegen »ehebruchsähnlicher Handlungen« oder wie das Vergnügen sonst heißt, ist fertig. Die Kenntnis der Eigenart des Wiener Lebens mit dem Klatschbedürfnis seiner Menschen und mit der Willfährigkeit seiner Journalisten müßte vor einem solchen Prozeß, auch wenn die Verurteilung der »Ehestörerin« sicher wäre, warnen. Was bis zur öffentlichen Austragung der Sache bloß die Angelegenheit der Nachbarn, Hausmeister und Milchfrauen war, schwillt dank einer Reportage, die keinen Kuß ungehört verhallen läßt, zum Groß-Wiener Ereignis an mit allen Folgeübeln von Interviews und Erklärungen. Ein vorsichtiger Klageanwalt müßte den schrecklichen Titel der Gerichtssaalberichte: »Küssen ist keine Sünd« in seinen Träumen voraussehen und der gekränkten Gattin von der Flucht in die Öffentlichkeit, die heute die gerichtliche Erörterung der privatesten Dinge bedeutet, abraten. Da es nicht geschieht, schlägt das Kotmeer der Wiener Dummheit über den ahnungslosen Häuptern der Beteiligten zusammen. Dann teilt es sich in zwei Lager: Die das Recht auf Küssen und die das Recht auf Eifersucht verteidigen, kämpfen in der Wiener Journalistik mit gleich sachlichem Ernst für ihre Überzeugung. Ein Blatt erklärt »die Integrität der Schauspielerin für zweifellos«, während

ein anderes aus der Tatsache, daß der Verehrer öfter Essen »und sogar Caviar« in's Haus kommen ließ, eine schwere Anklage schmiedet . . .

Aber die kleine Dame, die gewiß nicht das Talent zu einem anstößigen Privatleben hat und gewiß nicht den Mut hätte, sich dazu zu bekennen, sie, die sicher noch »sozialer« denkt, als die dummdreisten Sittenrichter ihres Standes, hat, um der Strafe zu entgehen, vor Gericht ihr Verhalten mit den freieren Sitten der Theatermenschheit entschuldigt. Das wäre, wenn man ihr den mutlosen Verzicht auf individuelle Rechte zum Vorwurf machen wollte, tadelnswert. Ihre Unwahrhaftigkeit lag darin, daß sie zu ihrer Rechtfertigung sich erst auf eine Konvention, auf die Konvention der Freiheit, berufen zu müssen glaubte. Aber nur der kindischesten Heuchelei konnte es einfallen, die Konvention in Abrede zu stellen und gegen die kleine Dame, die sich nicht im Fühlen, aber in der Raison an die Wahrheit gehalten hat, Protestkundgebungen zu inszenieren. Vor demselben Gericht, vor dem die »küssende Naive« — der Ausdruck bedeutet jetzt eine fixe Vorstellung im Reportergehirn — sich auf die Theatersitte berief, hat ein ehemaliger Schauspieler des Deutschen Volkstheaters einen älteren Kollegen wegen Beleidigung verklagt. Direktor und Regisseur bezeugen die Theatersitte, die es dem Schauspieler erlaube, den jüngern Kollegen in rüden Worten zurechtzuweisen. Aber daß es üblich sei, jüngeren Kolleginnen mit Zärtlichkeit zu begegnen, stellen sie entrüstet in Abrede. In der Presse werden alle Soziologen losgelassen. Herr St—g meint, die Betonung einer besonderen Schauspielermoral werfe uns wieder in jene Zeiten zurück, »wo in den Dörfern der warnende Ruf erscholl: ‚Die Wäsche von den Zäunen, die Komödianten kommen!‘« Das ist die übertreibende Art eines Mannes, der ganz gut weiß, daß ihm »nix g'schehn kann«, wenn Schauspielerinnen kommen. Als ob die Freiheit, zu küssen, gleichbedeutend wäre mit der

Freiheit, zu stehlen! Nein, wenn Schauspielerinnen Küsse gaben, so ist heute leider bloß der Warnungsruf berechtigt: Die Bettwäsche von den Zäunen, die Journalisten kommen!...

So eingefressen ist das Bedürfnis der Menschen, in Dingen der Sexualität anders zu sagen als zu fühlen, daß sie jede Gewährung einer Freiheit, statt sie in diesem Jammerdasein mit heißem Dank zu empfangen, als einen Angriff auf ihre »Ehre« zurückweisen. Welch ein Unglück wäre es, wenn wirklich zurecht bestünde, daß im Theatergetriebe freiere Formen herrschen, daß ein Kuß dort einen Gruß bedeutet! Aber da die Menschen alle Komödie spielen, ist es wenigstens erfreulich, daß die Schauspieler es mit mehr Talent tun. »In einigen Fällen«, schreibt ein kulturaktuelles Blatt, das sofort seine Interviewer ausgeschiedt hat, »ist die Indignation über das Verhalten der angeklagten Schauspielerin vor Gericht sogar zu sehr heftigem Ausdruck gekommen«. Frau Retty will »eine korporative Stellungnahme« anregen, Herr Demuth »betrachtet seine Kolleginnen als Ladys«, Herr Slezak konzediert — wie gnädig! — die Gewohnheit, »sich von einer hübschen Kollegin ein Busserl abzuringen«, als Jux, aber nicht als allgemeinen Brauch, Herrn Direktor Wallner, der sein Theater an der Wien als moralische Anstalt betrachtet, ist »eine solche Unverschämtheit noch nicht vorgekommen« und Herr Karczag und seine Gattin, die als wirtschaftliche Hausfrau bloß Stoff ersparen will, wenn sie in stark dekolletiertem Zustand auftritt, sind »erstaunt darüber, daß man über eine solche Frage überhaupt noch diskutiere«. Einzig Frau Annie Dirkens — vielleicht hat sie darum auch mehr Talent als ihre paprizierte Kollegin — wagt es auszusprechen: Wir Schauspielerinnen wollen und sollen nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden. Unser Beruf bringt es mit sich, daß wir mit viel mehr Leuten verkehren als andere Damen, daß wir aber auch freier und vorurteilloser

denken als diese. Eine Schauspielerin würde sich lächerlich machen, wenn sie außerhalb der Bühne, auf der sie vielleicht eine Rolle gespielt hat, die auf des Messers Schneide steht, die Naive und Unerfahrene spielen wollte. Es sei ja übrigens eine bekannte Tatsache, daß in Schauspielerkreisen ein freierer Ton im Verkehr herrscht als sonstwo, daß es da gemütlicher zugeht. Man nehme das als etwas Selbstverständliches hin. Die meisten Kollegen bei einem Theater duzen sich auf der Bühne, und sie finde durchaus nichts daran, daß eine Schauspielerin mit einem ihr bekannten Herrn per du ist oder daß sie ihn küßt. Man sei ja auch allgemein daran gewöhnt, daß die Schauspielerinnen nicht so steif sind wie eine ehrsame Hausfrau, die am Vormittag kocht, am Nachmittag die Wäsche ordnet und am Abend furchtbar prude tut. . .

Wenn die Herren Direktoren, Regisseure, Kollegen und vielleicht auch noch die Theateragenten Lust haben, sich an einem Protest gegen die Statuierung freierer Theatersitten, die sie geschaffen haben und von denen sie profitieren, zu beteiligen, mögen sie's versuchen und dem frechen Einfall der Berliner Tugendwächter, die einen Kranz vom Grabe der Jenny Groß nahmen, ein Pendant schaffen. Dann werden sie sich's aber auch gefallen lassen müssen, daß man von jedem Übergriff, den sie sich gegen Kolleginnen erlauben, von jeder Willensbeugung, von jedem Verlangen, dessen Erfüllung sie als ein selbstverständliches Vorrecht ihrer Stellung und ihrer Männlichkeit betrachten, in der Öffentlichkeit Kenntnis nimmt. Dann wird wenigstens das gemeine Interesse, das heute die Bevölkerung einer Großstadt an Kulissenaffären nimmt, zur sittlichen Forderung geadelt werden.

. . .

Journalist und Dienstmann.

Ein Redakteur des ‚Neuen Wiener Journals‘ hat sich, wie er den entzückten Lesern als Osterüberraschung mitteilt, als Dienstmann verkleidet, um seine Erlebnisse unter dem Titel ›Einen Tag — Dienstmann‹ veröffentlichen zu können. Das sind Scherze, die nachgerade epidemisch werden. Man kann jetzt in Wien nie mehr wissen, woran man ist. Bietet einem im Restaurant ein Hausierer Zahnbürsteln — ich wollte schon sagen: Prioritätsaktien — an, Vorsicht: es kann ein verkleideter Redakteur der ‚Zeit‘ sein; wobei die Täuschung umso vollkommener wäre als die vorhandenen Mittel die künstlerische Zutat fast überflüssig machten. Bietet dir ein Werkelmann seine Kappe dar, Vorsicht: es ist vielleicht ein Journalist, den es einmal gelüstet hat, sich in den Seelenzustand eines Mannes, der auch kleinere Beträge nimmt, zu versetzen. Mißtraue dem General, der in deiner Zeitung die Schlachten anderer Leute gewinnt! Seine Fahne ist ein Bürstenabzug, seine Waffe ein Revolver, seine Uniform von Herrschaften abgelegt. Sieh dir den Kondukteur in der Elektrischen genau an, bevor du ihm die Amtsehrenbeleidigung zufügst, ihn der Annahme eines Trinkgelds für fähig zu halten; auch auf diesen so schwerer Verdächtigung ausgesetzten Posten haben schon Wiener Redakteure ›gespitzt‹. Und jetzt ist einer auf die Idee verfallen, sich als Dienstmann zu verkleiden. Ein der journalistischen Sphäre ganz fernliegender Beruf, da ja der Dienstmann erfahrungsgemäß für die Bestellung einer Nachricht und nicht für ihre Verschweigung bezahlt wird. Aber es gibt vielleicht noch ein anderes Motiv, ein solches Amt, wenn auch nur für einen Tag, zu usurpieren. Etwa die sozialpolitische Pflicht, die den proletarischen Schriftsteller zwingt, sich als Bühnenarbeiter oder gar als Kanalstrotter zu verkleiden? Nun, im ‚Neuen Wiener Journal‘ hat jeder Artikel, ob gestohlen oder nicht, Untertitel. Und da werden wir denn auch gleich über die Absichten unseres journalistischen Dienstmannes informiert. › . . . Noble Kundschaft. — Allerhand müßige Frager. — Wo sind die galanten Abenteuer? — Die Taxe fürs Ansprechen und Nachsteigen. — Sie will einen Wagen. — Schlechter Lohn.‹ Nein, ihn rief keine sozialpolitische Pflicht. ›Warum soll ichs leugnen‹, schreibt er wörtlich, ›die Mühsal des Dienstmannberufes kennen zu lernen, galt mir weniger, ich dachte mehr an lustige Abenteuer, an rosa Briefchen, an zu bestellende

Rendezvous und derlei«. Da aber der Dienstmann, dessen Tracht unser Reporter geborgt hatte, »von Seite seiner Kollegen und seines Bureaus großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt wäre, wenn seine Identität festgestellt würde, muß ich die präzise Angabe meines Standplatzes verschweigen und gebe folgendes zur Ehrenrettung des Mannes an, als dessen Remplaçant ich galt. Er erkundigte sich nach den Ursachen, die mich zur zeitweiligen Übernahme des Dienstmannpostens bestimmten, ließ sich das Vorhandensein eines gewissen Betriebskapitals vorweisen, partizipierte daran und entschloß sich endlich, nachdem er jede Aufklärung bekommen hatte, mir die Embleme seiner Macht zu verleihen, das ist größter Teil des Habits und Zettel mit seiner Nummer.«

Es ist ja schön, daß der Wackere die Unstatthaftigkeit des Handels, den er mit dem Dienstmann einging, erkennt und zugibt. Aber im Interesse der öffentlichen Sicherheit wäre eine Wiederholung dieser und ähnlicher Verwandlungen besser zu vermeiden. Die Journalistik ist gefährlich genug, wenn sie sich mit dem Beruf bescheidet, den sie innehat. Die Perspektiven, die der journalistische Kostümwechsel eröffnet, sind grauenerregend. Nächstens wird man einen Dienstmann, dem man einen Brief an eine Geliebte übergeben will, fragen müssen: für welches Blatt schreiben Sie? Und wird sich erst durch seine Versicherung beruhigen lassen, daß er nicht für das ‚Neue Wiener Journal‘ »plaudern« werde und daß für ihn die Galanterie des Auftrags kein Spezialinteresse habe. Das fehlt uns noch! Der Dienstmann an der Ecke meiner Straße, den ich hin und wieder in die Druckerei schicke, ist am Ende Mitarbeiter des Economist! ... Freilich gibt es Aufträge, die man selbst einem Reporter beruhigt erteilen kann. So z. B. erzählt der Eckensteher des Herrn Lippowitz selbst, er sei ausersehen worden, »einen Kaffee« für einen Herrn Taussig zu holen. Das mag angehen, — wiewohl ich mir von einem Vertreter des ‚Neuen Wiener Journal‘ auch kein Genußmittel ins Haus bringen ließe. Daß er aber, wie er keck zugibt, für einen Oberleutnant Schmuck ins Versatzamt und für einen Sektionschef einen Brief »in eine noble Gasse im vierten Bezirk« getragen hat, ist unheimlich. In jeden Beruf, den er verfehlt hat, möge ein Journalist sich nachträglich einzudrängen versuchen. Nur nicht in den des Dienstmanns. Unfähigkeit kann nie so schlimmen Schaden stiften wie die Ent-

täuschung der Vorstellung, mit der gerade das Wesen des »Kommissionärs« verknüpft ist. Die erste Aufgabe des Dienstmannes ist Diskretion, die erste Aufgabe des Journalisten Indiskretion: nie werden die beiden Berufe eine organische Verschmelzung eingehen. Als ihm der Oberleutnant den Schmuck übergeben hatte, »da sah ich erst«, schreibt unser Dienstmann, »welches unbegrenzte und ja durchaus gerechtfertigte Vertrauen dem Wiener Dienstmann entgegengebracht wird«. Und im nächsten Moment fragte er den Begleiter, der ihm sein Kostüm geborgt hatte: »Und die diskreten, feinen Agenden des Dienstmanns, Blumen, Präsente für Ballerinnen?« Zu seinem Leidwesen mußte er erfahren, daß das »Damengeschäft« schlecht gehe; sonst hätten wir eine Bereicherung der anmutigen Rubrik »Wiener Leben« im »Neuen Wiener Journal« zu erhoffen. Daß der Journalist als Dienstmann auch einmal die Unhöflichkeit der Menschen kennen lernt, ist ja gewiß heilsam. Er trifft ein Mitglied der Hofoper und muß enttäuscht melden: »Meine Devotion, »Ergebenster Diener, Herr Kammersänger« bewog ihn zu keiner Antwort.« Gestern noch wars umgekehrt; wenn es jetzt der Sänger nur nicht zu spüren bekommt! »Auf der Kärnthnerstraße sah ich Exzellenz Koerber, aber auch der beschäftigt keine Dienstmänner, seit er aus dem Amte ist.« War sich der Journalist, als er diesen Stoßseufzer tat, seiner Verkleidung bewußt? Wollte er sagen, Herr v. Koerber beschäftige keine Journalisten mehr, seit er aus dem Amte ist? . . .

Aber wenn sie auch seit damals brotlos geworden sind, deshalb müssen sie noch immer nicht Dienstmänner werden. Und im Interesse unseres Privatlebens dürfen sie's nicht! Viel weniger besorgniserregend und viel natürlicher wäre es, wenn Dienstmänner auf die Idee verfielen, Journalisten zu werden. Denn erstens wären dann die Blätter besser geschrieben und zweitens würde die Frage: »Sind Sie bezahlt?« von dem Empfänger einer Zeitung mit viel weniger Mißtrauen als jetzt gestellt werden. Auch eine Pflichtversäumnis, wie sie der verkleidete Schmock zum Schlusse seiner Betrachtung schadenfroh lachend zugibt, würde sich der verkleidete Dienstmann nie zuschulden kommen lassen. Ein Herr schob jenem einen Koffer vor die Füße und rief ihm zu: »Westbahnhof, da haben Sie eine Krone fünfzig!« »Einen Augenblick, ich schick' einen Kollegen«, sagte

der Schmock und war verschwunden. Ob er den Leitartikler seines Blattes geschickt hat, verrät er nicht . . . Hoffentlich nimmt das Dienstmannsinstitut jene ehrenrätliche Untersuchung vor, zu der die Concordia eigentlich verpflichtet wäre. Aber ihr Resultat wird leider bloß die Bestrafung des armen Teufels, der sich für Trinkgeld schwerer Verletzung seiner Pflicht schuldig gemacht hat, und nicht die des unanständigen Verleiters sein. Immerhin wird dann die ekelhafte Ära der Verkleidungen ein Ende haben. Wer Journalist sein will, bringe sich als Journalist weiter. Der Tagdieb als Tagdieb. Wer aber einen Tag aus dem Leben eines Hausierers, eines Kondukteurs, eines Dienstmannes usw. stehlen will, dem wird schließlich nur mehr eine Tracht, die ihm noch unbekannt ist, zu vergönnen sein: eine Tracht Prügel.



SCHILLER-FEIER.

In einem ebenso gedankenreichen wie ungerechten Essay über Friedrich Schiller, den Otto Weininger hinterlassen hat, (»Über die letzten Dinge«, W. Braumüller) wird die Verwandtschaft des jetzt von der zudringlichen Liebe einer Welt von Schwätzern belästigten Dichters mit dem Journalismus behauptet. Wenn man Weininger glauben sollte, würde Schillers Erscheinung so recht zu dem eklen Getriebe, das sie heute umlärmt, passen. »Das Verletzende an Schiller« sei »seine Freude im Chor, in der Herde; sein ganz ungeniales Glücksgefühl, gerade in der Zeit zu leben, in der er lebte; seine willige Selbstbegrenzung innerhalb der Geschichte, sein befriedigter Zivilisationsstolz«. Schiller habe »recht eigentlich den Dünkel des Europäers und den verlogenen Enthusiasmus des Fortschrittsphilisters begründet«. »Was tiefere Menschen von Schiller immer abstoßen sollte, was

Goethe von diesem stets in so großer Entfernung gehalten hat, sei »jener voraussetzungslose Optimismus in ihm, kein transzendent-religiöser, kein nach dem Herausbrechen aus der Zeit verlangender, kein des Gottvertrauens voller, sondern ein immanent-historischer Optimismus; ein Optimismus, der sich freut, wenn die Menschheit um tausend Jahre älter geworden ist, und begeistert die Addition in seinen Kalender einträgt; ein Optimismus, der nicht hofft, sondern selbst in seinen Hoffnungen schon gesättigt ist, weil ihm die Erscheinungen nicht das Mittel sind, um zu den Symbolen durchzudringen, sondern die Symbole ihm nur die Erscheinung sollen verschönern helfen«. Darum sei Schiller »nicht sehnsüchtig, sondern nur sentimental, wenn die Erscheinung mit der Idee nicht kongruiert«. Niemand sei »so ganz wie er Dichter der Familie«. Neben der ungeheuren technischen Routine seiner Werke habe zu seiner Popularität am meisten »diese verlogene Vergoldung des Philistertums beigetragen, diese raffiniert-künstliche Weihe des Alltagslebens (,Die Glocke'), aus dessen Perspektive er alle geschichtlichen Erscheinungen erblickt, um sie zum Hintergrunde des bürgerlichen Idylls zu machen«. Schiller — »der Typus jener Menschen, die auf die Gründe des Seins gekommen zu sein glauben, bloß weil sie seine Abgründe nie empfunden haben«. »Was ihn endgiltig zum Journalisten stempelt, ist die Rührseligkeit, die von einem tragischen Geschehnis schwärzt, wenn ein Mensch auf der Gasse überfahren wird; und es ist vor allem eben jene Bindung an den Tag und die Stunde, jene Philistrosität, die sich am kosmischesten dann gestimmt fühlt, wenn ein Jahrhundertwechsel vor sich geht«.

In solch gallige Laune, deren Ausdruck wohl nur gewisse Partien Schiller'scher Entwicklung berührt, könnte einen das Gebimmel der Festtage mit Ministerreden, Denkmünzen und Säkularfressen durchaus versetzen. Schließlich konnte doch ein Goethe

»denn er war unser« bekennen. Bloß jenes Gemein-
samkeitsgefühl, das heute jeder Kommis und Zeitungs-
schreiber stürmisch offenbart, ist das, was geschmack-
volle Leute wirklich als das »Verletzende an Schiller«
empfinden. Übrigens hat Schiller in jenen sturmvollen
Tagen, da noch nicht der Zitrone saftiger Kern zu
populär-philosophischen Beziehungen gepreßt werden
mußte (da noch nicht des Zuckers lindernder Saft
die herbe Kraft des Dichters zähmte, noch nicht des
Wassers sprudelnder Schwall seinem Temperament sich
vermischte), Gedichte geschaffen, die Literaturhistorikern
ein Gräuel und darum Kennern ein Labsal sind. Seine
sprachliche Gewalt — nicht bloß Routine — haben sie
immer bewundert und seiner Feuermuse, »die hinan
den hellsten Himmel der Erfindung stieg«, auch dort
noch gelauscht, wo sie ihnen ethische Hausmanns-
kost zuwarf. Aber jene Gedichte lesen sie am liebsten
die der Dichter selbst in die Sammlung nicht aufge-
nommen hat. Sie fehlen in den meisten Ausgaben und
außer den Schillergelehrten, die sie hassen, kennt
sie niemand. Hier eines, das 1781 ohne Angabe des
Ortes und Jahres, sowie des Verfassers, Druckers
oder Verlegers bei Metzler in Stuttgart erschienen
ist. Ein unerhörter Moralhohn tobt darin, die Phan-
tasie eines Rops hat diesen Triumphzug der Sinnlich-
keit geordnet, Frank Wedekind könnte ihn be-
schrieben haben und zur Gitarre begleiten — nur mit
besserer Prägnanz der weitschweifigen, in manchen
Strophen schon meisterhaften, oft noch schwülstigen
oder schwäbelnd saloppen Form und mit deutlicherer
Betonung der rein ästhetischen Absicht, die Schiller's
Herausgeber so wenig verstanden, daß sie ihm außer
dem Tadel der »Stoffwahl« auch noch das Lob einer
sittenrichterlichen Tendenz zufügten. Ihm, der in
jener Zeit das berühmte »Kastraten und Männer« (»Ich
bin ein Mann...«) schrieb, das er später freilich ent-
mannt und kastriert, »Männerwürde« betitelt und um
die besten Strophen gebracht hat, ihm, der damals

noch kein Bedenken trug, die Brüste des Weibes
»Halbkugeln einer bessern Welt« zu nennen.

Der Venuswagen.*)

Klingklang! Klingklang! kommt von allen Winden,
Kommt und wimmelt schaaarenweis.

Klingklang! Klingklang! was ich will verkünden,
Höret Kinder Prometheus'!

Welkes Alter — Rosenfrische Jugend,
Warme Jungen mit dem muntern Blut,
Spröde Damen mit der kalten Tugend,
Blonde Schönen mit dem leichten Mut!

Philosophen — Könige — Matronen,
Deren Ernst Kupidos Pfeile stumpft
Deren Tugend wankt auf schwanken Tronen,
Die ihr (nur nicht über euch) triumpht.

Kommt auch ihr, ihr sehr verdächt'gen Weisen,
Deren Seufzer durch die Tempel schwärmt,
Stolz prunkieret, und vielleicht den leisen
Donner des Gewissens überlärm,

Die ihr in das Eis der Bonzenträne
Eures Herzens geile Flammen mummt,
Pharisäer mit der Janus Miene!
Tretet näher — und verstummt.

Die ihr an des Lebens Blumenschwelle
In der Unschuld weißem Kleide spielt,
Noch nicht wilder Leidenschaften Bälle,
Unbefleckten Herzens feiner fühlt.

Die ihr schon gereift zu ihren Giften,
Im herkulschen Scheidweg stutzend steht,
Hier die Göttin in den Ambradüften,
Dort die ernste Tugend seht,

Die ihr schon vom Taumelkelch berauschet
In die Arme des Verderbens springt,
Kommt zurücke Jünglinge und lauschet,
Was der Weisheit ernste Leier singt.

Euch zuletzt noch, Opfer des Gelustes,
Ewig nimmer eingeholt vom Lied,
Haltet still, ihr Söhne des Verlustes!
Zeuget wider die Verklagte mit.

*) In diesem und dem folgenden Gedicht ist die
Schreib- und Interpunktionsweise der ersten Drucke beseitigt.

Klingklang! Klingklang! schimpflich hergetragen
Von des Pöbels lärmendem Hußah!
Angejochet an den Hurenwagen
Bring ich sie, die Metze Zypria.

Manch Histörchen hat sie aufgespulet
Seit die Welt um ihre Spindel treibt,
Hat sie nicht der Jahrzahl nachgebuhlet,
Die sich vom verbotnen Baume schreibt?

Hu! Bis hieher dachtest du's zu sparen?
Mamsell! Gott genade dich!
Wiß! so sauber wirst du hier nicht fahren
Als im Arm von deinem Ludewig.

Noch so schelmisch mag dein Auge blinzen,
Noch so lächeln dein verhexter Mund.
Diesen Richter kannst du nicht scharwenzen
Mit gestohlner Mienen Gaukelbund.

Ja so heule — Metze, kein Erbarmen!
Streift ihr keck das seidne Hemdchen auf.
Auf den Rücken mit den runden Armen!
Frisch! und patschpatsch! mit der Geißel drauf.

Höret an das Protokoll voll Schanden,
Wie's die Garstge beim Verhöre glatt
Weggelogen oder gleich gestanden
Auf den Zuspruch dieser Geißel hat..

Volkbeherrscher! Götter unterm Monde,
Machtumpanzert zu der Menschen Heil,
Hielt die Buhlin mit dem Honigmunde
Eingemauert im Serail.

O da lernen Götter — menschlich fühlen,
Laßen sich fast sehr herab zum — Vieh
Mögt ihr nur in Nasos Chronik wühlen,
Schnackisch stehts zu lesen hie.

Wollt ihr Herren nicht skandalisieren,
Werft getrost den Purpur in den Kot,
Wandelt wie Fürst Jupiter auf vieren,
So erspart ihr ein verschämtes Rot.

Nebenbei hat diese Viehmaskierung
Manchem Zeus zum Wunder angepaßt,
Heil dabei der weisen Volkregierung,
Wenn der Herrscher auf der Weide grast!

Dem Erbarmen dorren ihre Herzen
(O auf Erden das Elysium)

Durch die Nerven bohren Höllenschmerzen,
Kehren sie zu wilden Tigern um.

Lose Buben mäkeln mit dem Fürstensiegel,
Kreaturen vom gekrönten Tier,
Leihen dienstbar seiner Wollust Flügel,
Und ermauscheln Kron und Reich dafür.

Ja die Hure (laßt's ins Ohr euch flüstern)
Bleibt auch selbst im Kabinet nicht stumm.
In dem Uhrwerk der Regierung nistern
Öfters Venusfinger um.

Blinden Fürsten dienet sie zum Stocke,
Blöden Fürsten ist sie Bibelbuch.
Kam nicht auch aus einem Weiberocke
Einst zu Delphos Götterspruch?

Mordet! Raubet! Lästert, ja verübet
Was nur greulich sich verüben läßt —
Wenn ihr Lady Pythia betrübet,
O so haltet eure Köpfe fest!

Ha! wie manchen warf sie von der Höhe!
Von dem Rumpf wie manchen Biederkopf!
Und wie manchen hub die geile Fee,
Fragt warum? — Um einen dicken Zopf.

Dessen Siegesgeiz die Erde schrumpfte,
Dessen tolle Diademenwut
Gegen Mond und Sirius triumphte,
Hoch gehoben von der Sklaven Blut,

Dem am Markstein dieser Welt entsunken
Jene seltne Träne war,
Vom Saturnus noch nicht aufgetrunken
Nie vergossen, seit die Nacht gebar.

Jenen Jüngling, der mit Riesenspanne
Die bekannte Welt umgriff
Hielte sie zu Babylon im Banne
Und der — Weltpopanz entschlief.

Manchen hat ins Elend sie gestrudelt,
Eingetrillert mit Sirenenang,
Dem im Herzen warme Kraft gesprudelt,
Und des Ruhms Posaune göttlich klang.

An des Lebens Vesten leckt die Schlange,
Geifert Gift ins hüpfende Gebfüt
Knochen dräuen aus der gelben Wange,
Die nun aller Purpur flieht.

Hohl und hager, wandelnde Gerippe
Keuchen sie in des Kozytus Boot.
Gebt den Armen Stundenglas und Hippe
Huh! — und vor euch steht der Tod.

Jünglinge, o schwöret ein Gelübde,
Grabet es mit goldnen Ziffern ein:
Fliehet vor der rosigten Charybde
Und ihr werdet Helden sein.

Tugend stirbet in der Phrynen Schoße
Mit der Keuschheit fliegt der Geist davon,
Wie der Balsam aus zerknickter Rose,
Wie aus rißnen Saiten Silberton.

Venus' Finger bricht des Geistes Stärke,
Spielet gottlos, rückt und rückt
An des Herzens feinem Räderwerke
Bis der Zeiger des Gewissens — lügt.

Eitel ringt, und wenn es Schöpfung sprühte,
Eitel ringt das göttlichste Genie
Martert sich an schlappen Saiten müde,
Wohlklang fließt aus toden Trümmern nie. —

Manchen Greisen, an der Krücke wankend,
Schon hinunter mit erstarrtem Fuß
In den Abgrund des Afernus schwankend,
Neckte sie mit tödlich süßem Gruß.

Quälte noch die abgestumpften Nerven
Zum erstorbnen Schwung der Wollust auf,
Drängte ihn, die träge Kraft zu schärfen,
Frisch zu spornen zäher Säfte Lauf.

Seine Augen sprühh erborgte Strahlen,
Tödlich munter springt das schwere Blut,
Und die aufgejagten Muskeln prahlen
Mit des Herzens letzlichem Tribut.

Neuverjüngt beginnt er aufzuwarmen,
All sein Wesen zuckt in einem Sinn,
Aber husch! entspringt sie seinen Armen,
Spottet ob dem matten Kämpfer hin.

Was für Unfug in geweihten Zellen
Hat die Hexe nicht schon angericht?
Laßt des Doms Gewöibe Rede stellen,
Das den leisen Seufzer lauter spricht.

Manche Träne — aus Pandoras Büchse —
Sieht man dort am Rosenkranze glühn.

Manchen Seufzer vor dem Kruzifixe
Wie die Taube vor dem Stößer fliehn.

Durch des Schleiers vorgeschobne Riegel
Malt die Welt sich schöner wie ihr wißt,
Phantasie leiht ihren Taschenspiegel,
Wenn das Kind das Paternoster küßt.

Siebenmal des Tages muß der gute
Michael dem starken Moloch stehn,
Beide prahlen mit gleich edlem Blute,
Jeder, wißt ihr, heißt den andern gehn.

Puh! da splittert Molochs schwächres Eisen!
(Armes Kind! wie bleich wirst du!)
In der Angst (wer kann es Vorsatz heißen?)
Wirft sie ihm die Zitternadel zu.

Junge Witwen — vierzigjäh'ge Zofen
Feuriger Komplexion,
Die schon lange auf — Erlösung hoffen,
Allzufrüh der schönen Welt entflohn.

Braune Damen — rabenschwarzen Haares
Schwer geplagt mit einem siechen Mann,
Fassen oft — die Hörner des Altares,
Weil der Mensch nicht helfen kann.

Fromme Wut begünstigt heiße Triebe,
Gibt dem Blute freien Schwung und Lauf —
Ach zu oft nur drückt der Gottesliebe
Aphrodite ihren Stempel auf.

Nymphomanisch schwärmet ihr Gebete
(Fragt Herrn Doktor Zimmermann)
Ihren Himmel — sagt! was gilt die Wette? —
Malt zum küssen euch ein Titian! —

Selbst im Rathaus hat sie's angesponnen,
Blauen Dunst Asträen vorgemacht,
Die geschwornen Richter halb gewonnen,
Ihres Ernstes Falten weggelacht.

Inquisitin ließ das Halstuch fallen,
Jeder meinte, sei von ohngefähr!
Potz! da liegts wie Alpen schwer auf allen,
Närrisch spukts um unsern Amtmann her.

Sprechet selbst — was war dem Mann zu raten?
Dies verändert doch den Statum sehr. —
»Inquisitin muß man morgen laden,
Heute geb ich götliches Verhör.«

Und — wär nicht Frau Amtmännin gekommen
(Unserm Amtmann krachts im sechsten Sinn)
Wär der Balg ins Trockne fortgeschwommen,
Dank seis der Frau Amtmännin!

Auch den Klerus (denkt doch nur die Lose)
Selbst den Klerus hat sie kalumpniert.
Aber gelt! — mit einem derben Stoße
Hat man dir dein Lügenmaul pitschiert?

Damen, die den Bettelsack nun tragen,
Ungeschickt zu weiterem Gewinnst,
Matte Ritter, die Chamade schlagen
Invaliden in dem langen Dienst,

Setzt sie, (wies auch große Herren wissen)
Mit beschnittner Pension zur Ruh,
Oder schickt wohl gar die Leckerbissen
Ihrer Feindin — Weisheit zu.

(Weine Weisheit über die Rekruten,
Die dir Venus Aphrodite schickt,
Sie verhüllen unter frommen Kutten
Nur den Mangel, der sie heimlich drückt.

Würde Amors Talisman sie rühren,
Nur ein Hauch von Zypern um sie wehn?
O sie würden hurtig desertieren
Und zur alten Fahne übergehn.) —

Sehet und der Lüstlingin genüget
Auch nicht an des Torus geiler Brunst,
Selbst die Schranken des Geschlechts besieget
Unnatürlich ihre Schlangenkunst.

Denket — doch ob dieser Schandenliste
Reißt die Saite, und die Zunge stockt;
Fort mit ihr aufs schimpfliche Gerüste,
Wo das Aas den fernen Adler lockt.

Dorten soll mit Feuergriffel schreiben
Auf ihr Buhlinangesicht das Wort:
Tod: der Henker — so gebrandmarkt treiben
Durch die Welt die Erzbetrügrin fort.

So gebot der weise Venusrichter.
Wie der weise Venusrichter hieß?
Wo er wohnte? Wünscht ihr von dem Dichter
Zu vernehmen — so vernehmet dies:

Wo noch kein Europeseegel brauste,
Kein Kolumb noch steuerte, noch kein
Kortez siegte, kein Pizarro hauste,
Wohnt auf einem Eiland — Er allein.

Dichter forschten lange nach dem Namen —
Vorgebirg des Wunsches nannten sie's,
Die Gedanken, die bis dahin schwammen,
Nanntens — das verlorne Paradies.

Als vom ersten Weibe sich betrügen
Ließ der Männer erster, kam ein Wasserstoß,
Riß, wenn Sagen Helikons nicht lügen,
Von vier Welten diese Insel los.

Einsam schwimmt sie im Atlantschen Meere
Manches Schiff begrüßte schon das Land,
Aber ach — die scheiternde Galeere
Ließ den Schiffer tod am Strand.

Das klingt noch etwas anders als: »Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau«... Das waren, wie entrüstete Literaturhistoriker, das höchste Lob zum Tadel kehrend, schreiben, »üppig sinnliche Phantasien, die mit den Bildern der Vergänglichkeit und Verwesung hinter dem lachenden Schein des Lebens ein widerliches Spiel treiben«. In der »stofflichen« Mißbilligung gehen diese kundigen Thebaner so weit, dem jungen Schiller die Schwärmerei für Laura übel zu nehmen; »sie war«, schreibt einer wörtlich, »weder schön noch geistreich und später auch nicht tugendhaft«... Dieser Periode Schiller'scher Entwicklung, die so viel Ärgernis in literarhistorischen Kreisen erregt hat, entstammt auch ein Gedicht, (»Anthologie auf das Jahr 1782«) mit dessen Zitierung ich wieder der schillerfeiernden Journalistik eine angenehme Überraschung bereiten möchte. Sie wird endlich erfahren, wie Schiller sie gefeiert hat.

Die Journalisten und Minos.

Mir kam vor wenig Tagen,
Wie? fragt mich eben nicht,
Vom Reich der ewgen Plagen
Die Zeitung zu Gesicht.

Sonst frag ich diesem Essen
Wo noch kein Kopf zerbrach,
Dem Freikorps unsrer Pressen,
Wie billig, wenig nach.

Doch eine Randgloß lockte
Izt meinen Fürwitz an,
Denkt! wie das Blut mir stockte,
Als ich das Blatt begann:

- »Seit zwanzig herben Jahren«
(Die Post, versteht sich, muß
Ihr saures Stündchen fahren
Hieher vom Erebus)
- »Verschmachtetet wir Arme
»In bitterer Wassersnot,
»Die Höll kam in Allarme
»Und forderte den Tod.
- »Den Styx kann man durchwatan,
»Im Lethe krebset man,
»Freund Charon mag sich raten,
»Im Schlanme liegt sein Kahn.
- »Keck springen schon die Tode
»Hinüber, jung und alt,
»Der Schiffer kommt vom Brode
»Und flucht die Hölle kalt.
- »Fürst Minos schickt Spionen
»Nach allen Grenzen hin,
»Die Teufel müssen frohnen
»Ihm Kundschaft einzuziehn.
- »Juhe! nun ists am Tage!
»Erwischt das Räubernest!
»Heraus zum Freudgelage!
»Komm Hölle, komm zum Fest!
- »Ein Schwarm Autoren spükte
»Um des Kozytus Rand,
»Ein Tintenfäßchen schmückte
»Die ritterliche Hand.
- »Hier schöpften sie, zum Wunder,
»Wie Buben süßen Wein
»In Röhren von Hollunder,
»Den Strom in Tonnen ein.
- »Husch! Eh sie sich's versahen!
»Die Schlingen über sie! —
»Man wird euch schön empfahen
»Kommt nur nach Sanssouci.
- »Schon wittert sie der König,
»Und wetzte seinen Zahn,

»Und schnauzte drauf nicht wenig
»Die Delinquenten an.

»Aha! sieht man die Räuber?
»Wess Handwerks? Welches
Lands?
»»Sind teutsche Zeitungs-
schreiber!«
»Da haben wir den Tanz!

»Schon hätt ich Lust gleichalden
»Euch, wie ihr geht und steht,
»Bei'm Essen zu behalten,
»Eh euch mein Schwager mäht.

»Doch schwör' ichs hier bei'm Styxe,
»Den eure Brut bestahl!
»Euch Marder und euch Füchse
»Erwartet Schand und Qual!

»So lange bis er splittert
»Spaziert zum Born der Krug!
»Was nur nach Tinten wittert
»Entgelte den Betrug!

»Herab mit ihren Daumen!
»Laßt meinen Hund
heraus!
»Schon wässert ihm der Gaumen
»Nach einem solchen Schmaus.

»Wie zuckten ihre Waden
»Vor dieses Bullen Zahn!
»Es schnalzen Seine Gnaden,
»Und Joli packte an.

»Man schwört, daß noch der
Stumpfen
»Sich krampfigt eingedruckt,
»Den Lethe auszupumpen
»Noch gichterisch gezuckt.

Und nun ihr guten Christen
Beherzigt den Traum!
Fragt ihr nach Journalisten,
So sucht nur ihren Daum!

Sie bergen oft die Lücken,
Wie Gauner ohne Ohr
Sich helfen mit Perücken —
Probatum! Gut davor!

Sie haben ihre Tinte aus dem Höllenfluß gestohlen. Aber Lethe ist auch der Strom des Vergessens, der Strom des Todschweigens. Ein Glück für Schiller, daß er sich später ge bessert hat! . . .

Man kann sicher sein, in jedem Lebenswerk eines Großen irgendwo eine Stelle zu finden, in der er der Geniepflicht der Preßverachtung genügt hat. Hundert Jahre vor der Machtentfaltung der Journalistik haben Dichter gesagt, wie sie über das Handwerk denken. Nach hundert Jahren, wenn alles Holz des Dichterwaldes für Zeitungspapier aufgebraucht sein wird, wird die große Kulturfeindin keinen Protest mehr zu fürchten haben.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Geograph. Ein mutiger Mann scheint der Herr Professor Dr. August Böhm Edler von Böhmersheim, Redakteur der ‚Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien‘ zu sein. Er versendet an seine Abonnenten die folgende »Erklärung betreffend den Artikel ‚Nordische Reise‘ von Heinrich Pudor in dem letzten Hefte der Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien.« Sie war bereits teilweise in einem Blatte zitiert, verdient aber wegen des besonders mannhaften Schlusses vollständig verewigt zu werden: »Der unterzeichnete Redakteur, der in der letzten Zeit beruflich mehr als sonst in Anspruch genommen war — nicht zumindest durch das seit Neujahr eingeführte öftere Erscheinen der ‚Mitteilungen‘ — hat den oben genannten Artikel von Pudor, darin eine unverfängliche, feuilletonistische Reiseschilderung vermutend, leider ohne genaue Durchsicht in Druck gegeben. Der Gedanke, daß sich Herr Dr. Pudor in einem Aufsätze, den er einer geographischen Fachzeitschrift einreicht, in religiösen, nationalen und politischen Ausfällen ergehen würde, lag dem Unterzeichneten umso ferner, als er ja bereits vier Artikel aus der Feder desselben Verfassers in den ‚Mitteilungen‘ veröffentlicht hatte (‚Islandfahrt‘, ‚Von den Faer-Oer‘, ‚Von den Kanalinseln‘, ‚Normannische Reise‘), welche Artikel durchaus sachlich und dem Rahmen einer geographischen Zeitschrift entsprechend gehalten waren und in den Mitglie d erkreisen vielfach lebhaften Anklang gefunden hatten. Leider hat sich der Unterzeichnete in seinem Vertrauen getäuscht. Daß der Artikel gleich von vornherein zurückgewiesen worden wäre, wenn der Unterzeichnete nähere Einsicht darein genommen hätte, ist wohl überflüssig, erst besonders zu bemerken. Ebenso selbstverständlich ist es, daß der Unterzeichnete dieses Vorkommnis im Interesse der Gesellschaft tief bedauert. Daß der in Rede stehende Artikel dauernd in unseren

Publikationen verbleibe, geht nicht an. Er wird hiermit offiziell zurückgezogen und annulliert. Demgemäß wird ersucht, die Seiten 133—188 aus dem letzten Hefte (Nr. 3) der ‚Mitteilungen‘ herauszunehmen und zu vernichten. Als Ersatz hierfür (sofern nicht die Leitung der Gesellschaft inzwischen eine veränderte Neuauflage des ganzen Heftes beschließen sollte) wird mit dem nächsten Hefte ein Ergänzungsheft versendet werden, dessen erste Seite mit der Zahl 133 bezeichnet sein und an dessen letzte Seite sich die Paginierung der Nr. 4 unmittelbar anschließen wird. In diesem Ergänzungs- oder Ersatzhefte wird der annullierte Artikel durch andere Artikel ersetzt sein, wogegen der restliche Inhalt von Nr. 3 (Seite 173—188) darin unverändert (nur mit anderer Seitenbezeichnung) wiederkehren wird. Der von der Redaktion bei der Drucklegung des Pudorschen Artikels versehentlich begangene Mißgriff wird nach Durchführung des eben Gesagten keine Spur in den ‚Mitteilungen der K. k. Geographischen Gesellschaft‘ hinterlassen. — Der Aufsatz des Herrn Pudor soll ein paar zarte Anspielungen auf angebliche Mißstände in Rußland enthalten haben... Angesichts des bedrohlichen Umsichgreifens der Genickstarre wirkt das Beispiel eines Mannes, der von der Seuche nie ergriffen werden kann, an sich erfreulich. Herr Professor Böhm hat sich durch seine Erklärung vollständig in die Gunst einiger hochgestellten Mitglieder der »Geographischen Gesellschaft« gegeben. Dabei stieß er freilich nach rückwärts mit den Beinen aus und enttäuschte zahlreiche Gelehrte, die zwar zugeben, daß man den Pudor unterdrücken dürfe, doch nicht jenen unerläßlichen pudor, der einen Mann der Wissenschaft von einem Fußfall abzuhalten pfllegt.

Politiker. Manchmal ist's mir wieder, als ob die alldeutsche Publizistik die dümmste wäre. In Cilli schrieb neulich einer, Bismarck sei »im Guten wie im Bösen groß, treu und sittlich hochstehend« gewesen. Im Guten wie im Bösen groß — da glaubt man schon, ein deutscher Mann habe sich einmal zu einem vernünftigen Standpunkt, dem ästhetischen, aufgerafft. Im Nu muß er uns versichern, daß der Mann, der auch im Bösen groß sein konnte, »sittlich hochstehend« war... Wie ich mir die bekannte »Lage der Deutschen in Österreich« vorstelle? Auf den Kopf gefallen.

Kriminalist. Mitterwurzer hat dem jungen Angeklagten, der Schauspieler werden wollte, sehr zutreffend geschrieben: »Will man ein tüchtiger Kerl beim Theater werden, so geht man durch«. Präsident: »Wir kennen Mitterwurzer, wir wissen, was für ein bedeutender Schauspieler, was für ein fescher Kerl er war. Trotzdem darf man solche Worte nicht ernst nehmen«. Staatsanwalt (mit Nachdruck): »Er war ein ehrenwerter Charakter bis zu seinem Ende«. — Und da sage man noch, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht! Fesch und ehrenwert — das wird Mitterwurzer in der Erinnerung der Wiener bleiben, auch wenn längst kein Zeuge seiner ephemeren schauspielerischen Leistungen am Leben sein wird. Richtiger kann man sein Wesen gar nicht charakterisieren. Vor allem ehrenwert — das war

Mitterwurzer's Individualität. Nurschade, daß es so leicht ist, »bis zu seinem Ende«, und so schwer, von seinem Anfang an ein ehrenwerter Charakter zu sein! Dem verlorenen Knaben auf der Anklagebank war also mit diesem Vorbild nicht zu imponieren.

Kaufmann. Mit der Auffassungsfähigkeit des Lesers ist es noch sehr schlecht bestellt. Würde man beim Schreiben daran denken, daß man für's Publikum schreibt, man müßte sich erhängen. Dennoch glaube ich nicht zu jenen Schriftstellern zu gehören, die in sich hinein, sondern zu jenen, die aus sich heraus schreiben. Ich habe immer ein Lesergehirn vor mir. Ich diene ihm nicht und bringe ihm keinen Gedanken zum Opfer. Aber ich setze bei ihm auch nichts voraus und gebe ihm seine Prämissen, die zum Verständnis meiner Schlüsse notwendig sind. So ist mein Gedankengang kein Labyrinth, sondern ein bis auf Widerruf freiwillig eröffneter Durchgang. Aber nur der ideale Leser kann jener Passant sein, demzuliebe die Eröffnung geschah. An »die Leser« denke ich nicht. Unter ihnen mögen vortreffliche und gebildete Leute sein: man macht schauerliche Erfahrungen mit ihnen. Da bemühte ich mich in Nr. 178, den Begriff der Berufsethik zu fassen und auseinanderzusetzen, daß Herr Marschall als Besitzer einer Bildhauerfirma zwar der kaufmännischen, aber nicht der künstlerischen Standesmoral genügt habe. Natürlich, soweit sein Handel mit fremden Kunstwerken in Frage kommt. Denn die »Preisunterbietungen bei der Bewerbung um Medaillenaufträge« würden, wie ich ausdrücklich schrieb, auch vor dem Richtstuhl der kaufmännischen Berufsethik verurteilt werden. Aber in der Hauptsache hat es sich bloß um die Signierung der Kunstwerke, die Herr Marschall von seinen Angestellten erzeugen ließ, gehandelt. Und hier sagte ich, um den Vergleich auf eine drastische Formel zu bringen: Herr Marschall ist »im Sinne des Wiener kaufmännischen Vereines ein Ehrenmann«: er ist seinen Kunstbediensteten keinen Heller schuldig geblieben. Heute bekomme ich nun von einem sonst sehr schätzbaren Leser die folgende freundliche Vermahnung in's Haus gestellt: »Mich erquickt nicht nur jedes frische Heft Ihrer Zeitschrift, ich finde meine Freude daran, zuweilen auch in den älteren Nummern zu blättern. Da wurde ich denn heute durch Ihren Marschall-Artikel in Nr. 178 an eine begangene Unterlassungssünde erinnert. Schon vor Monatsfrist wollte ich auf einen Satz reagieren, der einer irrigen Auffassung Ihrerseits entflohen ist. . . Sie wollten damit dem Verein sicherlich nicht nahetreten. . . Ich fühle mich aber verpflichtet, zu Ihrer persönlichen Aufklärung Ihnen mitzuteilen, daß der Wiener kaufmännische Verein als Repräsentant jener Kai-Ethik, die Sie mit Fug geißeln, nicht anzusehen ist«. Folgt Aufzählung aller Edeltaten des Vereines und die typische Versicherung jener Gönner, die mich auf einer »falschen Information« ertappt haben: »Ich denke, ein Mann wie Sie, dessen Amt es ist, mit der Fackel der Wahrheit in das soziale Komödienspiel hinein-zuleuchten, muß selbst möglichst gut informiert sein.« Aber der freundliche Leser nimmt mich schwieriger als ich bin. Ich habe hier kein Amt, bloß eine Meinung. Ich wollte auch weder »hineinleuchten« — das

Wort stört mich, seitdem ich die ‚Fackel‘ begründet habe — noch »gut informiert« sein. Ich will am liebsten überhaupt nicht »informiert« sein. Und wollte es sicher in jener rein logischen Ausführung nicht, in der es sich kaum mehr um tatsächliche Behauptungen über Herrn Marschall, sicher aber nicht um eine Behauptung über den kaufmännischen Verein gehandelt hat. Wenn ich von Herrn Marschall sagte, daß er der kaufmännischen Berufsethik, soweit sie das Verhältnis des Chefs zu den Angestellten bestimmt, genügt habe, so wollte ich zwar die Solidität des Herrn Marschall den kunstmoralischen Ansprüchen entrücken, aber die kaufmännische Ethik weder werten noch gar gering werten. In der Feststellung, daß ein Kaufmann seinen Angestellten »keinen Heller schuldig geblieben« ist, eine Herabsetzung seines Standes zu erblicken, ist phantastisch. Umso phantastischer, als sich an die zitierte Stelle unmittelbar die folgende anschließt: »Er wäre sicher auch nach dem Ausspruch jenes Offiziersehrenrats, der drolliger Weise die Affaire entscheiden sollte, »satisfaktionsfähig.« Der begeistertste Fanatiker des Wiener kaufmännischen Vereines dürfte nicht glauben, daß dieser einem Offiziersehrenrat in der Gewissenhaftigkeit der Ehrbegriffskontrolle überlegen ist. Aber er müßte, wenn er nur die Hälfte der Sorgfalt an das Lesen der ‚Fackel‘ wendet, die ich — überflüssiger Weise — an das Schreiben der ‚Fackel‘ wende, den Sinn meiner Ausführung verstehen: Herr Marschall (nunmehr glücklich beurlaubter Professor an der Akademie) hat in seinem Atelier junge Künstler beschäftigt, die er für die Herstellung von Kunstwerken bezahlte. Voll auszahlte. Er ist darum ein solider Kaufmann. Vor einem kaufmännischen Standesgericht könnte er bestehen. Vor einem Offiziersehrenrat gleichfalls, da er ja als Reserveoffizier keine der Berufsehre widerstrebende Handlung begeht, wenn er jungen Künstlern Beschäftigung gibt. Auch Ministerialbeamte müssen ihn, schrieb ich, freisprechen, da auch ihre Vorschriften die Erwerbung von Gipsfiguren nicht ausdrücklich verbieten. Nur vor einem Kunstehrenrat könnte, meinte ich, Herr Marschall nicht bestehen. Er ist ein solider Kaufmann, ein bewährter Offizier, ein pflichtbewußter Subaltern der Herrn v. Hartel; nur ein Künstler — zunächst soweit die Kunstethik in Betracht kommt — ist er nicht. Ich hätte noch hinzufügen können, daß er es auch dann nicht wäre, wenn er als Wohltäter seiner Angestellten sie weit über den Wert ihrer Leistungen bezahlt hätte. Tatsächlich hat er, wie der »zu seinen Gunsten entschiedene« Prozeß bewies, bloß seinen zivilrechtlichen Verpflichtungen im Sinne der Kontrakte, die er mit den Angestellten abgeschlossen hatte, genügt.

Karlsbader Leser. »Tout Karlsbad«, so schreiben Sie, freue sich auf die nächste ‚Fackel‘. Denn der Verfasser des Meraner Feuilletons der ‚Neuen Freien Presse‘, jener Dr. Z r, der uns durch das berühmte Karlsbader Feuilleton erfreut hat, sei »unser wohlbestallter Rabbiner Dr. Ziegler«. Ich muß tout Karlsbad enttäuschen. Denn ich glaube nicht an die Autorschaft des Rabbiners. Für einen Rabbiner sind die Feuilletons zu sehr im Jargon geschrieben. Selbst da ein Redakteur der ‚Neuen Freien Presse‘, um nicht wieder die Heiterkeit Westeuropas

zu entfesseln, den stilistischen Weichselzopf ein wenig durchgekämmt hat, ist noch so viel Ursprünglichkeit zurückgeblieben, daß man bloß einen bessarabischen Leser der ‚Neuen Freien Presse‘ als Autor vermuten kann. Überdies hätte der Karlsbader Rabbiner, wenn er wirklich, wie der Meraner Plauderer behauptet, an der internationalen Table d' hôte teilgenommen hätte, einen Fehltritt begangen, der ihm das Mißtrauen eines Feuilletonredakteurs der ‚Neuen Freien Presse‘ zuziehen würde. Wer ist der Autor? Herr Eisenbach spielt jeden Abend, kann infolgedessen nicht kürzlich in Meran gewesen sein. Ganz abgesehen davon, daß die Feuilletons ernst gemeint und keineswegs aus persiflierender Absicht entstanden sind. Auch die in Wien verbreitete Version, daß Herr Dr. Zucker, der Vizepräsident der Advokatenkammer, der Verfasser der anmutigen Plodereien in dem Stil: »Jeden Früh, wenn ich aufstehe und ausgeh, trink ich meinen Tee und ess ich meine Eier, dann bin ich derquickt« sei, scheint mir unglaublich. Herr Dr. Zucker ist allerdings Mitarbeiter und Berater der ‚Neuen Freien Presse‘ in juristischen Fragen, gilt aber als gebildeter Mann. Gegen die Ausstreunungen seiner Gegner, die ihn jener Feuilletonleistungen für fähig halten, sollte er sich verwahren, und die ‚Fackel‘ steht ihm für eine Erklärung, die er in der ‚Neuen Freien Presse‘ nicht gut veröffentlichen kann, zur Verfügung. Nach der Bloßstellung des Präsidenten der Advokatenkammer müßte ihr Vizepräsident auf die Reinhaltung seines geistigen Rufes doppelt peinlich bedacht sein. . . Die Frage wird dann freilich offen bleiben: Wer ist der Verfasser jener ungesäuerten Feuilletons?

Spaßvogel. Also sprach Masaidek: »Der ‚kleine Kraus‘ schreibt in der ‚Fackel‘ vom 15. d.: ‚Die Aufnahme, die der Justizrat Körner nach seiner Rückkehr von Florenz am sächsischen Hofe erfuhr, die Behandlung, die einst Herrn Bachrach in Wien zuteil werden wird, hat Shakespeare vorausgeahnt.‘ ‚Vorausgeahnt‘ ist so unsinnig, als wenn man sagen würde: ‚vorausprophezeit‘. ‚Ahnen‘ heißt vorausempfinden; mithin ist ‚vorausahnen‘ ein sackgrober Pleonasmus. Herr Kraus wird wahrscheinlich einwenden, daß das Wort sehr häufig vorkommt und besonders von Schmöcken mit Vorliebe gebraucht wird; aber damit ist noch keineswegs bewiesen, daß der Ausdruck richtig ist. Sonst könnte einer, der ‚mir‘ mit ‚mich‘ verwechselt, sich gleichfalls darauf berufen, daß dies tausend andere auch schon getan haben. Ich würde diesen Lapsus auch nicht bemängeln, wenn Herr Kraus sich nicht immer zum Hüter der deutschen Sprache aufwürfe und wenn er nicht die K-ähnheit besäße, selbst die besten deutschen Schriftsteller zu Hofmeistern«. — Ich habe Herrn Masaidek immer als Humoristen des Schwachsinnigen gelten lassen. Aber wenn er dreist wird, bekommt er eins auf den Mund. Das Gefühl der Distanz muß auch im versulzten Gehirn noch lebendig sein, und es geht nicht an, daß ein Mitarbeiter der ‚Deutschen Zeitung‘ den Herausgeber der ‚Fackel‘ in deutscher Sprache unterrichten wolle. Wenn Herr Masaidek den Aphorismus niederschreibt: »Die Familie Tschan muß eine schöne Familie sein«, so hat er fraglos Recht, und kein Mensch wird an seiner Fähigkeit, absolute Wahrheiten in der denkbar apodiktischsten

Form auszudrücken, mäkeln. Auch die Originalität einer Wendung wie der als »K — ühnheit« neckisch maskierten »Keckheit«, die gewiß viele christlich-soziale Schriftsteller mit Neid erfüllt, wird ihm niemand bestreiten. Nur seine F — reiheit (oder noch schalkhafter: seine Fre — iheit), in sprachlichen Dingen das große Wort zu nehmen, bin ich nicht gesonnen zu dulden. »Wahrscheinlich« werde ich etwas ganz anderes »einwenden« als er glaubt. Gewiß nicht, »daß das Wort sehr häufig vorkommt und besonders von Schmöcken mit Vorliebe gebraucht wird«. Er hält mich ja nicht im Ernst — gerade mich — für so vertrottelt, die Richtigkeit eines Ausdrucks durch den Sprachmißbrauch und gar durch den journalistischen beweisen zu wollen. Da wende ich ihm schon viel lieber ein, daß er selbst die Unrichtigkeit eines Ausdrucks durch seine eigene Unkenntnis der deutschen Sprache beweisen will. Also aufgepaßt: »vorausahnen« ist nicht unsinnig, ist kein sackgrober Pleonasmus, kein Lapsus. »Ahnen« heißt nämlich nicht »vorausempfinden«. Das glauben nur Herr Masaidek und Sprachkünstler seines Niveaus. »Ahnen« heißt — nach allen Wörterbüchern — bloß: dunkel empfinden, unbestimmt fühlen (im Gegensatz zur klaren Anschauung und zum deutlichen Wissen). Man kann nicht nur das Kommende, sondern auch das Gegenwärtige und das Vergangene ahnen und darum das Kommende so gut vorausahnen wie man es voraus wissen kann. Und nur ein Gehirn, das bei »ahnen« gleich an eine Kartenaufschlägerin denkt, kann von dieser Aufklärung enttäuscht sein. Um es Herrn Masaidek an zwei Beispielen ganz klar zu machen: Er hat nicht richtig vorausgeahnt, was ich ihm »einwenden« werde, und er hat von den Gesetzen der deutschen Sprache (wiewohl sie schon längst bestehen und nicht erst in der Zukunft erschaffen werden sollen) nur eine Ahnung und keine klare Kenntnis.

Hallstätter Satiriker. Das ‚Deutsche Volksblatt‘ schreibt über Franziska Klein: Sie »annonzierte in „hervorragenden“ (?) Judenblättern . . .« Über den Fall Brenneis: Die Anklage »wurde vom Verteidiger als eine — „ungemein komische“ bezeichnet . . .«

Leser. Ja, wo käme man denn hin, wenn man jede Preßschurkerei annageln wollte? So viele Nägel gibt's ja gar nicht. Man kann nur vom Typischen das Typischeste herausgreifen . . . Mich interessiert's wirklich nicht, ob Frl. Barsescu in New-York Erfolg oder Mißerfolg hatte. Aber den Kerl vom ‚Neuen Wiener Journal‘ scheint's zu interessieren. Warum lügt er dann? Aus der ‚New-Yorker Staatszeitung‘ (9. April) sendet mir ein Leser den folgenden Ausschnitt, der den internationalen Ruf des Wiener Schandblatts bekundet: »(Zur Abwehr einer Infamie.) Im ‚Neuen Wiener Journal‘ finden wir eine Notiz über das Barsescu-Gastspiel, die in ihrer die Reputation der Künstlerin schädigenden Verlogenheit nicht anders als infam genannt werden kann. Jeder deutsche Theaterfreund New-York's weiß, daß das Gastspiel der Künstlerin am Irving Place Theater von glänzendem Erfolg gekrönt war und daß es daher jetzt zum zweiten Male verlängert worden ist. In dem Wiener Blatt schreibt aber ein obskurer Skribifax daß dieses Gastspiel „so vollständig mißglückte, daß es abgebrochen werden mußte und die

Künstlerin sich hierdurch materiell derartig geschädigt sah, daß sie genötigt war, einen Antrag der Direktion des jüdischen Theaters anzunehmen' etc. Die oder der Verüber dieser feigen Schurkerei verdienten dem Versteck ihrer Anonymität entrissen und festgenagelt zu werden. Wir hoffen, daß das genannte und andere Wiener Blätter baldmöglichst den für Frl. Barsescu nur ruhm- und ehrenvollen wirklichen Tatbestand feststellen mögen.« In New-York scheint man das Maß der Wiener Unanständigkeit noch nicht zu kennen. Eine Richtigstellung im 'Neuen Wiener Journal' läßt sich bloß durch Mosse, nie durch Selbsterkenntnis erzielen.

L. L. 1. Meine Behauptung trotz Lehmann richtig. 2. Völlig bartlos. Wer hat Ihnen denn das Gegenteil eingeredet?

Sammler. »Bukarest, 7. März. Das Blatt 'Roumanie' ist zu der Erklärung ermächtigt, daß die Meldung eines Wiener Blattes, wonach die rumänische Regierung die Absicht habe, eine Anleihe im Betrage von 40 bis 50 Millionen abzuschließen, nicht richtig sei. Das Blatt fügt hinzu, daß erstens die Ziffer der Anleihe übertrieben sei, und zweitens, daß die Regierung sich mit der Anleihefrage überhaupt nicht befaßt habe.« (Neue Freie Presse', 8. März). »Es erfolgte an den Experten eine Reihe von Fragestellungen, wobei er sich gegen die Gleichstellung unehelicher und ehelicher Kinder aussprach, namentlich dann, wenn erstere vorhanden sind.« (Neues Wiener Journal', 12. Februar). »Die erste Zwischenpause wurde durch ein vierhändiges Klavierstück von den Herren J. P. Lanik und F. Kohlhauser mit bekannter Virtuosität zu Gehör gebracht.« (Österr. Volkszeitung, 3. März). »Auf dem geheiligten Boden dieser Gesellschaft blies Dr. Viktor Rosenfeld mit fettglänzenden Wangen die Reklametrommel für den durchgefallenen Diktator.« (Deutsches Volksblatt', 1. Februar). »Das wird im 'Deutschen Volksblatt' einfach unterschlagen. Das Blatt tritt wie ein rasender Pylades für den Orest ein und kanzelt den Richter ab...« (Sonn- und Montagszeitung, 13. Februar). »Als ihr Mann in später Stunde heimkehrte, fand er die Leichen seiner Angehörigen in bewußtlosem Zustande am Boden liegend.« (Neues Wiener Journal', 25. April).

Mytholog. Die 'Zeit' darf nicht in der Sammlung vertreten sein; ein Blödsinn dieses in jeder Beziehung von der Schablone abweichenden Blattes verdient besonderes Gedenken. Im Triumph ihres 'Freispruchs' höhnte ihr Glossenschreiber (14. April) den Zeugen Koerber, der im Schwurgerichtssaal die alten Trics des Parlamentsredners verwenden zu können glaube: »Noch einmal«, zitiert sie, »sattelt mir den Hippokriten...« Das ist kompliziert. »Hypokrit« heißt nämlich »Heuchler.« Der wird in der Regel nicht gesattelt. Aber »Hippogryph« heißt »Roßgreif« und ist ein fabelhaftes Flügelroß. Wenn nur die 'Zeit' jetzt den »Pegasus« nicht mit einem »Asinus« verwechselt!

DIE FACKEL

Nr. 182

WIEN, 9. JUNI 1905

VII. JAHR

DIE BÜCHSE DER PANDORA*).

. . . Die Liebe der Frauen enthält wie die Büchse der Pandora alle Schmerzen des Lebens, aber sie sind eingehüllt in goldene Blätter und sind so voller Farben und Düfte, daß man nie klagen darf, die Büchse geöffnet zu haben. Die Düfte halten das Alter fern und bewahren noch in ihrem Letzten die eingeborene Kraft. Jedes Glück macht sich bezahlt, und ich sterbe ein bißchen an diesen süßen und feinen Düften, die der schlimmen Büchse entsteigen, und trotzdem findet meine Hand, die das Alter schon zittern macht, noch die Kraft, verbotene Schlüssel zu drehn. Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gebe alles das für die beneideten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten auf Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, — nun wie dieser dahin und verschwunden . . .

Félicien Rops.

»Eine Seele, die sich im Jenseits den Schlaf aus den Augen reibt.« Ein Dichter und Liebender, zwischen Liebe und künstlerischer Gestaltung der Frauenschönheit schwankend, hält Lulu's Hand in der seinen und spricht die Worte, die der Schlüssel sind zu diesem Irrgarten der Weiblichkeit, zu diesem Seelenlabyrinth, in dem manch ein Mann die Spur seines Verstandes verlor. Es ist der letzte Akt des »Erdgeist«. Alle Typen der Mannheit hat die Herrin um sich versammelt, damit sie ihr dienen, indem sie die Gaben nehmen, die sie zu spenden hat. Alwa, der Sohn

*) Als Einleitung zu der Aufführung am 29. Mai 1905 gesprochen.

ihres Gatten, spricht es aus. Und dann, wenn er sich an diesem süßen Quell des Verderbens vollberauscht, wenn sich sein Schicksal erfüllt haben wird, im letzten Akt der »Büchse der Pandora«, wird er, vor dem Bilde Lulu's delirierend die Worte finden: »Diesem Porträt gegenüber gewinne ich meine Selbstachtung wieder. Es macht mir mein Verhängnis begreiflich. Alles wird so natürlich, so selbstverständlich, so sonnenklar, was wir erlebt haben. Wer sich diesen blühenden, schwellenden Lippen, diesen großen unschuldsvollen Kinderaugen, diesem rosig weißen, strotzenden Körper gegenüber in seiner bürgerlichen Stellung sicher fühlt, der werfe den ersten Stein auf uns.« Diese Worte, vor dem Bilde des Weibes gesprochen, das zur Allzerstörerin wurde, weil es von allen zerstört ward, umspannen die Welt des Dichters Frank Wedekind. Eine Welt, in der die Frau, soll sie ihrer ästhetischen Vollendung reifen, nicht verflucht ist, dem Mann das Kreuz sittlicher Verantwortung abzunehmen. Die tiefe Erkenntnis, die die tragische Kluft zwischen blühenden Lippen und bürgerlichen Stellungen begreift, mag heute vielleicht die einzige Erkenntnis sein, die eines Dramatikers würdig ist. Wer die »Büchse der Pandora«, die im »Erdgeist« zwar ihre stoffliche Voraussetzung hat, aber das gedankliche Verständnis des Werkes erst erschließt, wer diese Tragödie Lulu begriffen hat, wird der gesamten deutschen Literatur, so da am Weibe schmarotzt und aus den »Beziehungen der Geschlechter« psychologischen Profit zieht, mit dem Gefühle gegenüberstehen, das der Erwachsene hat, wenn ihm das Einmaleins beigebracht werden soll. Ich scheue mich nicht, diese große Revue psychologischer Kindereien von manchem Klassiker zu beginnen. Die tiefsten Erforscher männlichen Gefühlslebens haben vor dem Augenaufschlag ihrer eigenen Heldinnen zu stammeln begonnen, und die abgeschmackte Tragik, der sie Worte liehen, war durch alle Zeiten die Tragik der verlorenen Virginität.

Ein »Werde du zur Dirne«, oft auch bloß ein verschämtes »Werde du zur —«, von irgendeinem alten Knasterbart gemurmelt, wir hören es durch alle dramatischen Entwicklungen bis in unsere Tage: immer wieder sehen wir den dramatischen Knoten aus einem Hymen geschürzt. Nie haben sich hier die Dichter als Erlöser der Menschheit gefühlt, sondern sich mit ihr unter das Damoklesschwert gebeugt, das sie in christlicher Demut freiwillig über sich aufgehängt hat. Dem Irrwahn, daß die Welt, wenn sie an Freude vermehrt, an Ehre vermindert wird, haben sie gläubig nachgebetet. Und sie schrieben Tragödien über das, »worüber kein Mann wegkann«. Daß man über die verschrobenen Plattheiten eines denkenden Tischlermeisters viel weniger wegkönnen sollte als über das Abenteuer seiner Tochter Maria Magdalena, ist ja eine literarische Angelegenheit für sich. Aber mit dem dramatischen Geflenne über die Verminderung des weiblichen Marktwertes hat erst Frank Wedekind aufgeräumt. In seiner hinreißenden Bekenntnisdichtung »Hidalla« erhebt sich Fanny turmhoch über den Freier, der sie verschmäht hat, weil ihr »der Vorzug« mangelt, der ihre Geschlechtsgenossinnen erst preiswert macht: »Des wegen also bin ich jetzt nichts mehr?! Das also war die Hauptsache an mir?! Läßt sich eine schmachvollere Beschimpfung für ein menschliches Wesen ersinnen? — als des wegen, um eines solchen — Vorzugs willen geliebt zu werden?! — — Als wäre man ein Stück Vieh!« ... Und dann diese gewaltige Doppeltragödie, deren zweiten Teil sie heute schauen werden, die Tragödie von der gehetzten, ewig mißverstandenen Frauenanmut, der eine armselige Welt bloß in das Prokrustesbett ihrer Moralbegriffe zu steigen erlaubt. Ein Spießrutenlaufen der Frau, die vom Schöpferwillen dem Egoismus des Besitzers zu dienen nicht bestimmt ist, die nur in der Freiheit zu ihren höheren Werten emporsteigen kann. Daß die flüchtige Schönheit des Tropenvogels mehr beseligt

als der sichere Besitz, bei dem die Enge eines Bauers die Pracht des Gefieders lädiert, hat sich noch kein Vogelsteller gesagt. Die Hetäre als ein Traum des Mannes. Aber die Wirklichkeit soll sie ihm zur Hörigen — Hausfrau oder Maitresse — machen, weil das soziale Ehrbedürfnis ihm selbst über einen schönen Traum geht. So will jeder die polyandrische Frau für sich. Diesen Wunsch, nichts weiter, hat man als den Urquell aller Tragödien der Liebe zu betrachten. Der Erwählte sein wollen, ohne der Frau das Wahlrecht zu gewähren. Und daß vollends Titania auch einen Esel herzen könne, das wollen die Oberone nie begreifen, weil sie gemäß ihrer höheren Besinnungsfähigkeit und ihrer geringeren Geschlechtlichkeit nicht imstande wären, eine Eselin zu herzen. Darum werden sie in der Liebe selbst zu Eselsköpfen. Ohne ein vollgerüttelt Maß von sozialer Ehre können sie nicht leben; und darum Räuber und Mörder! Zwischen den Leichen aber schreitet eine Nachtwandlerin der Liebe dahin. Sie, in der alle Vorzüge der Frau eine in sozialen Vorstellungen befangene Welt zu Lastern werden ließ. Einer der dramatischen Konflikte zwischen dem weiblichen Sexualtemperament und einem männlichen Dummkopf hat Lulu der irdischen Gerechtigkeit ausgeliefert, und sie mußte in neunjähriger Kerkerhaft darüber nachdenken, daß Schönheit eine Strafe Gottes sei, wenn nicht die ihr ergebene Sklaven der Liebe einen romantischen Plan zu ihrer Befreiung ausheckten, einen, der nur in fanatisierten Gehirnen reifen, nur fanatischem Willen gelingen kann. Mit Lulus Befreiung hebt die »Büchse der Pandora« an. Lulu, die Trägerin der Handlung im »Erdgeist«, ist jetzt die Getragene. Mehr denn früher zeigt sich, daß ihre Anmut die eigentliche leidende Heldin des Dramas ist; ihr Porträt spielt eine größere Rolle als sie selbst, und waren es früher ihre aktiven Reize, die die Handlung schoben, so ist jetzt auf jeder Station des Leidensweges der Abstand zwischen einstiger Pracht und heutigem Jammer der Gefühls-

erreger. Die große Vergeltung hat begonnen, die Revanche einer Männerwelt, die noch die eigene Schuld zu rächen sich erküht. »Die Frau« sagt Alwa, »hat in diesem Zimmer meinen Vater erschossen; trotzdem kann ich in dem Morde wie in der Strafe nichts anderes als ein entsetzliches Unglück sehen, das sie betroffen hat. Ich glaube auch, mein Vater hätte, wäre er mit dem Leben davongekommen, seine Hand nicht vollständig von ihr abgezogen.« In dieser Empfindensfähigkeit gesellt sich dem überlebenden Sohn der Knabe Alfred Hugenberg, dessen rührendes Schwärmen im Selbstmord endet. Aber zu einem Bündnis, das ergreifender nie erfunden wurde, treten Alwa und die opferfreudige, seelenstarke Freundin Geschwitz zusammen, zu einem Bündnis heterogener Geschlechtlichkeit, die sie doch beide dem Zauber der allsexuellen Frau erliegen läßt. Das sind die Gefangenen ihrer Liebe. Alle Enttäuschung, alle Qual, die von einem geliebten Wesen ausgeht, das nicht zu seelischer Dankbarkeit erschaffen ist, scheinen sie als Wonnen einzuschlürfen, an allen Abgründen die ästhetischen Werte bejahend. Ihre Gedankenwelt ist, mag er sie auch noch so sehr in einzelnen Zügen von der seinen differenzieren, die Gedankenwelt des Dichters, jene, die schon in dem Shakespeareschen Sonett zu klingen anhebt:

Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande,
Die wie ein Wurm in duftiger Rose steckt
Und Deiner Schönheit Knospenruf befleckt —
Du hüllst die Schuld in wonnige Gewande!
Die Zunge, die wohl Deinen Wandel tadelt,
Wenn sie, leichtfertig deutend, von Dir spricht,
Läßt ohne Lob doch selbst den Tadel nicht,
Weil schon Dein Name bösen Leumund adelt.
O welche Wohnung ward den Fehlern, die
Zu ihrem Aufenthalt Dich auserlesen!
Die reinste Schönheit überschleiert sie
Und tadellos erscheint Dein ganzes Wesen.

Man kann's auch — mit einem albernen Roman-Medizinerwort — Masochismus nennen. Aber er ist nun einmal der Boden künstlerischen Empfindens. Der »Besitz« der Frau, die Sicherheit des beatus possidens ist es, ohne die Phantasiearmut nicht glücklich sein kann. Realpolitik der Liebe! Rodrigo Quast, der Athlet, hat sich eine Nilpferdpeitsche angeschafft. Mit der wird er die Frau nicht nur zur »zukünftigen pompösesten Luftgymnastikerin der Jetztzeit« machen, sondern auch zum treuen Eheweib, das bloß jene Kavaliere bei sich zu empfangen hat, die er selbst bestimmt. Mit diesem unvergleichlichen Philosophen der Zuhältermoral beginnt der Zug der Peiniger: nun werden die Männer an Lulu durch Gemeinheit vergelten, was sie durch Torheit an ihr gesündigt haben. Die Reihe der verliebten Alleinbesitzer wird naturnotwendig durch die Reihe der Praktiker der Liebe abgelöst. In ihr folgt auf Rodrigo, der die Fähigkeit verlernt hat, zwei gesattelte Kavalleriepferde auf seinem Brustkorb zu balancieren, Casti Piani, dessen Schurkengesicht eine ähnliche sadistische Gewalt über Lulu's Sexualwillen erlangt hat. Um jenem Erpresser zu entrinnen, muß sie sich diesem an den Hals werfen, bis der Erschöpften als der letzte und summarische Rächer des Männergeschlechts Jack the ripper in den Weg tritt. Von Hugenberg, dem seelischsten, führt der Weg bis zu Jack, dem sexuellsten Manne, dem sie natürlich zufliegt wie die Motte dem Licht, — zu dem extremsten Sadisten in der Reihe ihrer Peiniger, dessen Messeramt symbolisch zu deuten ist: er nimmt ihr, womit sie an den Männern gesündigt hat...

Aus einer losen Reihe von Vorgängen, die ebenso eine Kolportageromanphantasie hätte erfinden können, baut sich dem helleren Auge eine wundervolle Welt der Perspektiven und Symbole, der Stimmungen und Erschütterungen auf, und die Hintertreppenpoesie wird zur Poesie der Hintertreppe, die

nur jener offizielle Schwachsinn, dem ein schlecht gemalter Palast lieber ist, als eine gut gemalte Gosse, verdammen kann. Daß Frank Wedekind ein Menschenschilderer ist, wäre schon ein Lob, das ihn über die Milieuschilderer himmelhoch emporhobe. Aber er ist auch der erste deutsche Dramatiker, der wieder dem Gedanken den langentbehrten Zutritt auf das Theater verschafft hat. Alle Natürlichkeitsschrullen sind wie weggeblasen. Was in und hinter den Menschen liegt, ist wieder wichtiger, als was für einen Sprachfehler sie haben. Sie halten sogar wieder — man wagt es kaum auszusprechen — Monologe. Auch wenn sie miteinander auf der Szene stehen. Der Vorhang geht auf, und ein gedunsener Athlet spinnt seine Zukunftsträume von fetten Gagen und Zuhältergewinsten, ein Dichter zetert wie Karl Moor über das tintenklecksende Säkulum und eine leidende Frau träumt von der Rettung ihrer abgöttisch geliebten Freundin. Drei Menschen, die aneinander vorbeisprechen. Drei Welten. Eine dramatische Technik, die mit einer Hand drei Kugeln schiebt. Man kommt dahinter, daß es eine höhere Natürlichkeit gibt als die der kleinen Realität, mit deren Vorführung uns die deutsche Literatur durch zwei Jahrzehnte im Schweiße ihres Angesichtes dürftige Identitätsbeweise geliefert hat. Eine Sprache, die die verblüffendste Verbindung von individueller Charakteristik und aphoristischer Erhöhung darstellt. Jedes Wort zugleich dem Einzelmenschen und seinem Typus, seinem Stande, seiner Weltanschauung angepaßt, Gesprächswendung und Motto. Ein Zuhälter sagt: »Bei ihrer praktischen Einrichtung kostet es die Frau nicht halb so viel Mühe, ihren Mann zu ernähren, wie umgekehrt. Wenn ihr der Mann nur die geistige Arbeit besorgt und den Familiensinn nicht in die Binsen gehen läßt.« Wie hätte das ein sogenannter Realist ausgedrückt? Szenen wie die zwischen Alwa und Lulu im ersten, zwischen Casti Piani und Lulu im zweiten und vor

allem jene im letzten Akt, in der die Geschwitz mit Lulus Porträt in das Londoner Elend hineinplatzt, hat ein anderer deutscher Dramatiker mit kunstvollster Stimmungstechnik nicht zustande gebracht. Hier, besonders im dritten Akt, hat die Hand eines neuen Shakespeare den tiefsten Griff in das Menscheninnerste getan. Grotesk wie das Leben selbst ist diese Abwechslung clownhafter und tragischer Wirkungen bis zur Möglichkeit, beim Stiefelanziehen von stärkster Erschütterung durchwühlt zu sein. Wie ein Fiebertraum — der Traum eines an Lulu erkrankten Dichters — jagen diese Vorgänge. Alwa könnte am Schluß sich über die Augen fahren und in den Armen der geliebten Frau erwachen, die sich erst im Jenseits den Schlaf aus den Augen reibt. Dieser zweite, der Pariser Akt, mit seinen matten Farben eines schäbigen Freudenlebens: Alles wie hinter einem Schleier, bloß eine Etappe auf den parallelen Leidenswegen Lulus und Alwas. Sie, vorne, das Blatt eines Erpressers zerknitternd, er hinten im Spielzimmer ein schwindelhaftes Wertpapier in der Hand. Im Taumel der Ver lumpung geht er nur flüchtig über die Szene. Alles drängt dem Abgrund zu. Ein Gewirr von Spielern und Kokotten, die ein gaunerischer Börsianer betakelt. Alles schemenhaft und in einer Sprache ausgedrückt, die einen absichtlich konventionellen Ton muffiger Theaterdialoge hat: »Und nun kommen Sie, mein Freund! Jetzt wollen wir unser Glück im Baccarat versuchen!« Der »Marquis Casti Piani« — nicht als Mädchenhändler, sondern als die leibhaftige Mission des Mädchenhandels auf die Bühne gestellt. In zwei Sätzen soziale Schlaglichter von einer Grellichkeit, die nur der Schleier der Vorgänge dämpft, ein Ironiegehalt, der ganze Pamphlete gegen die Heuchlerin Gesellschaft und den Heuchler Staat überflüssig macht. Ein Mensch, der Polizeispion und Mädchenhändler zugleich ist: »Die Staatsanwaltschaft bezahlt demjenigen, der die Mörderin des Dr. Schön der Polizei

in die Hand liefert, 1000 Mark.... Dagegen bietet das Etablissement Oikonomopulos in Kairo 60 Pfund für Dich. Das sind 1200 Mark, also 200 Mark mehr als der Staatsanwalt bezahlt«. Und, da ihn Lulu mit Aktien abfertigen will: »Ich habe mich nie mit Aktien abgegeben. Der Staatsanwalt bezahlt in deutscher Reichswährung und Oikonomopulos zahlt in englischem Gold«. Die unmittelbarste Exekutive staatlicher Sittlichkeit und die Vertretung des Hauses Oikonomopulos in einer und derselben Hand vereinigt!..... Ein gespenstisches Huschen und Hasten, ein Grad dramatischer Andeutung, den Offenbach festgehalten hat, da er die Stimmungen E. T. A. Hoffmanns vertonte. Olympia-Akt. Wie Spalanzani, der Adoptivvater eines Automaten, beschwindelt dieser Puntschu mit seinen falschen Papierwerten die Gesellschaft. Seine dämonische Verschmitztheit findet in ein paar Monologsätzen einen philosophischen Ausdruck, der den Unterschied der Geschlechter tiefer erfaßt als manch ein Buch. Er kommt aus dem Spielsaal und freut sich diebisch, daß seine Moral um soviel einträglicher ist, als die Moral der Sirenen, die dort um ihn versammelt waren. Sie müssen ihr Geschlecht, ihr Josaphat, wie er sagt, vermieten; er kann sich mit seinem Verstande helfen. Die armen Frauenzimmer setzen das Kapital ihres Körpers zu; der Verstand des Spitzbuben erhält sich frisch, ohne daß mit Eau de Cologne nachgeholfen werden müßte. So triumphiert die Unethik des Mannes über die Unethik der Frau. Der dritte Akt. Hier, wo Knüppel, Revolver und Schlächtermesser spielen, aus diesen Abgründen einer rohen Tatsachenwelt klingen die ergreifendsten Töne. Das Unerhörte, das sich hier begibt, mag Leute, die von der Kunst nichts weiter verlangen, als eine Erholung oder als daß sie wenigstens nicht die Grenze ihrer eigenen Leidensmöglichkeiten überschreite, abstoßen. Aber ihr Verstand müßte so schwach sein,

wie ihre Nerven, wollten sie die Großartigkeit dieser Gestaltung leugnen. Mit realistischen Erwartungen freilich darf man die Fiebertvisionen in der Londoner Dachkammer so wenig miterleben wollen, wie die »unwahrscheinliche« Befreiungsgeschichte im ersten Akt und die Beseitigung Rodrigo's im zweiten. Und wer in dieser Folge von vier Kunden der als Straßmädchen verendenden Lulu eine Pikanterie und nicht in diesem Wechsel grotesker und tragischer Eindrücke, in dieser Häufung schrecklicher Gesichte den genialen Einfall eines Dichters sieht, hat sich über die niedrige Taxierung seiner eigenen Erkenntnisfähigkeit nicht zu beklagen. Er verdient es, Zeitgenosse jener dramatischen Literatur zu sein, über die Frank Wedekind durch den Mund seines Alwa so bittere Klage führt. Aber man kann im Ernst nicht glauben, daß jemand so kurzsichtig sein könnte, über der »Peinlichkeit« des Stoffes die Größe seiner Behandlung und die innere Notwendigkeit seiner Wahl zu verkennen. Über Knüppel, Revolver und Messer zu übersehen, daß sich dieser Lustmord wie ein aus den tiefsten Tiefen der Frauennatur geholtes Verhängnis vollzieht, über der Eigenart dieser Gräfin Geschwitz zu vergessen, daß sie groß ist und nicht wie ein perverses Dutzendgeschöpf, sondern wie ein gewaltiger Dämon der Unfreude durch die Tragödie schreitet. Zwar, die unendlichen Feinheiten dieser groben Dichtung erschließen sich dem Leser erst bei genauerer Bekanntschaft: Lulus Vorahnung ihres Endes, das schon auf den ersten Akt seine Schatten wirft, dieses wundervolle Dahinschweben unter einem Bann und dieses Vorübergehen an den Schicksalen der Männer, die ihr verfallen sind: auf die Nachricht vom Tode des kleinen Hugenberg im Gefängnis fragt sie, ob denn der auch im Gefängnis sei, und Alwas Leichnam macht ihr die Stube bloß unbehaglicher als sie schon ist. Dann die blitzartige Erkenntnis des extremsten Mannes, Jacks, der dem unweiblichsten Weibe »wie einem Hunde den Kopf

streichelt« und sofort die Beziehung dieser Geschwitz zu Lulu, ihre Nichteignung für sein fürchterliches Bedürfnis mitleidig wahrnimmt. »Dies Ungeheuer ist ganz sicher vor mir«, sagt er, nachdem er sie niedergestochen hat. Er hat sie nicht zur Lust gemordet, bloß als Hindernis beseitigt. Er könnte ihr nur das Gehirn herauschneiden . . .

Nicht eindringlich genug kann davor gewarnt werden, das Wesen der Dichtung in ihrer stofflichen Sonderbarkeit zu suchen. Eine Kritik, deren hausbackene Gesundheit sich über Dinge der Liebe den Kopf nicht zerbricht, hat schon im »Erdgeist« nichts weiter als ein Boulevard-Drama sehen wollen, in dem der Autor Krasses mit Zotigem gemengt habe. Ein Berliner Geist hat die Ahnungslosigkeit, mit der er der Welt des Doppeldramas gegenübersteht, durch den Rat bewiesen, der begabte Autor möge nur schnell ein anderes Stoffgebiet wählen. Als ob der Dichter »Stoffe« »wählen« könnte, wie der Tailleur oder der Wochenjournalist, der auch fremden Meinungen sein stilistisches Kleid borgt. Von der Urkraft, die hier Stoff und Form zugleich gebar, hat heute die deutsche Kritik noch keine Ahnung. Daß die offizielle Theaterwelt ihr Modernitätsideal im jährlichen Pensum ihrer geschickten Ziseleure erfüllt wähnt, daß der Tantiëmensgen immerzu die Mittelmäßigkeit befruchtet und daß das Genie die einzige Auszeichnung genießt, keinen Schiller-, Grillparzer- oder Bauernfeldpreis (oder wie die Belohnung für Fleiß und gute Sitten sonst heißen mag) zu bekommen, man ist gewohnt, es als etwas selbstverständliches hinzunehmen. Aber nachgerade muß es erbittern, einen Dramatiker, der keine Zeile geschrieben hat, die nicht Weltanschauung und Theateranschauung zu absoluter Kongruenz brächte, und dessen blendend perspektivische Gedankenreihen uns endlich über das armselige Milieugeschäft emporheben, von der offiziellen Kunstwelt als ein Kuriosum behandelt zu sehen. Er ist grotesk. Und damit glauben

die Neunmalweisen, die in der Literatur immer zwei Fliegen mit einem Schlagwort treffen, einen Frank Wedekind abgestempelt zu haben. Als ob das Groteske immer Selbstzweck einer Artistenlaune wäre! Sie verwechseln die Maske mit dem Gesicht und keiner ahnt, daß die groteske Art hier nichts geringeres bedeutet, als das Schamgefühl des Idealisten. Der ebenso Idealist bleibt, wenn er in einem unvergleichlichen Gedichte bekennt, daß er lieber eine freie Dirne wäre, als an Ruhm und Glück der reichste Mann, und dessen Schamgefühl in viel höhere Sphären langt, als die bescheidene Zimperlichkeit derer, die an Stoffen Anstoß nehmen!

Der Vorwurf, daß man in eine Dichtung Dinge »hineingelegt« habe, wäre ihr stärkstes Lob. Denn nur in jene Dramen, deren Boden knapp unter ihrem Deckel liegt, läßt sich beim besten Willen nichts hineinlegen. Aber in das wahre Kunstwerk, in dem ein Dichter seine Welt gestaltet hat, können eben alle alles hineintun. Was in der »Büchse der Pandora« geschieht, kann für die künstlerische wie für die moralische Betrachtung der Frau herangezogen werden. Die Frage, ob es dem Dichter mehr um die Freude an ihrem Blühen oder mehr um die Betrachtung ihres ruinösen Wirkens zu tun ist, kann jeder wie er will beantworten. So kommt bei diesem Werke schließlich auch der Sittenrichter auf seine Rechnung, der die Schrecknisse der Zuchtlosigkeit mit exemplarischer Deutlichkeit geschildert sieht und der in dem blutdampfenden Messer Jacks die befreiende Tat, nicht in Lulu das Opfer erkennt. So hat sich ein Publikum, dem der Stoff mißfällt, wenigstens nicht über die Gesinnung zu entrüsten. Leider. Denn ich halte die Gesinnung für schlimm genug. Ich sehe in der Gestaltung der Frau, die die Männer zu »haben« glauben, während sie von ihr gehabt werden, der Frau, die Jedem eine andere ist, Jedem ein anderes Gesicht zuwendet und darum seltener

betrügt und jungfräulicher ist als das Püppchen domestiker Gemütsart, ich sehe darin eine vollendete Ehrenrettung. In der Zeichnung dieses Vollweibes mit der genialen Fähigkeit sich nicht erinnern zu können, der Frau, die ohne Hemmung, aber auch ohne die Gefahren fortwährender seelischer Konzeption lebt und jedes Erlebnis in der Wanne des Vergessens abspült. Begehrende, nicht Gebärende; nicht Genus-Erhalterin, aber Genuß-Spenderin. Nicht das erbrochene Schloß der Weiblichkeit; stets geöffnet, stets geschlossen. Dem Gattungswillen entrückt, aber durch jeden Sexualakt selbst neu geboren. Eine Nachtwanderin der Liebe, die erst »fällt«, wenn sie angerufen wird, ewige Geberin, ewige Verliererin — von der da ein väterlicher Freund, Schigolch, sagt: »Die kann von der Liebe nicht leben, weil ihr Leben die Liebe ist.« Daß der Freudenquell in dieser engen Welt zur Pandorabüchse werden muß, dies unendliche Bedauern scheint mir die Dichtung zu erfüllen. »Der nächste Freiheitskampf der Menschheit,« sagt Wedekind in seinem programmatischeren Werke »Hidalla«, »wird gegen den Feudalismus der Liebe gerichtet sein! Die Scheu, die der Mensch seinen eigenen Gefühlen gegenüber hegt, gehört in die Zeit der Hexenprozesse und der Alchimie. Ist eine Menschheit nicht lächerlich, die Geheimnisse vor sich selber hat?! Oder glauben Sie vielleicht an den Pöbelwahn, das Liebesleben werde verschleiert, weil es häßlich sei?! Im Gegenteil, der Mensch wagt ihm nicht in die Augen zu sehen, so wie er vor seinem Fürsten, vor seiner Gottheit den Blick nicht zu heben wagt! Wünschen Sie einen Beweis? Was bei der Gottheit der Fluch, das ist bei der Liebe die Zote! Jahrtausende alter Aberglaube aus den Zeiten tiefster Barbarei hält die Vernunft im Bann. Auf diesem Aberglauben aber beruhen die drei barbarischen Lebensformen, von denen ich sprach: Die wie ein wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft hin-

ausgehetzte Dirne; das zu körperlicher und geistiger Krüppelhaftigkeit verurteilte, um sein ganzes Liebesleben betrogene alte Mädchen; und die zum Zweck möglichst günstiger Verheiratung gewährte Unberührtheit des jungen Weibes. Durch dieses Axiom hoffte ich den Stolz des Weibes zu entflammen und zum Kampfgenossen zu gewinnen. Denn von Frauen solcher Erkenntnis erhoffte ich, da mit Wohlleben und Sorglosigkeit einmal abgerechnet war, eine frenetische Begeisterung für mein Reich der Schönheit. . . .

Nichts ist billiger als sittliche Entrüstung. Ein kultiviertes Publikum — nicht nur die Vorsicht der Polizeibehörde, auch der Geschmack der Veranstalter sorgt für seine Zusammensetzung — verschmäht billige Mittel der Abwehr. Es verzichtet auf die Gelegenheit, seiner eigenen Wohlanständigkeit applaudieren zu können. Das Gefühl dieser Wohlanständigkeit, das Gefühl, den auf der Bühne versammelten Spitzbuben und Sirenen moralisch überlegen zu sein, ist ein gefesteter Besitz, den nur der Protz betonen zu müssen glaubt. Bloß er möchte auch dem Dichter seine Überlegenheit zeigen. Dies aber könnte uns nie abhalten, auf die fast übermenschliche Mühe, die wir daran wandten, dem ehrlichen, starken und kühnen Dramatiker unsere Achtung zu beweisen, stolz zu sein. Denn keinem haben sich wie ihm die Striemen, die seelisches Erleben schlug, zu Ackerfurchen dichterischer Saat gewandelt.



TRIANON-THEATER

(Nestroyhof)

Wien, 29. Mai 1905

Einleitende Vorlesung von Karl Kraus

Hierauf:

DIE BÜCHSE DER PANDORA

Tragödie in drei Aufzügen von Frank Wedekind.

Regie: Albert Heine.

Lulu	Tilly Newes
Alwa Schön	O. D. Potthof
Rodrigo Quast, Athlet	Alexander Rottmann
Schigolch	Albert Heine
Alfred Hugenberg, Zögling einer Korrek- tionsanstalt	Tony Schwanau
Die Gräfin Geschwitz	Adele Sandrock
Marquis Casti-Piani	Anton Edthofer
Bankier Puntschu	Gustav d'Olbert
Journalist Heilmann	Wilhelm Appelt
Magelone	Adele Nova
Kadéga di Santa Croce, ihre Tochter	Iduschka Orloff
Bianetta Gazil	Dolores Stadlon
Ludmilla Steinherz	Claire Sitty
Bob, Groom	Irma Karczewska
Ein Polizeikommissär	Egon Fridell
Herr Hunidey	Ludwig Ströb
Kungu Poti, kaiserlicher Prinz von Uahubee	Karl Kraus
Dr. Hilti, Privatdozent	Arnold Korff
Jack	Frank Wedekind

Der erste Akt spielt in Deutschland, der zweite in Paris, der dritte in London.

Die Vorstellung findet vor geladenem Publikum statt.

Anfang präzise 1/28 Uhr.

Ich erhielt das folgende, zur Veröffentlichung bestimmte Schreiben:

Lieber Herr Kraus!

Die Aufführung der »Büchse der Pandora« in Wien, die Sie mit Aufbietung so großer künstlerischer Arbeit und einer Energie ins Werk setzten, um die ich Sie stets beneiden werde, ist ganz ohne Zweifel einer der bedeutungsvollsten Zeitpunkte in der Entwicklung meiner literarischen Tätigkeit. Der uneingeschränkte Beifall, der der Vorstellung folgte, löste bei mir ein Empfinden der seelischen Erleichterung aus, für das ich wohl Zeit meines Lebens Ihr Schuldner bleiben werde.

Darf ich Sie nun aber auch bitten, unseren verehrten lieben Künstlerinnen und Künstlern, die in so selbstloser Weise ihre Zeit und ihr Können in den Dienst der Aufführung stellten und deren prachtvolle Gestaltungen in allererster Linie den Beifall hervorriefen, meinen aufrichtigen und herzlichen Dank aussprechen zu wollen. Ich bitte Sie — in der Reihenfolge des Verzeichnisses —, den Damen Tilly Newes, Adele Sandrock, Adele Nova, Iduschka Orloff, Dolores Stadlon, Claire Sitty und Irma Karczewska sowie den Herren O. D. Potthof, Alexander Rottmann, Albert Heine, Tony Schwanau, Anton Edthofer, Gustav D' Olbert, Wilhelm Appelt, Egon Fridell, Ludwig Ströb, Arnold Korff und nicht in letzter Linie sich selbst den Ausdruck meiner Verehrung und steten Dankbarkeit zu übermitteln. Wollen Sie bitte Herrn Hofburgschauspieler Heine für seine herrliche Regie und Herrn Kunstmaler Hollitzer für die künstlerische Förderung, die er der Aufführung zuteil werden ließ, noch ganz besonders die Hand drücken.

In Verehrung und Ergebenheit

Frank Wedekind.

München, den 3. Juni 1905.

. . .

Über den äußeren Erfolg der Vorführung eines Werkes, dessen Autor ein deutscher Staatsanwalt wegen »Verbreitung unzüchtiger Schriften« angeklagt hat, schreibt Theodor Antropp im ‚Wiener Deutschen Tagblatt‘ (31. Mai) unter anderem:

»Ähnlich wie in München wurde vorgestern auch in Wien Frank Wedekind's Tragödie ‚Die Büchse der Pandora‘ vor geladenem Publikum aufgeführt. Karl Kraus, der Herausgeber der ‚Fackel‘, war der Veranstalter der interessanten Vorstellung, und das freundliche Trianon-Theater im Nestroyhof war wohl noch nie der Schauplatz eines so ernstesten künstlerischen Unternehmens, noch nie der Sammelpunkt einer so seltsamen Gesellschaft von Künstlern und Literaten, von Freunden modernen Lebens und Strebens. Den meisten von ihnen hat Krausens satirischer Strafgeist schon irgend einmal ein ‚Klumpfel‘ angehängt. Sie trugen es ihm nicht nach, sie folgten seiner Einladung, um teilnahmsvolle Zeugen zu werden von einer positiven künstlerischen Tat... Eines muß man allen Verboten zum Trotz sagen: die Aufführung der ‚Büchse der Pandora‘ wirkte eminent moralisch. Freilich moralisch nicht durch Erhebung, sondern durch Abschreckung, wie etwa Zolas Sittenromane... Es steckt eine unheimliche Stimmungskraft in der scheinbar kunstlosen Art, wie Wedekind Erlebnisse aneinanderreicht und die weiblichen Geschlechtsinstinkte bloßlegt und an den Rand des letzten Abgrundes führt, und wenn schließlich der Dichter selbst als Jack der Aufschlitzer erscheint, dann schwindet jegliches Empfinden von einem zynischen Witz, und man wähnt die Schauer eines jüngsten Gerichtes zu erleben. Man kann den ‚Erdgeist‘ sittlich und literarisch nicht richtig einschätzen, wenn man die ‚Büchse der Pandora‘ nicht gesehen hat. Dazu hat vorgestern die Vorstellung willkommene Gelegenheit gegeben, und alle, die Zeuge davon sein durften, werden dem Veranstalter Dank dafür wissen. Dank auch den Mitwirkenden, die sich ihm zur Verfügung stellten... Alles in allem: es war ein ungewöhnlich interessanter Abend.«

Dem ‚Berliner Tageblatt‘ (31. Mai) wird telegraphiert:

»Die ersten beiden Akte hatten nur schwachen Beifall, aber der dritte Akt machte einen starken Eindruck und fand, obwohl die Minderheit zischte, lebhaften, ja, stürmischen Applaus... Im dritten Akt gibt es Szenen von packender Gewalt, welche die Zuhörer in ihren Bann zwangen.«

Aus einem Feuilleton des ‚Neuen Pester Journals‘ (4. Juni):

»Nach dem Fallen des Vorhangs zischen wohl einige Leute. Aber das Gros des Publikums klatscht begeistert... Alle jubeln dem Stück zu, dem Dichter, den Darstellern, alle sind hochbefriedigt. Sie haben sich erschüttert gefühlt und überbieten sich nun im Enthusiasmus... Daß das warme Fühlen dabei nicht fehlt, be-

weist der donnernde Applaus, zu dem sich nach dem Fallen des Vorhangs alle Hände zusammentun.«

Das ‚Deutsche Volksblatt‘ (30. Mai) meldet:

»Die ‚Büchse der Pandora‘ wurde unter allgemeinem Gähnen zu Ende gespielt. Selbst dieses so sorgfältig gewählte Publikum war derart gelangweilt, daß es weder Entrüstung noch Zustimmung kundgab.«

Mit dem § 19 habe ich den verantwortlichen Redakteur zu bewegen versucht, die sechs Hervorrufe des Dichters am Schlusse der Aufführung einzugestehen. Ich wollte ein günstiges Präjudiz für die Theater zum Schutze gegen eine erfolgälschende Reportage schaffen.

. . .

Zu den Dingen, die »nur in Österreich möglich« sind, gehört die gemüthliche Antwort des Ministers des Innern auf die Interpellation über den Ordenskandal unter dem Regime Koerber. Nobilitierungstaxe, Ordensschacher, Preßbestechung — amtlich ist nichts von all dem bekannt, was amtlich geschieht. Ein österreichischer Minister trägt Zopf und Unschuldsmiene: er ist die Naive im Trauerspiel. Mama, was ist das ein Leutnant? fragt er, wenn er über eine Soldatenmißhandlung interpelliert wird. Dann sagt er wieder: Einen Orden erhält, wer sich um den Staat verdient gemacht hat. Und die Possenmätzchen in der österreichischen Tragödie wirken noch immer. Man sollte glauben, daß nach all den Diskussionen über das vaterländische Ordenswesen jeder Zeitungsleser die Dekorierung seines Nebenmenschen wie eine Insulte am eigenen Leib empfindet. Ach nein! Je verrufener die Sache wird, desto mehr Knopflöcher gähnen, desto mehr Mäuler schnappen nach einer »Auszeichnung«. Mehr Titel! lautet die Parole, und speziell unter den »kaiserlichen Räten« — lacht man nicht schon bei dem bloßen Klang des Wortes, das einen Kurzwarenhändler in Verbindung mit dem Ohr des Monarchen bringt? — ist eine Gährung ausgebrochen. Die ‚Neue Freie Presse‘, ein »Weltblatt,« hat »sich

bemüht gesehen, der folgenden sinnigen Anregung Raum zu geben, die im Tonfall des »bezugnehmend auf Ihr Jüngstes« einer der brennendsten Fragen die Lösung findet: »Geehrter Herr Redakteur! In interessierten Kreisen wird die Frage des ‚kaiserlichen Rats-Titels‘ vielfach in einer Weise erörtert, die jedenfalls die Beachtung und Berücksichtigung der kompetenten Stelle verdient. Seit der allgemeinen Verleihung dieses Titels an sämtliche Laienrichter fühlen sich Ärzte, Großindustrielle, Großhändler, Bankdirektoren etc., welchen dieser Titel infolge besonderer hervorragender Verdienste aus kaiserlicher Gnade verliehen wurde, in dieser sie ehrenden Auszeichnung geschmälert. Es wäre angesichts dessen nur recht und billig, wenn die kompetenten Stellen diese Frage in ernste Erwägung ziehen und eine kennzeichnende Abänderung dieses an sämtliche Laienrichter allgemein und ohne Unterschied verliehenen Titels eintreten lassen würden. Zur Unterscheidung der den kaiserlichen Rats-Titel von früher her führenden Personen wäre es gerechterweise angezeigt, daß die Laienrichter den Titel ‚kaiserlicher Laienrichter‘ oder ‚kaiserlicher Laienrat‘ erhalten. Für den Fall jedoch, daß eine derartige, sehr erwünschte Titeländerung nicht angezeigt erscheinen sollte, wäre es geboten, zum kennzeichnenden Unterschiede den sonstigen kaiserlichen Räten zu gestatten, die Titulatur auf ‚Wirklicher kaiserlicher Rat‘ abzuändern. Durch diesen in Deutschland bereits üblichen Titulaturzusatz ‚Wirklicher‘ wäre diese Frage in befriedigender Weise gelöst. Mit dem herzlichsten Danke für die Veröffentlichung dieser Zeilen u. s. w.« — Daß man den »kaiserlichen Rats-Titel« nicht bloß ehrlich kaufen kann, sondern daß er jetzt schon an sämtliche Laienrichter »allgemein und ohne Unterschied« verliehen wird, ist in der Tat schrecklich. Darum erscheint die Forderung durchaus billig, daß jenen Herren, die ihn schon führen, den »sonstigen kaiserlichen

Räten«, durch die Zufügung eines neuen Wörtchens eine neue Freude bereitet wird. In Deutschland gibt es wirkliche geheime Räte, wirkliche geheime Krankheiten und noch vieles andere Wirkliche, was man sich lieber bloß vorstellen möchte. Warum soll es nicht auch wirkliche kaiserliche Räte geben? »Du bist ein Schurke!« ruft Brabantio. »Ihr seid — ein Senator« erwidert Jago. Wäre Brabantio ein kaiserlicher Rat, er müßte sich durch die schlichte Bezeichnung beleidigt fühlen. Schließlich bedarf ja auch der allgemein und ohne Unterschied verliehene Titel »Esel« einer Auffrischung. Die »wirklichen« sind es, die es sich zu Herzen nehmen, daß man sie mit den anderen verwechselt.

. . .

Der Schöffel'sche Aufsatz in Nr. 179, »Eine Schmutzerei« betitelt, hatte prompte Wirkung. Das Reichskriegsministerium hat einen Erlaß über die »Vermögenslosigkeitszeugnisse« der Altpensionisten herausgegeben, in welchem es heißt:

»Es unterliegt keinem Anstande, daß in jenen Fällen, in welchen die Vermögenslosigkeit des um eine gnadenweise Erhöhung des Versorgungsgenusses einschreitenden, vor dem 1. Jänner 1900 in den Ruhestand versetzten Gagisten von der siebenten Rangsklasse abwärts den Evidenzbehörden bekannt ist, die zur Begründung der Gesuche erforderlichen Vermögenslosigkeitszeugnisse von diesen Behörden ausgestellt werden. Dasselbe gilt von jenen Pensionisten neuen Systems, deren Ruhegehalt 750 K nicht übersteigt.«

Da die »Evidenzbehörden« immer von der Vermögenslosigkeit der Bewerber unterrichtet sind, ist jetzt tatsächlich die Bestätigung des Armenvaters entfallen.

. . .

Ein hochgestellte Persönlichkeit in Egypten schreibt mir:
Alexandrien-Ramleh, Mai.

Es wird die ‚Fackel‘, die auch hier Freunde hat, interessieren zu erfahren, was bei uns über die Fahrt des Wiener Männer-

gesangvereines erzählt, und was auch bisher verschwiegen wurde. Denn wir Wilde sind doch bessere Menschen, wir können auch schweigen — aber nicht weiter als bis zur Notwehr. Ich komme von Kairo zurück in die wohltemperierten Palmenwälder des Seebades Ramleh und benütze nun die kühle Abendbrise, um einzelnes der ‚Fackel‘ zu berichten. — Wenige Tage vor meiner Ankunft in Kairo war ein Exemplar von Herrn Vergani's Zeitung eingetroffen. Der Artikel über die Kolonie machte die Runde. Und die Kolonie verwunderte sich. Man erzählt mir, welche Mühe, Opfer an Zeit und Geld es gekostet, welche Schwierigkeiten zu besiegen waren, um endlich die lieben Gäste würdig zu empfangen, denn die Kolonie in Kairo ist viel ärmer als unsere in Alexandrien. In der Hauptstadt zählt man etwa dreißig Notable und kaum acht bis zehn »repräsentierende« Familien. Dennoch gelang es; dies ist die einstimmige Ansicht Aller, die die Festlichkeiten mitgemacht haben. Vom Vizekönig bis zum kleinen Bureauangestellten hatte jeder sein Bestes eingesetzt. Und als man nach den verschiedenen Festessen die Teller zum Spülen gab, — fand man, daß einige der Gäste ihren Wirten zum Dank darauf gespuckt hatten.

War es schon verwunderlich, daß der Wiener Männergesangverein mit vierzig Reportern und Journalisten ankam (wörtlich: »Wann ma's nit täten, bringaten ma ka anzige Karten für die Liedertafeln an, und Sö glauben nöt, wie ma varriß'n wurdn«) — so wunderten wir uns noch mehr, als wir trotz diesen Vorbereitungen die blödsinnigsten Telegramme und Berichte in den Zeitungen der Heimat fanden. Einer der Herren z. B. fuhr von Alexandrien nach Kairo durch die Oase Fayoum! Das große Weltblatt aus der Fichtegasse hat tatsächlich, um Telegrammkreuzer zu sparen, wie die ‚Fackel‘ im letzten Hefte mitteilte, die ganze Reise in vorempfundenen, absolut wahrheitswidrigen Telegrammen aufgetischt; ja dasselbe Blatt brachte die Nachricht vom offiziellen Konzert in der Oper, »daß der Vizekönig mit der Vizekönigin die Hofloge betrat.« Der Verfasser dieser Notiz verdiente wahrlich nach Vornahme der bekannten Formalitäten als Preßeunuche im Harem angestellt zu werden, um die Gebräuche des Islam studieren zu können! Aber noch nicht genug: unser Staunen wuchs, als aus Europa schmachvolle Artikel über Privatangelegenheiten des Vizekönigs anlangten, nicht etwa nur taktlose, ich betone schmach-

volle; und nun vollends, als Herrn Vergani's Leistung bekannt wurde.

Daß der Inhalt des Artikels von Anfang bis zum Ende erlogen oder entstellt ist, mögen die folgenden Stichproben beweisen. Konsul von Hann (»der lieber italienisch spricht«) ist urdeutscher Siebenbürger-Sachse. Herz-Bey (»ohne geprüft zu sein«) ist geprüfter akademisch gebildeter Architekt und wurde seinerzeit im Wakf angestellt. Er ist derzeit unbestrittener Beherrscher der alt-arabischen Baukunst und der verdienstvolle Konservator und Restaurator der sonst schon längst verfallenen Moscheen, für die er Herrn Vergani Freikarten gab, da sonst der Europäer und Nicht-Moslem Entree zahlen muß. Der »kleine Bankbeamte« führt die Prokura des größten Geldinstitutes auf dem Kontinent, des »Credit-Lyonnais«. Der Herr, der »der Wohltätigkeitsgesellschaft Wüstengrund schenkte und dafür das Comthurkreuz des Franz Josefs-Ordens mit dem Stern erhielt«, hat weder je Wüstengrund besessen, noch besitzt er ein Comthurkreuz — am wenigsten einen Stern. Charakteristisch ist, daß die Herren Herz und Dr. Amster die letzten zwei Österreicher-Ungarn sind, die ministeriell-gouvernementale Posten in Egypten einnehmen — von etwa anderthalb Dutzend im vorigen Dezennium. Statt ein paar Worte darüber zu schreiben, welch' jammervolles Zeichen unseres Großmachtsbankrottes dies ist, verunglimpft »O du mein Österreich« die Beamten. Frankreich, das gewiß auch in politischer Dekadenz ist, das Egypten stets zweimal verriet, wenn England nur einmal gekräht hatte, besitzt noch an zwanzig Fachbeamte in den Ministerien. . . Und so könnte man, wäre es der Mühe wert, Zeile für Zeile des Artikels dementieren oder modifizieren.

Ich kenne weder Herrn Vergani noch einen der anderen Herren Reporter; man erzählte mir nur in Kairo, daß jener durch einen bräunlich verschwitzten Hemdkragen und Fettflecke auf dem Fracke — dekorative Reste der Kairiner Judenmast — leicht kenntlich war. Man kann mich also kaum einer Voreingenommenheit beschuldigen, wenn ich das Benehmen einiger Herren beim Vizekönig, die nach dem Buffet im Rauchsalon tief in die Zigarettenschränke griffen, um in den später eintreffenden Journalen den freigebigen Hausherrn zu verunglimpfen, nicht für fair halte. Es ist verzeihlich, wenn wir uns der in den Büchern Mosis auf-

gezählten Plagen Egyptens erinnerten: Gewürme, Heuschrecken und Ungeziefer. Ja, wer den hebräischen Text kennt, weiß, daß dort ein Wort vorkommt, das nur einmal in der Bibel genannt wird. Dieses hapax legomenon hat der »Mischna« und »Gemara« viel Kopfzerbrechen verursacht — es heißt »ababues«. Zögernd übersetzten es die Rabbinen mit »feuchtem Grind«, kopfschüttelnd Luther mit »ekelhaftes Gebreite, freßender Brandschwär«. Sollte diese Plageform nach unseren Erfahrungen in Egypten nicht eine modernere Exegese zulassen?



ZWEI GEDICHTE

von Frank Wedekind.

Ave Melitta!*

Ave Melitta!
Schwere Träume plagen
Mich so manche Nacht
Und es ist die Pein,
Die mein Blut empört,
Nicht mehr zu ertragen:
Achtzehn Jahre alt
Und noch Jungfrau sein!
Ave Melitta!
Trost und Freude kannst
Nimmer du verwehren,
Einen braven Mann
Mußt du mir bescheren,
Einen braven Mann,
Der gut lieben kann!

* Melitta, eine babylonische Gottheit, an die sich die jungen Damen in Liebesangelegenheiten wandten.

Ave Melitta!
An dem braven Gatten
Freu ich mich gewiß
Bis zum Überdruß;
Herren, die nicht gleich
Ihm Bericht erstatten,
Gönn' ich darum gern
Manchmal einen Kuß.

Ave Melitta!
Doch wenn einer mich
Wirklich liebt, erhö're
Stets ich all sein Flehn,
Ohne daß ich störe
Meinen braven Mann,
Der gut lieben kann.

Ave Melitta!
Wird mir nun zur Plage
Dieser Brave, der
Mich gesetzlich liebt,
Dann stell ich sofort
Eine Scheidungsklage
Wenn — aus gutem Grund —
Er den Anlaß gibt.

Ave Melitta!
Droht mein Gatte, sich
Geistig zu verklären,
Dann als Nächsten muß
Gleich du mir bescheren
Einen braven Mann,
Der gut lieben kann.

Der Zoologe von Berlin.

Hört ihr Kinder, wie es jüngst ergangen
Einem Zoologen in Berlin!
Plötzlich führt ein Schutzmann ihn gefangen
Vor den Untersuchungsrichter hin.
Dieser tritt ihm kräftig auf die Zehen,
Nimmt ihn hochnotpeinlich ins Gebet

Und empfiehlt ihm, schlankweg zu gestehen,
Daß beleidigt er die Majestät.

Dieser sprach: Herr Richter, ungeheuer
Ist die Schuld, die man mir unterlegt;
Denn daß eine Kuh ein Wiederkäuer,
Hat noch nirgends Ärgernis erregt.
Soweit ist die Wissenschaft gediehen,
Daß es längst in Kinderbüchern steht.
Wenn Sie das auf Majestät beziehen,
Dann beleidigen Sie die Majestät!

Vor der Majestät, das kann ich schwören,
Hegt' ich stets den schuldigsten Respekt;
Ja, es freut mich oft sogar zu hören,
Wenn man den Beleidiger entdeckt;
Denn dann wird die Majestät erst sehen,
Ob sie majestätisch nach Gebühr.
Deshalb ist ein Mops, das bleibt bestehen,
Zweifelsohne doch ein Säugetier.

Ebenso hab' vor den Staatsgewalten
Ich mich vorschriftsmäßig stets geduckt,
Auf Kommando oft das Maul gehalten
Und vor Anarchisten ausgespuckt.
Auch wo Spitzel horchen in Vereinen
Sprach ich immer harmlos wie ein Kind.
Aber deshalb kann ich von den Schweinen
Doch nicht sagen, daß es Menschen sind.

Viel Respekt hab' ich vor dir, o Richter,
Unbegrenzten menschlichen Respekt;
Läßt du doch die ärgsten Bösewichter
In Berlin gewöhnlich unentdeckt.
Doch wenn Hochzurufen ich mich sehne
Von dem Schwarzwald bis nach Kiautschau,
Bleibt deshalb gestreift nicht die Hyäne?
Nicht ein schönes Federvieh der Pfau?

Also war das Wort des Zoologen,
Doch dann sprach der hohe Staatsanwalt;

Und nachdem man alles wohl erwogen
Ward der Mann zu einem Jahr verknallt.
Deshalb vor Zoologie-Studieren
Hüte sich ein Jeder, wenn er jung;
Denn es schlummert in den meisten Tieren
Eine Majestätsbeleidigung.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Zeitgenosse. Zum Schillerfest wäre noch ein wichtiges Detail nachzutragen, das den gefeierten Genius und den genius loci des feiernden Österreich in inniger Verschmelzung zeigt. Am Schluß eines Berichtes über die festliche Huldigung von Bürgerschullehrern und Gemeinderäten heißt es im 'Neuen Wiener Tagblatt': »Der Schuldner Holzinger assistierte in voller Parade bei der Feier.«

Dramaturg. Die Schiller-Ausstellung. »Die Reihe der Schiller-Darsteller«, erzählt die 'Neue Freie Presse', »beginnt mit Iffland und illustriert ein Jahrhundert großer dramatischer Kunst bis auf Sonnenthal als Wallenstein, Reimers als Karl Moor und Frau Hohenfels als Georg.« Und die Wolter als Iphigenie?

Habitué. In einer Theater-Gerichtsverhandlung, in der die dreiste Überhebung eines »Lieblings« gegenüber einem jüngeren Kollegen bestraft wurde, tat der Mitdirektor des Deutschen Volkstheaters, der großartige Herr Weisse, den folgenden Ausspruch: »Den Text muß ein Schauspieler beherrschen, das ist er dem Publikum, der Direktion, dem Autor und der Presse schuldig«. Herr Weisse übernimmt sich in Bescheidenheit. Was hat es ihm bei Herrn Schütz genützt, daß er seinen Text stets ordentlich memoriert hatte? Er mußte erst Direktor werden, um sich Respekt zu schaffen. Aber er verscherzt sich ihn wieder mit zu tiefen Bücklingen. Er weiß im Grunde seines Herzens ganz gut, daß der Schauspieler der Presse nicht das geringste »schuldig« ist. Es gibt keine Verpflichtung, die den Künstler dem Rezensenten unterwürfe. Der Schauspieler arbeitet für sich, für den Autor und etwa noch für das Publikum. Der Zeitungsmann für das Publikum und etwa noch für die öffentlichen Bedürfnisanstalten. Ein Schauspieler, der bei seinem Spiel an die Wohlmeinung des Herrn Reporters Itzig Witzig denkt, ist ein verächtliches Subjekt. Aber selbst wenn der verdammte Respekt vor der Drucker-schwärze eine erfreuliche Tatsache wäre, bliebe die Zumutung, daß auch das Gedächtnis des Schauspielers den Preßbengeln verpflichtet sei, eine Fleißaufgabe des Herrn Direktors Weisse. Den Text, mit dem er das Wohlwollen des Herrn Schütz erringt, hat er gut memoriert.

Feuerwehmann. Man kann nie wissen, wozu ein Unglück gut ist. Da wurden vor einiger Zeit die Gemüter nicht wenig durch die

Brand- und Explosionskatastrophe auf der Schottenbastei erregt. In der ‚Neuen Freien Presse‘ aber las man: »Im Hause befindet sich die Militärvorbereitungsschule Friesz. Der Besonnenheit und Ruhe des Direktors der Schule Rittmeisters i. P. Adolf Friesz gelang es, eine Panik in den Lehrsälen und Unglück zu verhindern. Noch vor der Explosion, als Friesz den Rauch verspürte, forderte er die Schüler auf, sich unverzüglich ohne Hüte und Überkleider zu entfernen. Als die Schüler das Haus verlassen hatten, ging Rittmeister Friesz auf die Suche nach seinem greisen Vater, trotzdem ihm versichert wurde, daß dieser ausgegangen sei. In den von Rauch erfüllten Räumen, sprengte Friesz eine versperrte Tür und fand dort seinen Vater, der von der Gefahr keine Ahnung hatte. Der Rittmeister faßte den alten Herrn und mit Hilfe einer treuen Dienerin, welche noch anwesend war, brachte er den greisen Major Friesz über die mit Stickgasen gefüllten Suedenräume. Im ersten Stock angelangt, stürzte Major Friesz infolge der Rauchentwicklung ohnmächtig zusammen, wurde aber rasch ins Freie getragen, wo er sich gleich erholte«. Nun gibt es Leute, die nicht täglich die Zeitung lesen; und so erschien denn am 18. Mai noch die folgende Dartellung im Inseratenteil: »Direktor Major i. P. Friesz teilt über den Celluloidbrand vom 15. Mai bezüglich seiner Schule mit: Ich saß zur Zeit des Brandes im 4. Stock des Hauses I. Schottenbastei 4, in meinem Arbeitszimmer, als ich durch heftiges Pochen an der Tür und durch die Stumme meines Sohnes Adolf k. und k. Rittmeisters i. P., aufgefordert wurde, zu öffnen, was ich tat, da es im Parterre brenne. Zugleich machte er mir die beruhigende Mitteilung, daß bereits die Lehrsäle und das Pensionat von Schülern geräumt seien, ich möge mich nur selbst rasch entfernen. Sofort ging ich dann in Begleitung rasch über die Stiege des Hauses 4, welche schon etwas raucherfüllt war und gelangte ruhig und ganz wohl erhalten in den Hof, ruhig hauptsächlich darum, weil ich als technischer Offizier solche Katastrophen mehrfach miterlebt habe. Indem ich dieses auf viele freundliche Anfragen mitteile, füge ich bei, daß ich mich überhaupt nicht nur körperlich, sondern auch geistig sehr wohl befinde. Bei dieser Gelegenheit freut es mich ungemein, daß von den Schülern meiner Anstalt nur zwei junge Herren verletzt wurden, höchstwahrscheinlich darum, weil sie nicht die innen zum Abgang aus dem Lehrsaal gut empfohlene Stiege des Hauses Helfferstorferstraße 3, sondern jene des Hauses Schottenbastei 4 benützten. Denn die erstere wurde noch während des ganzen Brandes nach Abgang der Schüler zur Kommunikation mit den Lehrsälen und meinem Arbeitszimmer durch einen Kanzlisten und den Schuldiener ohne jede Störung benützt, obwohl später auch dort der Rauch vorgedrungen war.« — Wer jetzt noch nicht glaubt, daß die Schule Friesz die beste Militärvorbereitungsschule ist, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

Wiener. Ein Ereignis, das mit mir irgendwie zusammenhängt, hat keine Aussicht, Gnade vor den Augen der Wiener liberalen Presse zu finden. Sicher würde sie eine Brandkatastrophe verschweigen, bei der ich rettend eingegriffen habe. So wurde denn Wien am Morgen des

30. Mai bloß mit einem Feuilleton des ‚Deutschen Volksblatts‘ über- rascht, das die literarische Ehre unserer Stadt gerettet hat. Es war saudumm. Aber tiefgründig. Die folgenden Sätze seien zitiert: »Er (der Dichter der ‚Büchse der Pandora‘) billigt es, daß sie (Lulu) ihr Herz mehreren Männern gleichzeitig schenkt... Es ist zweifellos, daß die Tendenz von vielen mit einem Aufschrei der Entrüstung zurückgewiesen wird.« »Auch Herder, persönlich der ehrenhafteste und sittlichste Charakter, ging unter dem Drucke der Zeit- strömung an Weimarer Hofe ein Liebesverhältnis ein.« »Mit einer Deutlichkeit, die ihresgleichen sucht, werden alle Ver- fehlungen, die unter den § 129 des Strafgesetzes fallen, dar- gestellt.« »Wenn aber die Gemeinheit des jüdischen Bankiers aus ethnographischen Gründen und aus der Erkenntnis, daß an diesem Individuum ein typisch orientalisches Laster charakterisiert werden soll, noch halbwegs möglich in der Darstellung erscheint, wirkt die Handlungsweise der Geschwitz, des Schigolch und vor allem des Jack ekelhaft.« »Schon die Tatsache, daß Wedekind für seine Heldin keine andere Katastrophe weiß, als daß sie Jack, dem Bauchaufschlitzer, zum Opfer fällt, ist ein bedeutender künstlerischer Defekt. Denn Lulu ist die typische Berliner Dirne.« Zum Schlusse erzählt der Feuilletonist, daß Frank Wedekind als Darsteller »entsetzlich ge- jüddelt« habe... Wien!

Sammler. Ob Herr Frischauer, der Pariser Korrespondent der ‚Neuen Freien Presse‘, Aussätze heilen kann, ist fraglich. Sicher ist, daß er Tote lebendig macht. Der Eröffnungsfeier einer »Heimstätte für alte Komödianten« wohnten, so despeschiert er, »einige hundert Personen bei, welche dem Kunstleben nahestehen, darunter der ehemalige Minister Waldeck-Rousseau, Jean Dupuy etc. etc.« Die Pariser Korre- spondenten der ‚Neuen Freien Presse‘ verschlafen in der Regel den Tod der französischen Staatsmänner. Das macht manche spätere Unregel- mäßigkeit in der Berichterstattung erklärlich.

Berichtigung.

In Nr. 180—181, Seite 19, 8. Zeile von oben (im Aufsatz Schöffel's) ist statt 18 Millionen: 1·8 *Millionen* zu lesen.

Eine Wiederholung der „Büchse der Pandora“ vor geladenen Gästen wird zwischen 14. und 17. Juni statt- finden, wenn es gelingt, ihr die Mitwirkung aller jener Kräfte zu sichern, die an der ersten Vorstellung beteiligt waren und von denen manche sich zur Zeit außerhalb Wiens aufhalten. Die Kostenbeiträge werden mit 12, 8 und 4 Kronen bemessen sein. Alle jene, die die Vorstellung, in der der Dichter wieder selbst auftreten wird, zu sehen wünschen, werden ersucht, bis zum 11. Juni dem Verlag der ‚Fackel‘, IV. Schwindgasse 3 bekanntzugeben, daß und zu welchem Preise sie (auf Namen lautende) Eintritts- karten zu beziehen wünschen, und ihre genaue Adresse mitzuteilen. Nach dem 11. Juni erfolgt dann eventuell die Einladung, bezw. die Billetausgabe. Bis dahin kann kein Geldbetrag entgegengenommen werden.

DIE FACKEL

Nr. 183/184

WIEN, 4. JULI 1905

VII. JAHR

TOTENTANZ.

Drei Szenen

von

Frank Wedekind.

Ἄμην λέγω ὑμῖν ὅτι αἱ
πόρται προάγουσιν ὑμᾶς εἰς
τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ.
ὁ Ἰησοῦς.

Meiner Braut in innigster Liebe gewidmet.

PERSONEN:

Der Marquis Casti Piani.
Fräulein Elfriede von Malchus.
Herr König.
Lisiska.
Drei Mädchen.

SZENERIE:

Ein Zimmer mit verhängten Fenstern, in dem einander gegenüber zwei rote Polstersessel stehen. Im rechten sowie im linken Proszenium befindet sich je eine kleine Epheuwand, hinter der sich jemand verbergen kann, ohne gegen die Zuschauer verdeckt zu sein, und ohne von der Bühne aus gesehen zu werden. Hinter diesen Epheu- wänden stehen zwei rotgepolsterte Hockerl. Mitteltür, Seitentüren.

(*Elfriede von Malchus* sitzt in einem der Polstersessel. Man sieht ihr an, daß sie sich unbehaglich fühlt. Sie trägt ein modernes Reformkleid, dazu Hut, Mantel und Handschuhe.)

Elfriede. Wie lange will man mich hier noch warten lassen! (Lange Pause, in der sie unbeweglich sitzen bleibt)
— Wie lange will man mich hier noch warten lassen!

(Lange Pause wie vorher) — Wie lange will man mich hier noch warten lassen! (Nach einer Pause erhebt sie sich, zieht den Mantel aus und legt ihn über den Polstersessel, nimmt den Hut ab und legt ihn auf den Mantel. Darauf geht sie in sichtlicher innerer Erregung zweimal auf und ab. — Stehen bleibend:) — Wie lange will man mich hier noch warten lassen!

(Auf ihr letztes Wort tritt der Marquis Casti Piani durch die Mitteltür ein. Er ist ein Mann von hoher Statur, mit kahlem Schädel, hoher Stirn, großen, melancholischen, schwarzen Augen, starker Adler-nase und starkem, herabhängendem schwarz gefärbtem Schnurrbart. Er trägt schwarzen Gehrock, dunkle Phantasieweste, tiefgraue Beinkleider, Lackstiefel und schwarze Krawatte mit Brillantnadel.)

Casti Piani (mit Verbeugung). Sie wünschen, gnädige Frau?

Elfriede (erregt). Das habe ich vorhin der — Dame schon so klar wie nur irgendwie menschenmöglich auseinandergesetzt, weshalb ich hier bin.

Casti Piani. Die — Dame hat mir gesagt, weshalb Sie hier sind. Die Dame sagte mir auch, Sie seien Mitglied des »Internationalen Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels.«

Elfriede. Das bin ich allerdings! Ich bin Mitglied des »Internationalen Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels«. Aber wenn ich es auch nicht wäre, hätte ich mir diesen Weg doch um keinen noch so hohen Preis ersparen können. Seit dreiviertel Jahren bin ich auf der Spur dieses unglücklichen Geschöpfes. Überall, wohin ich bis jetzt gekommen bin, hatte man das Mädchen immer kurz zuvor wieder in eine andere Stadt verschleppt. Aber in diesem Hause ist sie! Sie ist jetzt noch hier! Das hat mir die — Dame, die eben hier war, auch ohne Umschweife zugestanden. Die Dame gab mir die Versicherung, sie werde das Mädchen hierher in dieses Zimmer schicken, damit ich hier ungestört unter vier Augen mit ihr sprechen könne. Ich warte hier jetzt nur auf das Mädchen. Ich habe keine Lust und keine Veranlassung dazu, hier noch ein zweites Verhör über mich ergehen zu lassen.

Casti Piani. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, sich nicht noch mehr zu erregen. Das Mädchen möchte Ihnen — anständig gekleidet vor Augen treten. Die Dame bat mich, aus Furcht, Sie könnten sich in Ihrer Aufregung zu irgend einer überflüssigen Gewaltmaßregel hinreißen lassen, Ihnen das zu sagen, und Ihnen über die Beklommenheit, die Ihnen das Warten in diesen Räumlichkeiten verursachen muß, möglichst hinwegzuhelfen.

Elfriede (aufgeregt auf und ab gehend). Ich bitte Sie, sich Ihre liebenswürdige Unterhaltung zu ersparen. Die Atmosphäre, die hier herrscht, hat für mich nichts neues mehr. Als ich solch ein Haus zum erstenmale betrat, hatte ich mit physischer Übelkeit zu kämpfen! An jenem Tage wurde mir erst klar, welch einen unerschwinglichen Aufwand von Selbstüberwindung ich durch meinen Eintritt in den Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels auf mich genommen hatte. Vorher waren mir unsere Bestrebungen ein eitler Zeitvertreib gewesen, den ich mitmachte, nur um nicht als nutzloses Geschöpf alt und grau zu werden.

Casti Piani. Diese Äußerung erweckt soviel Teilnahme in mir, daß ich mich versucht fühle, Sie um die Ehre zu bitten, sich in Ihrer Eigenschaft als Mitglied des Internationalen Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels mir gegenüber legitimieren zu wollen. Erfahrungsgemäß drängen sich eine Menge Personen zu diesem Beruf, die ganz andere Ziele als die Rettung gefallener Mädchen verfolgen. Wenn es Ihnen um die Erreichung Ihrer hohen Ziele ernst ist, muß Ihnen die strenge Kontrolle, die wir auszuüben genötigt sind, im höchsten Maße willkommen sein.

Elfriede. Ich bin seit nun schon bald drei Jahren Mitglied unseres Vereines. Mein Name ist — Fräulein von Malchus.

Casti Piani. Elfriede von Malchus?

Elfriede. Ja. Elfriede von Malchus. — Woher wissen Sie meinen Vornamen?

Casti Piani. Wir lesen doch die Jahresberichte des Vereines. Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie sich auf der vorjährigen Jahresversammlung in Köln auch als Rednerin hervorgetan?

Elfriede. Gott seis geklagt, habe ich volle zwei Jahre lang immer nur geschrieben und geredet und geredet und geschrieben, ohne dabei in mir den Mut zu einer direkten Bekämpfung des Mädchenhandels zu finden, bis der Mädchenhandel schließlich sein Opfer unter meinem eigenen Dach, in meiner eigenen Familie fand!

Casti Piani. An diesem Unglück waren aber doch, wenn ich recht unterrichtet bin, nur Ihre eigenen Papiere, Bücher und Zeitschriften schuld, die Sie allem Anschein nach vor dem jungen Geschöpf, um dessen Rettung willen Sie augenblicklich hier sind, nicht sorgfältig genug verwahrt hielten?

Elfriede. Darin haben Sie vollkommen recht! Leider Gottes kann ich Ihnen darin nicht widersprechen! Nacht für Nacht, wenn ich mich mit mir selbst und der Welt zufrieden zu einem zehnstündigen, durch keine menschliche Empfindung gestörten Schlaf unter meine Bettdecken gestreckt hatte, schlich sich das siebzehnjährige Geschöpf, ohne daß ich mir das geringste davon träumen ließ, in mein Arbeitszimmer und tränkte seine liebesdurstige Einbildungskraft aus meinen aufgestapelten Büchern über die Bekämpfung des Mädchenhandels mit den verführerischsten Bildern des Sinnengenusses und der furchtbarsten Laster. Und ich dumme Gans sah es trotz meiner achtundzwanzig Jahre dem Mädchen am nächsten Morgen gar nicht an, daß sie übernächtigt war! Ich hatte in meinem Leben keine schlaflosen Nächte gekannt! Wenn ich morgens wieder zu meinen Arbeiten kam, fragte ich auch nicht einmal, wodurch denn die haarsträubende Verwirrung unter meinen Papieren entstanden sein könnte!

Casti Piani. Das Mädchen, mein gnädiges Fräulein, war, wenn ich nicht irre, von Ihren Eltern zur Verrichtung der leichteren Hausarbeit in Dienst genommen?

Elfriede. Zu ihrem Verderben! Ja! Mama sowohl wie Papa waren von ihrem bescheidenen sittsamen Wesen bezaubert. Papa, der doch Ministerialbeamter und Bureaukrat vom reinsten Wasser ist, empfand ihre Anwesenheit in unserem Hause wie einen Lichtblick. Nach ihrem plötzlichen Verschwinden nannten Papa sowohl wie Mama meine Vereinstätigkeit nicht mehr altjüngferliche Überspanntheit, sondern sie nannten sie geradezu ein strafwürdiges Verbrechen!

Casti Piani. Das Mädchen ist das uneheliche Kind einer Waschfrau? — Wissen Sie vielleicht, wer ihr Vater war?

Elfriede. Nein, danach hatte ich sie nie gefragt. Aber wer sind Sie denn eigentlich? Woher wissen Sie das alles?

Casti Piani. Hm — das Mädchen hatte in einem Ihrer Vereinsberichte gelesen, daß in den Tageszeitungen gewisse Inserate veröffentlicht würden, durch die die Mädchenhändler junge Mädchen unter den und den bestimmten falschen Vorspiegelungen an sich lockten, um sie dem Liebesmarkt zuzuführen. Das Mädchen suchte daraufhin in der ersten besten Zeitung nach einem derartigen Inserat und schrieb, nachdem sie eins gefunden hatte, einen sehr korrekten Brief, in dem sie sich erbot, in die Stellung, die in dem Inserat fälschlich vorgespiegelt war, einzutreten. Auf diese Weise wurde ich mit ihr bekannt.

Elfriede. Und das wagen Sie, mit solchem Cy-nismus auszusprechen?!

Casti Piani. Das, mein gnädiges Fräulein, wage ich mit solcher Sachlichkeit auszusprechen!

Elfriede (in höchster Erregung, mit geballten Fäusten). Das Ungeheuer, das dieses Mädchen der Schande überantwortet hat, sind also Sie!!

Casti Piani (wehmütig lächelnd). Wenn Sie ahnten, mein gnädiges Fräulein, woraus die Ursachen Ihrer höllischen Aufgeregtheit eigentlich bestehen, dann wären Sie vielleicht gerade klug genug dazu, gegenüber einem solchen Ungeheuer, wie ich es Ihnen zu sein scheine, vollkommen ruhig zu bleiben.

Elfriede (kurz). Das verstehe ich nicht. Ich weiß nicht was Sie damit sagen wollen!

Casti Piani. Sie — sind noch — — Jungfrau?

Elfriede (keuchend). Wer erlaubt Ihnen, eine solche Frage an mich zu richten!

Casti Piani. Wer auf Gottes weiter Welt will mir das verbieten! — Aber lassen wir das. Jedenfalls haben Sie sich nicht verheiratet. Sie sind, wie Sie mir eben selber mitteilten, achtundzwanzig Jahre alt. Diese Tatsachen beweisen Ihnen zur Genüge, daß Sie im Vergleich zu anderen Frauen — um von dem Menschenkinde, zu dessen Rettung Sie hergekommen sind, ganz zu schweigen — nur ein sehr geringes Maß von sinnlichem Empfinden haben.

Elfriede. Darin mögen Sie recht haben.

Casti Piani. Ich sage das natürlich nur unter der Voraussetzung, daß ich Ihnen mit dieser Erörterung nicht lästig falle. Ich bin auch weit davon entfernt, Sie für krankhaft oder unnatürlich veranlagt zu halten. Aber wissen Sie mein Fräulein, wodurch Sie Ihre, wie Sie zugeben, allerdings sehr schwachen sinnlichen Empfindungen befriedigt haben?

Elfriede. Nun?

Casti Piani. Durch Ihren Eintritt in den Internationalen Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels.

Elfriede (mit verhaltenem Ingrimm). Wer sind Sie, mein Herr?! — Ich komme hierher, um ein unglückliches Geschöpf aus den Krallen des Lasters zu befreien! Ich komme nicht hierher um Ihre geschmacklosen Vorlesungen anzuhören.

Casti Piani. Das habe ich auch nicht vorausgesetzt. Aber sehen Sie, von diesem Standpunkt aus betrachtet, stehen wir beide einander näher, als Sie es sich in Ihrem kleinbürgerlichen Tugendstolz jemals träumen ließen. Ihnen hat die Natur nur eine äußerst kärgliche Sinnlichkeit verliehen. Mich haben die Stürme des Lebens längst zu einer schauerlichen Einöde gemacht. Aber was für Ihre Sinnlichkeit die Bekämpfung des Mädchenhandels ist, das ist für meine Sinnlichkeit, falls Sie mir etwas derart noch zugestehen wollen, der Mädchenhandel selbst.

Elfriede (empört). Heucheln Sie doch nicht so schamlos, Sie nichtswürdiger Mensch! Glauben Sie, Sie könnten mich, die ich wie eine gehetzte Hündin von Lasterhöhle zu Lasterhöhle hinter dem Geschöpf her bin, durch Ihren abenteuerlichen Gefühlshokuspokus einschläfern?! Ich bin jetzt nicht Mitglied des Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels! Ich bin als eine unselige Verbrecherin hier, die, ohne etwas zu ahnen, ein blutjunges Leben in Elend und Verzweiflung gebracht hat! Ich lasse mir, solange ich atme, keinen Bissen mehr schmecken, wenn ich das Kind seinem Verderben nicht entreißen kann! Sie wollen mich glauben machen, daß mich unlautere Neugier in dieses Haus treibt! Sie sind ein Lügner! Sie glauben an Ihre eigenen Worte nicht! Sie haben das Mädchen nicht aus unbefriedigter Sinnlichkeit verhandelt, sondern aus Geldgier! Sie haben das Mädchen verhandelt, um ein gutes Geschäft dabei zu machen!

Casti Piani. Ein gutes Geschäft! Selbstverständlich! Aber gute Geschäfte beruhen auf beiderseitigem Vorteil! Andere Geschäfte als gute mache ich überhaupt nicht. Jedes andere Geschäft ist unmoralisch! — Oder glauben Sie vielleicht, der Liebesmarkt sei für das Weib ein schlechtes Geschäft?

Elfriede. Wie meinen Sie das?

Casti Piani. Das meine ich einfach so: — Ich weiß nicht, ob Sie in diesem Augenblick gerade in

der Stimmung sind, mir mit einiger Aufmerksamkeit zuzuhören?

Elfriede. Ersparen Sie sich nur um Gottes Willen die Einleitung!

Casti Piani. Ich meine das also so: Wenn sich ein Mann in Not befindet, dann bleibt ihm oft keine andere Wahl mehr übrig als zu stehlen oder zu verhungern. Wenn sich dagegen ein Weib in Not befindet, dann bleibt ihm außer dieser Wahl noch die Möglichkeit, seine Liebesgunst zu verkaufen. Dieser Ausweg bleibt dem Weibe nur deshalb noch übrig, weil das Weib bei der Gewährung seiner Liebesgunst nichts zu empfinden braucht. Seit Erschaffung der Welt hat das Weib von diesem Vorzug Gebrauch gemacht. Von allem übrigen zu schweigen, ist der Mann von Natur aus dem Weibe schon aus dem einen Grunde himmelweit überlegen, weil das Weib unter Schmerzen Kinder gebiert...

Elfriede. Das ist ja gerade der himmelschreiende Widerspruch! Das sage ich ja immer! Kinder zur Welt bringen ist Qual und Sorge; Kinder in die Welt setzen gilt als Zeitvertreib. Und trotzdem hat die gütige Schöpfung, die auch sonst vielfach an Verrücktheit leidet, den Schmerz und die Sorgen dem schwächeren Geschlecht aufgebürdet!

Casti Piani. Darin, mein Fräulein, sind wir vollkommen einer Ansicht! — Und nun wollen Sie Ihren unglücklichen Schwestern den geringen Vorzug, den ihnen die — verrückte Schöpfung vor dem Manne gewährt hat, den Vorzug, in äußerster Not ihre Liebesgunst verkaufen zu können, rauben, indem Sie diesen Verkauf als eine unauslöschliche Schande hinstellen?! Sie sind mir eine schöne Frauenrechtlerin!

Elfriede (fast unter Thränen). Als ein unaussprechliches Unglück, als ein ewiger Fluch lastet die Möglichkeit, sich verkaufen zu können, auf unserem bedrückten Geschlecht!

Casti Piani. Unsere Schuld ist es aber — das weiß Gott im Himmel! — nicht, daß der Liebesmarkt als ein ewiger Fluch auf dem weiblichen Geschlecht lastet! Wir Händler haben gar kein idealeres Ziel, als daß sich der Liebesmarkt so offenkundig, so unbehelligt abspielt wie jeder andere ehrliche Markt! Wir Händler haben gar kein idealeres Ziel, als daß die Preise auf dem Liebesmarkt so hoch wie nur irgend möglich sind! Schleudern Sie Ihre Vorwürfe, wenn Sie die Bedrückung Ihres unglücklichen Geschlechtes bekämpfen wollen, der bürgerlichen Gesellschaft ins Gesicht! Bekämpfen Sie, wenn Sie die Naturrechte Ihrer Schwestern verteidigen wollen, zuerst den Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels!

Elfriede (aufbrausend). Ich lasse mir hier von Ihnen nicht länger blauen Dunst vormachen! Ich bin fest überzeugt, daß Sie im Ernste gar nicht daran denken, dem Mädchen die Freiheit zu geben! Während ich albernes Geschöpf mir hier soziale Vorträge von Ihnen halten lasse, wird die Unglückliche womöglich in eine Droschke gepackt, nach dem Bahnhof geschafft und irgendwohin transportiert, wo sie vor den Mitgliedern des Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels Zeit ihres Lebens sicher ist! — Nun gut, ich weiß, was ich zu tun habe! (Sie nimmt Hut und Mantel).

Casti Piani (lächelnd). Wenn Sie ahnten, mein Fräulein, wie Ihr Wutausbruch Ihre hausbackene Erscheinung verschönert, dann hätten Sie es nicht so eilig, sich zu entfernen.

Elfriede. Lassen Sie mich hinaus! Es ist die höchste Zeit!

Casti Piani. Wohin gedachten Sie denn jetzt zu gehen?

Elfriede. Das wissen Sie gerade so gut, wie ich, wohin ich jetzt gehe!

Casti Piani (packt Elfriede bei der Gurgel, drückt ihr die Kehle zu und nötigt sie in einen der Polstersessel). Sie bleiben hier! Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu sprechen! Versuchen Sie doch bitte, zu schreien! Hier ist man an alles nur irgendwie mögliche menschliche Geschrei gewöhnt! Schreien Sie bitte, so laut Sie schreien können! (Sie freilassend). Nimmt mich Wunder, ob ich Sie nicht noch zu Verstand bringe, bevor Sie aus diesem Hause direkt auf die Polizei laufen!

Elfriede (keuchend, tonlos). — Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine derartige Vergewaltigung erfahre!

Casti Piani. Sie haben in Ihrem Leben so unendlich viel Unnützes zur sittlichen Hebung der Freudenmädchen getan! Tun Sie doch endlich einmal etwas Nützlichem zur sittlichen Hebung der Freude! Dann brauchen Ihnen die armen Geschöpfe nicht mehr Leid zu tun! Weil der Freudenmarkt als der gemeinste, schandbarste aller Berufe gebrandmarkt ist, geben sich die Mädchen und Frauen der guten Gesellschaft einem Manne lieber umsonst hin, als daß sie sich ihre Gunst bezahlen lassen! Dadurch entwürdigen diese Mädchen und Frauen ihr eigenes Geschlecht in der gleichen Weise, wie ein Schneider sein Gewerbe entwürdigt, der seinen Kunden die Kleider umsonst liefert!

Elfriede (noch wie betäubt). Ich begreife von alledem kein Sterbenswort. — Ich bin mit meinem sechsten Jahr in die Schule gekommen und bin bis zu meinem fünfzehnten Jahr in der Schule geblieben. Später habe ich noch einmal drei Jahre auf der Schulbank gesessen, um mein Lehrerinnen-Examen zu machen. Solange ich jung war, verkehrten in meinem Elternhause Herren aus den besten Gesellschaftskreisen. Ich erhielt einen Heiratsantrag von einem Manne, der ein Rittergut von zwanzig Quadratmeilen geerbt hatte, und der mir, wenn ich es von ihm verlangt hätte, bis ans Ende der Welt gefolgt wäre. Aber ich fühlte,

daß ich nicht lieben konnte. Vielleicht war es nicht richtig von mir. Vielleicht fehlte mir nur das kleine bische Leidenschaftlichkeit, das zum Heiraten unter allen Umständen nötig ist.

Casti Piani. Sind Sie jetzt endlich zahm?

Elfriede. Erklären Sie mir jetzt nur noch Eines: Wenn das Mädchen nun bei diesem Leben, das sie hier führt, ein Kind zur Welt bringt, wer sorgt dann für das Kind?

Casti Piani. Sorgen doch Sie dafür! Oder haben Sie als Frauenrechtlerin vielleicht etwas Wichtigeres in dieser Welt zu tun? Solange ein Weib unter Gottes Sonne noch fürchten muß, Mutter zu werden, bleibt die ganze Frauenemanzipation leeres Geschwätz! Mutterwerden ist für das Weib eine Naturnotwendigkeit wie Athem und Schlaf. Dieses angeborene Recht hat die bürgerliche Gesellschaft dem Weibe in barbarischer Weise verkürzt. Ein uneheliches Kind ist schon eine beinahe ebenso große Schmach wie der Liebesmarkt! Dirne hin, Dirne her! Der Name Dirne bleibt der Mutter eines unehelichen Kindes so wenig erspart wie einem Mädchen in diesem Hause! Wenn mir etwas an Ihrer Frauenbewegung von jeher zum Ekel war, dann war es die Sittlichkeit, die Sie Ihren Zöglingen auf den Lebensweg einimpfen! Glauben Sie denn, der Liebesmarkt wäre je in der Weltgeschichte als Schande verschrien worden, wenn der Mann auf diesem Markte mit dem Weibe konkurrieren könnte?! Brodneid! Nichts als Brodneid! Dem Weibe gewährte die Natur den Vorzug, mit seiner Liebe handeln zu können, deshalb möchte die bürgerliche Gesellschaft, die vom Manne regiert wird, diesen Handel immer und immer wieder gern als das schmachvollste aller Verbrechen hinstellen!

Elfriede (steht auf und entledigt sich ihres Mantels, den sie über den Stuhl legt; auf und abgehend). Ich bin in diesem Augenblicke offen gesagt ganz außerstande, Ihre Behauptungen daraufhin zu untersuchen, ob sie

richtig oder unrichtig sind. — Aber wie in aller Welt ist es denn möglich, daß ein Mann von Ihrer Bildung, von Ihren sozialen Anschauungen, von Ihrer geistigen Überlegenheit sein Leben unter den würdelosesten Elementen der menschlichen Gesellschaft verbringt! — Gott weiß, vielleicht hat mich nur Ihre viehische Brutalität dazu gezwungen, Ihre Auseinandersetzungen ernst zu nehmen! Aber ich fühle ganz deutlich, daß Sie mir auf lange Zeit hin allerhand zu denken gegeben haben, worauf ich selber in meinem Leben nie gekommen wäre. Seit Jahren höre ich Winter für Winter zwölf bis zwanzig Vorträge von allen weiblichen und männlichen Autoritäten über Frauenbewegung. Ich kann mich nicht erinnern, je ein Wort gehört zu haben, das so wie Ihre Behauptungen, der Sache auf den Grund ging!

Casti Piani (skandierend). Seien wir uns im Leben immer sonnenklar darüber, mein gnädiges Fräulein, daß wir auf einem Dachfirst nachtwandeln und daß uns jede unvorhergesehene Erleuchtung das Genick brechen kann.

Elfriede (ihn anstarrend). Wie meinen Sie das wieder? — Sie denken sich etwas Ungeheuerliches dabei?!

Casti Piani (sehr ruhig). Ich sage das nur in Bezug auf Ihre Ansichten, bei denen Sie sich bis jetzt so unbedingt sicher fühlten, daß Sie Urteile wie »anständig« und »würdelos« freigebig austeilten, als wären Sie ganz allein von Gott dazu beauftragt, über Ihre Mitmenschen zu Gericht zu sitzen.

Elfriede (ihn anstarrend). Sie sind ein großer Mensch! — Sie sind ein edler Mensch!

Casti Piani. Ihre Worte treffen die Todeswunde, die ich mit auf die Welt gebracht habe und an der ich voraussichtlich einmal sterben werde. (Er wirft sich in einen Sessel). — — Ich bin — — — Idealist!

Elfriede. Und darüber wollen Sie sich bei Ihrem Schicksal beklagen?! Darüber, daß Ihnen die Macht verliehen wurde, andere Menschen glücklich zu machen?! (Sich ihm nach kurzem inneren Kampf zu Füßen werfend). Heiraten Sie mich doch um Gottes Barmherzigkeit willen! Ich habe mir, bevor ich Sie sah, die Möglichkeit niemals denken können, daß ich mich einem Manne hingebe! Ich bin noch vollkommen unerfahren; das kann ich Ihnen mit den heiligsten Eiden schwören. Ich habe bis zu dieser Stunde nicht geahnt, was das Wort Liebe bedeutet. Bei Ihnen hier fühle ich es zum erstenmal! Die Liebe hebt den Menschen über sein unseliges Selbst empor. Ich bin ein alltägliches Durchschnittsweib, aber meine Liebe zu Ihnen macht mich so frei und kühn, daß es nichts Unmögliches für mich gibt! Schreiten Sie in Gottes Namen von Verbrechen zu Verbrechen; ich gehe Ihnen voran! Gehen Sie ins Zuchthaus; ich gehe Ihnen voran! Gehen Sie aus dem Zuchthaus auf das Schaffot, ich gehe Ihnen voran! Lassen Sie sich — ich beschwöre Sie! — die günstige Gelegenheit nicht entgehen! Heiraten Sie mich! Heiraten Sie mich! Heiraten Sie mich! — so ist uns beiden armseligen Menschenkindern geholfen!

Casti Piani (streichelt ihr, ohne sie anzusehen, den Kopf). Ob Sie braves Tier mich lieben oder ob Sie mich nicht lieben, das ist mir vollkommen gleichgiltig. — Sie können ja allerdings nicht wissen, wie viel tausendmal ich schon die gleichen Gefühlsausbrüche über mich habe ergehen lassen müssen! Ich unterschätze die Liebe gewiß nicht. Leider aber muß die Liebe auch all den unzähligen Weibern als Rechtfertigung herhalten, die nur ihre Sinnlichkeit befriedigen ohne den geringsten Entgelt dafür zu fordern und die uns durch ihre würdelose Preisgabe nur den Markt verderben.

Elfriede. Heiraten Sie mich! Es ist für Sie immer noch Zeit, ein neues Leben zu beginnen! Die Ehe

macht einen geordneten Menschen aus Ihnen. Sie können sozialistischer Zeitungsredakteur, Sie können Reichstagsabgeordneter werden! Heiraten Sie mich, dann erfahren doch auch Sie einmal in Ihrem Leben, welch übermenschlicher Opfer ein Weib in seiner grenzenlosen Liebe fähig ist!

Casti Piani (ihr das Haar streichelnd, ohne sie anzusehen). Ihre übermenschlichen Opfer würden mir im besten Falle die Eingeweide umkehren. Zeit meines Lebens liebte ich Tigerinnen. Bei Hündinnen war ich immer ein Stück Holz. Meine Zuversicht schöpfe ich nur daraus, daß die Ehe, die Sie so begeistert preisen und für die die Hündinnen gezüchtet werden, eine Kultureinrichtung ist. Kultureinrichtungen entstehen um überwunden zu werden. Die Menschheit wird die Ehe so gut überwinden wie sie den Krieg überwinden wird. Der freie Liebesmarkt, auf dem die Tigerin ihre Triumphe feiert, gründet sich auf ein urewiges Naturgesetz der unabänderlichen Schöpfung. Und wie stolz steht das Weib in der Welt, sobald es das Recht erkämpft hat, sich ohne gebrandmarkt zu werden zum höchsten Preis, den der Mann ihm bietet, verkaufen zu können! Uneheliche Kinder sind bei der Mutter dann besser versorgt, als die ehelichen beim Vater. Stolz und Ehrgeiz des Weibes sind dann nicht mehr der Mann, der ihm seine Stellung anweist, sondern die Welt, in der es sich den höchsten Platz erkämpft, den sein Wert ihm ermöglicht. Welch herrlichen lebensfrischen Klang dann das Wort Freuden-Mädchen erhält! In der Geschichte des Paradieses steht, daß der Himmel dem Weib die Macht der Verführung verlieh. Das Weib verführt, wen es will. Das Weib verführt, wann es will. Es wartet nicht auf Liebe. Diese höllische Gefahr für unsere heilige Kultur bekämpft die bürgerliche Gesellschaft damit, daß sie das Weib in künstlicher Geistesumnachtung erzieht. Das heranwachsende Weib darf nicht wissen, was ein Weib zu sein bedeutet.

Alle Staatsverfassungen könnten darüber den Hals brechen! Kein Henkerskniff ist der bürgerlichen Gesellschaft zu ihrer Verteidigung zu gemein! Mit jedem Kulturfortschritt dehnt sich der Liebesmarkt aus. Je klüger die Welt wird, um so größer der Liebesmarkt. Und diese Millionen von Freudenmädchen verweist unsere gefeierte Kultur im Namen der Sittlichkeit auf den Hungertod oder raubt ihnen im Namen der Sittlichkeit Ehre und Lebensberechtigung, stößt sie im Namen der Sittlichkeit ins Tierreich hinab! Wie manches Jahrhundert lang soll noch himmelschreiende Unsittlichkeit die Welt mit dem Henkerbeil der Sittlichkeit verwüsten!

Elfriede (tonlos wimmernd). Heiraten Sie mich! Sie stehen außerhalb der Welt! Ich trage meine Hand heute zum erstenmal einem Manne an.

Casti Piani (ihr das Haar streichelnd ohne sie anzusehen). Brodkorbkultur! Brodkorbkultur! — Was wüßte die Welt von der ganzen Sittlichkeit, wenn der Mann die Liebe kommandieren könnte, wie er die Politik kommandiert!

Elfriede. Ich erhoffe von unserer Ehe gar kein höheres Glück, als Zeit meines Lebens so vor Ihnen auf den Knien liegend, Ihren Worten lauschen zu dürfen!

Casti Piani (ohne sie anzusehen). Haben Sie sich denn je gefragt, was die Ehe ist?

Elfriede. Ich hatte bis zu dieser Stunde keine Ursache, danach zu fragen. (Sich erhebend) Sagen Sie es mir! Ich werde alles tun, um Ihren Anforderungen gerecht zu werden.

Casti Piani (zieht sie auf seine Knie). Kommen Sie, mein Kind. Ich werde es Ihnen erklären. (Da sich Elfriede einen Augenblick ziert) Halten Sie bitte still!

Elfriede. Ich habe nie auf dem Knie eines Mannes gesessen.

Casti Piani. Geben Sie mir einen Kuß!

Elfriede (küßt ihn).

Casti Piani. Danke. (Sie zurückdrängend) Sie möchten wissen, was die Ehe ist? — Sagen Sie mir, wer stärker ist: ein Mensch, der einen Hund hat, oder ein Mensch, der keinen Hund hat?

Elfriede. Der Mensch, der einen Hund hat, ist stärker.

Casti Piani. Und nun sagen Sie mir noch, wer stärker ist: ein Mensch, der einen Hund hat, oder ein Mensch, der zwei Hunde hat?

Elfriede. Ich glaube, daß der Mensch, der einen Hund hat, stärker ist, denn zwei Hunde müssen eigentlich notwendig schon eifersüchtig aufeinander werden.

Casti Piani. Das wäre das wenigste. Aber zwei Hunden muß er zu fressen geben, sonst laufen sie davon, während der eine Hund für sich selber sorgt und seinen Herrn wens not tut auch noch bei Raub- anfällen verteidigt.

Elfriede. Und mit diesem abscheulichen Gleichnis wollen Sie das selbstlose untrennbare Zusammenhalten von Mann und Weib erklären?! Du barmherziger Gott, was müssen Sie für Erfahrungen gemacht haben!

Casti Piani. Der Mann mit einer Frau ist wirtschaftlich stärker, als wenn er keine hat. Er ist aber auch wirtschaftlich stärker, als wenn er für zwei oder mehr Frauen sorgen muß. Das ist der Grundstein der Ehe. Das Weib wäre nie im Traum auf diese geistvolle Erfindung verfallen!

Elfriede. Sie armer bedauernswürdiger Mensch! Haben Sie denn je ein väterliches Haus gekannt? Haben Sie eine Mutter gehabt, die Sie pflegte, wenn Sie krank waren, die Ihnen während Ihrer Genesung Märchen vorlas, der Sie sich anvertrauen konnten, wenn Ihnen irgend etwas das Herz bedrückte, und die Ihnen immer, immer, immer geholfen hat, auch wenn Sie längst glaubten, daß es auf Gottes Welt gar keine Hülfe mehr für Sie gäbe?

Casti Piani. Was ich als Kind erlebt habe, das erlebt kein menschliches Geschöpf, ohne daß seine Tatkraft bis zum Grabe gebrochen ist. Können Sie sich in einen jungen Menschen hineindenken, der mit sechzehn Jahren noch geprügelt wird, weil ihm der Logarithmus von Pi nicht in den Kopf will?! Und der mich prügelte, war mein Vater! Und ich prügelte wieder! Ich habe meinen Vater totgeprügelt! Er starb, nachdem ich ihn zum ersten Mal geprügelt hatte. — Aber das sind Kleinigkeiten. Sie sehen, unter welchen Kreaturen ich hier lebe. Ich habe unter diesen Kreaturen nie die Beschimpfungen mehr gehört, die während meiner ganzen Kindheit meiner Mutter zuteil wurden und um die sie sich täglich mit neuen Unwürdigkeiten bewarb. — Aber das sind Kleinigkeiten. Die Ohrfeigen, Faustschläge und Fußtritte, in denen Vater, Mutter und ein Dutzend Lehrer zur Entwürdigung meines wehrlosen Körpers wetteiferten, waren Kleinigkeiten im Vergleich mit den Ohrfeigen, Faustschlägen und Fußtritten, in denen die Schicksale dieses Lebens miteinander wetteiferten, um meine wehrlose Seele zu entwürdigen.

Elfriede (küßt ihn). Wenn du ahnen könntest, wie innig ich dich um dieser furchtbaren Erlebnisse willen liebe!

Casti Piani. Das menschliche Leben ist zehnfacher Tod vor dem Tode! Nicht nur für mich. Für Sie! Für alles, was Atem holt! Für den einfachen Menschen besteht das Leben aus Schmerzen, Leiden und Qualen, die sein Körper erduldet. Und ringt sich der Mensch zu höherem Sein empor, in der Hoffnung, den Qualen des Körpers zu entrinnen, dann besteht für ihn das Leben aus Schmerzen, Leiden und Qualen, die seine Seele erduldet, und gegen die die Qualen des Körpers Wohltaten waren. Wie grauenvoll dieses Leben ist, das zeigt sich schon darin, daß die Menschen sich ein Wesen ausdenken mußten, das aus nichts als Güte, aus nichts als Liebe, aus

nichts als Wohltat besteht, und daß die ganze Menschheit, um nur das Leben ertragen zu können, täglich, stündlich zu diesem Wesen beten muß!

Elfriede (ihn liebkosend). Wenn du mich heiratest, dann haben körperliche Qualen und Seelenqualen ein Ende! Du brauchst dich mit all diesen entsetzlichen Fragen nicht mehr zu beschäftigen. Meine Mama hat ein Privatvermögen von sechzigtausend Mark, von dem trotz ihrer fünfundzwanzigjährigen, glücklichen Ehe Papa sich bis heute noch gar nichts träumen läßt. Lockt dich die Aussicht nicht, daß du, wenn du mich heiratest, plötzlich sechzigtausend Mark bar zur Verfügung hast?

Casti Piani (sie zurückdrängend, nervös). Sie verstehen sich nicht auf Liebkosungen, mein Fräulein! Sie benehmen sich wie der Esel, der den Schoßhund spielen will. Ihre Hände tun mir weh! Das kommt nicht etwa daher, daß Sie nichts gelernt haben. Das kommt, weil sie dem geknechteten Liebesleben der bürgerlichen Gesellschaft entstammen! Sie haben keine Rasse im Leib. Es fehlt das nötige Zartgefühl! Das Zartgefühl und das Schamgefühl! Es fehlt Ihnen das Gefühl für die Wirkung Ihrer Liebkosungen; ein Gefühl, das jedes Rassegeschöpf schon als kleines Kind mit auf die Welt bringt!

Elfriede (empört aufspringend). Und das wagen Sie mir in diesem Hause zu sagen?!

Casti Piani (hat sich gleichfalls erhoben). Das wage ich Ihnen in diesem Hause zu sagen!

Elfriede. In diesem Hause?! Daß es mir an dem nötigen Zartgefühl, an dem nötigen Schamgefühl fehlt?!

Casti Piani. Daß es Ihnen an dem nötigen Zartgefühl und Schamgefühl fehlt! In diesem verrufenen Hause sage ich Ihnen das! — Überzeugen Sie sich doch einmal davon, mit welchem feinem Takt diese Geschöpfe ihrem verrufenen Handwerk obliegen! Das letzte Mädchen in diesem Haus kennt die mensch-

liche Seele genauer als der berühmteste Psychologieprofessor an der berühmtesten Universität. Sie, mein Fräulein, würden hier allerdings die gleichen Enttäuschungen erfahren, die Ihnen Ihre Vergangenheit bereitet hat. Die Frau, die für den Liebesmarkt geschaffen ist, erkenne ich auf den ersten Blick daran, daß ihre freien regelmäßigen Gesichtszüge unschuldige Glückseligkeit und glückselige Unschuld ausstrahlen. (*Elfriede musternđ.*) In Ihren Gesichtszügen, mein verehrtes Fräulein, ist weder irgend etwas von Glückseligkeit noch irgend etwas von Unschuld zu lesen.

Elfriede (zögernd). Glauben Sie denn nicht, Herr Baron, daß ich bei meinem eisernen Fleiß, bei meiner Energie, bei meiner unüberwindlichen Begeisterung für alles Schöne das Zartgefühl und den feinen Takt, von dem Sie sprechen, noch lernen könnte?

Casti Piani. Nein, nein, mein Fräulein! Bitte nein! Schlagen Sie sich diese Gedanken nur gleich aus dem Kopf!

Elfriede. Ich bin von der sittlichen Bedeutung alles dessen, was Sie sagen, so tief überzeugt, daß mir das größte Opfer, durch das ich meine kleinbürgerliche Hülfslosigkeit überwinden könnte, nicht zu groß wäre!

Casti Piani. Nein, nein, dafür bin ich nicht zu haben! Das würde grauenvoll! Das Leben ist grauenvoll genug! Nein, mein Fräulein! Lassen Sie Ihre fürchterliche Hand von dem einzigen göttlichen Lichtstrahl, der die schauerliche Nacht unseres martervollen Erdendaseins durchdringt! Wofür lebe ich denn! Wofür betätige ich mich in unserer Zivilisation! Nein, nein! Die einzige reine Himmelsblume in dem von Schweiß und Blut besudelten Dornendickicht des Lebens soll nicht von plumpen Fußritten zerstampft werden! Glauben Sie mir bitte, daß ich mir schon vor einem halben Jahrhundert eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, wenn nicht über dem

zum Himmel emporgellenden Jammergeheul aus Geburtswehen, Daseinsschmerzen und Todesqualen dieser eine klare Stern leuchtet!

Elfriede. Die äußerste geistige Anstrengung ermöglicht mir nicht, den Sinn Ihrer Worte zu erraten! Was ist der Lichtstrahl, der die Nacht unseres Daseins durchdringt? Was ist die einzige reine Himmelsblume, die nicht zu Schmutz zerstampft werden soll?

Casti Piani (Elfriede bei der Hand nehmend, geheimnisvoll flüsternd). Das ist der Sinnengenuß, mein gnädiges Fräulein! Der sonnige, lachende Sinnengenuß! Der Sinnengenuß ist der Lichtstrahl, die Himmelsblume, weil er das einzige ungetrübte Glück, die einzige reine lautere Freude ist, die das Erdendasein uns bietet. Glauben Sie mir, daß mich seit einem halben Jahrhundert nichts mehr in dieser Welt zurückhält, als die selbstlose Anbetung dieses einzigen aus voller Kehle auflachenden Glückes, das im Sinnengenuß den Menschen für alle Qualen des Daseins entschädigt!

Elfriede. Ich glaube, da kommt jemand.

Casti Piani. Das wird Lisiska sein!

Elfriede. Lisiska? — Wer ist denn Lisiska?

Casti Piani. Das ist das Mädchen, das bei Ihnen zu Hause die Bücher über die internationale Bekämpfung des Mädchenhandels studiert hat! Jetzt können Sie sich gleich davon überzeugen, ob ich den Mund zu voll genommen habe! Wir sind hier gottlob für solche Gelegenheiten eingerichtet. (Er führt sie ins rechte Proszenium). Nehmen Sie nur hinter dieser Epheuwand Platz! Von hier aus können auch Sie einmal das lautere ungetrübte Glück zweier Kreaturen beobachten, die der Sinnengenuß zusammenführt!

(*Elfriede* nimmt auf dem Hockerl hinter der Epheuwand im rechten Proszenium Platz. *Casti Piani* geht zur Mitteltür, wirft einen Blick hinaus und setzt sich darauf hinter der Epheuwand im linken

Prosenium nieder. — *Herr König* und *Lisiska* treten durch die Mitte ein. Herr König, fünfundzwanzig Jahr alt, in hellem Sportanzug mit Kniehosen. Lisiska, in einfachem, bis zur Mitte der Wade reichenden, weißen Gewand, schwarzen Strümpfen, schwarzen Lackschuhen, eine weiße Schleife im offenen schwarzen Haar.)

Herr König.

Ich komme nicht, die Zeit mir zu vertreiben
Als Wollüstling in deiner Reize Bann
Und will dir dankbar und gewogen bleiben,
Wenn bald ernüchtert ich von hinnen kann.

Lisiska.

Reden Sie nicht so freundlich zu mir.
Hier sind Sie Herr und befehlen hier.
Färben Sie nur getrost mir das bleiche
Blutleerè Antlitz durch Backenstreiche.
Für eine Dirne, wie ich es bin,
Ist das noch unerhörter Gewinn.
Hilfloses Klagen, Schluchzen und Wimmern
Braucht Sie noch nicht im geringsten zu kümmern.
Solcher Beschimpfung Wonnen sind schal.
Häufen Sie mitleidlos Qual auf Qual!
Wenn Ihre Faust mein Gesicht zerschläge,
Wärs meiner Sehnsucht noch kein Genüge.

Herr König.

Ich bin auf solche Worte nicht gefaßt...
Ist das ein heitrer Willkomm für den Gast? —
Du sprichst, als büßtest du im Fegefeuer
Schon hier die Strafen für genossne Lust.

Lisiska.

Im Gegenteil! Die Lust, das Ungeheuer,
Tobt ewig ungezähmt in dieser Brust!
Meinen Sie, ich Teufelsbraten
Wäre je in dies Haus geraten,
Wenn von des Herzens gräßlichem Klopfen
Freude mich könnte befreien?

Freude zerstiebt, ein Tropfen
Auf heißem Stein!
Und die Wollust, ungestillt,
Ein hungerndes Jammerbild
Stürzt sich, daß sie den Tod finde,
In alle Abgründe! — —
Sind Sie nicht grausam, verehrter Herr?
Ich müßt es beklagen.
Was kümmert Sie hier mein Geplärr,
Wenn Sie mich schlagen!

Herr König.

Ist wirklich dir der dunkle Trieb zu eigen,
Aus tiefster Tiefe noch hinabzusteigen,
Dann könnt ich weinen, daß ich aus dem Chor
Verliebter Mädchen grade dich erkor.
Aus deinen Augen traf in meine Sinne
Ein Strahl unschuldiger Glückseligkeit...

Lisiska.

Wollen Sie, daß uns die Zeit
Ungenossen verrinne?!
Unten sitzt über unsern Statuten
Mutter Adele, die Uhr in der Hand;
Zählt und berechnet unverwandt
Meines Glückes Minuten.

Herr König.

Du bist der höchsten Lust nachgrade satt
Und hoffst auf Müdigkeit aus Schmerz und Tränen,
Bis tiefe Ruh dich überwältigt hat,
Die Tag und Nacht umsonst dein heißes Sehnen!

Lisiska.

Schlaf ich, dann bitt ich, mit einem kecken
Kräftigen Rippenstoß mich zu wecken.

Herr König.

Der Ton war falsch! Das Glas hat einen Sprung!
Wie sollte das ein Mensch begreifen!
Auf Glück, ja auf dein Leben magst du pfeifen!
Doch auf den Schlaf? — Nein, das war Lästerei!

Lisiska.

Ich bin nicht Ihr Eigentum,
Sie sind nicht mein Hüter,
Sparen Sie nicht ängstlich drum
Meine Lebensgüter!
Suchen Sie durch Menschlichkeit
Nicht mein Herz zu trösten!
Wer mich mitleidlos zerblät,
Den acht ich am größten.
Sie fragen, ob ich noch
Erröten kann?
So schlagen Sie mich doch,
Dann ist's getan!

Herr König.

Mir rieseln Schauer über Brust und Rücken.
Laß mich hinaus! Ich hoffte, halb im Rausch
Der Liebe süße Frucht vom Baum zu pflücken.
Du bietest Dornen mir dafür zum Tausch.
Wie wars nur möglich, daß du junges Wild
Vom Blumenpfad dich im Gestrüpp verfangen?!

Lisiska.

Lassen Sie mein Verlangen
Nicht ungestillt!
Wenden Sie sich nicht herzlos ab!
Vor mir hab ich mein Grab
Und hoffe nur noch, aus dieser Welt
Möglichst viel mit hinabzunehmen.
Glauben Sie, solche Begierden kämen,
Weil dies Haus uns gefangen hält?

Nein! Nur der Sinne folternde Gier
Bannt uns hier!
Aber auch diese Berechnung war
Ohne Vernunft gemacht.
Nacht für Nacht
Seh ich es blendend sonnenklar,
Daß selbst in diesem Hause kein Frieden
Den Simen beschieden.

Elfriede (in ihrem Versteck, für sich, mit dem Ausdruck des Erstaunens). Allmächtiger Himmel! Das ist genau das entgegengesetzte Gegenteil von dem, was ich mir volle zehn Jahre lang darüber gedacht habe!

Casti Piani (in seinem Versteck, für sich, mit dem Ausdruck des Entsetzens). Teufel! Teufel! Teufel! Das ist genau das entgegengesetzte Gegenteil von dem, was ich mir fünfzig Jahre lang über den Sinnengenuß gedacht habe!

Lisiska.

Gehen Sie nicht von mir! Hören Sie mich an!
Ich war ein schuldloses Kind und begann
Mein Leben so ernst, voll Eifer und Pflicht;
Sorglos zu lächeln gelang mir nicht.
Von meinen Lehrern, selbst von den Geschwistern,
Hört ich oft ehrfurchtsvoll über mich flüstern
Und meine Eltern meinten Beide:
Du wirst noch einmal unsers Alters Freude!
Plötzlich beim Hahnenschrei
War das vorbei!
Und die eben erweckte Lust
Wuchs über alle Schranken,
Über all meine Gedanken,
Über all mein treues Gefühl in der Brust,
Daß ich nur staunte, wie mir geschah,
Was mich so herrisch betörte,
Daß ich den Blitz mir zur Seite nicht sah
Und kein Donnern vom Himmel mehr hörte.

Da glaubt ich, da hofft ich, es sei uns das Leben
Zu nimmer versiegender Freude gegeben!

Herr König.

Fandst du die stolze Hoffnung nicht erfüllt? —
Zwar red ich wie ein Blinder dir von Farben...

Lisiska.

Nein, es war nur der höllische Trieb,
Aus dem an Freude nichts übrig blieb.

Herr König.

So viele Mädchen schon durch Liebe starben,
Blieb allen denn die Sehnsucht ungestillt?
Wie käm es dann, daß Weiber sich in Mengen
Von Tausenden auf deinen Pfaden drängen?

Lisiska.

Wollen Sie sich der Striemen
An meinem Körper nicht rühmen?
Wozu ward er so weich,
Wozu ward er so zart geschaffen!
Sprachlose Blicke begaffen
Die Spuren dann Streich um Streich. —
Um die Begierden neu zu entflammen,
Erzähl ich prahlend, von wem sie stammen.

Herr König.

Schweig, sag ich dir! Nur noch ein Wort davon,
Dann bin ich schon zum längsten hier gewesen! —
In deinen blassen Zügen steht zu lesen,
Wie sturmgeschwind die Jugend dir entflohn.
Und als du deine Unschuld nun verloren,
Ließ er im Elend dich, der sie dir nahm?

Lisiska.

Nein. — Aber ein Andrer kam,
Fand Lust und Gram;

Denn ich hab all den jungen Toren
Immer ewige Treue geschworen.
Immer hofft ich, meine Qual
Müßte doch bei dem Andern entschwinden.
Es war nur Bitternis jedes Mal,
War keine Ruhe für mich zu finden,
Denn es war stets nur der höllische Trieb,
Aus dem an Freude nichts übrig blieb.

Herr König.

So kamst du schließlich denn in dieses Haus
Und führst ein Dasein hier in Saus und Braus!
Musik erschallt, der Sekt trieft von den Tischen,
Gelächter dröhnt, so oft der Morgen graut.
Der lange Arbeitstag kennt nur den Laut
Von heißen Zungen, die in Liebe zischen. —
Welch ein gemeiner Bettler ich doch bin
Vor dir, du stolze Freudenkönigin!
Ich kam mit dem, was mein ist, um von dir
Der Freude schlichten Austausch zu erkaufen.
Ich könnte mir vor Zorn die Haare raufen!
Du lebst nur scheußlicher Genußsucht hier!
Der Wüstling ist dein Freund, der keine Grenzen
Der Menschlichkeit für seine Kurzweil kennt.
Beeil dich, ihm die Glieder zu bekränzen!
Mich trägt und labt ein reinres Element.
Erfrischung sucht ich und hab kein Verlangen,
Im tiefsten Erdschmutz mich zu verfangen.

Lisiska (flehentlich).

O bleiben Sie! — Wenn Sie mich jetzt verlassen,
Ist wieder Nacht um mich! Gehn Sie nicht fort!
Von Ihren Lippen trifft schon jedes Wort
Wie Peitschenhieb und stachelt mein Begehren,
Sie möchten mich mit solcher Inbrunst hassen,
Daß statt der Lippen es die Fäuste wären,
Von denen Hieb auf Hieb den Körper schmerzt.

Hab ich Sie einmal geherzt,
Dann gehn Sie, woher Sie kamen,
Schreiben sich meinen Namen
Lächelnd in Ihr Notizbuch...
Und mir — mir bleibt der gräßliche Fluch,
Daß es nur wieder der höllische Trieb,
Aus dem an Freude nichts übrig blieb!

Herr König (sehr ernst).

Jetzt traue ich meinen Sinnen nicht! Mir scheint,
Du bist verliebt! Darf ich dem Wunder trauen?! —
Wie hab nach Liebesglück ich heiß geschmachtet!
Wie manche bange Nacht hab ich, von Frauen
In meiner Liebesglut verhöhnt, verachtet,
Auf mich zurückgeworfen, laut durchweint!
Nun äußert Liebe mir in diesem Leben
Zum erstenmal die Dirne?! Bin ich dir
Nicht völlig fremd? Du pflegst doch wahllos hier
Dich jedem fremden Manne preiszugeben!
Mir deckst du eifrig deine Seele bloß,
Daß mich ihr düsterer Reiz umspinnen hält?
Bei Dirnen also find ich meine Welt?! —
Wo soll das hin?? — Was ist mein irdisch Los??

Lisiska.

Trauen Sie bei Gott meiner Liebe nicht!
Liebe zu heucheln ist hier meine Pflicht.
Denken Sie nur einmal, was das heißt,
Wenn jemand plötzlich die Tür aufreißt:
Jetzt heißt es, die Liebe zusammenraffen;
Es ist ein Mann da, Gott hat ihn geschaffen. —
Wünschen Sie, daß ich dies heillose Spiel
Mit Ihnen spiele?
Daß ich bei Ihrem höchsten Gefühl
Nur Ekel fühle?!
Aber wenn Sie mit Ihrer tüchtigen
Bauernfaust meine Glieder züchtigen,
Das kann uns, wenn Sie Lust daran finden,
Bis mich der Tod Ihnen raubt, verbinden.

Herr König.

Der Unschuld weißes Kleid trägst du. Dir hat
Selbst dieses Haus die Seele nicht geschändet.
Von deiner Reinheit ist mein Aug geblendet,
An deinem Bild sieht sich mein Geist nicht satt.
Im Selbstmord schwelgend ohne Unterlaß,
Kämpfst du mit nie erforschten Seelenschmerzen,
Den Tod im Antlitz und den heißen Haß
Auf alles eitle Erdenglück im Herzen!

(Er kniet vor ihr).

Laß deinen Freund mich, deinen Bruder sein.
Ob deinen Körper du mir gibst, das liegt
Tief unter uns. So hast du mich erhoben!
Darf ich den schlanken Knieen hier geloben:
Nur wie die Seele sich zur Seele fügt,
Bist du mein eigen! So nur bin ich dein!
Aus Höllenqualen stiegst du himmelan
Und ahnst nicht mehr, wo die Begierden fluten.
In deinen Himmelshöhn mußt du verbluten.
Durch mich sei das den Menschen kundgetan;
In keuscher Dichtung soll durch mich die Welt
Verkaufter Liebe Leid ermessen lernen.
Hier schwör ichs bei des Himmels ewgen Sternen,
Bei ihrem Glanz, der meine Brust erhellt!
Gib mir ein Pfand, gesteh mir offen ein:
Bist du aus Liebe jemals froh geworden?

Lisiska (ihn emporhebend).

Wenn Sie jetzt gleich mich ermorden,
Könnt meine Rede nicht anders sein.
Immer nur war es der höllische Trieb,
Aus dem an Freude nichts übrig blieb...
So ists in diesem Haus nun einmal:
Alle begegnen sich hier,
Denen die Liebe unendliche Qual
Und niegestillte Begier.

Was da noch sonst an Besuchern kommen,
Das wird von uns doch nicht ernst genommen.
Menschen wie Sie sind selten,
Weil sie nichts gelten
Wie wir,
Die man dem unvernünftigen Tier
Vergleicht. —
Aber hab ich denn nun erreicht,
Daß Sie dem wilden Begehren
Trost gewähren?

Herr König.

So wirre Pfade deine Hand mich leitet,
Am Himmel flammt ein Stern, der uns begleitet.

Lisiska (umarmt und küßt ihn).

Dann komm, mein Schatz! Jetzt bist du endlich
mürbe.

Mir ist als höchste Wollust längst ein Land
Urewger niegestörter Ruh bekannt. —
Ach, daß ich unter deinen Fäusten stürbe!

(Beide nach rechts ab).

Casti Piani (aus seinem Versteck hervorstürzend, vergelstert).

Was war das?!

Elfriede (stürzt aus ihrem Versteck hervor, leidenschaftlich).

Was war das?! Was habe ich nichtswürdige Schmarrotzerin mir in meinem vertrockneten Hirn unter Sinnengenuß vorgestellt?! — Selbstaufopferung, glühendes Märtyrertum ist das Leben in diesem Hause. Ich in verlogener aufgeblasenheit, in meinem fadenscheinigen Tugendstolz hielt dieses Haus für die Brutstätte der Verworfenheit!

Casti Piani. Ich bin zerschmettert!!

Elfriede. Meine ganze Jugend, so überreich an Liebesdurst, an Liebesmacht sie mir der gütige Himmel geschenkt hatte, ich habe sie freventlich durch den grauen seelenerstickenden Straßenschmutz geschleift!

Die Heiligkeit sinnlicher Leidenschaft galt mir feigen Memme als niedrigste Gemeinheit!

Casti Piani (vergeistert). Das war die tageshelle Erleuchtung, die unversehens dem, der auf dem Dachfirst nachwandelt, das Genick bricht!

Elfriede (leidenschaftlich). Das war die tageshelle Erleuchtung!

Casti Piani. Was tu ich noch auf der Welt, wenn auch der Sinnengenuß nichts als höllische Menschenschinderei, wenn auch der Sinnengenuß nichts als satanische Menschen-schlächterei ist, wie das ganze übrige Erdendasein! So also nimmt sich der einzige göttliche Lichtstrahl aus, der die schauerliche Nacht unseres martervollen Lebens durchdringt! Hätte ich mir doch vor einem halben Jahrhundert eine Kugel durch den Kopf gejagt! Dann wäre mir dieser jämmerliche Bankrott meines hochstaplerisch zusammengestohlenen Seelenreichtums erspart geblieben!

Elfriede. Was Sie noch auf dieser Welt zu tun haben? Das kann ich Ihnen sagen! Sie sind Mädchenhändler! Sie rühmen sich, es zu sein! Jedenfalls haben Sie die besten Verbindungen mit allen bedeutenden Plätzen, die für den Mädchenhandel in Betracht kommen. Verkaufen Sie mich! Ich beschwöre Sie, verkaufen Sie mich an solch ein Haus! Sie können ein ganz einträgliches Geschäft mit mir machen! Ich habe noch nie geliebt, das setzt meinen Wert jedenfalls nicht herab! Dafür, daß ich Ihnen keine Schande mache, daß Sie bei Ihren Abnehmern Ehre mit mir einlegen, verbürge ich mich Ihnen mit jedem Schwur, den Sie von mir verlangen!

Casti Piani (halb im Wahnsinn). Was rettet mich vor dem Genickbruch?! Welches Mittel hilft mir über die eisigen Todesschauer hinweg?!

Elfriede. Ich helfe Ihnen darüber hinweg! Ich! Verkaufen Sie mich! Dann sind Sie gerettet!

Casti Piani. Wer sind Sie denn?!

Elfriede. Ich will im Sinnengenuß meinen Tod finden! Ich will mich auf dem Blutaltar sinnlicher Liebe schlachten lassen!

Casti Piani. Sie — Sie soll ich verkaufen?!

Elfriede. Ich will den Märtyrertod sterben, den dieses Mädchen, das eben hier war, stirbt! Habe ich denn nicht die gleichen Menschenrechte wie Andere?!

Casti Piani. Behüte mich der Himmel davor!! Das — das — das ist das höllische Hohngelächter, das über meinem Todessturz erschallt!

Elfriede (sinkt ihm zu Füßen). Verkaufen Sie mich! Verkaufen Sie mich!

Casti Piani. Die grauenvollsten Zeiten meines Lebens steigen vor mir auf! Einmal schon habe ich ein Geschöpf, das von der Natur nicht dazu geschaffen war, auf dem Liebesmarkt verschachert! Für dies Verbrechen gegen die Natur habe ich drei volle Jahre hinter schwedischen Gardinen zugebracht! Natürlich war es auch eines jener charakterlosen Geschöpfe, denen die großen Füße im Gesicht geschrieben stehen!

Elfriede (seine Knie umklammernd). Bei meinem Herzschlag beschwöre ich Sie, verkaufen Sie mich! Sie hatten Recht! Meine Betätigung zur Bekämpfung des Mädchenhandels war unbefriedigte Sinnlichkeit! Aber meine Sinnlichkeit ist nicht schwach! Fordern Sie Beweise! Soll ich Sie wie wahnsinnig küssen?!

Casti Piani (in höchster Verzweiflung). Und dieses ohrzerreißende Jammergeheul zu meinen Füßen?! Was ist das?! Dies gellende Zetergeschrei aus Geburtswehen, Daseinsschmerzen und Todesqualen ertrag ich nicht länger! Ich halte dies irdische Wehgekreisch nicht mehr aus!

Elfriede (die Hände ringend). Ihnen selbst, wenn Sie wollen, bringe ich meine Unschuld zum Opfer! Ihnen selbst, wenn Sie wollen, schenke ich meine erste Liebesnacht!

Casti Piani (aufschreiend). Das hatte gefehlt!

(Es kracht ein Schuß. Elfriede stößt einen markerschütternden Schrei aus. Casti Piani wankt, in der Rechten den rauchenden Revolver, die Linke krampfhaft auf die Brust gepreßt, zu einem der Polstersessel, in dem er zusammenbricht).

Casti Piani. — ver—verzeihen Sie — Baroneß — ich — ich habe mir — weh getan — das — das war nicht — nicht galant von mir —

Elfriede (ist aufgesprungen und beugt sich über ihn). Sie werden sich doch um Gottes Barmherzigkeit willen nicht getroffen haben?!

Casti Piani. — schrei—schreien Sie mir die — die Ohren nicht voll — seien Sie — lieb — lieb — lieb — wenn — Sie können —

Elfriede (entsetzt zurückweichend, beide Hände in ihren Haaren, auf Casti Piani starrend, mit einem Aufschrei). Nein! Nein! Ich kann bei diesem Anblick nicht lieb sein! Ich kann nicht lieb sein!

(Auf den Schuß hin sind drei schlanke junge Mädchen, ebenso wie Lisiska gekleidet, eine nach der andern neugierig aus den drei Türen des Zimmers getreten. Sie haben sich zögernd Casti Piani genähert und suchen ihm, stumme Gebärden unter einander austauschend, mit äußerster Zurückhaltung den Todeskampf zu erleichtern.)

Casti Piani (die Mädchen erblickend). — und das — und das — Ra—Rachegeist? — Rachegeist?? — — Nein, nein! — das — das ist — ist Maruschka! — Ich sehe dich genau. — Das ist — Euphemia! — das Theophila! — — Ma—Ma—Maruschka! Küß mich, Maruschka!

(Das schlankste der drei Mädchen beugt sich über Casti Piani und küßt ihn auf den Mund.)

Casti Piani. — nein, nein, nein! Das war nichts! — Küsse — küsse mich anders!

(Das Mädchen küßt ihn wieder).

Casti Piani. — So! — So, so, so! — Ich — ich habe euch — betrogen — (sich an Maruschka langsam aufrichtend) — euch Alle — betrogen! — Der Sinnen—genuß — Menschenquälerei — Menschenschinderei

— endlich — endlich — Erlösung! (er steht, steif empor-
gereckt, wie vom Starrkrampf erfaßt, die Augen weit aufreißend) Wir
— wir müssen — den — den hohen Herrn — doch
wohl stehend — — — — —
— — — — — empfangen . . . (er bricht tot zusammen).

Elfriede (in Tränen aufgelöst zu den drei Mädchen). —
Nun? — Hat denn keine von Euch Mädchen den
Mut dazu? — Ihr ward diesem Manne doch mehr,
als ich ihm sein durfte!

(Die drei Mädchen weichen kopfschüttelnd mit eisigen Mienen, scheu
und angstvoll zurück).

Elfriede (schluchzend, zur Leiche Casti Piani's gewandt).
Dann verzeih mir Elenden! Du hast mich im Leben
aus tiefster Seele verabscheut! Verzeih mir, daß ich
mich dir noch nahe! (Sie küßt ihn inbrünstig auf den Mund. —
in einen Strom von Tränen ausbrechend). Diese letzte Ent-
täuschung hast du dir doch wohl in deinem furcht-
barsten Weltschmerz nicht träumen lassen, daß dir
eine Jungfrau die Augen zudrückt! — (Darauf drückt
sie ihm die Augen zu und sinkt jammervoll weinend zu seinen Füßen).



Mödlings älteste Urkunde?

Replik

von

Joseph Schöffel.

Die von mir kürzlich veröffentlichten »Erinnerungen aus
meinem Leben« haben, wie ich es vorausahnte, viel Staub auf-
gewirbelt.

Während mir aus Offizierskreisen, was ich nicht vermutete,
zustimmende und geradezu rührende Beweise der Anerkennung
zuteil geworden sind, hat man in politischen Parteikreisen nach

wochenlangem Besinnen und Beraten versucht, einzelne, der beteiligten politischen Partei unangenehme Angaben durch Wort- und Sinnverrehung zu widerlegen.

Anerkennen muß ich, daß man sich bei dieser Widerlegung nicht des am Naschmarkt üblichen Schimpflexikons bediente. Die Sprache war eine anständige! Die Herren kämpften aus Notwehr! Ein solcher Kampf ist immer anregend!

Nun fallen aber im ‚Deutschen Volksblatt‘ sogenannte gelehrte Altertumsforscher, die ihr Leben inmitten verstaubter Pergamente verträumen, über mich her und zwingen mich, mich mit ihnen über den Sinn einer angeblich vor 1000 Jahren verfaßten Urkunde — ein Tauschgeschäft zwischen zwei Prälaten betreffend — herumzubalgen.

Diese Tauschurkunde existiert im Originale nicht mehr. Es existieren nur Abschriften dieser Urkunde, die wahrscheinlich im 13. oder 14. Jahrhundert, also mindestens 400 Jahre später angefertigt wurden und die weder im Text, noch in der Bezeichnung der daselbst angeführten Ortsnamen übereinstimmen und daher selbst für diejenigen, die sich mit dem Lesen und Interpretieren solcher alter Scharteken befassen, eigentlich ganz wertlos sind.

Für mich ist eine solche Beschäftigung geradezu eine Sünde wider die Natur! Trotzdem muß ich mich mit der Sache so zu sagen aus Strafe befassen, weil ich mich unterfangen habe, einer anderen Ansicht zu sein, als ein vom heiligen Geist beschatteter Archivar, der die früher erwähnten wertlosen Urkundenabschriften zum Zwecke der Veranstaltung einer Jahrtausendfeier der Stadt Mödling bestens empfohlen haben soll.

Ich bin ein geschworener Gegner der heute grassierenden Festseuchen und des modernen Wohltätigkeitssports, bei welchem den Massen die letzten Kreuzer für die aus Eitelkeit und Prunksucht veranstalteten Feste aus der Tasche gerissen werden. Der Wiener und der Niederösterreicher hat die Wurzerei, wie er dies nennt, herzlich satt, läßt sich aber in seiner angeborenen Gutmütigkeit, alias Dummheit, ruhig mißbrauchen, um der haute volée zum Nimbus der Wohltätigkeit, der ihr nichts kostet, zu verhelfen.

Man vergleicht heute diese modernen Festlichkeiten mit den circenses der Römer. Dieser Vergleich hinkt aber auf allen vier Füßen! Die heidnischen Römer haben der Masse die circenses ebenso unentgeltlich geboten, wie die Bäder. Sie, die Heiden,

haben aber neben den circenses dem Volke auch Brot gereicht, damit es seinen Hunger stillen könne. Das römische Proletariat lagerte in Ermanglung anderer Unterkünfte unter den Vorhallen der Tempel, was das milde Klima Italiens gestattete.

Die modernen Christen, die wohlhabend sind, oder sich zu fetten Piründen und Stellen emporgelogen und emporgeheuchelt haben, fressen und saufen sich bei den von ihnen veranstalteten Festen toll und voll und beräuchern sich dabei gegenseitig, damit ihr Tun und Lassen nicht zum Himmel stinke, lassen aber die Armen verhungern und in den Cloaken der Städte Schutz vor den Unbilden des Wetters suchen.

Die modernen Christen üben die vom Heiland gelehrt Nächsteliebe, indem sie die Spiel-, die Schau- und die Vergnügungssucht der Massen ausnützen und Bettler zum Besten von Bettlern anbetteln!

Der Widerwille gegen diese Unsitten der heutigen Gesellschaft allein hat mich veranlaßt, in dem von mir herausgegebenen Werke, die auf Grund wertloser Abschriften einer derzeit und seit Jahrhunderten nicht existierenden Urkunde veranstaltete Jahrtausendfeier der Stadt Mödling als eine ad hoc erfundene zu bezeichnen, und die Ansicht auszusprechen, daß das in den mehrerwähnten Abschriften angeführte Medilihha ad Slivinihha oder Nominicha ultra montem Comagenum nicht mit dem heutigen Mödling identisch sei.

Drei Archivare, ein alter und zwei junge, haben sich nun zusammengetan, um diese meine Ansicht, als den Glauben eines Laien, eines Ketzers zu widerlegen und zu verdammen und dafür ihre Ansicht, ihren Glauben als den allein richtigen hinzustellen und der Stadt und der Welt durch das ‚Deutsche Volksblatt‘ zu verkünden.

Ich bezweifelte nämlich, daß unter dem Ausdruck mons comagenus der Wienerwald zu verstehen sei, weil der Wienerwald nicht ein einzelner Berg, sondern eine Kette von Bergen ist, welche die Alten gewiß nicht im Singular, als mons, sondern im Plural, als montes comagenos, bezeichnet hätten.

Darauf erwidert der Dreibund der Archivare, daß in Urkunden des frühen Mittelalters die Form mons comagenus und montes comageni wechselnd für dasselbe Gebirge gebraucht wurde.

Ich glaube es nicht, denn wenn man im Jahre 904 den Wienerwald *mons comagenus* genannt hätte, hätte Kaiser Heinrich II. als er 98 Jahre später, nämlich im Jahre 1002 den Wienerwald den Babenbergern schenkte, in seiner heute noch erhaltenen Schenkungsurkunde dieses Waldgebiet als *mons comagenus* und nicht als das Gebiet zwischen der dünnen Liesing und der Triesting, »*inter durram Lieznicham et Criezincham*«, bezeichnet.

Die drei Leuchten der Altertumsforschung moquieren sich darüber, daß ich es wagte, den im Wienerbecken und in der ungarischen Ebene überall sichtbaren Berg bei Hainburg an der Donau, die im Mittelalter die einzige Verkehrsstraße zwischen dem Westen und Osten Europas war, als den *mons comagenus* zu bezeichnen und zu konstatieren, daß Hainburg in Lexikons aus dem 16. Jahrhundert *Comagenum* genannt wird.

Das wissenschaftliche Trifolium belehrt mich, daß die Römerstation, welche die Gegend an der Donau deckte, nicht an der Stelle des heutigen Hainburg, sondern in Carnuntum zu suchen sei.

Ich danke den Herren Gelehrten und Sachverständigen für diese ihre freundliche Belehrung und erwidere sie damit, daß ich vor 60 Jahren, als Schüler der fünften Gymnasialklasse, damals Poesie genannt, in welcher außer der römischen Geschichte römische Altertümer und Mythologie vorgetragen wurden, lernte, daß Hainburg unter den Römern ein Vorwerk und integrierender Bestandteil des befestigten römischen Lagers Carnuntum war und das heutige Tulln, das alte *Comagenae* der Römer, diesen als Flottenstation diente. Daß dem so war, wie man uns lehrte, beweisen die vielen römischen Antiquitäten, die in Hainburg gefunden werden, insbesondere aber die von den Römern gebaute Wasserleitung, die noch heute Hainburg mit Wasser versorgt.

Ich hoffe, daß sich die Herren für diese Mitteilung, die ihr Wissen jedenfalls bereichern dürfte, ebenso bedanken werden, wie ich ihnen für ihre mir gewordene Belehrung, die mein Wissen obstruierte, gedankt habe.

Die gelehrten Herren lassen ihrer Phantasie die Zügel schießen und leiten den Namen des Marktes Kaumberg, das 40 Kilometer von Tulln entfernt liegt, von *Comagenae*, der römi-

schen Bezeichnung für Tulln ab, und entscheiden, daß daher auch der Wienerwald als *mons comagenus* bezeichnet werden müsse. Wer das glaubt wird selig, denn den Einfältigen gehört ja das Himmelreich! Die gelehrten Herren spötteln darüber, daß ich *Medilihha ad Slivinihha* jenseits des Leithagebirges in Ungarn suche, wo es nicht zu finden ist. Ja wo ist den dann, ihr erleuchteten Herren, das *Slivinihha*, das doch eine größere Ansiedlung als *Medilihha* gewesen sein muß, da *Medilihha* sonst nicht als bei *Slivinihha* liegend bezeichnet worden wäre, hingekommen? In ganz Niederösterreich ist kein *Slivinihha* oder *Nominiha* oder auch nur ein entfernt ähnlicher Ortsnamen zu finden!

Die drei gelehrten Herren deduzieren den Namen Mödling von *Medilihha*, sowie vor Jahren einer ihres Berufes ihn von *mea dilecta* herstammend erklärte.

Phantasiegebilde, die in halbdunklen, mottengefüllten Archivräumen gezeugt werden!

Um ihre wissenschaftliche Brühe etwas genießbarer zu machen, mengen ihr die Herren etwas politisch nationalen Pfeffer bei, indem sie erklären, daß *Medilihha* und natürlich auch das größere, von der Bildfläche verschwundene, unauffindbare *Slivinihha* oder *Nominiha* deutsche Ansiedlungen waren, und daß es daher gerechtfertigt erscheint, daß die erste urkundliche Erwähnung der Ansiedlung unseres Volkes festlich begangen werde.

Langsam, meine Herren! Keine gewagten Sprünge! Sie könnten sich sonst den Hirnkasten einstoßen! Erinnert Sie der Name *Slivinihha* nicht an *Sliwowitz*, der bekanntlich aus Zwetschken, die im Slavischen auch *Sliva* heißen, gebrannt wird? Und da sie schon in Deduktionen so groß und fruchtbar sind, könnte man *Medilihha* und *Medilice* nicht auch von dem slavischen *Med* (Honig) herleiten und so einen slavischen Ursprung dieser Kolonie konstruieren?

Der römische Kaiser Probus soll den Wein- und den Obstbau in unseren Gegenden eingeführt haben und so scheinen die ersten Ansiedlungen längs dem östlichen und südlichen Gehänge des Wienerwaldes, wo Wein und Obst gedieh, darunter Mödling, Perchtoldsdorf und Gumpoldskirchen, entstanden zu sein

So glaube ich! Sie glauben etwas anderes! Glauben heißt aber nichts wissen und so ergibt sich, daß wir in dieser Beziehung alle zusammen nichts wissen, was Gott sei Dank, der Menschheit nicht zum Schaden gereicht!

Die gelehrten Herren versichern zum Schlusse ihrer Expektion, daß die bestehende wissenschaftliche Ansicht von der Identität des vor tausend Jahren genannten Medilihha mit Mödling eine völlig gesicherte ist!

Lieb' Mödling, kannst ruhig sein! Drei Gelehrte haben die Gewißheit ausgesprochen, daß du die Ehre hast, mit einem Orte identisch zu sein, der vor tausend Jahren gegen alte Messkleider eingetauscht wurde! Mein Mödling, was willst du noch mehr! Die dir zugedachte Ehre hast du mit dem Verlust von 30.000 Kronen teuer genug bezahlt!

Es hat wohl erst vor kurzem ein Kollegium gelehrter Psychiater den Wahnsinn einer Prinzessin mit voller Gewißheit konstatiert, während ein anderes Kollegium ebenso gelehrter Psychiater dieselbe Prinzessin mit vollster Gewißheit als geistig vollkommen gesund erklärte. Die Tatsache, daß Fachleute irren und oft aus bloßer Gefälligkeit absichtlich irren, bestätigen die drei verbündeten Autoritäten Dr. Anton Mayer, Dr. Giannoni und Dr. Max Vanca.

. . .

Der Oberste Gerichtshof hat eine Entscheidung gefällt, die dem journalistischen Strohmannwesen den Garaus macht. Bekanntlich stellen die Zeitungseigentümer Leute zu dem besonderen Zwecke an, beleidigende Artikel vor der Drucklegung nicht zu lesen und nicht zum Druck zu befördern. Man nennt diese Leute verantwortliche Redakteure. Die beleidigenden Artikel erscheinen dann doch auf geheimnisvolle Weise, aber die verantwortlichen Redakteure werden nur wegen »Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge« bestraft. Natürlich zahlt der Unternehmer die Strafsumme, zu der sie verurteilt wurden. Die armen Teufel ahnen aber nicht, wie unsicher diese Aussicht ist. Der Unternehmer braucht bloß eines

schönen Tages zu erklären, daß er nicht gewillt sei seinem Angestellten die Strafsumme, zu der er im Dienste des Unternehmens verurteilt wurde, zu ersetzen. Der »verantwortliche Redakteur« beruft sich auf die Abmachung, die er mit seinem Brotherrn getroffen hat, vielleicht auf einen schriftlichen Vertrag, der ihm den Ersatz der Summe sichert, um die er seine Bescholtenheit erkaufen mußte. Ein unmoralischer Vertrag, der vor keinem Zivilrichter bestünde. Der verantwortliche Redakteur bekäme weder die kleinen Beträge herein, zu denen er wegen Vernachlässigung der Obsorge oder wegen Nichtaufnahme einer Berichtigung vom Bezirksgericht, noch die große Summe, zu der er vom Schwurgericht verurteilt wurde, wenn es wirklich einmal gelang, ihn wegen des Vergehens der Ehrenbeleidigung zu fassen. Die Verträge zwischen verantwortlichen Redakteuren und Zeitungseigentümern sind null und nichtig. Niemand wird künftig den Posten eines Verantwortlichen übernehmen wollen, da ihm kein Vertrag — nicht einmal ein Ehrenwort des Chefs — die materielle Schadloshaltung verbürgen kann; es sei denn, daß schon in der Höhe des Gehaltes das kriminelle Risiko berücksichtigt würde. Vielleicht wird die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs dem verwerflichen Zustand, der es bisher dem Nutznießer ermöglichte, die Verantwortung von sich auf andere Schultern zu wälzen, ein Ende machen.

In dem letzten Prozeß, den ich gegen meinen einstigen Drucker führte und gewann, hatte das Handelsgericht erkannt, daß mir vom gemeinsamen Unternehmen unterandermauch ein Teil jener hohen Geldstrafe rückerstattet werden müßte, zu der ich in einem Beleidigungsprozesse als verantwortlicher Redakteur der ‚Fackel‘ verurteilt worden war. Die höheren Instanzen waren anderer Ansicht.

Der Oberste Gerichtshof entschied wie folgt:

Was endlich die Prozeßkosten anbelangt, welche anlässlich verschiedener Preßprozesse gegen Karl Kraus aufgelaufen sind, so muß der Anschauung der unteren Gerichte, daß diese

Kosten — abgesehen von der weiter unten zu besprechenden Geldstrafe — als ein Aufwand des gemeinsamen Unternehmens anzusehen und von dem Ertrage desselben in Abzug zu bringen seien, beieigepflichtet werden, weil die Verteidigung des angeklagten Redakteurs und Herausgebers des Blattes vor dem Strafgerichte nicht nur im persönlichen Interesse des Angeklagten, sondern auch in jenem der gemeinsamen Zeitungsunternehmung gelegen ist, im vorliegenden Falle der Beklagte als Drucker des Blattes auch eine besondere Obsorgepflicht hatte und bei der scharf polemischen Richtung des Blattes, welche allerdings geeignet war, die Verbreitung desselben und somit den Erfolg der Unternehmung wesentlich zu fördern, auch mit Gefahr drohender Strafprozesse und mit den daraus für das Unternehmen erwachsenden Auslagen von vorneherein rechnen mußte. — Anders aber verhält es sich mit der über Karl Kraus anlässlich eines Ehrenbeleidigungsprozesses verhängten Geldstrafe von 1800 K. — Diese zählt nicht zu den Kosten des Strafverfahrens, sondern ist das Strafübel, welches nach dem Gesetze nur den Verurteilten selbst, nicht aber dritte Personen treffen soll. Wenn es auch richtig ist, daß die Verurteilung des Herausgebers und Redakteurs wegen eines durch den Inhalt einer periodischen Druckschrift begangenen Vergehens auch für das betreffende Zeitungsunternehmen die in den §§ 36 und 37 Pr.-Ges. und im § 1 des Gesetzes vom 9. Juli 1894, Nr. 161 R.-G.-B. angedrohten nachteiligen Folgen nach sich ziehen kann, so liegt darin nur eine Bestätigung der oben ausgesprochenen Anschauung, wonach das Unternehmen als solches allerdings ein Interesse daran hat, daß eine solche Verurteilung nicht erfolge, daher der zur Erreichung dieses Zweckes gemachte Prozeßkostenaufwand sich als eine im Interesse des gemeinsamen Unternehmens gemachte Auslage darstellt. — Keinesfalls aber können diese möglicherweise auch das Unternehmen selbst berührenden Nachteile als Strafe im Sinne des Gesetzes angesehen werden und in keinem Falle kann die Hilfe des Gerichtes dazu in Anspruch genommen werden, die über den Schuldig-Erkantnen verhängte Geldstrafe auf das Unternehmen, an welchem er mitbeteiligt ist, zu überwälzen. Darin läge nicht nur eine Verletzung des im § 31 St.-G. ausgesprochenen Grundsatzes, daß die Strafe nur den Schuldigen treffen soll, und eine wenigstens teilweise Vereitelung des Strafzweckes, sondern es wäre dies auch speziell bei Vergehen gegen die Sicherheit der Ehre unvereinbar mit den Bestimmungen der §§ 493 und 261 St.-G. wonach in diesen Fällen die gesetzliche Strafe eine Freiheitsstrafe ist, welche nur bei besonders rücksichtswürdigen Umständen in eine Geldstrafe umgewandelt werden darf, welch' letztere aber nach den Vermögensverhältnissen des Verurteilten und nicht nach dem Vermögensstande der betreffenden Zeitungsunternehmung zu bemessen ist, was doch dann der Fall sein müßte, wenn die Strafe das Unternehmen als solches treffen sollte.

Ich war Miteigentümer und darum als verantwortlicher Redakteur auch mein Angestellter. Aber die armen verantwortlichen Redakteure riskieren durchaus, daß ihnen bloß die Prozeßkosten, nicht die Geldstrafen vom Unternehmer ersetzt werden. Wer wird künftig noch die pflichtgemäße Obsorge vernachlässigen wollen?

. . .

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Man hat dem Militär von altersher den Vorwurf gemacht, daß es für Dinge der Wissenschaft wenig Verständnis und Interesse besitze. Aber erst in neuerer Zeit hat diese Anschuldigung in höheren Kreisen unangenehm berührt, und man war darum auf der Suche nach einer noch unentschiedenen wissenschaftlichen Frage, die man gründlich studieren und lösen wollte. Da war es denn ein glücklicher Zufall zu nennen, daß ein gewitzter Kopf, deren es im Reichs-Kriegsministerium viele geben soll, auf den genialen Einfall geriet, erproben zu wollen, ob die landläufige Ansicht richtig sei, daß das weibliche Geschlecht gegen Unglück und Mißgeschick aller Art widerstandskräftiger sei, als das männliche, daß die Frau Kummer, Hunger und Entbehrung länger und resignierter ertrage, als der Mann, der recht bald zum Alkohol oder zur Schußwaffe seine Zuflucht nimmt, wenn die Not hart an ihn herantritt. Man war an maßgebender Stelle mit diesem Experiment umso mehr einverstanden, als man sich sagen mußte, daß man in den größtenteils mittellosen Offizierswitwen und deren unversorgten Töchtern ein Versuchsmaterial besitze, wie man es reichhaltiger und besser nicht wünschen konnte. Allerdings ging ein Bruchteil verloren, als man den Offizierswitwen eine Pension zuerkannte, allein man war vorsichtig und klug genug, gerade jene Witwen von der Begünstigung auszuschließen, die ihrer am allernotwendigsten bedurft hätten. Mit jährlichen Gnadengaben von 100 und

120 fl. mußten die verarmten alten Frauen am unverwüstlichen Hungertuche weiter nagen, bis sich nach einigen Jahren ziffermäßig feststellen ließ, daß die in Frage stehende Widerstandskraft gegen chronische Blut- und Magenleere denn doch nicht ausreiche. Man gab endlich auch diesen Witwen die normalmäßige Pension, sie war aber für die unteren Kategorien von Anbeginn so karg bemessen, daß bei den jetzigen Teuerungsverhältnissen das frühere Elend in seiner ganzen Stärke bestehen blieb...

Wenn die oberste Militär-Behörde fortfährt, zu versprechen, ohne eine wirkliche Hilfe zu gewähren, so kann sie mit Fug erwarten, daß binnen 6—8 Jahren das ganze Versuchsmaterial der Not und Entbehrung erlegen sein wird. Man mag dann befriedigt die Akten schließen, das Fazit ziehen und das Resultat der äußerst humanen Forschung der Akademie der Wissenschaften unterbreiten.

. . .

Herr Victor Silberer, bekanntlich der einzige Buchmacher, den Herr Bielohlawek leiden kann, beging das 25jährige Jubiläum der ‚Allgemeinen Sportzeitung‘. Ein Wiener Ereignis. Beim Bankett feierte natürlich Bürgermeister Dr. Lueger »in launiger Rede« die Verdienste, die sich Victor Silberer etc. . . . Dichtdaneben saß Herr Wilhelm Singer, der Herausgeber des knieweichsten Blattes von Wien, das zwar jeglichen Sport fördert, selbst aber unter allen Leibesübungen immer nur eine ganz bestimmte betätigt und dem z. B. das Hantieren mit den Schwergewichten der Gesinnung nicht geläufig ist. Herr Singer widmet Herrn Silberer, dem der Sport seit Jahren schon den Appetit zum Judenfressen erhöht hat und von dessen gesunder Verdauung sich Herr Singer durch Lokalaugenschein überzeugt, einen wunderschönen Festartikel. Er nennt ihn einen »typischen Renaissancemenschen«, teilt uns aber zu unserer Beruhigung sofort mit, daß Silberer's Vater ein Wiener Magistratskommissär, sein Großvater der Fleischhauer Raumer von der Laimgrube war. Herr Singer macht sich Gedanken darüber, wie Silberer's Mutter geartet gewesen sein muß. Er meint nicht mit Unrecht: »riegelsam«. (Hier hält

der Leser inne und vermutet, daß Herr Pötzl der Verfasser des Festartikels ist). Und nun wörtlich: »Von der Mutter hat der Sohn jedenfalls die Frohnatur her«. Uns ist, als ob wir ähnliches schon von einem anderen berühmten Lebenskünstler gehört hätten. Was ist denn mit der Lust zum Fabulieren? Der andere Lebenskünstler unterscheidet sich von Herrn Silberer nur dadurch, daß er sich nicht veranlaßt fühlte, »als Bankkommis nach Amerika auszuwandern, um dort die Journalistik, den Sport und das Geldverdienen zu lernen«. Dafür hat Herr Silberer sonst manches mit dem Klassiker gemein. Wörtlich lesen wir: »Das Wort von der ‚gesunden Seele im gesunden Körper‘ ist wieder zu Ehren gelangt, der Geist des Griechentums ist in die Massen gedrungen. Aber Victor Silberer war sein Prophet«. Im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ kämpfen, wie man sieht, zwei Auffassungen des Griechentums: Hermann Bahr tritt für die hysterischen, Herr Pötzl für die riegielsamen Griechen ein.

. . .

»Man telegraphiert uns aus Berlin, 22. d.: Prof. Alexander Strakosch verlegt Mitte August seinen Wohnsitz von Wien nach Berlin.«

Eine Nachricht, des Telegraphierens wert. Für die Wiener. Der gefürchtete Rezitator, der im Schweiß seines Angesichts durch drei Jahrzehnte Uuu—ri—el A—cos—ta gesprrochen hat, ist nach Berlin berufen worden, um den Schauspielern der Reinhardt-Bühne das noch fehlende drrramatische R beizubringen. Der Berliner Modernitätsglaube ist nun, so sollte man denken, wohl definitiv entlarvt. Herr Reinhardt muß, so oft er nach Wien kommt, von verständigen Theatermännern hören, daß die Demonstrationen einer meisterlich gedrillten Truppe von Defektschauspielern in der Stadt der bei äußerster Verluderung noch immer wahren Theaterkunst Anmaßung seien, daß der Fleiß, der ein Ensemble von Dilettanten ohne Lampenfieber zu kunsttäuschenden Wirkungen führt, alle Achtung verdiene, daß aber die echtensten Bäume für eine Schauspielkunst, die von Pappe ist, nicht entschädigen können. (Nicht das Talent der wenigen Individualitäten, sondern die Energie in der Behandlung der vielen Untalente schafft diesen Gastspielen Verblüffungserfolge). Etliche Zöpfe haben gar entdeckt, daß man Shakespearesche Verse sprechen können muß, wenn man sie durchaus

sprechen will. Na wartet! Im nächsten Sommer werden wir auch das können. Herr Reinhardt hat eine Schauspielschule gegründet und ihr als hervorragendste Lehrkraft — Herrn Strakosch gewonnen. Herr Strakosch verläßt Wien und rollt mit dem dramatischen R nach Berlin. . . Ein alter Irrtum schreibt Herrn Strakosch ein Verdienst um den großen Stil der Wiener Bühne zu. Die Sprechkunst des alten Burgtheaters ist dem ödesten Sprecher, dem leersten Lehrer und dem besten Verbildner von Talenten nicht den geringsten Dank schuldig. Der veraltetste Burgtheaterton ist diesem dramatischen Schofar nicht entsprungen. Daß der Berliner Snobismus, der sich an den äußersten Sensationen der Neuheit nicht genügtun konnte und von der Malerei die Wirkungen beziehen wollte, die ihm die Schauspielkunst versagt, nach Slevogt auf Strakosch verfällt, ist wirklich grotesk. In Theaterkreisen sieht man den Errungenschaften der neuen Berliner Schule mit heiterster Spannung entgegen, kolportiert man mit teilnahmevollem Ergötzen die Geschichte von dem Versuch des Herrn Strakosch, Wiener Talente auf Berliner Boden zu verpflanzen. Er soll hier im Auftrage seines Direktors fürchterliche Musterung gehalten haben. Eine kleine Anfängerin, der man das Gamintemperament und die Möglichkeit künftiger Gestaltung des »Blitzmädel« von den Augen abliest, habe er, so heißt es, als Braut von Messina verhört und sofort für untauglich erklärt.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Literat. Daß im letzten Heft Preßstimmen über die Aufführung der »Büchse der Pandora« zitiert waren, haben mir Freunde »übelgenommen«? Wie feinfühlig! Aber es könnte mich ermutigen, in künftigen Fällen wieder Preßstimmen zu zitieren. Immer hat mich der Tadel der Gedankenlosen mehr aufgerichtet als das Lob der Einsichtigen. Daß sich die Herrschaften doch nie sagen, daß mir ihre Einwände wahrscheinlich früher einfallen als ihnen! Die »Fackel« zitiert lobende Preßstimmen: auf die Absonderlichkeit dieses Beginns braucht mich erst ein Leser aufmerksam zu machen! Der hält sich natürlich für ungleich gescheiter als den Schreiber. Und für zwölf Kreuzer erwirbt er das Recht, seiner Überlegenheit Ausdruck zu geben. Nur schade, daß diese Omnipotenz an einem Starrkopf scheitert. An einem Starrkopf, der sein publizistisches Tun und Lassen vor dem ungnädigsten Leser zu vertreten bereit ist und der die Ergebenheit in Publikumswünsche stets als die schimpflichste und korrupteste aller Abhängigkeiten empfunden hat.

Also: ich habe Preßstimmen zitiert, erstens weil's mir so gepaßt hat; zweitens, weil ich als Veranstalter jener dramatischen Aufführung mit dem Herausgeber der ‚Fackel‘ nur so weit identisch bin, als ich mich eben verpflichtet fühle, dem tückisch totgeschwiegenen Ereignis meine eigene Publizität zu leihen. Nicht der Herausgeber der ‚Fackel‘, sondern ein Privatmann hat die ›Büchse der Pandora‹ einem geladenen Publikum vorgeführt und darum auch literarische Persönlichkeiten eingeladen, die einer gastfreundlichen Haltung der ‚Fackel‘ nicht unbedingt sicher sein können, die aber gewiß mehr Anspruch darauf haben, Zeugen einer künstlerischen Tat zu sein, als Herr Müller oder Frau Kohn. Zu dieser Höhe objektiver Auffassung haben sich meine Feinde nicht aufschwingen können. Die Wiener Groß-Presse hat ein Ereignis, das in literarischer, theatralischer und gesellschaftlicher Beziehung wohl die stärkste ›Sensation‹ war, die sich seit langem auf einer deutschen Bühne abgespielt hat, glattweg unterschlagen. Weil, wie ich schon neulich sagte, auch eine Brandkatastrophe unterschlagen würde, bei der meine Wenigkeit sich irgendwie betätigt hat. Literaten, denen die Schreibefinger jucken mußten, ließen sich von ihren Chefredakteuren Handfesseln anlegen. Die Herren hätten mich nicht nennen, hätten nicht einmal der glanzvollen Mitwirkung der stärksten Wiener Bühnenpersönlichkeiten gedenken müssen. Nein, zwischen den ›Juden‹ des Herrn Tschirikoff und dem Maeterlinck'schen Heiligenschund durften sie dem Werk Frank Wedekind's nicht eine essayistische Zeile widmen, und in den Theaterrubriken war am Tage nach der Vorstellung ausführlichst von einer Produktion des Geselligkeitsklubs ›Heitere Muse‹ die Rede. Allerhand Achtung! Aber selbst die Reinhardt-Leute, die doch alles werktätige Interesse der Wiener Literatenschaft auf sich zogen, meinten, daß ein derartiger Skandal, ein derartiges Zurschautragen kleinlichster Gesinnung, eine derartige Beurteilung der ›Büchse der Pandora‹ nach den Beziehungen des Herrn Kraus zur Presse in Berlin doch nicht möglich wäre. Aber war es denn nicht eine Vorstellung ›vor geladenem Publikum‹? Und ging nicht das Gerücht um, ich selbst hätte ›gewünscht‹, daß der private Charakter der Veranstaltung nicht journalistisch gestört werde? Auf eine spezielle Anfrage hatte ich allerdings betont, daß ich das Erscheinen eines Referats über die von der Behörde nur als nicht-öffentliche Veranstaltung bewilligte Vorstellung nicht veranlassen dürfe. Wenn ich gefragt werde, bin ich der Veranstalter, bin ich die der Behörde verantwortliche Person. Als Herausgeber der ‚Fackel‘ muß ich bekennen, daß das Benehmen der Wiener Presse eine Affenschande, daß die Scheinheiligkeit, die plötzlich meine ›Wünsche‹ respektiert, ein Anblick zum Erbrechen ist. Seit wann richtet sich denn die Wiener Presse nach meinen Wünschen? Seit wann ist sie diskret? Und warum respektiert sie nicht die Bettgeheimnisse der Gräfin Montignoso, warum respektiert sie die Vorführung der ›Büchse der Pandora‹ als die Angelegenheit eines Privat- und Familienlebens? Plötzlich werden die Herren taktvoll! Mit bescheidener Zurückhaltung nehmen sie davon Abstand, eine große Sache zu fördern, weil sie — notgedrungen —

einen »privaten Charakter« hatte. Die öffentlichen Herren werden anständig! . . . Und nun frage ich, ob es nicht in der Richtung der ‚Fackel‘ liegt, ein Berliner Blatt zu zitieren, das in ausführlichem Drahtbericht eine Wiener Vorstellung würdigt, die in Wien totgeschwiegen wird? Habe ich das Lob des Arrangeurs oder auch nur das Lob der Mitwirkenden zitiert? Glaubt einer wirklich, daß es mir darum zu tun ist, mich mit der Anerkennung gleichgiltiger Feuilletonisten und Berichterstätter zu brüsten? Wenn der liebe Leser der ‚Fackel‘ nur ein Hundertstel der Sorgfalt aufwendete, die der Schreiber der ‚Fackel‘ vergeudet, er würde gemerkt haben, daß die Preßstimmen nur so weit zitiert waren, als sie die äußere Wirkung des Werkes besprachen, von der günstigsten bis zur ungünstigsten. Das war notwendig, um dem Erfolge der Vorstellung die ihm fehlende Wiener Publizität wenigstens vor einem Forum zu ersetzen. Das war aber auch ganz besonders notwendig, um eine Behörde, die die öffentliche Vorstellung des Werkes bisher untersagt und die private erst nach langen juristisch-technischen Auseinandersetzungen erlaubt hat, von seiner moralischen Wirkung zu überzeugen, eine Behörde, die natürlich nichts dagegen einzuwenden hat, wenn im Orpheum allabendlich über dem Verschwinden eines Paares der Vorhang mit dem Transparent: »25 Minuten Pause« fällt. Eine löbliche Behörde und jene Kretins im Publikum, die die »Büchse der Pandora« für eine »Schweinerei« halten. Die Auffassung des Werkes, die den diametralen Gegensatz zu meiner Geschlechtsphilosophie bildet, steht wenigstens im Banne eines sittenreinigenden Gewitters. Daß keines der gedruckten Urteile von Entrüstung über die Vorführung »obszöner« Dinge diktiert ist, wollte ich den Maßgebenden zeigen. Und einen fackelmäßigen Zweck hatte gewiß sowohl die Zitierung ausländischer Stimmen — im Gegensatz zu dem Wiener Schweigen — als auch der Kontrast zwischen den Feststellungen eines ungeheuren Erfolges und der ungeheuren Verlogenheit des ‚Deutschen Volksblatts‘. . . Am erbärmlichsten in allen Lebenslagen benimmt sich doch immer die Journalistik. Aber ihr schmerzlichster Lohn mag die Erfahrung sein, daß man sie nicht braucht. Ohne daß ihre guten Reden sie begleiteten, floß die Arbeit diesmal munter fort. Ohne ein förderndes Wörtchen der Tagespresse ist die zweite Vorstellung zustande gekommen. Zwei Tage, nachdem in der ‚Fackel‘ eine kurze Ankündigung der bloßen Möglichkeit einer Wiederholung mit unbestimmtem Datum erschienen war, waren mehr Anmeldungen eingelaufen, als Karten ausgegeben werden konnten. Vor übervollem Hause fand am 15. Juni die zweite Vorstellung mit einem Erfolge statt, der den der Première noch weit übertraf.

Zahlreichen Fragern. Eine dritte Vorstellung wird möglicherweise im Herbst stattfinden. Die Besetzung der zweiten war nur in den Rollen des Casti Piani, den Herr Hofburgschauspieler Korff zu übernehmen die große Freundlichkeit hatte, und der Kadéga (Irene Blaha) verändert.

Defraudant. Im Kunstgewerbemuseum, so meldet mir ein Eingeweihter, verübte ein Beamter eine Defraudation und flüchtete. Auf

sehr sinnreiche Art fördert unser Staat die Defraudationsgelfüste seiner untreuen Beamten. Die Lieferanten, die mit staatlichen Aufträgen beglückt werden, müssen mit der Lieferung auch die saldierte Rechnung einreichen — unsaldierte werden nicht übernommen — und erhalten dann je nach den vorhandenen Mitteln nach einigen Tagen oder auch Wochen das Geld gegen separate Bestätigung. Der Beamte hielt nun die saldierten Rechnungen von 15 Tischlermeistern in Händen, und da er die löbliche Absicht hatte durchzubrennen, so nahm er natürlich das Geld für die Rechnungen mit; der Empfang des Geldes war ja von den Lieferanten darauf bestätigt. Man sollte doch meinen, daß das Amt jetzt die Forderungen der Tischler anerkennt. Nein! Es beruft sich darauf, daß es im Besitz der saldierten Rechnungen ist und den Tischlern gegenüber keine weitere Zahlungspflicht hat. Die Tischler müssen den Klageweg betreten und vor dem Gericht den Nachweis erbringen, daß sie die Beträge, die sie im Voraus quittiert hatten, gar nicht erhielten. Vielleicht wird aber dadurch der blödsinnige Usus bei staatlichen Ämtern abgeschafft und untreuen Beamten die Flucht auf flinkem Amtsschimmel unmöglich gemacht.

Vornehmer Leser.

„Sport und Salon“, »Zeitschrift für die vornehme Welt«, 10. Juni 1905:

»Baronin Rosa Schönberger-Wallenstein erfreut sich in der Gesellschaft einer besonderen Wertschätzung und der wärmsten Sympathien. Eine faszinierende Erscheinung, voller Charme, besitzt die vornehme Dame eine gediegene Bildung und ist ihre Umgangsweise geradezu entzückend. Die außerordentlich schöne Frau huldigt jedem Sporte, insbesondere aber dem Rennsporte und hat auch einen ziemlich bedeutenden Rennstall, auf den man große Hoffnungen setzt. Als echte Ungarin ist Baronin Schönberger eine hochherzige, edelmütige Dame, die im Stillen große und viele Wohltaten übt, Not und Elend jederzeit zu lindern weiß und bei keiner humanitären Aktion fehlt, mit einem Wort ein Engel, dem alle Herzen zufliegen.«

„Neues Wr. Tagblatt“, 10. Juni 1905

»(Baronin und Briefträger):. Rosa Baronin Schönberger hatte sich gestern wegen mündlicher und tätlicher Amtsehrenbeleidigung vor dem Bezirksgerichte Wieden zu verantworten. Sie hatte dem Briefträger Philipp Eppel, der ihr ein Paket im Werte von 1000 Kronen zustellte und die Gebühr hiefür verlangte, nach dessen Anzeige zugerufen: »Arroganter, unverschämter Kerl, ich schmeiße Sie hinaus!« und ihn hinausgestoßen. Die Baronin gab nur zu, gesagt zu haben: »Sie bekommen kein Trinkgeld, weil Sie das vorige Mal so arrogant waren!« und weil er mit ihr schrie, ihn hinausgedrängt zu haben. Der Richter verurteilte sie zu fünfzig Kronen Geldstrafe. Wegen einer zweiten Klage — die Baronin soll einer alten Bedienerin anstatt des Lohnes drei Ohrfeigen gegeben haben — wurde die Verhandlung vertagt.«

Ja, ja, so sind eben die öffentlichen Meinungen verschieden. Man kann — und just am selben Tage — auch die Baronin Schönberger von

zwei Seiten betrachten. Ob die Dame, um sich vor allen Fährlichkeiten der bevorstehenden Gerichtsverhandlung zu sichern, bei der Zeitschrift für die vornehme Welt »vorgebaut« hat oder ob die Zeitschrift für die vornehme Welt rechtzeitig die Dame auf die Unannehmlichkeiten der bevorstehenden Verhandlung und deren Publizität aufmerksam gemacht hat, wer kann's wissen? Mit Redakteuren ist ihre »Umgangsweise« sicherlich entzückender als mit Briefträgern, noch nie hat sie dem Vertreter einer Zeitschrift für die vornehme Welt zugerufen: »Sie bekommen kein Trinkgeld!« und am Ende spricht er sogar die Wahrheit, wenn er von der Dame behauptet, daß sie im Stillen große und viele Wohltaten übt.

Sammler. Der Derby-Schmock der ‚Neuen Freien Presse‘ ist ein Schmeichler. Nach seiner Behauptung trägt eine Dame »point de cul« (statt point d'aiguille). Wozu einer, der so gut deutsch kann, immer wieder Fremdwörter anwendet!

Habitué. In ‚Le cri de paris‘ (18. Juni) ist die folgende Glosse zu lesen, deren Verfasser trotz der echt französischen Auffassung Wiens als der »capitale hongroise« über österreichische Verhältnisse gut informiert zu sein scheint: (Censure). Ne médisons pas trop de notre censure: celle de Vienne lui rend des points. La semaine dernière, une troupe de Berlin se proposait de jouer dans la capitale hongroise Le Miracle de Saint-Antoine de M. Maeterlinck, dont le titre allemand est: Das Wunder des heiligen Antonius. La censure intervint, car en Autriche il est interdit de mettre sur une affiche théâtrale le nom d'un vrai saint. Elle intima au directeur de remplacer Antonius par Antimus. Le directeur obtempère. Trois jours après, nouvelle intervention de la censure qui avait découvert qu'il existe aussi un saint Antimus. Il y en a tant! Le directeur a dû remplacer Antimus par Antinus. Pourvu qu'on ne découvre maintenant un saint Antinus, autrement l'affiche finira par porter saint Asinus Censor.

Irrsinniger. Sie wundern sich, daß Sie noch immer nicht Psychiater geworden sind? Das wahre Verdienst kommt heute immer zu kurz. Aber es ginge wohl auch nicht mehr. Man sagt nämlich, daß sich die maßgebenden Kreise entschlossen haben, die Psychiatrie als Wissenschaft aufzulassen und sie nur mehr eine bescheidene Existenz als Glaube fristen zu lassen. Die Saison schließt schlecht ab. Die Herrschaften, die auf diesem morschen Wissenszweig saßen, sind kläglich heruntergepurzelt. Der Fall Coburg und jetzt wieder der Fall Liebel: Ekelhafter Brachialkampf mit einem Irrsinnigen, um ihn zur Bestätigung des Gutachtens der Gerichtsärzte zu bewegen. Und Prinzessin Louise ist normal, wiewohl sie für schöne Toiletten schwärmt. Wir sehen endlich, »daß wir nichts wissen können«. Schluß mit dem blöden Humbug, der die Menschheit so lange genarrt hat!

Berichtigung.

In Nr. 182, S. 1, in der 14. Zeile des Mottos von Félicien Rops ist statt »benedeten«: *benedeiten* zu lesen.

BAND XXIII.

OKTOBER-DEZEMBER 1905.

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: KARL KRAUS.



WIEN 1905.

VERLAG 'DIE FACKEL', IV. SCHWINDGASSE 3.

Druck v. Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Nachdruck verboten.

INHALT:

Nr. 185.

Bekenntnisse.

Ravenna. Von Oscar Wilde
(In freier Nachdichtung von
Felix Dörmann).

Antworten (Das Deutsch der Deutschen. Die Familie Witte in Paris. Diplomatisches. Was sich der Staatsanwalt unter einem verantwortlichen Redakteur vorstellt. Strenge Masseusen. Die Privatpraxis der Dozenten. Aus der Welt des Journalismus).
Mitteilung des Verlages.

Nr. 186.

Wozu der Lärm?

Bemerkungen zur Krise in Ungarn. Von Franz Herczeg.
Der Bilderdieb.

Die Memoiren der Frau v.
Hervay.

Psychatrie. Von Otto Soyka.
Ein Kriminalist über das
Diebsblatt.

Antworten (Die Goldmannplage. Berichterstattung. Los von Lippay. Aus meiner Sammlung. Eine aufsehenerregende Hochzeit in der Votivkirche).

Mitteilung des Verlages.

Nr. 187.

Die Kinderfreunde.

Nr. 188.

Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend. Von
Oscar Wilde.

Haus und Schule. Von Prof.
Victor Loos.

Lob der Hetäre. Von Lucianus.

Die betrunkenen Bauern. Von
Detlev v. Liliencron.

Antworten (Die Polizeiexzesse. Der König von Spanien. Die Sudermann-Premiere. Die Individualität des Professors Moritz Benedikt. Herr Glossy lebt. Die Goldmann-Plage. Eine Beschwerde. Die amerikanische Sprache Bruder Lothar. Neue Hüte).
Mitteilung des Verlages.

Nr. 189.

Meine Antwort. Von Joseph
Schöffel.

Noch einige Leitsätze von Oscar Wilde.

Antworten (Zum Prozeß Beer. Die »Andere« von Hermann Bahr. Das Deutsch des Germanisten. Ein kleiner Architekt. Was aus einem Polizeirat werden kann. Die Krida einer Sängerin. Vom Schreibtisch der ‚Fackel‘).

Nr. 190.

Diskrete Zusammenkünfte.
Vorurteile. Von Egon Friedell.
Geld. Von Lucianus.

Antworten (Sozialdemokratisches. Kabinett Dukes. Die Lage der Deutschen. Emission von Winterkleidern. Spiro spero. Die Goldmannplage. Der Volkstheaterskandal. Ein Gerücht. Der sittliche Marcel Prévost. Hofbeamliches. Die Künstlergenossenschaft).

Nr. 191.

Der Sozialanwalt. Von Dr. Robert Schieu.

Zwei Bücher. Von Otto Soyka.

Lehrmittel. Von Egon Friedell.

Das schwarze Buch. Von Peter
Altenberg und Egon
Friedell.

Antworten (Die Kinderfreunde. Das Blatt der Preisrichter. Novelli und Sonnenthal. Die italienische Bearbeitung. Protektion. Die Hof- und Kammerlieferanten).

DIE FACKEL

Nr. 185

WIEN, 17. OKTOBER 1905

VII. JAHR

BEKENNTNISSE.

Nun ist der moralische Niedergang der ‚Fackel‘ eine Tatsache, die sich nicht mehr verschleiern läßt. Bald wird er reif sein, von energischer Hand »aufgedeckt« zu werden. . . Aufdecken! Das tapfere Wort pocht an die Tür, die mein besseres Selbst verschließt, rührt an die Seligkeiten verrauchten Sittenzornes, beschwört die Zeiten, da ich auf diesen Blättern noch, bis es Hörer und Sänger erschöpfte, das Lied vom braven Mann sang. Dann begann ich um die schlimme Frau zu werben, und mein Kampfesmut nahm eine bedenklich ästhetische Wendung. Die Freunde erschrakten. Wie sollte solche Vereinigung sozialen Willens und anarchischer Laune möglich sein? Kann dem Hasser der Korruption die Prostituierung sexueller Werte auch nur erklärlich scheinen? Kann man die Schädlinge der Gesellschaft angreifen, die in Amt und Presse ihr Wesen treiben, und zugleich den sittlichen Forderungen dieser Gesellschaft eine Nase drehen? Kann die Hand, die käufliche Männer züchtigt, den Freipaß einer Dirne besiegeln? Die andere Vereinigung wäre geläufiger. Daß die Libertiner der Wirtschaftsmoral auf Treu und Glauben im Geschlechtsverkehr halten oder ihm die legalen Fesseln enger ziehen möchten, ist bekannt. Der kolorierte Ehrenmann, der durch gefährliche Drohung Geld für Lob und Bild einer kleinen Schauspielerin erpreßt, würde im Verweigerungsfalle bereit sein, augenzwinkernd und seiner sittlichen Überlegenheit bewußt, zu verraten,

daß die Dame nicht von ihrer Gage lebt. Und ist's nicht der Triumph staatlicher Gerechtigkeit, daß er den Schandlohn verkaufter kritischer Gunst, den ihm sein Opfer schuldet, zivilrechtlich eintreiben kann, während eine »Prostituierte«, die er etwa selbst um den bedungenen Lohn geprellt hat, aus dem Gerichtssaal gejagt würde? Die Heiligkeit des Familienlebens, die Reinheit des Ehebetts, die Uneigennützigkeit geschlechtlicher Wünsche — wahrlich, das sind die ethischen Güter, an deren Bestand kein Wucherer, kein Pferdedieb, kein Wechselfälscher je zu rütteln wagte! Daß nun ein Publizist, von dem ein dunkles Gerücht behauptet, daß er unbestechlich sei — wiewohl kein Mensch sich getraut, es ihm nachzuweisen —, daß gerade er an jenen sittlichen Idealen sich vergreift, ist ein zeitgeschichtliches Kuriosum, über das bereits die größten Dummköpfe nachzudenken beginnen. Wie? Er nimmt nicht einmal eine gutbezahlte Annonce, wenn ihr Gegenstand ihm nicht der Förderung wert scheint, und verherrlicht »kostenlos im redaktionellen Teile« Dinge, deren Nichtförderung sich die Menschheit den Schweiß von Jahrhunderten kosten ließ? Was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein Neutrum an, was über unsern Rindfleischhorizont hinausgeht, das pflegen wir als Sensationssucht zu bezeichnen. Spekuliert er nicht auf das Interesse, das der »stoffliche« Feingehalt immerhin seiner befremdenden Weltanschauung sichern könnte?

Wer so lange das Mißtrauen gegen Drucker-schwärze gepredigt hat, mag es sich schließlich als persönlichsten Erfolg anrechnen, daß auch seine Meinung als geschwärzt verdächtigt wird. Ein Jahr hindurch wurde ich mit der Frage belästigt, welches »Motiv« meinen Angriffen auf einen reichsdeutschen Schriftsteller zugrunde liege. In der Stadt der Verbindungen und Beziehungen wäre es unerhört, wenn einmal Erkenntnis und nicht Erkenntlichkeit urteilbildende Kraft bewährte. Der Angreifer ist hier entweder

undankbar oder rachsüchtig: entweder war er vor zehn Jahren vom Angegriffenen zur Jause geladen, oder er war nicht geladen. Nun gibt es ja gewiß Autoren, in deren Stil der Hinauswurf, das abgelehnte Theaterstück, das verweigerte Darlehen, der unterlassene Gruß zu unverkennbarem und individuell reizvollstem Ausdruck gelangen. Aber warum gerade mir der Verdacht, dem erprobten Spürer von Zusammenhängen? Die Wiener Frage: »Was haben Sie gegen den Mann?« prallt mit ihrer aufreizenden Dummfrechheit an einer publizistischen Lebensführung ab, die sich zu einem Angriff, der nicht das »Motiv« in sich selbst trägt, nie erniedrigen könnte. Auch nicht zu einem Angriff auf die Gesellschaftsordnung, den man als administrative Maßregel entlarvt. Und die Spekulation wäre auch allzu dürftig. Denn seht, das Publikum weist eine Schweinerei entrüstet zurück, wenn es deren erzieherische Absicht merkt. Aber habe ich denn nicht oft genug bewiesen, daß mir der Wunsch des Lesers eher Verbot als Befehl ist? Nicht offen bekannt, daß ich die Abhängigkeit vom Publikum als die schlimmste aller publizistischen Unfreiheiten empfinde, schlimmer als jene, zu der die Gunst zahlender Finanzinstitute verpflichtet? Ein anderes Recht, als eine Zeitschrift, die ihm mißfällt, nicht zu lesen, kann ich dem Leser nicht einräumen, und die Reklamationen, die er »portofrei« erheben kann, haben der Expedition, nicht der Redaktion zu gelten. Wenn eine Nummer, die den Beitrag einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Persönlichkeit, auf deren Hilfe ich stolz bin, bietet, von fünfhundert Lesern ignoriert wird, so sehe ich darin bloß eine abfällige Selbstkritik, und die schlimmste Erfahrung könnte mich dann nur zu dem Entschluß bringen, lieber auf die Leser als auf den Mitarbeiter zu verzichten. Ein allzuschlauer Geschäftsmann bin ich also doch nicht. Nur ein planvoller Verschwender. Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anhänger nicht durch einen

Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung der Leser darf nicht die Überraschung des Schriftstellers sein. Kann er sie nicht seiner Lebensansicht gewinnen, dann mag er lieber materiell an ihrer Entrüstung als geistig an seiner Willfähigkeit zugrunde gehen. Solche Gemeinschaft mit dem bauchrutschenden Gesinde, das täglich zweimal den Wünschen abonnierender Familienväter pariert, würde ihn tiefer erniedrigen, als der völlige Eintritt in die Skavlenlegion.

Erklären wir uns den moralischen Niedergang der ‚Fackel‘, wie wir wollen. Ihn zu betreiben, ist eine Lebensaufgabe, um deren willen es sich lohnt, diese Zeitschrift fortzusetzen. Das Bewußtsein, daß die verbitterte Talentlosigkeit mich als den Überwinder der Korruption feiert, hat mir oft den verzweifelten Gedanken eingegeben, daß man mit einem der im Preßlager erbeuteten Revolver Selbstmord verüben könnte. Mindestens eine Fackel verlöschen, deren Schein zwar die Spitzbuben fürchten, aber die Dummköpfe lieben. Und es darf nicht geschehen, daß der größere Feind triumphiere, wenn der kleinere erschlagen wird. Die Gefahren, die ich hier so oft an die Wand gemalt, sind mir darum nicht sympathischer, wenn ich nicht stündlich auf der Lauer liege, aus dem Zeitungspapier die Lumpen herauszufangen. Aber nie noch hat Zustimmung einen Kämpfer so entmutigt wie mich, den die ehrbare Unbegabung vom ersten Tage an als ihren Erlöser betrachtet hat. Hätte sie geschwiegen, hätte sie jenes Gefühl der Genugtuung, das ich auf dem Gewissen habe, im Herzen bewahrt oder in anonymen Briefen entladen, vielleicht wäre ich heute tatenfroher denn je. Aber ach, mein Beispiel hat Nachahmer gefunden. Das Kleinoktav der sittlichen Entrüstung ist endemisch geworden. Format, Farbe, Preis, Unregelmäßigkeit des Erscheinens, auch ein wenig Räuspörn und Spucken haben sie mir abgeguckt. Daß die sittliche Ent-

rüstung sich gerade durch unlautern Wettbewerb Bahn brechen mußte, war fatal genug. Aber der schöne Eifer jenes Ritters, der in jedem Herbst sein Streitroß von Trafik zu Trafik tummelt, die Auflagen der im Sommerschlaf gestorbenen ‚Fackel‘ erkundet und sich als Nachfolger empfiehlt, ist gewiß nicht strafbar. Einer der Herren mit ehrlichen Absichten glaubte wieder, daß es auf die Unregelmäßigkeit des Erscheinens ankomme, und übertrieb sie. Die ‚Fackel‘ hat wenigstens die Kontinuität der Zahl, wenn schon nicht der Zeit bewahrt. Mein Mitkämpfer bringt nicht nur den Kalender, sondern auch die Mathematik in Unordnung und läßt auf Nr. 2 gleich Nr. 27 folgen. »Wir sind als Konkurrenzblatt zur ‚Fackel‘ gedacht« — versichert er in einem Rundschreiben, in dem die Unterstützung der Banken erbeten wird, und unter den »Antworten des Herausgebers« verspricht er, demnächst auf die Zustände in einem harthörigen Finanzinstitut »zurückzukommen«. Seine Hefte aber, die er an geldverdächtige Adressen sendet, kommen früher zurück. Woher ich das weiß? Einzig unsere Postverwaltung ist von der Identität des neuen Korruptionsbekämpfers mit meiner Person überzeugt und überweist alle von Banken und Aktiengesellschaften abgelehnten roten Hefte an den Verlag der ‚Fackel‘. Die Schar dieser Kämpen, die der Korruption durch Lumperei beikommen wollen und für die das »heute rot, morgen tot« eigens erfunden scheint, ist unübersehbar. Unsympathischer sind jene unter meinen Anhängern, die die Übel dieser Welt ausschließlich mit der Waffe überzeugter Geistlosigkeit bekämpfen, meine Terminologie verhunzen und am Schlusse des Quartals es glücklich dahin gebracht haben, daß die Leser, zur Abonnementserneuerung aufgefordert, sich nach der in den abschreckendsten Farben geschilderten Korruption sehnen, weil sie bei ihr weniger Langweile zu finden hoffen. »Vorhang auf!« ruft der Herausgeber — »Anhang weg!« antworte ich mit

Nachdruck. Man kann die Schrecknisse einer Zeitschrift, die ohne Talent »für Recht und Wahrheit kämpft«, nicht beschreiben. Da wechselt die lederne Versicherung »Wir werden auch in Zukunft getreu unserem Programme jederzeit...« mit gefährlichen Drohungen ab, deren gewalttätige Humorlosigkeit den Leser mehr als den Betroffenen einschüchtert. Hier wird jemandem »die gebührende Züchtigung für seine Schandtats« in Aussicht gestellt, dort als die »einzige Hilfe gegen derartige Subjekte«: „An den Pranger mit ihnen!“ empfohlen. Natürlich »kennen wir einige Individuen, denen man derlei Schandtats zumuten kann«, und daß »solche Kerle denn doch einmal gezüchtigt werden müssen«, versteht sich fast auf jeder Seite von selbst. »Wir werden den saubern Herrn scharf im Auge behalten« und »Geduld, wir kaufen uns auch diesen Burschen« sind die mildesten Versprechen, die der unversöhnliche Antikorruptionist gibt. Er hatte sich die Reinigung der Theatersphäre vorbehalten, und man kann sagen, daß er es binnen kurzer Frist verstanden hat, einem die ekelhaftesten Agenten und Direktoren näher zu bringen. Seine Gegner bittet er, sich in ihren Polemiken eines besseren Deutsch zu bedienen, wenn dies auch, wie er hochmütig beifügt, vielen Bühnenleitern »schwer fallen soll«. Was? »Letzteres«. Gesinnung ist denn doch wichtiger als Grammatik. Also: »Ein reelles Geschäft wirkt für ihn, wie ein rotes Tuch für den Stier.« Natürlich ist es »uns ganz egal, was dieses Individuum von uns spricht«. Aber »nachdem eine Klage im Zuge ist«, ist es nicht erlaubt, mehr über das Individuum zu sagen. Im übrigen, »Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen«, »Gleich und Gleich gesellt sich gern« und was derlei Aperçus sonst sind, die wir dem Briefkastengeist dieses Antikorruptionisten verdanken. Sein Programm: »Die Unanständigkeit, von welcher Seite sie auch ausgehen mag, wird von uns bekämpft, freilich fragen wir auch nach den Ursachen.«

Sein bestes Versprechen: »die theatralischen Übelstände der Behörden zu geißeln«. Die originelle Wendung könnte einen beinahe mit den gräßlichen Worten »Übelstände« und »geißeln« versöhnen. Diese aus »Übelständen« und »Übergriffen« und nur wenigen gerechten, aber dafür geistlosen Menschen bestehende Welt des Antikorruptionismus ist wirklich ein Jammertal . . .

Ich möchte keinem der Spitzbuben, die ich je gekränkt, etwas abbitten, aber — »erschüttert steh' ich«, ich stehe tiefbetrußt vor dem Unheil, das ich in den Schwachköpfen des Landes angerichtet habe. So war es nicht gemeint! Die antikorruptionistische Fratze hat mir mein Gesicht verleidet, und ich weiß nicht, ob ich nicht heute, vor die Wahl gestellt, einen echten Übelstand einem unberufenen »Aufdecker« vorzöge. Soll ich ein Leben lang an der dicken Haut des Wiener Ehrgefühls meine Stichkraft erproben? Meine Siegestrophäen, so trösteten Freunde, seien die unterlassenen Gemeinheiten. Aber deren Statistik dürfte kaum herstellbar sein, und das Bewußtsein, meine mißratenen Mitbürger nur durch permanente Bedrohung an ihrer Ehre zu einer Unterlassung zu zwingen, zeigt mir mein Handwerk im Lichte einer ethisch geadelten Erpressung. Nicht Gewissensfurcht, sondern der rote Schrecken hält von der Begehung einer Schlechtigkeit ab. Verstummt der Mund, der sie periodisch ins Land schrie, so geht wieder das fröhliche Gaunertreiben los, der Griff in die Brieftasche des Nächsten, der allzulange heimlich nur geschah, vollzieht sich bei hellem Tage, und unter den Giftbäumen Börse und Presse halten gesättigte Matadore ihr Mittagsschläfchen. Gewiß, eine traurige Möglichkeit. Aber ich möchte sie dem häßlichen Undank der Wiener Öffentlichkeit, die mir hundertmal bewiesen hat, daß sie am Kampf bloß den Lärm, an der Enthüllung bloß den Skandal liebt und für den Aufwand ethischen Ernstes und stilistischer Kraft nicht

das geringste Verständnis hat, reuelos bieten. Ihrem sittlichen Bedürfnis mögen »Aufdecker« minderen Ranges, ihren Beschwerden das »Extrablatt«, genügen. Die Zeiten sind vorbei, wo mich die Kunde stolz machen konnte, daß liberale Väter ihren schwangeren Frauen den Anblick der roten Hefte entzogen und den schon gezeugten Kindern zuriefen: Hütet euch, je zu werden diesem gleich! Vorläufig labe ich mich an jenem Urquell, dem mir unsere Leiden in gefälliger Natürlichkeit zu entspringen scheinen, an der unerschöpflichen vaterländischen Dummheit. Ästhetischer Sinn hat vor der sittlichen Entrüstung Recht und Anteil an der Ergründung von »Übelständen«. Er blickt tiefer und gibt auch der flüchtigen Erscheinung die Perspektive auf Ewiges. Er verfolgt die Spuren menschlicher Torheit und kann, wenn ihn Witz und Furchtlosigkeit geleiten, größere Entdeckerfreuden erleben als die sittliche Entrüstung, der phantasielose »Informatoren« die fertigen Übelstände auf den Schreibtisch liefern. Er weist auf Misere, die bisher vor keuschen Ohren nicht genannt werden durften und die unerträglicher sind als selbst die Verletzung der Inkompatibilität von Kritikeramt und Autorenberuf. Er begreift den unerhörten Kontrast von Sitte und Sein, stellt sich auf die kultur-mordende Heuchelei unserer Sexualethik ein und schärft sich für die Reform des österreichischen Strafgesetzes, von der bisher nichts in die atemlos wartende, aber humorbedürftige Welt gedrungen ist, als daß sie eine Bestimmung gegen die »Erschleichung des Beischlafes« geschaffen habe . . . Krieg der Stupidität, die die Menschheit schwerer drückt als die Schlechtigkeit der einzelnen. Ich habe lange genug den Schlaf des braven Bürgers vor Gaunertücke behütet. Jetzt bitte ich alle, die des Schutzes wert sind, sie mögen der Talentlosigkeit ausweichen, wenn sie ihr Nachts begegnen. Alle, die am moralischen Niedergang der »Fackel« freund-

liches Interesse nehmen. Wir wollen ihn betreiben!
Auch wenn es keiner glaubte, wie viel moralische
Kraft solch ein Vorsatz wecken kann!



Ravenna.*)

Von Oskar Wilde.

In freier Nachdichtung von
Felix Dörmann.

Vor einem Jahr sog ich Italiens Hauch,
Doch, nordischer Frühling, du bist lieblich auch.
Das Feld von jungen Blumen goldig blinkt,
Im zarten Lärchenbaum die Drossel singt;
Saatkrähen, wilde Tauben flattern hin,
Am Himmel kleine Wolken eilig ziehn,
Das Veilchen senkt des Hauptes zarte Last,
Die Primel ist vor Liebesgram erblaßt,
Die Rosen sprießen auf am Kletterstamme,
Ein Mond, erfüllt von einer Feuerflamme:
Das Crocusbeet, das purpurrote Blüten
Im Kreise wie ein Ehering behüten;

*) Diese von Jugendflammen lodernde und dennoch formvollendete Dichtung erschien im Jahre 1878. Wilde war damals Abiturient des Magdalen College in Oxford. Es war das erstmal, daß Wilde in die Öffentlichkeit trat — als Gewinner des Newdigate Preises. Das Gedicht, das auch in England nahezu unbekannt blieb, erscheint hier zum erstenmal in deutscher Sprache, in einer vortrefflichen und wirklich kongenialen Nachdichtung. Tragische Vorahnung eigenen Erlebens spricht aus der Stelle, wo der edle Dichter, den später der Heuchlergeist seiner Nation so schändlich hingemordet hat, das Schicksal Byrons beklagt.

Ann. d. Herausgebers.

Und alle Blumen, die der Frühling kennt
Bei uns in England und sie zärtlich nennt:
Schneeglöckchen, die so rein zu atmen wissen,
Und ihr, besternte, glänzende Narzissen.
Die Mühle murrte, ins Blau die Lerche schwebt
Und reißt die Fäden, die der Frühlau webt,
Der Wasserkönig schießt den Fluß entlang,
Ein blauer Flammenpfeil, der kühn entsprang
Der Bogensehne, aus dem buschigen Wald
Des braunen Hänflings frohes Lied erschallt.
Vor einem Jahr sah ich, wie flog die Zeit,
Zuletzt des Südens stolze Herrlichkeit,
Wo Frucht und Blüte strahlend auferstehn
Zu unerhörtem Glanz, wo ich gesehn
Die märchenhaften Früchte leuchtend glühn
Wie goldene Lampen durch das dunkle Grün.
Vollfrühling wars, reich blühten schon die Reben,
Mit lässigen Schritten zog mein Rößlein eben
Die weiße Straße hin, die Hufe klangen,
Süß war die Luft und rein, ich war umfangen
Von Pinien, die die Straße stolz umsäumten
Und von Oliven, welche düster träumten.
Und ob Ravennas alter Größe sinnend,
Sah ich den Tag zur Dämmerung verrinnend,
Und dieser Himmel, blau wie ein Türkis,
Mir plötzlich seine Flammenwunden wies,
Bis er zu rotem Golde war verbrannt.

O Knabenleidenschaft, die ich empfand,
Als ferne noch, weit über Sumpf und Rohr,
Die heilige Stadt sich langsam hob empor
Mit ihrer Mauerkrone grau betürrt.
Auf meinem Roße bin ich hingestürzt
Im Wettlauf mit der Sonne, die da sank,
Und eh' die Nacht das Purpurlicht verschlang,
Das sich wie Rosen an den Zinnen fing,
Betrat ich noch Ravennas Mauerring.

II.

Wie seltsam still, kein Freudenlaut des Lebens
Durchdringt die Lüfte, und ich lausch vergebens,
Daß zur Schalmei ein Hirtenknabe greift
Und eine heitre Weise lachend pfeift.
Und niemals froher Kinderlärm durchschneit
Den stillen Tag, der lautlos weiterglitt.
O Traurigkeit, o Süßigkeit, o Schweigen!
Hier wird dem Herzen tiefste Ruh' zu eigen,
Hier lebt ein Herz von Not und Furcht befreit,
Hingleiten sieht es, stillen Bl'cks, die Zeit,
Verliebter Lenz wird zu des Winters Schnee
Und kein Gedanke weckt entschlafnes Weh;
Hier fließt der Lethe, hier erblüht das Kraut,
Dem das Geschick geheime Macht vertraut,
Und wer es je genossen, der vergaß,
Daß einstmals eine Heimat er besaß.

Proserpina, das Haupt von Mohn umwunden,
In Lotoswiesen hab' ich dich gefunden,
Ravenna, hütend mit erblaßten Zügen
Der Toten heilige Asche in den Krügen.
Ward unfruchtbar in kriegerischer Brut
Auch längst dein Schoß, so hüte trotzdem gut
Die edlen Toten, die dir anvertraut,
Sie rühmen deine Ehre treu und laut.
Du kinderlose Stadt halt gute Wacht,
Die Toten haben ihre Zaubermacht,
Es wecken Träume voll Erhabenheit
Die stillen Gräber einer großen Zeit.

III.

Ich seh die Säule aus der Ebne ragen,
Wo Frankreichs kühnster Ritter ward erschlagen.
Gaston de Foix, du aller Ritterschaft
Erhabner Fürst, welch Stern hat dich entrafft,
Du Gott des Kriegs, welch unheilvolles Ziel,
An dem ein wilder Löwe kämpfend fiel!

Aus deines Lebens Lenz und Liebesfeier
Herausgerissen jäh, liegst du vom Schleier
Des blauen Himmels freundlich überdacht,
Zu Häupten dir des Schilfrohrs Lanzenwacht,
Die traurig schwankt, und Oleanderblüten
Von tieferem Rot, als jene Ströme glühten,
Die purpurn einst aus de'nen Wunden schossen,
Bis dir der Tod das junge Aug' geschlossen.

Jetzt weiter nordwärts nach dem Grabmal schau
Dem halb zerstörten. Im gewaltigen Bau,
Errichtet von der Tochter Hand, dort liegt
Im ewigen Dunkel, einsam hingeschmiegt
Nach all den Kämpfen, schwer und schauerlich,
Der große Gotenfürst Theoderich.
In Trümmer fällt sein trotzig Grab, gefeit
Hat nichts sein Bollwerk gegen Sturm und Zeit.
Es bleibt der Tod der stärkste Herr von allen,
In Asche müssen Narr und König fallen.

Groß ist zwar euer Ruhm und doch für mich,
Gaston de Foix und du, Theoderich,
Selbst du, o große Königin — wie klein
Erscheint Ihr alle mir vor diesem Schrein,
Wo Dante nach des Lebens Qual und Leid
Hinüberschlummert in die Ewigkeit.
Im goldnen Schrein, der allen Lüften offen,
Ruht er, von Künstlerhand getreu getroffen.
Die feierliche Stirne frei von Sorgen
Und kühl und ruhig wie der frühe Morgen.
Die Augen, einst in Leidenschaft gewitternd,
In heißem Haß und heißer Liebe zitternd,
Und diese Lippen, festgefügte Spangen,
Die uns die Hölle und den Himmel sangen!
Und dieses Antlitz, wie es Giotto malte,
Das mandelschmale, leidenüberstrahlte.
An dieser Stätte ward dir Ruh geschenkt,
Fern jener Stadt, wo sich der Arno drängt

Mit zauberischem Rauschen gelber Wogen
Durch breiter Brücken stolzgewölbte Bogen,
Wo Giotto's Campanile sich erhebt
Und liliengleich zum Saphirhimmel strebt.
Du, der des Lebens Not und Sorge kannte
Und der Verbannung schwere Kette, Dante,
Die allzu steilen Stufen fremder Stiegen,
Das kleine Elend, dem sie unterliegen
Die besseren Naturen, und empfinden
Als bittres Unrecht dies »im Staub sich winden«,
Die düstre Welt, sie huldigt dir und dankt
Dir für dein Lied. Und sie sogar, umrankt
Vom Rebenlaub, die herbe Königsmaid,
Toskana, die dir einst ein Dorngeschmeid
Auf deine Stirne grausam hat gesetzt,
Mit Lorbeer schmückt dein leeres Grab sie jetzt,
Erfleht umsonst in allzu spätem Lieben
Des Sohnes Asche, den sie einst vertrieben.

O Mächtigster von Allen, die der Bann
Jemals getroffen, längst dein Leid verrann,
Zu Beatricen ward dein Geist beschieden,
Ravenna wahrt die Asche — schlaf in Frieden !

IV.

Verödet der Palast, grau und verfallen,
Kein Sänger weckt ein Echo in den Hallen,
Die Ketten an der Tür von Rost zerfielen
Und giftiges Unkraut sprengt die Marmordielen.
Verwittert blinkt im hellen Sonnenschein
Der Löwenhäupter altersgrauer Stein,
Lazerten huschen durch die offenen Rachen
Geschmeidigen Laufs, und Schlangen lauend wachen.
Ein andrer Mark Anton, hat hier versäumt
Zwei Jahre Byron. Liebend und verträumt
Gab er die Welt, ein neues Actium, hin.
Doch nicht verwelken konnt sein Königssinn,
Er konnte seine Leier nicht zerschlagen,
Nicht weniger kühn die Kriegerlanze tragen.

Vergebne Müh, wenn auch ein Königsweib
Die Netze spann und liebend flehte: bleib.
Aus Griechenland rief ihn ein Hilfeschrei,
Der Freiheit Kämpfer, eilt auch er herbei —
Und läßt Ravenna. Zu dem wilden Streiten
Sah keinen Edleren man jemals reiten.
Kein Sparter lag jemals auf seinem Schilde,
Der tapfrer war als er im Blutgefilde.
• O Hellas, denk in allen großen Stunden
Des Mannes, der den Tod für dich gefunden
Der sprengend deiner Glieder Sklavenring
Zur ewigen Ruhe allzu zeitig ging.
O Salamis, o Ebne von Platae
Voll Einsamkeit und du Thermopilae,
Ihr windbestrichnen Höhen, still und leer,
Du wildes, tosendes euböisches Meer,
Nicht nur mit Worten hat euch der geliebt,
Der Schwert und Leier willig für euch gibt.

Wie Aeschylos bei Marathon, zum Eisen
Hast du gelangt. O mög dich England preisen
Du kriegerischer Sänger, bester Sohn,
Nicht länger treffe dich der Bosheit Hohn,
Als Sänger und als Kämpfer ohne gleichen.
Nicht länger soll wie eine Schlange schleichen
Verleumdung sich um dein erhabnes Bild,
Begeifernd deines Ruhmes stolzen Schild.
Was der Olivenzweig beim Wettlauf war
Mit dem der Sieger leuchtend schmückt sein Haar,
Das rote Kreuz, des Kriegers letzter Hort,
Ein Leuchtturmfeuer führend in den Port
Aus sturmbewegter See, der Weg zum Strand —
War dir die Freiheit, war dir Griechenland.

O Byron, deines Ruhmes Kronen bleiben
Für immer frisch und grün und Rosen treiben
Auf Sapphos Mitylene, rote Rosen,
Mit weichen Blättern dir das Haupt zu kosen.

Und wo Kastalias Quelle einsam fließt,
Auf grünen Lichtungen die Myrthe sprießt,
Der Lorbeer wartet dein — zusammenfinden
Will alles sich, dir einen Kranz zu winden.

V.

Die Pinien im Abendwind sich bogen
Mit dumpfem Murren wie empörte Wogen.
Die schwanken Stämme waren eingehüllt
In Ambralicht. Die Seele ganz erfüllt
Von bebendem Entzücken, wild und weit,
Zog ich dahin durch Waldeseinsamkeit.
Ein aufgescheuchter Vogel flatternd flog
Mit scheuem Flügelschlag, und wie er zog,
Streift er die weißen Blüten, und ein Regen
Sinkt weich herab. Zu meinen Füßen legen
Sich der Narzissen blasse Silberkronen,
Auf jedem Aste kleine Sänger wohnen.
O Wald, mit deinem Weben, rausch nur fort,
Du bist der Freiheit letzter Zufluchtsort,
Wo für Minuten doch der Mensch vergißt,
Wie müde er der Welt des Kampfes ist.

Aufs neu erwacht gesunkner Lebensmut
Und heißer rollt und fröhlicher das Blut,
Die wir erschlagen wähten lange schon,
Die Götter sind jetzt in den Wald geflohn.
Ich lauschte lang, ob er sich wagt hervor,
Der ziegenfüßige Pan, der oft im Rohr
Sein frohes Liebeslied piff zur Schalmei.
Stürzt keine Nymphe angsterfüllt herbei,
Mit wildem Kreischen aus dem dichten Wald,
Weil sie erblickt die bräunliche Gestalt,
Die weichbehaarte und den Waldesgott,
Mit seinem Schalksgesicht voll heiterm Spott?
Diana jagt, ein königliches Weib,
Stolz ist und fürchterlich ihr Blick, der Leib

So mädchenhaft und süß. Vor ihr die Meute
Der Eberhunde, lechzend nach der Beute.
Und in dem Fluß, der reich vorüberquillt,
Sieht Hylas seiner Schönheit Spiegelbild.

O müßig Herz, o holder Griechentraum,
Der mich erfüllt. Schon lange durch den Raum
Die Abendglocken melancholisch schwellen
Und Klostermahnungen ins Ohr mir gellen.
Von liebestrunken Blüten ganz umgeben
Durfst ich so süßer Stunden Glück erleben,
Hinströmend übers Herz mir wie ein Meer,
Weglöschend alles, was da schwarz und schwer.
Wie nie vernommen, waren fortgeweht
Die Namen Golgatha und Nazareth.

VI:

Vereinsamtes Ravenna! Großes sagen
Von dir die Bücher aus den alten Tagen.
Zweitausend Jahre sind hinab geglitten,
Seitdem zum königlichen Sieg geritten
Der große Cäsar einst aus deinem Tor.
Wie stolz und mächtig glänztest du empor,
Als von Britanniens Inseln zu den Wogen
Des fernen, blauen Euphratstromes zogen
Die hagnern Römeradler. Dir gewähren,
Der stolzen Stadt, die Völker Königsehren,
Bis eines Tags die plündernden Barbaren,
Die Goten, Hunnen dein Verderben waren.
Des Diadems beraubt, vom Meer verlassen,
Birgst du das Elend jetzt in stillen Gassen.
Schon lang nicht mehr auf leicht geschwellter Flut
Ein Fichtenwald von Gallionen ruht;
Denn wo der Schiffe ehrne Schnäbel klirrten
Auf schwanker Flut, dort ziehen jetzt die Hirten
Mit müdem Schritt und pfeifen ihre leisen,
Unendlich trauervollen Liederweisen.
Und weiße Schafe grasen dort und da,
Wo einst die blaue Flut der Adria.

Trostlose, traurig schöne Königin
In lieblicher Zerstörung stirbst du hin,
Von allen Schwestern du allein. Gezogen
Ist endlich doch durch Romas stolze Bogen
Italiens erster König, siegreich hat
Er seine Krone in die ew'ge Stadt,
In ihre hohen Tempel hingetragen,
Am Palatin von neuem aufgeschlagen
Den alten Königsthron, an dessen Stufen
Die sieben Hügel seinen Namen rufen.
Neapel spottet des Tyrannen, lebt
Nach langem Schmerzenstraum, Venedig hebt
Mit neuer Kraft sich, und das hohe Lied
Von Freiheit, Liebe, Licht und Wahrheit zieht
In Genua, der stolzen, siegreich ein.
Und wo die Marmortürme Mailands ragen,
Die Lüfte schneidend, wird es hingetragen.
Vom Alpenwall bis zu Siziliens Borden
Ist Dantes Traum zur Wirklichkeit geworden.

Doch du, Ravenna, heißgeliebt vor allen?
In Trümmer seh' ich die Paläste fallen,
Und deine Schönheit ist ein Leichenlinnen
Und deine Größe liegt entseelt darinnen.
Wie einer trüben Kerze Flackerschein
Schleppt sich dein Name in den Tag hinein,
Der strahlend für Italien erstand.
Die Nacht der dunklen Unterdrückung schwand,
In Glanz und Leidenschaft hat es getagt,
Die Hunde Österreichs, sie sind verjagt
Und ruhen grollend hinter ihren Wällen.
Die eisgekrönten Alpenzadellen
Von West nach Ost, von Meer zu Meere frei,
Bewachen jetzt die grüne Lombardei.
Ich weiß es wohl, den Tod bei Lissa fand
Manch' deiner Söhne, auch im Alpenland
Bei Aspromonte, in Novarras Schlacht.
Du hast die Opfer nicht umsonst gebracht.

Und doch, scheint mir, du schlürftest ihn nicht ein
Der Freiheit frischgepreßten Götterwein.
Dich hat er nicht, der ewige Stern, beraten,
Der Völker fortreibt zu des Krieges Taten.
Des Lebens müde, lockt dich Schlaf allein,
Du gräbst dich in den Schatten tiefer ein,
Verachtend der beschwingten Stunden Eilen,
Willst bei verblichenem Glanz du träumend weilen.
Der Freiheit Sonne blickt dir ins Gesicht,
Es ist umsonst, dein Arm ergreift sie nicht,
Die Fackel, die beim Wettlauf dir geboten;
Du liebst den Schatten und die großen Toten.

O wach nicht auf, laß deinen Schlummer hüten
Von bernsteingelben Asphodelosblüten,
Von deinen Wiesen, lilienüberspannt.
Bleib' wie du bist, vereinsamt und gebannt.
Du lächelst über alle Erdengröße.
Armseliger Lebenssorgen dürftige Blöße,
Wer würde wagen, sie dir vorzuweisen
Vor deinen Trümmern, oder gar zu preisen
Den Kampf, den königlicher Ehrgeiz führt,
Von unfruchtbarem Völkerstolz geschürt!
Der Herr der Adria, der sturmbewegten,
Er hat dich »Braut« genannt, zu Füßen legten
Zwei Riesenreiche dir die Königskronen
Und preisgegeben waren dir Nationen,
Als Raub und deiner stolzen Laune Beute.
Du hast geherrscht als Königin — und heute?
Die Tore stehen offen Tag und Nacht,
Nur grünes Gras auf grauen Türmen wacht.
Des Feigenbaums gespensterhaftes Walten
Hat Wälle und Bastionen längst gespalten.
Wo deiner ehrnen Söldner Rastplatz war,
Dort haust der Eulen mitternächt'ge Schar.
Gestürzt, gestürzt von deinem hohen Stand,
Im Netz verstrickt, vom Schicksal dir gespannt.

Ravenna, nichts hast du davon getragen,
Aus deines Glanzes längst verwehten Tagen,
Als einen Schild verbeult, erblindet, matt —
Und deines Ruhmes welkes Lorbeerblatt.

Doch wer bestimmt es, was die Zukunft bringt?
Wer, ob im Morgenraun der Vogel singt?
In Nacht voll Angst und Krieg, wer kann genießen
Vom ruhigen Turm der Zeiten Nahn und Fließen?
Selbst du erwachst vielleicht und ringst dich los,
Sowie zum Purpurglanz aus Grabesschoß,
Aus Nacht und Schnee die Rose aufersteht,
Wie reifes Korn, das rot und golden weht
Vom braunen Grund, der heut noch steif gefroren;
Und nach dem Sturm wird oft ein Stern geboren.

O heißgeliebte Stadt, weit komm ich her,
Um meine Heimatinsel spült das Meer;
Ich sah aus der Campagna ödem Schweigen
Geheimnisvoll und düster langsam steigen
Des Domes Kuppel über Himmels Rand,
Umkleidet von des Morgens Purpurbrand.
Und in der Veilchenstadt hab ich gesehn
Die Sonne von Korinthus untergehn,
Und von den Hügeln, von den sternenhellen,
Des blühenden Arkadien, hört ich schwellen
Ans Ohr mir das »unendliche Gelächter«
Und den Gesang der frohen Meerestöchter.
Doch wie die Taube zu des Nestes Ruh,
Fliegt meines Herzens Liebe Dir stets zu.

O Stadt des Dichters! Einer, der gesehn
Kaum zwanzigmal den grünen Sommer gehn,
Des Herbstes farbenfrohes Kleid zu tragen,
Wie könnte der die tolle Kühnheit wagen,
Die Leier wecken für ein lautes Lied
In dem dein alter Ruhm vorüberzieht!
Es klingt so arm und schwach die Hirtenflöte,
Wenn wilder Tubaschrei das Rechte böte.

Erschütternd müßt es sich zum Himmel heben
Und wie ein Flammenhauch vorüberschweben;
Ein Wahnsinn wär, ich weiß es, mein Beginnen —
Und doch und doch, ich fühlt es niemals rinnen
So edel und so feurig mir durchs Blut,
Niemals hab ich gefühlt so süße Glut,
Wie damals, als des Rosses Hufe schlugen
Dumfdröhnend durch das Schweigen und mich trugen
In die geliebte Stadt zum erstenmal,
Nach langen Tagen müder Arbeitsqual.

VII.

Ravenna, lebewohl! Ein Jahr entschwand
Seitdem ich einsam an den Sümpfen stand,
Wo die Kapelle ragt, seit ich gesehn
In Purpurglut die Sonne niedergehn.
Der Himmel war ein Schild, mit Blut befleckt,
Auf dem im Todeskampfe hingestreckt
Die Sonne lag. Des Westens Wolkencharen,
Sie fügten sich zu einem wunderbaren,
Zu einem Königskleid voll düst'rer Pracht,
Bestimmt für eines großen Gottes Macht,
Indes der Herr des Lichts die Goldgaleere
Versinken ließ im Purpuräthermeere.

Und in der süßen Ruhe dieser Nacht
Ist die Erinnerung an dich erwacht,
Und schwellend steigt es, wie ein Meer, empor,
Und all die heiße Liebe bricht hervor.
Der Liebe und des Frühlings zartes Grün
Wird abgelöst vom stolzen Sommerblüh'n
Auf Wiesen und auf Bäumen; bald, gar bald
Erbliht's im Grase bunt und mannigfalt.
Und Lilien steigen aus dem dunklen Boden,
Bis sie der Knaben Hände spielend roden.
Und dann besiegt für eine lange Zeit
Der reiche Herbst des Sommers Üppigkeit.

Und was er schlaue dem Jahre konnt' entzieh'n,
An alle Bäume gibt ers wuchernd hin,
Sein aufgehäuftes Gold, und sieht erregt,
Wie der Verschwender Wind es ihm verlegt.
Kalt naht und rauh der düstere Winter dann,
Bis endlich in sich selbst das Jahr verrann.
So schreiten wir aus unserer Frühlingszeit
Hinüber in des Sommers Mannbarkeit,
Und schließlich fallen wir in Sorg' und Not
Und manches böse Schneeloch uns bedroht.
Nur Liebe kennt kein Wintern und kein Sterben
Und fürchtet nicht im Sturme zu verderben.
Ravenna, niemals, niemals wird entschwinden
Für dich der Seele liebendes Empfinden,
Wenn auch die Lippe un gelenk und leise
Nur schwache Laute stammelt dir zum Preise.

Lebwohl, lebwohl, schweigsamer Abendstern,
Der Nacht Gesandter, leuchtest hin so fern,
Heimlenkst du Hirt und Herde von den Weiden.
Vielleicht, noch ehe sie die Garben schneiden,
Der goldnen Aehren windbewegte Welt,
Eh' noch das erste Blatt vom Baume fällt,
Erblick ich dich — und mit der Demut Neigen
Bring' ich die Lorbeerkrone, die mein Eigen.
Lebwohl, lebwohl, der Mond, der Mitternacht
Mit seinem Silberlicht zum Tage macht,
Gewiß auch um die heil'gen Stätten schwebt,
Wo Dante schläft und Byron hat gelebt.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Deutscher. Den Deutschen in Österreich — ich meine die mit der »Lage« — kann man alles nachsagen, nur nicht, daß sie deutsch können. Nun verlangt man ja von Niemandem, und am allerwenigsten von einem bledern deutschen Mann, daß er den Tücken seiner Sprache gewachsen ist. Solch Verlangen ist aber gewiß dort nicht unbillig, wo der Deutsche sein Deutschtum selbst im Munde führt. Aufrufe zum Beispiel, die von deutscher Gesinnung überquellen, dürfen der deutschen Sprache keine Schande antun. Da wurde jetzt, um der Not der Zeit endgiltig

abzuhelfen, ein Verein »Heimat« gegründet, der der »Hebung historischer und kulturhistorischer Ziele in Deutschösterreich« dienen soll. Er wurde gegründet trotz der besseren Erkenntnis: »Wie die Pilze schießen heute bereits Vereine und Gesellschaften über Nacht empor und erregt diese Gründerwut in der Tat bei den oft nichtssagenden Zwecken berechtigtes Bedenken«. »Und erregt« war ja zu erwarten; aber man kann immer noch eher Ziele heben als bei Zwecken Bedenken erregen. Warum wurde der Verein trotzdem gegründet? Weil die Deutschösterreicher alljährlich zu Tausenden Rothenburg ob der Tauber besuchen und »nicht ohne Neid auf die prachtvolle glänzende Durchführung der Erinnerung an die Belagerung der Stadt durch die Schweden blicken«. Die »Durchführung der Erinnerung an die Belagerung« ist ja gewiß prachtvoll, nur weiß man nicht, ob man den Schweden die Durchführung oder die Belagerung zu danken hat. Jedenfalls bloß die Belagerung, denn es heißt später ausdrücklich noch einmal: »Groß und Klein ist in den Trachten der Zeit früh Morgens bereits auf den Beinen und mit großartigem Erfolg wird das Ganze durchgeführt.« Und »was in Deutschland möglich, sollte bei uns in Österreich in deutschen Landen nicht durchführbar sein?« Bekanntlich nicht immer. Aber dem Verein »Heimat« wird's diesmal gelingen. »Bereits wurde heuer im Frühjahr in Wien durch die Veranstaltung des Veilchenfestes ein schwacher Versuch gemacht, der einen vollen Erfolg in Bezug auf die Teilnahme und den Besuch hatte«. Und so fort in bestem Comptoirdeutsch. Dabei will der Verein »auf deutscher Grundlage durch Wort und Schrift« seine Ziele fördern. »Wir wünschen, daß unsere Hoffnung nicht fehlschlägt und unsere Bestrebung zur ethischen und wirtschaftlichen Hebung der Deutschen in Österreich beitragen wird«. Ob auch zur grammatikalischen? Vorläufig verspricht der Verein, daß »bereits demnächst Ortsausschüsse sich bilden werden«. Das kann nicht schaden. Denn die deutschen Abgeordneten, Schriftsteller, Lehrer, Archivare und Beamten, die den Aufruf in die Welt schickten, glauben gewiß, daß sie es nicht mehr nötig haben.

Historiker. In der auswärtigen Politik hat's in diesem Sommer schon vor dem Friedensschluß Ereignisse gegeben, die Herrn Frischauer außer Atem brachten. Witte in Paris. Die »Neue Freie Presse« ließ sich depeeschieren: »Madame Witte trug ein graues Tuchkleid und einen einfachen, schmucklosen Hut.« Ihr Enkelkind wird von der Amme auf dem Arm gehalten. »Die Kleine blickt mit ihren hellen blauen Augen herzig in die Welt. Die junge Mutter und die Großmutter nahmen die Amme in die Mitte und verließen mit ihr den Bahnhof. Eine Dienerin trug einen Korb mit den notwendigen Effekten der Kleinen nach.« Ferner: »Es dauerte geraume Weile, bevor Frau Witte und ihre Tochter Wagen fanden. Frau Witte stieg mit der Amme und einem Stubenmädchen in einen der berühmten Pariser Einspänner.« Ihre Tochter fuhr mit einem andern Einspänner.

Wahnsinnig gewordener Diplomat. »Bevor aber König Oskar das Ersuchen des norwegischen Storting bewilligt, einen Prinzen seines

Hauses zu delegieren, müßte der schwedische Reichstag die Bedingung erfüllen, die der König gestellt hat: daß auch dieser Reichstag den Wunsch ausspricht, der König möge der Kandidatur eines Prinzen aus dem Hause zustimmen.

Reiner Tor. In dem stenographischen Protokoll der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 8. Juli d. J. ist die in einer Interpellation von Schönerer und Genossen wörtlich wiedergegebene Anklageschrift gegen Wilhelm Philipp Hauck auf Seite 31.209 ff. abgedruckt. Es heißt dort: »Da es aber wohl selbstverständlich ist, daß der für die Tendenz seines Blattes verantwortliche Redakteur vor allem die Haupttribrik selbst redigiert, so ist auch mit vollem Grunde anzunehmen, daß . . .« Ferner: »Wenn es somit schon im allgemeinen ausgeschlossen ist, daß die Redaktion eines so kleinen Blattes ihren verantwortlichen Schriftleiter (und wäre das ein noch so unbedeutender Mensch) ignorieren und über seinen Kopf hinweg Brandartikel in die Welt senden könnte . . .« Ja, was sich nur so ein Wiener Staatsanwalt unter einem verantwortlichem Redakteur vorstellen mag! Ich glaube nicht, daß alle Redaktionsdiener, die sich durch die Übernahme des Postens eines verantwortlichen Redakteurs, einen kleinen Lohnzuschuß verschaffen, die Haupttribrik redigieren. Wenn sie aber gerade den Boden reiben, so ist es immerhin möglich, daß über ihren Kopf hinweg Brandartikel in die Welt gesendet werden.

Strenge Masseuse. Ich habe schon einmal ausgeführt, daß der peinliche Eindruck Ihrer Annoncen nicht in der Sache selbst, sondern in dem publizistischen Mittel begründet ist, dessen Sie sich zur Förderung einer guten Sache bedienen. Die Verbindung mit der ‚Neuen Freien Presse‘ ist das Anrühige. Ich unterschätze nicht den Wert der strengen Massage, und ein Mädchen, das diesen Beruf erwählt hat, dient offenbar einem dringenderen Bedürfnisse weiter Kreise des Publikums als etwa ein öder Leitartikler oder ein blödsinniger Sonntagshumorist. Sie und Ihre Kolleginnen sollten nicht im Nachtrabe dieser Gesellschaft erscheinen! Und glauben Sie denn, daß die redaktionelle Duldung Ihrer Annoncen wirklicher Erkenntnis Ihrer Vorzüge entspricht? Wollen Sie denn von einem Blatt, das sich bei jeder Gelegenheit — im Gerichtssaal über die Perversität eines Angeklagten und im Feuilletonteil über die Perversität eines Dichters — sittlich echauffiert, Verständnis für Ihre Bestrebungen verlangen? Nein, die Leute haben es nur auf Ihr Geld abgesehen! Hätte die ‚Neue Freie Presse‘ (die in diesem Sommer zum erstenmal das Wort »Syphilis« ausgesprochen hat, ohne daß ihre Leser angesteckt wurden) einige Sympathie für das, was Sie wollen, sie zwänge Sie nicht zu dieser unwürdigen Jagd nach Pseudonymen. Denn wenn die »Wanda Massochin« vom Juli im August »Madame Sachomassoch« und im September »Wanda Sachomas« heißt -- wer soll sich da noch auskennen?

Arzt. Minister Hartel ist nicht mehr, aber eine seiner letzten ministeriellen Lebensäußerungen ist der Überlieferung wert. Sie schrieben damals: »Herr v. Hartel hat unter dem Vorwande einer Interpellations-

Beantwortung eine Reklamerede für die Privatpraxis der Professoren und namentlich der Dozenten gehalten. Da er sie nicht bezahlen kann, da seine Vorgänger so viele (wie er zugeben muß, ohne genügendes Verdienst) ernannt haben. Also wenigstens genügenden Verdienst! Hartel hat aber daneben die praktischen Ärzte heruntergesetzt: die Dozenten seien von vornherein als tüchtiger anzusehen. Diese Wertung ist unrichtig: nicht die für theoretische Arbeiten verliehene Dozentur, sondern nur die umfangreiche praktische Ausbildung im Spital, eventuell die verantwortliche Stellung als Assistent macht — abgesehen von den menschlichen Eigenschaften — den tüchtigen Arzt. Theoretische Laboratoriumsarbeit zieht oft nur vom Krankenbett, von der klinischen Arbeit ab. Wissenschaftliche Fähigkeit hat mit klinisch-praktischem Talent nichts zu tun. Der Dozent ist natürlich auch Spezialist; nur zu oft aber überschreitet er das Gebiet seiner Kenntnisse und ist — als Dozent für Kinder- oder Frauenkrankheiten — Hausarzt oder mischt sich in andere Fächer hinein. Nicht zu vergessen die Dozenten und Professoren für rein theoretische Fächer (z. B. Geschichte der Medizin, experimentelle Pathologie), die ohne jede praktische Ausbildung Praxis ausüben unter dem gefälschten Titel. Wie leicht auch unfähigen Protegés und Professoren-Söhnen und -Neffen die Erlangung der Dozentur ist, hat die ‚Fackel‘ schon öfters dargetan.

Leser. Ein kleiner Ausschnitt aus der Welt des Journalismus. ‚Extrablatt‘, 8. Oktober: »Am 22. v. M. hat sich in dem Stammschlosse des Earl of Strathmore, Glamis Castle, ein ernster feierlicher Akt vollzogen, der nicht nur für die engere Familie von Bedeutung ist, sondern insofern auch für die allgemeine Öffentlichkeit Interesse hat, da es sich um ein mysteriöses Familiengeheimnis handelt.«

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Jene Herren Buchhändler und Abonnenten, die sich in den letzten Monaten des Erscheinens der ‚Fackel‘ über die auffallende Nichterledigung ihrer Wünsche und die Nichtachtung ihrer oft und oft wiederholten Urgenzen zu beklagen hatten, werden nachträglich um Entschuldigung gebeten. Die Gewissenlosigkeit und Unfähigkeit eines inzwischen entlassenen stellvertretenden Beamten, der — ohne gewinnsüchtige Absicht, ohne irgend einen erdenklichen Grund — fast alle Abonnementsaufträge trotz gebuchter Zahlung unausgeführt ließ, hat die Administration der ‚Fackel‘ in einen Zustand beispielloser Verwahrlosung gebracht, der erst bei nachträglicher Revision entdeckt wurde, die Verspätung des Wiedererscheinens der Zeitschrift verschuldet hat und längere Zeit noch den ordentlichen Gang der Versendung hemmen wird. Dafür sei im Voraus Nachsicht erbeten. Soweit sich der angerichtete Schaden feststellen ließ, soweit aus den hinterlassenen Papieren jenes Angestellten der ‚Fackel‘, der in ihrer Administration wie in Feindesland gehaust hat, die Wünsche der Besteller erraten werden konnten, sind sie unverzüglich erfüllt worden. Weitere Reklamationen — der Nummern oder der Rückzahlung, falls die Zusendung des Blattes jetzt nicht mehr gewünscht wird — wolle man an den Verlag der ‚Fackel‘ gelangen lassen.

DIE FACKEL

Nr. 186

WIEN, 26. OKTOBER 1905

VII. JAHR

Im Wiener Preßlager herrscht mehr Freude über einen reuigen Gerechten, als über neunundneunzig Sünder. Man glaubt — so melden Staffetten — aus meinen »Bekennnissen« die Hoffnung auf eine nunmehr anbrechende Schonzeit ableiten zu dürfen. Man glaubt, die ‚Fackel‘ habe ein »neues Programm« entwickelt. Ich wußte nicht, daß die Wiener Journalisten Analphabeten sind. Da ich bisher immer nur annahm, daß sie nicht schreiben können, überrascht es mich, zu erfahren, daß sie auch des Lesens unkundig sind. Ich habe, heißt es, die Flinte ins Korn geworfen. Daß ich dann die Kornwucherer erschlage, statt sie zu erschießen, verstehen ihre journalistischen Anwälte nicht. Sie lassen das Motiv der Stimmung des Schreibers und die Selbstherrlichkeit seiner Anschauung nicht gelten: sie, die gewohnt sind, die Anschauung ihres Chefredakteurs aus der Stimmung ihres Administrators vor dem Publikum zu entwickeln. Aber sie sollten gegen einen Schriftsteller, der den Mut hat, seine Mutlosigkeit so offen zu bekennen, doch mißtrauischer sein. Ich habe, wie so oft schon, gestanden, daß mir Mitkämpfer einen Kampf verleiden können. Ich habe den Freund verraten. Den Feind gebe ich darum so bald nicht preis. Aus der Besorgnis, daß Gesinnung ohne Talent der feindlichen Sache nützen, daß die Gottverlassenheit meines antikorrupzionistischen Anhangs die Preise der Korruption in die Höhe treiben könnte, ist auf meine künftige »Haltung« kein für die Wiener Presse erfreulicher

Schluß zu ziehen. Ich habe die Dummköpfe für hassenswerter als die Spitzbuben erklärt. Und wenn ich die Spitzbuben fortan aus dem Spiele ließe — wieso bliebe dann die Wiener Presse aus dem Spiel? Warum frohlockt sie?



Bemerkungen zur Krise in Ungarn*).

Von Franz Herzeg (Budapest).

Die chronische Notlüge des Dualismus ist ja schon lange angefault. Als die beiden Staaten sich vor acht- unddreißig Jahren abzufinden und einzurichten hatten, da suchte man in Wien über den Paragraphenköpfen des Ausgleiches hinweg den Schein der Gesamtmonarchie zu retten, in Ungarn aber bemühte man sich den unabhängigen Nationalstaat einzurichten. Die Gesamtmonarchie fiel noch ziemlich imposant, aber bröckelig aus; der Nationalstaat war rudimentär, aber entwicklungsfähig. Wo die beiden Gefüge in Reibung kamen, da umwickelte man die Kanten mit der dehnbaren, weichen und verlogenen Phraseologie des Dualismus. In dieser Phraseologie hat jedes Wort seine doppelte Bedeutung, eine für österreichische und eine für ungarische Bedürfnisse. Wenn Wiener Exzellenzen nach Budapest kamen, da beantworteten sie die Inter-

*) Der bedeutende ungarische Schriftsteller hatte die Freundlichkeit, diesen Artikel für die ‚Fackel‘ zu schreiben. Die deutschen Kenner und Verehrer seines Namens wird es freuen zu erfahren, daß er keine schwere Verletzung erlitten hat in dem Zweikampf, den er mit einem Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei — zufälligerweise an demselben Tage, an dem er mir das Manuskript übersandte — auszufechten hatte.

Anm. d. Herausgeb.

pretationen ungarischer Staatsrechtler mit nachsichtigem Schweigen, wenn aber unsere Minister nach Wien gingen, dann heulten sie mit den österreichischen Wölfen und knirschten nur in den Kunstpausen mit den Zähnen. Es lag in der Natur der Sache, daß man in Ungarn, wo man auf die Zukunft größere Hoffnungen setzen konnte, diesen Hoffnungen zu liebe auch fröhlicher und mehr log.

Der jeweiligen ungarischen Regierungspartei fiel die oft recht peinliche Aufgabe zu, die dynastische Interpretation des Ausgleiches mit dem Leibe zu decken. Sie bediente sich dabei des cynischen Kniffes, alle nationalen Forderungen, selbst die gerechtesten, sobald sie nur in Wien unerfüllbar schienen, *contre coeur* niederzustimmen. Die Majorität sagte zu allem, was ihr unerreichbar schien, sie wolle es nicht haben, und rettete dadurch die Fiktion des souveränen ungarischen Parlaments. In der liberalen Aera nahm das Verhältnis zwischen Krone und Partei die Form eines soliden Pachtverhältnisses an. Die Partei zahlte pünktlich ihren Tribut an Gold und Blut, hielt sich von den sakrosankten Gehegen der äußeren Politik in ehrfürchtiger Entfernung und durfte dafür im Innern frei schalten. Nach Außen hin diente sie der Gesamtmonarchie, und um ihr Gewissen zu beruhigen, predigte sie im Innern den souveränen Nationalstaat mit wahren Flagellanteneifer.

Ich will keine Ehrenrettung der liberalen Partei versuchen, will aber bemerken, daß ihr Verhalten nicht mit den Motiven des Machthungers zu erklären ist. Die konservativen Elemente, welche sich mit Vorliebe um ihre Fahnen scharten — denn der Name war seit langem ein bloßer Name —, waren der Überzeugung, daß der ungarische Parlamentarismus, wenn man ihn seines Lügewandes entkleiden wollte, das Zwitterhafte und Impotente seines Wesens verraten müßte. Man fürchtete die Wahrheit wie eine nationale Katastrophe und log aus patriotisch beängstigtem

Herzen heraus. Man hielt die Nation für zu schwach, um ihr Erbrecht gegenüber Österreich und den Nationalitäten verfechten zu können, und vertröstete sich auf spätere Zeiten.

In Ungarn fußt jede Parteipolitik im Boden der Gesetze »de independentia regni Hungariae«. Der Parteigeist dreht sich nie um das Was, nur um das Wie. Wie ist die mit einem Berge von Gesetzen garantierte Unabhängigkeit des Stefansreiches zu realisieren? Die Unabhängigkeitspartei glaubt, oder tut, als glaubte sie, daß der souveräne Nationalstaat mit einfacher Stimmenmehrheit zu votieren wäre. Die 67er Parteien hingegen behaupten, daß die Nation sich vorerst die sozialen und wirtschaftlichen Vorbedingungen der Macht erwerben müßte, dann würde ihr gutes aber hohles Recht sich automatisch mit dem erwünschten Inhalte füllen. Man darf bei Beurteilung ungarischer Parteiverhältnisse nie vergessen, daß es politische Gipfel gibt, wo sich alle Parteien treffen, und daß das nationale Leben seine federnden Punkte hat, bei deren Berührung sämtliche Parteischranken über Nacht fallen können. Bei gleicher Gesinnung ist es eine Frage des Geschmackes, des Temperamentes oder der gesellschaftlichen Verbindungen, in welchem Parteilager man steht. Graf Apponyi, dessen empfindsame Künstlernatur bis ins Feldlager der Achtundvierziger hinübergewollt hat, konnte unlängst in Szabadka mit vollem Rechte sagen: »Meine Prinzipien haben sich nur in der Form geändert.« Das kann jeder anständige Ungar sagen, welcher seine Parteistellung ändert. Es ist gewiß nur ein Geburtszufall, daß Kossuth, diese feierlich-matte Hofratnatur, heute Führer der Unabhängigen ist, und ein ähnlicher Geburtszufall ist es, daß Graf Tisza, ein kalvinisch-fanatischer Cassius, höfische Politik macht.

Die jetzige Krise begann als infames Partei-Manöver. Einige Unholde der Unabhängigkeitspartei, gelangweilt durch die Hoffnungslosigkeit der eigenen

Existenz, wollten Skandal haben, um in ihren Wahlkreisen von sich reden zu machen. Die vornehmeren Elemente der Partei fühlten heftigen Ekel. Die Hintermänner im Alföld, der achtundvierziger Landsturm, wollte nicht recht in den Sattel steigen. Das Volk zerquälte sich ja seit langem in Unzufriedenheit, aber seine Klagen bezogen sich auf wirtschaftliche Fragen. Wenn man ihm vom deutschen Kommando sprach, dann wollte es von der Grundentlastung hören. Der nationale Gedanke hatte in letzterer Zeit allerdings an Schnellkraft gewonnen, er entriß sich aber auch zugleich der Führung der moralisch arg heruntergekommenen Unabhängigkeitspartei und erhob sich gewissermaßen über die Parteien. Er hatte mit den Gewerhebepatrioten des Abgeordnetenhauses nicht viel mehr zu tun, als der Liberalismus mit der liberalen Partei. Ganz Jung-Ungarn lebt und atmet ja heute in der Sphäre der Unabhängigkeitsidee. In den königlichen Staatsschulen, aus den Spalten der Regierungsblätter, aus dem Munde königlicher Minister hören sie es täglich, daß Ungarn ein unabhängiger Staat sei. Der apostolische König ist nebenbei auch Kaiser von Österreich, aber Ludwig der Große war ja auch nebenbei König von Polen. Nie wußte Jemand den Jungen vernünftig zu antworten, wenn sie fragten, weshalb eigentlich der König im Auslande wohnt und sein Land per Draht regiert, weshalb die ungarischen Regimenter deutsch kommandiert werden und weshalb die ungarischen Botschafter im Auslande bloß fremde Flaggen führen. Die Denkungsweise dieser Jugend ist das Produkt eines königlich ungarischen Erziehungssystems, und wenn sie aus der offiziellen Interpretation der Staatsgesetze die Folgerung ziehn, daß ihrem Vaterlande ungeheures Unrecht geschehe, dann denken sie logisch.

Daß das Lager der Unabhängigkeitspartei unter solchen Umständen nicht schon früher bedeutenden Zulauf erfuhr, erklärt sich daraus, daß eine höchst

zweifelhafte Gesellschaft die tatsächliche Führung an sich gerissen hatte. Ein albernes Demagogentum war in die Halme geschossen. Dumm-pfiffige Analphabeten ernannten sich gegenseitig zu Führern der Nation. Sie trieben mit den politischen Idealen schamlos Unzucht, warfen sich ihrem König gegenüber in die Brust und demütigten sich vor ihren Bauernwählern in den Staub. Einiges Ansehen erhielten sie durch die Gesellschaft etlicher reicher Pußtenjunker. Es sind dies urmagyarische Schönerianer, die ihrerseits die Deutschen für eine minderwertige Rasse halten, dabei aber liberal sind, da sie auch mit Juden Tarock spielen. Für einen Menschen von Geschmack, wie auch Kossuth einer ist, mag es damals sehr schwer gewesen sein, achtundvierziger Patriot zu sein. Ihre Obstruktionen gingen dem Volke nicht zu Herzen. Man sah darin kalt ausgedüffeltes Unverschämtheiten, womit diese Fraktion sich das Monopol auf den Patriotismus zu retten suchte. Die vornehmeren Elemente der Partei waren untröstlich über ihre mißratene Brut. Hätte man damals — es war im November vergangenen Jahres — die Obstruktion noch einige Zeit sich selbst anöden lassen und dann allgemeine Wahlen ausgeschrieben: Die Krakehlerfraktion wäre höchstwahrscheinlich aufgerieben worden, zur großen Freude ihrer Parteigenossen. Die Unabhängigkeitspartei fühlte ein Bedürfnis nach Befreiung und Läuterung.

Der Verletzung der Hausordnung folgte der unerwartete Zusammenbruch der Regierungspartei. Für koalierte Kinder mag es erbaulich sein, hierin das Walten einer höheren Gerechtigkeit zu erblicken. Der Sturz der liberalen Partei hatte gewiß seine logischen Vorbedingungen und es ist nichts leichter, als dies nachträglich zu konstatieren. Vorausgesehen aber hat ihn Niemand, wie man auch einen Bergsturz nicht vorauszusehen pflegt. Am allerwenigsten hat ihn die Koalition vorausgesehen. Die Koalition machte vor der Entscheidung ihr Testament, hinterließ ihre

politischen Schulden einer kommenden Minorität und schritt mit einer Märtyrermiene zum Wahlschaffot. Als man ihr dort unverhofft den Siegeskranz überreichte, mochte sie sich vor Verblüffung lange nicht fassen. Sie hatte in friedlichen Zeiten die Lärmtrommel so oft gerührt, daß sie höchst überrascht war, als ihr der nationale Landsturm nun tatsächlich zu Hülfe eilte. Die liberale Partei wurde bei dieser Attacke niedergeritten. Der Sturz der ganzen Partei ist vielleicht weniger bedauerlich, als jener des Grafen Tisza. Er hat den Fehler, nichts Kleines und Kleinliches zu verstehen. In einem politischen Milieu wo jeder Gnome voll spitzfindiger Geriebenheit ist, jeder Dummkopf vorurteilslos denkt und jeder Blinde seinem Partner in die Karten guckt, da würde selbst ein Bismarck mitleidig belächelt werden. Es ist übrigens für unsere verquickten Verhältnisse bezeichnend, daß der Fall der liberalen Partei von manchem Liberalen mit heimlicher, aber aufrichtiger patriotischer Freude begrüßt wurde, während ihn mancher Achtundvierziger, welcher nun das Ende seines freien Lebens voller Wonne und ohne Verantwortlichkeit herannahen sah, betrauerte. Die koalitierten Magnaten aber, die bei der Attacke gegen die Regierungspartei vorausgeritten waren, sah man von ihrem Siege geradezu entsetzt. Es war ihnen doch nur darum zu tun gewesen, im Handgemeine patriotische Bravour zu zeigen und nebenhin einige Familienfehden auszufechten; der Sturz der alten Ordnung paßte gerade ihnen am wenigsten. An ein Zurückweichen konnte aber nicht mehr gedacht werden; ihre Volsker hätten sie zerfleischt. Es entstand eine Krise der Krise. Die Politik war an einem jener toten Punkte angelangt, wo ein guter Kopf Herr der Situation hätte werden können. Die Lösung lag auf der Hand. Die Koalition mußte unbedingt auf die rotsamtenen Marterfauteuilles, um sich auszuregieren. Sie hätte für die Ministerportefeuelles einen Preis bezahlt, den sie heute, wie die Zumutung eines Landes-

verrät, ableugnen würde. Sie hätte das, was in Wien unannehmbar scheint, unter einem Berge von Papiergarantien begraben und es übernommen, ihren renitenten Waffengenossen den Vernichtungskrieg zu erklären. Es wäre dabei wohl nicht viel Vernünftiges herausgekommen, aber man hätte die alte Schablone mit neuen Schlagworten rehabilitieren können.

Zufälligerweise scheint aber in Wien kein guter Kopf bei der Hand gewesen zu sein. Denn über jeden Trank, welcher seit jenen Tagen »zur Sanierung der Lage« zusammengebraut wurde, waltete der Unstern des Hauses Österreich. Mit merkwürdiger Erfindungsgabe hat man immer jenes Mittel ordiniert, das eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung erzielen mußte. Selbst bei der Szenierung ist man mit einer merkwürdigen Unkenntniß des ungarischen Nationalcharakters vorgegangen. Der Rassencharakter unseres Volkes kommt auch im politischen Leben zum scharfen Ausdrucke. Ein Österreicher kann über diesen Charakter urteilen, wie er will — ändern kann ihn Niemand. Wer aber dieses Volk beherrschen will, muß es zum mindesten verstehen. Der Ungar stellt sich das Verhältnis seines Königs zur Nation als ein patriachalisch-herzliches vor. Der König ist gut, milde und weise, nur ist er von bösen Wiener Ratgebern umgeben. Die kühlen Formen der Hofetikette versteht man bei uns nicht; sie wirken halb peinlich, halb komisch. Für konstitutionelle Formen aber hat man eine fetischistische Verehrung. Der Ungar weiß seinem König kein schmeichelhafteres Prädikat zu verleihen, als wenn er ihn den »Allerkonstitutionellsten Monarchen« nennt.

Die Entsendung des Ministeriums Fejérváry war unter solchen Voraussetzungen eine verkehrte Maßregel. Die speziell österreichische Mischung von Militär und Bureaukratentum, die das Wesen dieses Kabinetts bildet, ist auch für trainierte Mägen ungeeigneter. Es kam als Kampfministerium, mit einem

tapferen und hilflosen General an der Spitze und war im Vorhinein durch eine übermäßige Beimischung klein-bureaukratischer Verschlagenheit entmannt. Der alte Theresienritter mußte mit dem Säbel rasseln, um bei der Koalition billige Preise zu erzielen. Man empfing ihn mit Hohngelächter und da erklärte er die scharfbewaffneten Gegner für Windmühlen. Man setzte der tückischen Paragraphenrevolution einen tückischen Paragraphenabsolutismus entgegen. Dieser Absolutismus war furchtsam und verleugnete sein Wesen, wie sich einst die erbärmlichste aller Obstruktionen verleugnet hatte. Das Ministerium wollte das Ansehen der Krone durch dieselben Hausparagraphenkloaken retten, durch welche einst die Jauche der Obstruktion eingedrungen war. Eine moderne Staatskunst, die sich von Florentiner Renaissance-Erinnerungen nährt, mag sich über Bedenken mancher Art hinwegsetzen; die Kritik des Erfolges muß sie aber respektieren und diese Kritik ist im gegebenen Falle eine vernichtende. Das System einer unheimlich unbewußten Staatskunst hat es zu stande gebracht, die Koalition mächtig zu kräftigen und sie auf eine ungeahnte moralische Höhe zu stellen. Denn wer je die Obstruktion der Achtundvierziger bekämpfte, der mußte logischer Weise durch die Obstruktion der Regierung mit Ekel erfüllt werden. Die Koalition hat jetzt tatsächlich den Wortlaut des Gesetzes für sich und wenn heute von einer Revolte in Ungarn gesprochen werden kann, so revoltiert die Regierung. Die ganze Nation ist im Marsche begriffen nach dem Lager der Koalition. Wenn es überhaupt noch eine liberale Partei gibt, so trägt daran größtenteils der eifersüchtige Machthunger einiger Koalitierten Schuld, die da noch immer glauben, daß es bald zur Teilung irgend einer Beute kommen muß. Es läuft ja bei dem Marsche mancherlei Gesindel mit. Seit unsere Aristokraten mit in der Koalition sind, maßt sich jeder Snob an,

fürs Vaterland sterben zu wollen. Finanztalente, welche sich an den Trögen der liberalen Partei dick gefressen haben, gehen mit dem tyrannenmörderischen Dolch im Gewande einher. Menschen; die zeitweise für einen Geheimratstitel, eine Magnatenhausmitgliedschaft oder für einen lumpigen Hofratstitel der Regierung gewichtige Dienste taten und sich dann gesättigt oder verkollert, für ihre Popularität besorgt, davonmachten, brechen heute den Richterstab über das dreißigjährige Regime des Liberalismus. All das ändert aber nichts an der Tatsache, daß aus der Sache der Koalition eine Sache der Nation geworden ist. Die Führung der Unabhängigkeitspartei ist überdies in die Hände berufener Leute übergegangen und die Partei der Personalunion gewinnt im Namen der Koalition täglich an Gewicht. Ich habe von einem federnden Punkte gesprochen, bei dessen Berührung die Parteischranken in Ungarn ins Wanken kommen. Um die Lage zu sanieren, hat man mit Fäusten nach diesem Punkte geschlagen.

Das Ministerium Fejérváry soll sich nun, wie das Wolfsjunge im ungarischen Sprichwort, bessern und in ein konstitutionelles Kabinet umwandeln. Man wird mit irgend einem — gewiß vorsichtig beschnittenen — Programme Wahlen machen. Man mag dabei an sogenannte »starke Wahlen« denken, wobei mit einem beträchtlichen Aufwande von Geld und Bajonetten eine Majorität erpreßt werden soll, welche dann unter neuer Firma die Geschäfte der liberalen Partei weiterführen müßte. Ich glaube, jedes andere Ministerium hätte in einem solchen Wahlkampfe mehr Chancen als das erblich belastete Kabinet Fejérváry. Man soll nie prophezeien, am allerwenigsten in Wahlangelegenheiten. Ich glaube aber, daß das alte Opportunitätsregime selbst mit einer vorhandenen Majorität nicht weiter zu führen wäre. Seine Unschuld kann man nur einmal verlieren und unsere Politik hat ihren Glauben an die Unentbehrlichkeit und

Unbezwinglichkeit einer Hof- und Regierungspartei bereits verloren. Ein Volk, das mit hunderttausend Köpfen denkt, kann sich nicht selbst belügen.

In Wien scheint man viel von der Sprengkraft des allgemeinen und geheimen Wahlrechtes zu erwarten. Diese Kraft wohnt der Idee tatsächlich inne, doch ist es noch gar nicht ausgemacht, in welcher Richtung sie ihre Verwüstungen anrichten wird. Herr Lueger stellt sich die Sache einfach vor: Die Nationalitäten sollen mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechtes aus dem Joche der ungarischen Hegemonie befreit, zum Danke dafür müssen sie dann gute Großösterreicher werden. Ich bin nun auch Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes, aber aus anderen Gründen, als Herr Lueger. Ich huldige nämlich mit vielen Gesinnungsgenossen der Überzeugung, daß dieses Wahlrecht die Hegemonie des Magyarentums kräftigen und auf eine gesündere Basis stellen muß. Es wird vor allem das Land von der Verleumdung reinigen, daß hier eine Rassentyrannei mit künstlichen Mitteln erhalten wird. An dem Tage, wo eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene erdrückende magyarische Majorität der nationalistischen Minorität entgegensteht, wird der einheitliche Nationalstaat begründet werden. Bei unseren Nationalitäten, denen das Magyarentum seit 1848 durch Magyarisierung sämtlicher Städte (mit Ausnahme der sächsischen), des gesamten Adels, des Großgrundbesitzes und durch Gründung einer vielleicht primitiven, aber immerhin selbständigen Nationalkultur, einen aus statistischen Daten nicht zu übersehenden Vorsprung abgejagt hat, ist für den Kaiser und Großösterreich nichts mehr zu holen. Die Nationalitäten wissen, daß Wien ihnen das nur versprechen kann, was Budapest ihnen geben kann. Ich sehe zum Beispiel gar nicht ein, wer die Achtundvierziger daran hindern soll, das allgemeine Wahlrecht, dessen Prinzip sie ohnedies in ihrem Reisegepäck mit führen, in ihr Programm

aufzunehmen. Von allen ungarischen Parteien haben ohnedies die Achtundvierziger die intimsten Verbindungen in nationalistischen Schichten. Man kann sich auch mit wenig Phantasie eine Kombination denken, wo bei einem Hinansturme gegen den Dualismus serbische und rumänische Kohorten mitmarschieren.

Man sollte sich auch abgewöhnen davon zu sprechen, »die Ungarn müßten energischer behandelt werden.« Mit Gewaltmitteln sind Fragen der inneren Politik wohl noch nie gelöst worden. Es klingt männlich, wenn man von einem Einmarsch in Ungarn spricht. Es ist aber albern. Das Königreich ist tatsächlich von kais. und königl. Truppen besetzt, die Offiziere haben aber mit der Krise nichts weiter zu tun, als Einladungen zu politischen Dinners taktvoll auszuweichen. Diese Bewegung wird nicht von märzlichen Feuerköpfen, sondern von hocharistokratischen Geheimräten geleitet; man wird also nur unblutige Dummheiten begehen.

Wenn man in die arg zerfahrenen Verhältnisse Ordnung bringen will, so muß man die Koalition sich ausregieren lassen. Sie wird ihre Programmsuppe nicht zu heiß servieren und sich im Wesen mit einer ehrlichen Revision des Ausgleiches begnügen. Die unausbleibliche Enttäuschung des Volkes wird die ersehnte »Erleichterung« herbeiführen. Dann, aber erst dann, kann man die Bildung einer gesunden, konstanten Ordnungspartei erwarten. Es gibt nur einen Mann in der Monarchie, der Ordnung schaffen, oder zum mindesten Frieden stiften kann: es ist der König. Man darf meine bona fides nicht bezweifeln, wenn ich behaupte, daß unser Volk tier dynastisch fühlt. Der Träger der Stefanskronen verfügt über eine hypnotische Kraft, wie sie in anderen Monarchien unbekannt ist. Was man jetzt an paprizierten Ausfällen gegenüber dem König zu hören und zu lesen bekommt, das ist nichts weiter als das brünstige Wüten eines verschmähten Volkes gegen sich selbst.

Es mag im halborientalischen Charakter unseres Volkes liegen, daß es für Gefühlswärme auf dem Thron immer zugänglich ist. Wenn Maria Theresia in den historischen Reichstag zu Pressburg einen homo regius entsendet hätte, sie hätte weder vitam, noch sanguinem votiert bekommen. Ein persönliches Eingreifen des Königs kann der Monarchie für längere Zeit den Frieden wiedergeben. Man muß mit den Ungarn nicht energisch sondern ungarisch sprechen. Und eine Messe ist doch jedes Paris wert.



Der Bilderdieb.

Die Zwangslage des österreichischen Privatmannes zwischen der Dummheit der Ämter und der Gemeinheit der Presse ist fürchterlich. Wenn dir in deinem Hause ein Wertgegenstand abhanden kommt, mach keine Anzeige: du gehst oder die Deinen aus der Affaire übler beleumundet hervor als der Täter, dem behördliche Findigkeit kein Härchen krümmt und der schadenfroh die Notizen liest, die zur Mehrung der Pein des Geschädigten verfertigt werden.

Ein Geschichtchen im Stil des »Biberpelz« hat sich neulich im Unsicherheitsbureau der Wiener Polizei abgespielt. Einem reichen Mann — das »Deutsche Volksblatt« beginnt aufzupassen — werden zwei wertvolle Bilder gestohlen. Der reiche Mann hat zwei Söhne und einen Diener. Einer der beiden Söhne — er ist Privatgelehrter — hat einen Assistenten. Die Wiener Polizei, der der Diebstahl angezeigt wird, hat also, da ihr zu weiteren Recherchen weder die geistigen noch die materiellen Mittel zu

Gebote stehen, die Wahl zwischen fünf Tätern: Der Verdacht, daß der reiche Mann selbst seine Bilder entwendet habe, ist zu naheliegend, als daß der untersuchende Polizeikommissär auf ihn verfiel. Bleiben immerhin zwei Söhne, ein Assistent und ein Diener. Die Polizei beginnt von unten. Da der Diener dem Verhöre standzuhalten scheint, wirft sich die Untersuchung auf den Assistenten. Diesem, einem harmlosen Arbeiter der Wissenschaft, sagt der Beamte »auf den Kopf zu«, wessen er ihn für fähig hält. Später muß er den Schwergekränkten um Entschuldigung bitten. Was nun? Die Polizei hat getan, was sie tun konnte. Selbst Zirkulare hat sie für den Fall, daß doch ein internationaler Bilderdieb der Täter wäre, inzwischen versendet. Ein Böcklin war gestohlen worden und die Wiener Behörde beschrieb ihn wie folgt: »Zwei Satiriker, ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehend.« Man merkt bereits, daß der Diener der Polizei wertvolle Dienste geleistet hat. Die Beschreibung des Böcklin haben wir gewiß seiner Angabe zu verdanken. Aber wahrscheinlich auch den Täter. Er hat, kaum selbst dem Verdacht entronnen, die Polizei auf gute Fährte gebracht. Noch sind ja zwei Personen übrig, die in einem »Gelegenheitsverhältnis« gestanden sind: die beiden Söhne des Bestohlenen. Und siehe da, richtig stellt sich heraus, daß der eine nach Monte Carlo gereist ist. Und noch dazu: nicht allein. Durch das dortige Konsulat untersuchen lassen, ob er nicht außer dem Weibe in Fischform auch die beiden Böcklin'schen Satiriker mitgenommen oder ob sich der volljährige Millionärssohn durch ihren Verkauf die Mittel zu der Reise beschafft habe, scheint wohl etwas umständlich. Aber noch bleibt ja ein Sohn. Der sich überdies auch dadurch verdächtig gemacht hat, daß er nicht nach Monte Carlo gereist ist. (Fein eingefädelt, was?) Und der Diener — ein Kroat, der gerade so viel deutsch spricht, um sich

selbst aus der Affaire winden zu können — schafft weitere Verdachtsmomente. Der junge Herr bringe auch nach zehn Uhr — Freunde in's Haus, verkehre mit Schriftstellern und habe sich über den Diebstahl, der an seinem Vater verübt wurde, gar nicht aufgeregt gezeigt. Der Beamte läßt den jungen Herrn vor, fragt, warum er nicht aufgeregt gewesen sei. Der erwidert, daß er eben ein so merkwürdiges Temperament habe. Der Beamte protokolliert, daß der Mann auf eindringliches Befragen zugeben muß, daß er ein so merkwürdiges Temperament habe. Da stürzt der Diener, der sich jetzt lieber die Polizei als seinen früheren Dienstgeber verpflichten will und über seinem Haupte statt des Damoklesschwertes schon die Ergreifungsprämie schweben sieht, mit einem letzten Verdachtsmoment herbei. Der junge Herr habe seinen Schwager auf dessen Frage: »Na, hoffentlich hast du die gestohlenen Bilder wenigstens einem verlässlichen Hehler übermittelt?« lachend über die Sicherheit des Verstecks beruhigt. Und die Polizei wird unruhig. Wirklich und wahrhaftig. Sie nimmt die deutsch-kroatische Aussage zu Protokoll und teilt Redakteuren diskret mit, daß gegen den Sohn des Bestohlenen Verdachtsgründe vorliegen. Aber sie wagt es doch nicht, den Unbescholtenen (für dessen Integrität ich persönlich überzeugter einstehe als für den Scharfsinn des Herrn Stukart) zu beschuldigen. Ein letzter Rest von Einsicht sagt dem Leiter des Sicherheitsbüreaus, daß hier keine Reklameehren zu holen sind. Man läßt sich schließlich von der Wahwitzigkeit der »Verdachtsgründe« überzeugen und versucht sogar dem Diener, der sich schon ungeheuer wichtig vorkommt, klar zu machen, daß der Verkehr mit der Familie seines Herrn ihn nicht compromittieren könne. Aber der Diener ist verwöhnt. Er hat zahllose Protokolle — darunter eines, in dem die Worte: »pro foro interno« standen — unterzeichnen dürfen. Er kann und kann nun einmal den Glauben

an seine staatsretterische Mission und an die Ergreiferprämie nicht opfern. Und wirklich findet sich ein christlichsozialer Advokat, der seinen Anspruch vertritt, und schon ist auch das ‚Deutsche Volksblatt‘ in der Lage, zu berichten, in der Affaire sei »eine sensationelle Wendung« eingetreten. Es zitiert die Angaben des Dieners, zitiert das Gespräch zwischen Schwager und Sohn und hält sich für die Unmöglichkeit, faßbare Beschuldigungen auszusprechen, durch den Sperrdruck harmloser Sätze schadlos. Zum Schlusse bedauert es, dem Leser nicht ver-raten zu können, »wie weit die Untersuchung in dieser Affaire nunmehr fortgeschritten ist«: man verweigere an zuständiger Stelle jede Auskunft. »Eh schon wissen«, ergänzt der Leser des ‚Deutschen Volksblatts‘. Aber der von solcher Wirkung Betroffene kann den Schreiber, der ebenso anonym bleibt wie der Bilderdieb, nicht züchtigen, das Blatt, das dem Beleidigungsparagraphen besser ausweicht als der Verachtung reinlicher Menschen, nicht klagen. So haben denn die »umfassenden Recherchen« des Sicherheitsbureaus der Wiener Polizei doch wenigstens ein sichtbares Resultat gezeitigt: das Behagen der ordinärsten Wiener Publizistik.

Mag der ehrenhafte Privatmann zusehen, wie er aus dieser Zwangslage zwischen Unfähigkeit und Niedertracht herauskommt. Wenn ihn sein merkwürdiges Temperament auch hier noch vor Aufregung bewahrt, wohl ihm! Meiner Sympathie und Hilfe will ich ihn freudig versichern, ich, den nicht Naturell, sondern der Kampf erst zur Verachtung der Charaktere dieses Landes und der Einrichtungen dieses Staates geläutert hat. Heute kann ich das freie Spiel der Kräfte Dummheit und Schlechtigkeit künstlerisch betrachten, heute erst bekennen: Wenn zwei Satiriker ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehen — freut sich der dritte.

* . *

Die Memoiren der Frau v. Hervay.

Wer in Wien für eine Sache eintritt, kann sicher sein, daß ihm bloß das Interesse für eine Person geglaubt wird. So versaut ist hierzulande die öffentliche Meinung. Der Fall Hervay hat mich natürlich nicht als der tiefste Fall der Justiz interessiert, sondern als die Gelegenheit zu ritterlichem Dienst, dem ritterlicher Lohn winkt. Das bezweifelt heute kein Esel mehr. Tatsächlich habe ich mit Frau v. Hervay nach ihrer Verurteilung drei- oder viermal gesprochen. Aber ich kann wirklich sagen, ich sei von dieser Begegnung nicht einmal soweit beeinflußt worden, daß ich die Publikation meiner Artikel bedauere. Das wäre die einzige Gefahr gewesen. Ich war standhaft, sagte mir, daß man eine Sache nicht um persönlicher Eindrücke willen aufgeben darf, und blieb dabei, daß der Angeklagten schändlich mitgespielt wurde, auch wenn sie wirklich mehr lügt, als für eine Frau unbedingt notwendig ist. Was sie getan, war sicher nicht kriminell und man braucht zur Exkulpierung auch nicht zu behaupten, daß es pathologisch war. Es war höchstens unsympathisch. Hätte ich Frau v. Hervay früher gesehen, ich glaube, ich hätte bei voller Behauptung meines Standpunktes bloß mehr Nachdruck auf die Bescheidenheit der Ansprüche gelegt, die man in Mürzzuschlag auf weibliche Dämonie macht. Und ich hätte die Briefe der Frau v. Hervay nicht zum Druck befördert. Sowie ich heute nicht in der Lage bin, die Memoiren, die Frau v. Hervay kürzlich erscheinen ließ, zu empfehlen. Ich fühle mich sogar verpflichtet, sie ausdrücklich nicht zu empfehlen, weil Stillschweigen mir, der nun einmal als Verfechter der Hervay-Sache akkreditiert und auch in dem Buche selbst gepriesen ist, als Billigung des Unfugs ausgelegt werden könnte. Es ist nämlich ein Irrtum, zu glauben, daß der Zustand des unschuldig Verurtheilteins an sich schon ein Verdienst sei, das in

Memoiren der Nachwelt überliefert werden müsse. Ein Buch unter dem Titel »Tamara v. Hervay. Ihr Leben und Denken« ist eine lästige Erscheinung. Aus einer Unschuld im Sinne des Strafgesetzes ist die Glorie nicht gewoben, in der die Jungfrau von Orleans einherschreitet, und der ewige Versuch, die Verteidigung gegen die Anklage der Bigamie als einen »Kampf für Recht und Wahrheit« auszugeben, wirkt verstimmend. Man muß von der Gerechtigkeit ihrer Sache schon tief durchdrungen sein, um sich durch dieses banale Pathos des »per aspera ad astra«, mit dem Frau v. Hervay die Öffentlichkeit seit dem Leobener Ereignis haranguiert, nicht abschrecken zu lassen. Frau v. Hervay druckt in dem Vorwort ihres Buches eine Erklärung ab, in der sie sich für fünftausend Kronen zur Unterlassung aller weiteren Feindseligkeiten gegen die Familie des toten Bezirkshauptmanns verpflichtet. Man habe ihr diese Verpflichtung aufgezwungen. Da die Frau sich auch die fünftausend Kronen aufzwingen ließ, durfte sie füglich die Memoiren, die von Familienhaß bersten, nicht erscheinen lassen. Den Kampf für Recht und Wahrheit mit der Summe, um die man sich den Frieden abkaufen ließ, von neuem beginnen, das muß dem Glauben an die heroischste Gesinnung Eintrag tun. Frau v. Hervay will sich eine Existenz bereiten. Aber wenn sie früher von Stickereien gelebt hat, deren Ertrag sogar zu einer Reise nach Indien gelangt zu haben scheint, so ist sie jetzt nicht auf literarische Handarbeit angewiesen. Es kann sehr interessant sein, einen Kolportageroman zu erleben; ihn zu schreiben ist nicht unerlässlich. Frau v. Hervay erklärt, um allen Mißdeutungen von vornherein zu begegnen, daß sie keine verblühte Frau sei, die sich à tout prix eine sorgenlose Existenz schaffen wolle; sie sei vielmehr »eine tieferste Natur« (S. 4.) Es ist gut, daß sie das ausdrücklich sagt. Sonst hätte man die angenehmen Bekenntnisse, die sie später ablegt, vielleicht doch

nicht entsprechend gewürdigt: »Sie glauben, daß mein Mann nur den schönen Körper liebte, meine Seele, meine Charaktereigenschaften ihm gleichgiltig waren? Nein, tausendmal nein, Herr v. F. Er liebte meine Seele, vielleicht aber nicht ganz bewußt, er achtete und bewunderte meinen Charakter... Gewiß war seine Liebe auch eine sinnliche, nur war ihm die Sinnlichkeit nicht Hauptsache und ich hielt Maß. Auch im intimsten ehelichen Verkehr ließen wir uns niemals gehen, alles hatte eine gewisse Weihe und stets genossen wir unsere heiße Liebe als etwas Neues, Heiliges! Ich will Ihnen seine eigenen Worte wiederholen: ‚Schatzerl, wie ist bei uns doch alles so heilig, was gibt mir dein tiefes Gemüt für grenzenloses Glück! Aber sag’, wirst du mich auch lieben, so wie jetzt, wenn ich, was vielleicht bald sein wird, dich nur noch küssen kann?‘ Ich habe ihm sehr ernst geantwortet, daß das, was er meint, doch nicht die ‚Hauptsache‘ ist, daß die wahrhaftige Liebe ‚davon‘ doch ganz unbeeinflußt sei. Eine Ehe wie die unsere basiere doch auch auf gegenseitiger Hochachtung... Wenn die Freundschaft, die Hochachtung bleiben, so sei dies ein herrlicher Ersatz für den Sinnengenuß«. (S. 74 ff.). »Alle Augenblicke kam er während seiner Amtsstunden zu mir hinüber und rief: ‚Mädi mein, ich muß mir schnell ein Bussi holen...‘ Und als sie einmal Abends ausging, ohne es ihm zu sagen, war er untröstlich. Sie aber war »in die Maiandacht« gegangen. »Ja, es ist wahr«, bekennt Frau v. Hervay auf S. 88, »ich bin viel geliebt worden, aber, wer will denn mich dafür verantwortlich machen, ich weiß es nicht einmal, was mich den Männern so anziehend macht, denn was an mir schön ist, sieht doch keiner und in meiner Kleidung bin ich einfach und schlicht. Ich trug fast immer schwarze tailor-made... Die Dessous liebe ich elegant, sie waren das Entzücken meines Franz. Und was ich zu meiner Toilette brauche, was mich umgibt, muß

schön sein. So eine durstige Sehnsucht nach Schönheit beherrscht mich. Daß die Dessous das ganze Unglück verschuldet, den Bezirkshauptmann fasziniert und die Mürzzuschlager erbittert haben, davon bin ich ja bei meiner Betrachtung der Affaire Hervay ausgegangen. Aber ich habe doch nicht vorhersehen können, daß sich Frau v. Hervay einst ihrer Vorzüge so bewußt zeigen wird und daß sie eine so durstige Sehnsucht nach Schönheit beherrscht. Ich schmeichle mir, ein genug objektiver publizistischer Richter zu sein, um ein Justizverbrechen trotz solcher Erfahrung zu verurteilen.

PSYCHIATRIE.)

Für den Wert und die Exaktheit der psychiatrischen Kenntnisse auf der heutigen Basis hat die Medizin ein treffendes Beispiel in ihrem eigensten Bereich. Die Erforschung des gesunden Körpers und seiner Funktionen war es, die der Wissenschaft die ungeheuren Fortschritte der Gegenwart ermöglichte, mit mitleidiger Geringschätzung betrachtet der Arzt Stand und Urteile seiner Wissenschaft etwa zu Paracelsus Zeiten. Die Kenntnis vom gesunden Gehirn, seinen Funktionen und deren Bestimmung, Psychologie, Psycho-Physiologie ist heute ungefähr auf derselben Stufe, wie die vom anatomischen Bau des Körpers zu der genannten Zeit. Und die Wissenschaft vom kranken Gehirn, die Psychiatrie, stünde folgerichtig auch nur auf dem Standpunkte jener Medizin. Hier liegt die Erfahrung zu nahe, um sich Täuschungen hinzugeben. Es muß scheinen, daß der Psychiatrie noch kein im modernen Sinne wissenschaftliches Urteil möglich ist. Die Grenzen zwischen gesund und krank können von dieser Wissenschaft nicht mit Gewißheit bestimmt werden. In welchem Tone aber gegenwärtig das so sehr bedingte Urteil der Psychiatrie gesprochen wird und wie weit reichend seine Folgen sind, ist bekannt. Jene Achtung, die sich der Name der Wissenschaft im harten Kampfe vor der Allgemeinheit

*) Eine Zuschrift, die der Autor einem Kapitel seines Werkes »Jenseits der Sittlichkeitsgrenze. Ein Beitrag zur Kritik der Moral« entnimmt, das demnächst im Akademischen Verlag für Kunst und Wissenschaft, Wien und Leipzig, erscheinen wird.

errang, wird hier im reichsten Maße gespendet; ungeachtet dessen, daß der Anspruch auf diesen Namen nicht genügend erwiesen ist. Im Gerichtssaal und im bürgerlichen Leben ist der Spruch des Psychiaters eine letzte Instanz. So konnte sich eine der seltsamsten Erscheinungen entwickeln, deren Zeuge unsere Zeit geworden ist: Bei einer Anzahl der modernen Ärzte ist die Ausübung der Psychiatrie zu einer der gefährlichsten Psychosen ausgeartet, die man billig dem Cäsarenwahnsinn und dem Tropeickoller zur Seite stellen kann. Die Entstehungsbedingungen sind ähnliche, wie bei den genannten Psychosen. Es ist eine große Gewalt über Menschen vorhanden, an kein ausreichendes Gesetz gebunden (wie dies bei dem Richter der Fall), die das Individuum, dem sie verliehen, nicht mehr vernunftmäßig zu brauchen weiß. Die Gefährlichkeit der Krankheit für die Allgemeinheit ist infolge der erwähnten Stellung des Psychiaters im modernen Leben so augenfällig, daß es ein dringendes Bedürfnis scheint, ihr zu begegnen.

Gewiß hat die medizinische Wissenschaft eine eigene Technik ausgebildet, die jener früherer Zeit weit überlegen ist. Heute genügen weniger Tatsachen und geringere Anhaltspunkte, um urteilen zu können. Und der Ameisenfleiß, mit dem man, ohne die Übersicht des Ganzen zu besitzen, im Einzelnen gewirkt hat, vermochte Erstaunliches zu leisten. Deshalb sei des Psychiaters Recht unbestritten, wenn die Erkrankung durch das Leiden eines Menschen sich zu erkennen gibt, oder in der Minderung irgend einer Fähigkeit ihren Ausdruck findet. Schwerer wird der Anspruch zu erweisen, bei Fällen rein logischer Erkrankung. Paranoia ist das klassische Beispiel. Der Kranke ist in seiner Welt unangreifbar; hier steht menschliche Vernunft wider anders geartete menschliche Vernunft. Zu den Voraussetzungen, die der normale Verstand a priori anerkennt (Zeit, Raum, Kausalität), ist noch eine andere getreten, die uns minder wesentlich erscheint, z. B. die logisch nicht zu begründende Überzeugung, verfolgt und in seinem Rechte geschmälert zu sein. Sie ist unbegründet, wie die Voraussetzung des normalen Verstandes, daß 2 mal 2 vier ist; und wie der im Eisenbahnzuge Fahrende nicht nur irrträglich glaubt, sich in Ruhe zu befinden, sondern tatsächlich ebenso das Recht hat, es zu behaupten, wie der draußen Stehende, der unbewußt die Bewegung des Planeten-

systems mitmacht, kann der Paranoiker keines Irrtums überwiesen werden.

Immerhin kennen wir aber die Formen der allgemeinen Logik und haben das Recht, jede Verstandesform, die mit den bestehenden, vom andersgearteten Verstand geschaffenen sozialen und anderen Formen kollidiert, als dem wirklichen Leben nicht reif, als minderwertig zu bezeichnen.

Wenn aber die Psychiatrie dem nicht normal Sexuellen gegenüber sich dieses Recht zuspricht, dann ist die Kranke, die hier logischer Störungen beschuldigt wird, die Natur selbst. Der Irrenarzt tut damit nichts anderes, als was die Menschheit von Anbeginn tat. Nur ersetzt er die Versuche, die Heilung an ihrem Organismus durch chirurgische Eingriffe herzustellen, durch minder anfechtbare.

Die Gesetze der menschlichen Logik kennen wir, und verstehen Zweck und Ziel und die Wege des Erreichens zu beurteilen. Hätte der Psychiater aber selbst das Recht, dasselbe der Natur gegenüber zu tun, so müßte doch vorher der Versuch gemacht werden, ihre Logik zu verstehen, nach Zweck und Ziel zu suchen, ehe man der Schöpfung Paranoia diagnostizierte.

Die Schlußworte der Freud'schen Abhandlung sprechen es aus: »daß wir von den biologischen Vorgängen, in denen das Wesen der Sexualität besteht, lange nicht genug wissen, um aus unseren vereinzelt Einsichten eine zum Verständnis des Normalen wie des Pathologischen genügende Theorie zu gestalten«.

In den modernen Vertretern übernimmt heute die Psychiatrie bedingungslos die Erbschaft der alten Anschauung. Nur ist es nunmehr kein leichter Verstoß, den menschliches Urteil begeht und der sich durch Unwissenheit und Schrecken vor dem Unbekannten überhaupt entschuldigen läßt. Der Mensch von heute muß seinem Tun und Lassen ins Auge sehen, die Verantwortung zu tragen lernen. Ein Kind an Erfahrung, sündigte die Menschheit vor Jahrtausenden an ihrer Mutter mit ihrer naiven Kritik von der „Zwecklosigkeit“. Die Gegenwart aber, die sich nicht loszusagen vermag, begeht Schlimmeres als bloßen Irrtum. Ob es ein Verbrechen wider die Natur gibt, mag zweifelhaft erscheinen; aber es gibt ein Verbrechen an der Natur, es gibt eine Majestätsverletzung der Schöpfung!

Otto Soyka.

• . •

Das längst Erwartete ist endlich eingetroffen. Die Usancen des ‚Neuen Wiener Journals‘ sind im ‚Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik‘ (herausgegeben von Prof. Dr. Hans Gross in Prag, Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig) verewigt worden. Und zwar von Dr. Ernst Lohsing, der mir einen Sonderabdruck seiner wissenschaftlichen Würdigung des berühmten Diebsblattes sendet. Er schreibt über die »Technik des Eingriffs in das Urheberrecht« und erläutert sie an dem Beispiel eines »Originalartikels« des Lippowitzblattes. Und die bestohlene Zeitschrift ist — das ‚Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik‘, der bestohlene Autor eben jener Dr. Ernst Lohsing, dessen »Betrachtungen über das Geständnis« (IV. Band) am 11. Juni 1905 unter dem Titel »Das Geständnis des Angeklagten« im ‚Neuen Wiener Journal‘ — von drei Sternchen gezeichnet — auferstanden. Man erinnert sich, daß vor kurzem einem Staatsanwalt ein Fahrrad, das er an die Mauer des Gerichtsgebäudes gelehnt hatte, gestohlen worden ist. Das ‚Neue Wiener Journal‘ hat seit seiner Gründung sämtliche Blätter der Welt geplündert. In’s ‚Kriminalistische Archiv‘ einzubrechen, war Vermessenheit, und der Zeitungsbericht darüber müßte unter der Spitzmarke »Ein kecker Dieb« erscheinen. Herr Dr. Lohsing weist Absatz für Absatz die Tat nach und die drolligen Bemühungen des Täters, sie zu verdecken. »So sieht eine ‚Umarbeitung‘ aus«, schreibt er. »In dem Zitat IV ist der Name des Autors entstellt wiedergegeben, in dem Zitat XI das Archiv für Kriminalanthropologie als Quelle zitiert, wie wenn nur das Zitat IV eine Arbeit von mir und nur das Zitat XI diesem Archiv entnommen wäre. Im Übrigen beschränkt sich die Arbeit des ehrenwerten Abschreibers, der an Plagiaten es zu solcher Virtuosität gebracht hat, auf kleine Änderungen, meistens in der Wortstellung. Den Mut, mit dem Namen zu zeichnen, hatte dieser Herr nicht; er hätte ihn ruhig haben können. Durch seine Zugehörigkeit zum ‚Neuen Wiener Journal‘ wäre er vor einer Strafklage meinerseits geschützt gewesen. Aber kriminalistisch interessant scheint mir dieses Vorgehen und darum teile ich es hier mit.« Man muß dem Autor für den Hinweis auf dieses Paradigma redaktioneller Lumperei dankbar sein. Der schmutzigste

Preßdiebstahl ist nämlich nicht die glatte Übernahme eines Artikels ohne Angabe des Autors und der Quelle. Das ‚Neue Wiener Journal‘ verfährt anders. Lohsing schrieb: »Auch die persönliche Ehre kann zu einem Geständnis drängen« und verwies auf die Affaire Dreyfus und das Geständnis des Obersten Henry. Das ‚Neue Wiener Journal‘ hat bereits hundert Zeilen gestohlen und fährt dann fort: »Auch die persönliche Ehre vermag jemanden zu einem Geständnis zu drängen. Lossing verwies bei diesem Falle auf das Geständnis . . .« Und der Trottel von einem Leser bewundert das Blatt, das nach den schwierigsten juristischen Ausführungen noch seine Belesenheit zeigt und »Lossing« zitiert. Später wird ein anderer Fall besprochen. »Vor mehreren Jahren wurde in der Nähe von Wien ein Raubmord verübt. Der Verdacht lenkte sich auf einen italienischen Arbeiter.« Das ‚Neue Wiener Journal‘ redigiert: »Vor mehreren Jahren wurde in Wien ein Raubmord verübt. Der Verdacht lenkte sich, wie im Archiv für Kriminalanthropologie verzeichnet wird, auf einen italienischen Arbeiter.« Der Leser bewundert. Der fleißige Artikelschreiber hat sogar eigens das »Archiv« aufgestöbert, um seiner Erinnerung nachzuhelfen . . . Man sieht, die Quellenangabe ist unehrlicher als ihre Unterlassung; denn sie spekuliert darauf, für »Quellenstudium« gehalten zu werden. Und einen so unehrlichen Dieb duldet die Wiener Publizistik in ihrer Mitte, läßt der Verein, der sich zur Wahrung der Standesehre berufen fühlt, ungeschoren, beglückwünschen österreichische Minister zu dem zehnjährigen Bestehen seines Gewerbes. Herr Dr. Lohsing hat Unrecht getan, den Verarbeiter seines Artikels zu schonen. Daß ihn »seine Zugehörigkeit zum ‚Neuen Wiener Journal‘ vor einer Strafklage schützt«, ist ein vornehmes, aber unsoziales Argument. Wird der Staatsanwalt den Dieb seines Fahrrades nicht verfolgen, weil er einer Platte angehört? Man muß endlich ein Exempel statuieren und den brachliegenden § 24 des österreichischen Urheberrechtsgesetzes in Betrieb setzen. Es wäre doch gar zu schön, wenn einmal einer wegen Gewohnheitsmitarbeit am ‚Neuen Wiener Journal‘ abgestraft würde.

* . *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Habitué. Die Herren Blumenthal und Paul Goldmann belästigen uns mit Wehklagen über das Verhalten des Berliner Premièrenpublikums gegen Herrn Sudermann. Man habe nach Bassermann gerufen, als der »Dichter« für den Beifall danken wollte. Mit Recht. Herr Bassermann ist ein guter Schauspieler, Herr Sudermann ein schlechter Dichter. Das Publikum will Herrn Sudermann keine Erschütterung verdanken, es drückt in seinem Beifall aus, daß der Aktschluß ohne die schauspielerische Hilfe wirkungslos verpufft wäre. Was soll daran so absurd sein? Warum stellen sich die Theaterpiffikusse plötzlich so naiv? Hat das Wiener Publikum wirklich Ohnet bejubelt, wenn Sonnenthal den Hüttenbesitzer, Philippi gehuldigt, wenn Baumeister im »Erbe« spielte? Das Berliner Publikum geht eben energischer ins Zeug, wenn die Sudermänner den Applaus einzuheimsen kommen. In Wien hat anerkanntermaßen Helene Hartmann die »Schmetterlingsschlacht« gerettet, weil sie das Gegenteil von dem spielte, was Herr Sudermann gewollt hatte. In Berlin hätte man demonstriert, wenn statt der großen Schauspielerin, deren Räuspern mehr wert war als das ganze »Schaffen« des Herrn Sudermann, der »Schaffende« vor den Vorhang getreten wäre. Herr Paul Goldmann meint ja allerdings, Herr Sudermann »müsse zum mindesten ebenso ernst genommen werden wie Frank Wedekind«. Aber Herr Goldmann, dem man öfter auf die Finger klopfen müßte, nennt ja auch Gerhart Hauptmann einen Autor und Blumenthal einen Dichter. Die Verse der Engel in »Hannele« verhöhnt er. »Das goldne Brot auf den Äckern, Dir wollt' es den Hunger nicht stillen; Die Milch der weidenden Rinder, Dir schäumte sie nicht in den Krug«. Schlichter Ergreifendes läßt sich nicht denken. Herr Goldmann kann sich selbst hier nicht zurückhalten und pißt wie folgt: »Sie reden in Versen, die hübsch klingen und doch gar keinen Eindruck machen. Denn die Mitleidsworte, die sie äußern, sind ohne Wärme... Und wieder sollte man meinen, daß Engel vom Himmel, die der liebe Herrgott zu einem armen Kinde herabsendet, diesem doch viel Zartes und Liebliches zu sagen wissen müßten, statt ihm salbungsvolle Aussprüche vorzudeklamieren...« Dieser platteste aller Klugschreiber, der sich jetzt jede Woche bemüßigt fühlt, einen Fettfleck auf die deutsche Kunst zu schmieren, war es wohl auch, der kürzlich aus Berlin an die »Neue Freie Presse« berichtete: »Frank Wedekind's neues Drama »Der Totentanz«, dessen Aushängebogen soeben erschienen sind, gab Anlaß zu einem heftigen Protest, den der Vorsitzende des deutschen Nationalkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels, das gegenwärtig in Bremen zu einer Beratung zusammengetreten ist, in folgendem Sinne äußert: Es sei tief bedauerlich, daß Leute, die sich durch Fleiß und Intelligenz eine literarische Bildung erworben hätten, so wenig moralische Bildung besäßen, eine große ernste Bewegung, die einen tiefen moralischen Kern habe, zu belächeln und zu verspotten. In dem Wedekindschen Drama wird eine dem Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels angehörige junge Dame vorgeführt, welche den Zynismen eines Mädchenhändlers so sehr

erliegt, daß sie ihn bittet, sie gleichfalls zu verkaufen.« Aushängebogen sind Bürstenabzüge. Sie können also nie »erscheinen«, sondern höchstens einer Zeitung zum Vorabdruck überlassen werden. Das wissen sonst Zeitungen. Daß die ‚Neue Freie Presse‘ erst aus Berlin das Erscheinen eines Werkes erfährt, das lange, bevor es in den Buchhandel kam, in vielen tausenden Exemplaren einer Wiener Zeitschrift verbreitet wurde, ist verzeihlich; die Zeitschrift heißt ‚Die Fackel‘, und die müssen Redakteure der ‚Neuen Freien Presse‘ nicht kennen. Aber die kritiklose Wiedergabe des Stumpfsinns, der im Verein der Mädchenhandelsfeinde geboren ward, ist unverzeihlich. Was ist Frank Wedekind? Ein Mann, der sich durch Fleiß und Intelligenz eine literarische Bildung erworben hat. Feinsinniger kann man seine Stellung in der Kunst wohl nicht bezeichnen. Daß ihm die Majore a. D., so da gegen den Mädchenhandel zu Felde ziehen, moralische Bildung absprechen, ist schmerzlich. Aber daß sie seine literarische Bildung zugeben, ist vernichtend.

Chronist. »Infolge eines heute früh bei der Station Ripanj erfolgten Zusammenstoßes eines Lastzuges mit einem gemischten Zuge, wobei ein Bremser getötet wurde, mußte der Orient-Expreszug nach Konstantinopel in Belgrad verbleiben. Im Orient-Expreszuge befinden sich auch die beiden Töchter des Fürsten von Bulgarien, welche die Zeit bis zur Abfahrt im Zuge verbringen werden. König Peter stattete den jungen Prinzessinnen einen Besuch ab.« So interessiert's die Leser. Die Berichterstattung für die Hinterbliebenen des getöteten Bremers, der in einem schmucklosen Nebensatz bestattet wurde, müßte anders verfahren: Bei einem Zusammenstoß zweier Züge, der eine Verspätung jenes Orient-Expreszuges . . . , in welchem sich die beiden Töchter des Fürsten von Bulgarien . . . , denen König Peter . . . , wurde ein Bremser getötet.

Klerikaler. Rom ist los von Lippay. Man schwelgt dort jetzt in Aufklärung. Der österreichische Hochadel nahm sich seine Vertretung durch den talentlosen Maler so zu Herzen, daß Prinzessin Alexandrine Windischgrätz nach Rom eilte, um den guten Papst, diesen gläubigsten aller Katholiken und Förderer der Künste des Herrn Lippay, über die Persönlichkeit des Herrn, der sich im Vatikan auf einen Auftrag des Thronfolgers berufen hatte, zu unterrichten. Der Vatikan hat seine Beziehungen zu Herrn Lippay sofort abgebrochen und bedauert es tief, daß sich weder der päpstliche Segen noch der päpstliche Grafentitel rückgängig machen läßt. Der Sultan, dem einst Herr Angelo Eisner schöne Grüße vom Kaiser überbrachte, soll noch immer nicht aufgeklärt sein.

Sammler. »Lansdowne wird den Fleck, den er seinem französischen Freunde und Komplizen Delcassé zu danken hat, so wenig mehr von seinem Gewande abstreifen können wie Macbeth«. Glaubt der Leitartikler der ‚Neuen Freien Presse‘ (18. Oktober). Die Fleckputzmittel-Inserenten werden schöne Augen gemacht haben! Vor allem jene, die Macbeth kennen und wissen, daß dort nicht vom Gewand des Lord, sondern von der Hand der Lady die Rede ist.

Kirchendiener. Da läßt sich nichts machen. Und wenn Sie sich mit Ihrer Beschwerde an das ‚Extrablatt‘ statt an die ‚Fackel‘ wenden, wird es Ihnen gerade in dieser traurigen Angelegenheit nichts nützen. Daß die Hochzeit in der Votivkirche stattfand, ist ja gewiß ein bedauerlicher Mißgriff. Aber Sie sollten doch das Publikum, das sich da neulich an der Verbindung der Häuser Bauer und Rinaldini »beteiligte«, endlich kennen. Ihr Gotteshaus wird von den Bewohnern der Kolingasse und Porzellangasse wegen der Nähe bevorzugt. Und ging's denn diesmal wirklich geräuschvoller zu, als bei den sonstigen israelitischen Hochzeiten in der Votivkirche? Der Bericht der Tagespresse liest sich allerdings wie ein Concordiaballbericht, in dem bekanntlich auch kein Geistlicher genannt wird. Wir erfahren, wer anwesend war, und freuen uns, all die glänzenden, fettglänzenden Namen zu finden, die uns so oft den Winter unseres Mißvergnügens erhellt. Aber mit stolzer Verachtung schweigt die ‚Neue Freie Presse‘ den Namen des Priesters tot, der die Trauung vollzogen hat. Herr Güdemann war es nicht. Der Weihbischof Marschall, der Beliebte, Oftgenannte, an sämtlichen Tafeln Moses' Geladene, war es auch nicht. Ein schlichter Pfarrer von Margarethen war es. Sprechen wir nicht mehr von diesem Stilfehler. Dagegen erfülle es uns mit Genugtuung, zu hören, daß das beliebte Fräulein Gerda Walde anwesend war. Bald wird sie unverwüstlich sein. Auch Herr Karczag war erschienen. Natürlich fehlten die Professoren Oser, Zuckerkandl und Herzfeld nicht. Da sah man den diplomatischen Ernst im Zwiegespräch mit der heiteren Muse, da sah man das sorgenvolle Gesicht des japanischen Geschäftsträgers sich zu freundlichem Lächeln verklären, als ihn das Fräulein Nepallek vom Ballett über die Lage interpellierte. Überall entwickelte sich die anregendste Konversation, aber vergeblich blieben die Bemühungen derer, die schüchterne Versuche zu promenieren machten. Schon wollte sich die Jugend zu ihrem Tanzrecht verhelfen, schon wollte Herr Julius Bauer ein Bänkel mit zündenden Pointen vortragen, als — die Herrschaften plötzlich gewahr wurden, daß sie nicht auf dem Concordiaball seien. Vielleicht hatte sie die Kirchenmusik, die Herr Charles Weinberger nicht komponiert hatte, aus der Illusion gerissen. Aber dafür ließen sie es sich wenigstens angelegen sein, daß man sie am nächsten Morgen in der Presse »bemerke«. Welch' eine Heerschau der Abhängigen! Ja, an solchen Tagen zeigt der Journalismus, was er vermag. Der Schauplatz seiner Machtentfaltung, ob Balllokal oder Kirche, ist ihm gleichgiltig. Der Jesuitismus hat über den Sophiensaal keine Macht, aber die Presse mietet sich ein Gotteshaus. Politik, Theater, Kunst, Literatur, Adel, Beamtentum, Gesellschaft — alles muß heran. Wenn Herr Julius Bauer Schwiegervater wird, wird die breiteste Öffentlichkeit zum Trauzeugen anrufen, der Glanz Österreichs als Beistand verwendet. Daß Girardi zur Stelle sein muß, ist schmerzlich. Bei Frau Hansi Niese-Jarno findet man's schon zur Hälfte begreiflich, Fräulein Walde und Herrn Streitmann möchte man nicht missen. Aber der Ministerpräsident Freiherr von Gautsch? Ist er ein notizenhungeriger Tenor? Oder will er gar seinem Vorgänger Koerber nach-

geraten? Und Ferdinand v. Saar, was sucht er neben dem Länderbankhahn? Wenn die Herrschaften Weihrauch brauchen, gehen sie sogar in die Kirche. Oder senden wenigstens Glückwunschdepeschen, die am andern Tag in der Zeitung gezählt und gewogen werden. Nicht jeder ist ja imstande, so schöne Verse wie der Freiherr von Doczi zu machen, der wie kein anderer berufen war, das witzige Familienereignis zu feiern, er, der in seiner eigenen Person die Verbindung von Adel und Geist verkörpert. »Du Spötter und Poet, Du Dorn im Aug' der Flachen« apostrophierte er Herrn Julius Bauer, diesen tiefsten Satiriker, der selbst Arthur Pserhofer an Bedeutung noch übertrifft. Wahrscheinlich wollte Herr Doczi es beklagen, daß die Zeitgenossen für die Tiefe der Erkenntnis von »Antonius und Cleopatra« als einer Reklame für »Busenschützer« und von »Oedipus« als einer Empfehlung von »Ausstich« nicht reif seien . . . Der Brautvater aber ging beglückt nachhause und freute sich, daß ihm die Wortverbindung zwischen Gotha und Ghetto gelungen war.

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Jene Herren Buchhändler und Abonnenten, die sich in den letzten Monaten des Erscheinens der ‚Fackel‘ über die auffallende Nichterledigung ihrer Wünsche und die Nichtachtung ihrer oft und oft wiederholten Urgegnen zu beklagen hatten, werden nachträglich um Entschuldigung gebeten. Die Gewissenlosigkeit und Unfähigkeit eines inzwischen entlassenen stellvertretenden Beamten, der — ohne gewinnsüchtige Absicht, ohne irgend einen erdenklichen Grund — fast alle Abonnementsaufträge trotz gebuchter Zahlung unausgeführt ließ, hat die Administration der ‚Fackel‘ in einen Zustand beispielloser Verwahrlosung gebracht, der erst bei nachträglicher Revision entdeckt wurde, die Verspätung des Wiedererscheinens der Zeitschrift verschuldet hat und längere Zeit noch den ordentlichen Gang der Versendung hemmen wird. Dafür sei im Voraus Nachsicht erbeten. Soweit sich der angerichtete Schaden feststellen ließ, soweit aus den hinterlassenen Papieren jenes Angestellten der ‚Fackel‘, der in ihrer Administration wie in Feindesland gehaust hat, die Wünsche der Besteller erraten werden konnten, sind sie unverzüglich erfüllt worden. Weitere Reklamationen — der Nummern oder der Rückzahlung, falls die Zusendung des Blattes jetzt nicht mehr gewünscht wird — wolle man an den Verlag der ‚Fackel‘ gelangen lassen.

Berichtigung.

In Nr. 185, S. 17, 2. Zeile von unten, ist statt »Novarra« *Novara* zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.

DIE FACKEL

Nr. 187

WIEN, 8. NOVEMBER 1905

VII. JAHR

DIE KINDERFREUNDE.

Wir werden den Eindruck nicht mehr vergessen. Die Vorstellung der Tat hat sich tief in unser Innerstes gesenkt und wird eine schwere Depression unseres Kulturgefühls zur Folge haben. Wir unverdorbenen Kinder unserer Zeit haben gesehen, wie der leibhaftigen Justiz unter die Röcke gegriffen wurde. Sie hatte die Augen verbunden und wußte nicht, wie ihr geschah. Wäre sie Jungfrau, wüßte man nicht, daß sie oft schon ins Kabinett gegangen, oft schon den Wünschen hochmöglicher Herren erlegen ist, die Tat müßte an Tätern und Helfern schwer geahndet werden. Weil aber die routinierte Dame das Vergnügen der Schmach längst stärker als die Schmach des Vergnügens empfindet, so bleibt das Gefühl peinlichen Erlebens der unmündigen Zeugin Öffentlichkeit gegönnt. Wie wird sie mit den Eindrücken, die sie in der Dunkelkammer des Gerichtssaals empfangen hat, fertig werden? Wie werden die Väter jener Kinder, die gierig nach den Zeitungsberichten über den Prozeß Beer gegriffen haben, sich mit den Amateurphotographen der Gerechtigkeit abfinden, die in den Alkoven ihres Hauses die öffentliche Meinung luden und sie an den Aufnahmen unzüchtiger Tatbestände sich delectieren ließen? Ist solche Öffentlichkeit geheimer Verhandlungen nicht strafwürdig? Ist der perverse Einfall, Vertreter der Wiener Presse als Vertrauensmänner zuzulassen, nicht dem Hirn

eines ausgepichteten Justizwüstlings entsprungen? Ach, die österreichischen Ereignisse kommen mit ihrer Kraft der Antithese schon als Satire zur Welt, und ein Satiriker, der ihre künstlerische Gestaltung erstrebt, muß eher mildern, als übertreiben. . . Wenn Professor Theodor Beer wirklich das getan hat, wessen er angeklagt wurde, wenn er zwei Knaben an Körper und Seelenheil gegriffen hat, — läßt sich sein Verschulden mit der familienfeindlichen Unmoral vergleichen, die die Führer und Förderer dieses Prozesses auf dem Gewissen haben? Was sind die Obszönitäten, die im Hause Beer den Kindersinn verwirrt haben sollen, neben den anderen, die diese Gerichtsverhandlung den Kindern aller Familien gezeigt hat, so da in der ‚Neuen Freien Presse‘ oder im ‚Deutschen Volksblatt‘ Erbauung suchen? Was bedeutet die Gemütsdepression des kleinen Oskar, unter der die Wiener Öffentlichkeit seit zwei Jahren leidet, neben jenem Zustand, in den die Gesellschaft versetzt wird, wenn der Familiensinn seine Scham entblößt und die Gerechtigkeit auffordert, Selbstbefleckung zu treiben?

Das Verschulden eines Angeklagten wird zu bemessen sein, wenn die Schuld seiner Kläger und Richter vor den Augen einer überprüfenden Öffentlichkeit geklärt ist. Nie noch hat ein Sittlichkeitsprozeß schwerere Unsittlichkeit erzeugt, nie ist eine Anklage wegen Perversität verkehrterem Fühlen entsprungen. Die Wiener Moraljustiz arbeitet prompter als die Wiener Kehrriechwalze: sie verbreitet den Schmutz nicht bloß, sie vermehrt ihn. Wenn wir an den Feststellungen des Gerichtsverfahrens nicht rütteln, wenn wir die Depositionen kindlicher Erinnerung als Zeugenaussagen achten wollen, welch heilloser Skandal bleibt das Vorgehen jener bedenkllicheren Kinderfreunde, die zwei Knaben in den Löwenrachen großstädtischer Sensation gesteckt, die den seelischen Schaden, den diese heimlich empfangen hatten

und öffentlich bestätigen mußten, hundertfach vergrößert haben! Den Angeklagten zu überführen, hat es eines Zeugenbeweises bedurft, hat die Aussage zweier Kinder genügt. Aber zur Belastung seiner Ankläger genügt schon die Anklage. Wer hat den armen Jungen übler mitgespielt: der Photograph, der sie im Atelier, oder die Väter, die sie im Gerichtssaal entkleidet haben? Als Oskar und Gustav das erstmal an ihrer Seele Schaden nahmen, haben sich ihre Familien für sie zu interessieren begonnen. Nun sind sie, an der Schwelle der Mannbarkeit, zu öffentlichen Figuren geworden: von der Neugierde ihrer Lern- und Spielgenossen geplagt, auf dem Weg ins Leben von dem Interesse einer Gesellschaft begleitet, die den Helden der Skandalprozesse treuere Erinnerung bewahrt als den Helden der Barrikade. Solch frühreifer Ruhm ist leichter zu erringen als zu ertragen. Die kleinen Prostituierten, die die Weisheit der Staatsbehörde im Berliner Sternberg-Prozeß den Lüstlingen vorführte, sind im Preise gestiegen. Den kindlichen Zeugen des Beer-Prozesses, bei denen die Nachfrage keinem Angebot entspricht, steht ein größerer Erfolg bevor. Hoffentlich wird die prompte Sicherheit, mit der die Knaben dem gerichtlichen Verhör Stand gehalten haben, sie nicht verlassen, wenn weitere Anfechtungen sie zwingen sollten, den Arm der Gerechtigkeit herbeizurufen. Ich glaube nicht, daß es an Gelegenheit fehlen wird, und es mag wahrlich nicht immer leicht sein, bei den Behörden Glauben zu finden, zumal wenn es gilt, sich der schmeichelhaftesten Anträge der ersten Päderasten der Monarchie zu erwehren... Der »Vater des zweiten Knaben« gab an, daß ihn — in seinem Verkehr mit dem Angeklagten — vor allem eine Äußerung des Professors Beer »mit Mißbehagen erfüllt habe«: daß »die größten Feinde der Kinder die Eltern« seien. Welche Großmut ließ ihn dies Wort des Gegners zitieren! Wenn ihn etwas mit

dem Verführer seines Kindes versöhnen könnte, mag es die späte Erkenntnis sein, daß der Herr Professor in diesem wie in keinem andern Falle Recht gehabt hat.

Der »Vater des ersten« und der »Vater des zweiten Knaben«, der »Vater des eben vernommenen und der »Vater des zuerst vernommenen Knaben«... Die vornehme Presse hat bloß den Namen des Mannes genannt, der die Knaben nackt photographiert hat, aber nicht die Namen der Kinderfreunde, die sie nackt ausstellten. Sie heißen Steger und Freund. Dieser ist bloß Hof- und Gerichtsadvokat, jener auch Regierungsrat und Mitbesitzer einer Kunstbutterfabrik, aus deren Vorrat er den Glanz seiner Plaidoyers bezieht. »Er reißt fort, wenn er will«, heißt es in Schmocks Dekameron der Zierden unseres Barreaus, »um ein anderes Mal eine Sache gänzlich fallen zu lassen.« Diesmal war er, da er die eigene Sache vertrat, so bescheiden, sie gänzlich fallen zu lassen. »Herr Regierungsrat Steger«, schreibt sein Biograph, »hat den Mut, den ich ihm in der heutigen Zeit hoch anrechne, mit Stolz sich als Jude zu bekennen. Er saß, solange man es ihm nicht verekelte, sogar im Vorstande der Kultusgemeinde und legte flammenden Protest ein gegen die Ritualmordverdächtigung, trotzdem er Regierungsrat war. Er hatte jedenfalls den Mut seiner Überzeugung.« Ich glaube, daß er bloß die Überzeugung seines Mutes hat. Denn Regierungsrat wurde er, als man seine Fähigkeit entdeckte, mit dem Erzherzog Eugen vierhändig Klavier zu spielen, aber seine Stelle im Vorstand der Kultusgemeinde legte er nieder, als man »es ihm verekelte«. Seine äußere Erscheinung im Verein mit seinen musikalischen Fähigkeiten weist darauf hin, daß nicht nur sein Wort, sondern auch seine Stimme in der Gemeinde Geltung hat: man würde ihn, seitdem der Talar eingeführt ist, auf den ersten Blick für eine Art Oberkantor in Strafsachen halten. Alles an dem Mann ist

sonor. Und alles in eine Sonnenthal'sche Temperatur warmen Wohlwollens getaucht, in der die Kunstbutter zergeht, die man erzeugt und die man auf dem Kopfe hat. Weh dem aber, der sich das Wohlwollen des Vaters — das Wort muß Tränen erpressen — verscherzt! Dann steht ein Gott der Rache auf, der da ahndet, was an den Kindern gesündigt wurde, bis ins dritte Geschlecht und bis zur letzten Instanz. Denn es steht geschrieben: »Ihre Tochter sollst du nicht für deinen Sohn nehmen. Denn sie würde deinen Sohn abwendig machen, daß er anderen Göttern diene; und der Herr würde zürnen über euch, und dich eilends vertilgen«. In eine getäuschte Hoffnung haben die Schriftgelehrten des Falles Beer-Steger, die Exegetiker dieser zwischen den Familien einer Eskomptefirma und einer Margarinfabrik spielenden Sensation, haben die Ältesten des Franz Josefs-Kai den Ursprung der Bibelrache verlegt. Sie führt dann zu den folgenden Verkündungen, die man wörtlich in den fünf Büchern und ähnlich in den zehn Zeitungen Moses nachlesen kann: »Und bei einem Manne sollst du nicht schlafen, wie bei einem Weibe; ein Abscheu ist dies . . . Und kein Tier sollst du beschlafen, und dich damit verunreinigen. Und ein Weib soll sich nicht vor ein Tier stellen, sich mit ihm zu begatten; dies wäre eine schändliche Befleckung . . . Du sollst dir kein Abbild machen von irgend Etwas . . . Ihr sollt eure Haare nicht ringsum am Ende abscheeren; und du sollst von den Enden deines Bartes nichts abnehmen . . . Mannes Kleider soll ein Weib nicht anziehen; und ein Mann soll keines Weibes Kleider anziehen; denn ein Gräuel des Herrn, deines Gottes, ist Jeder, der dies tut . . . Hüte dich, daß du nicht vergessest des Herrn, deines Gottes, wenn du gegessen hast, und satt bist, und schöne Häuser bauest, und darin wohnest . . . Wenn du ein neues Haus bauest, so sollst du ein Geländer um dein Dach machen, daß du nicht Blut-

schuld auf dein Haus ladest, wenn etwa Jemand herunterfiel . . . Wenn Jemand ein Weib nimmt, und ihr beiwohnt, aber sie nachher hasset, und ihr schändliche Dinge aufbürdet, und einen üblen Ruf über sie ausbringt, so sollen die Ältesten der Stadt den Mann nehmen und ihn züchtigen . . . Fliehet Jemand in eine dieser Städte, so sollen die Ältesten hinsenden, um ihn von dort zu holen, daß er sterbe . . . Denn in seiner Zufluchtsstadt hätte er bleiben sollen, bis der Hohepriester gestorben war . . . Ein einzelner Zeuge soll nicht aufstehen gegen Jemand, wegen irgend einer Missetat und irgend eines Vergehens, bei allen Sünden, die er begeht; durch die Aussage zweier Zeugen werde eine Sache bestätigt . . . Du sollst keinen Wucher nehmen von deinem Bruder, Wucher von Silber, Wucher von Speise, Wucher von sonst etwas, womit man wuchern kann. Von Fremden darfst du Wucher nehmen . . . Heil dir, Israel! wer ist, wie du? Volk, beglückt von dem Herrn, dem Schilde deiner Hülfe, und der das Schwert deiner Hoheit ist, es schmeicheln dir deine Feinde, aber du trittst auf ihre Höhen!« . . .

Sollte das Gerichtsverfahren, dem Herr Dr. Beer in diesem Chaos von Päderastie, Sodomie und Photographie, von Friseurkunst und Architektur, von Selbstmord, Verrat, Steckbrief, Reichtum und Übermut erlag, nicht doch ein wenig jenem Gotte, der da ahndet, geopfert haben? Der Angeklagte war von seinem vielgeschmähten ersten Anwalt, der ihn in die Flucht jagte, besser beraten, als von seinem Dr. Bachrach, der ihm für ein Honorar von hunderttausend Kronen den Sieg versprach. Herrn Zweigenthals Worte: »Es ist schade, daß du nicht schuldig bist, denn es ist unter Umständen leichter, einen Schuldigen freizubekommen als einen Unschuldigen; wärest du schuldig, würde man die ganze Sache einfach in die psychiatrische Gasse bringen und be-

weisen, daß du nicht normal bist — sind nicht, wie die antisemitische Preßhorde brüllt, der Ausdruck jüdischer Advokatenmoral, sondern bloß einer Erfahrung, die den Wahnsinn der Sexualjustiz so oft durch die Unmoral der Psychiatrie paralyisiert sah. Welcher einsichtige christliche Anwalt würde seinem Klienten mit anderer Auffassung dienen? Herr Regierungsrat Bachrach glaubte es mit seinem eigenen Einfluß probieren zu können. Er hat ihn nicht ohne Erfolg für das Interesse der Gegner verwendet. Vor allem setzte er, dem ein Verteidigerruhm ohne Herolde standeswidrig schien, seinem Klienten die Wiener Publizistik in den Pelz. Dann erreichte er, daß der Klient mit den Anklägern einen Vergleich schloß, der seine ruhige Verurteilung garantierte. Die Väter würden ihn bloß mit dem allernotwendigsten belasten, als schlichte Zeugen, nicht als Privatbeteiligte ihm gegenüberstehen. Um solchen Preis hat der Angeklagte auf die Gelegenheit verzichtet, in das psychologische Dunkel, in dem die Anschuldigung erst konkrete Form gewann, Klarheit zu bringen. Diese Passivität und noch zwanzigtausend Kronen Honorar für den Anwalt der Väter sollten einen Freispruch nach sturmloser Verhandlung ermöglichen, in der die sachliche Widerlegung sachlicher Aussagen den Gerichtshof von der Unschuld des Angeklagten überzeugen würde. Die Vornehmheit, die Herr Dr. Bachrach in der Berührung mit dem Schmutz der Hoheiten erlernt hat, war von Übel. Ein Regierungsrat hackt dem andern kein Auge aus, aber der Angeklagte bekam bloß die Nachteile jenes Abkommens zu spüren und mußte vor der Familienrache mehr verantworten, als ihm zur Last gelegt ward. Unter den Augen kontrollierender Vertreter der Skandalsucht. Die beiden Väter aber durften sich der Sachlichkeit freuen, mit der sie der Angeklagte und dessen Verteidiger bedienten, und der eine war vielleicht am Schlusse des Verfahrens

erstaunt, daß der Gegner nicht einmal der kriminellen Gefahr gedacht hatte, die blinde Vaterliebe über einen armen Jungen heraufbeschwor, der heute noch zu unmündig ist, um den Ruhm seiner Zeugenschaft zu ertragen, aber zur Zeit der Tat schon mündig genug war, um vor dem Gesetze die Mitschuld zu verantworten. Indes, elterliche Sorge baut auf ihre eigene Weise dem Schaden vor. »Was möglich war, das tat er«, der Vater, der einfach in die Redaktionen des Liberalismus ging und sie bewog, zu unterdrücken, was sich unterdrücken ließ, Namen, Stand, Alter usw. . . . Es war eine öffentliche Verhandlung gegen den Dr. Beer und eine geheime gegen den Dr. Steger. Denn dieser ist ein eifervoller Gott, und Wiener Blätter dürfen seinen Namen nicht eitel nennen. Sie wissen, wann sie diskret sein dürfen, ohne gegen die journalistische Standesehre zu verstoßen.

Ob der Bock nicht doch noch eher zum Gärtner taugt als der Journalist zum Vertrauensmann, ist eine Frage, von deren Entscheidung der Bestand des alten Sprichworts oder die Bildung eines neuen abhängen wird. Glücklicherweise hat journalistische Diskretion wenigstens jene Vorkommnisse verschwiegen, deren Mitteilung der Erkenntnis des wahren Sachverhalts gedient hätte. Dagegen war sie — von der kinderfreundlichen Gesinnung der Väter gewonnen — schon vor der Verhandlung am Werke, den Beschuldigten weit über das Maß seiner Schuld büßen zu lassen. Da brachte jeder Tag einen neuen »Fall«, neues Belastungsmaterial; da wurde eine »Erkrankung« des ersten Knaben, dessen Geständnis jetzt so vielen Eltern die Augen geöffnet hatte und noch öffnen würde, gemeldet. Kein Zweifel, man hatte es mit einem Lüstling wildester Richtung zu tun, dessen Treiben erst ruchbar wurde, als er die »schändliche Krankheit« — so heißt sie offiziell — auf eines seiner unglücklichen Opfer übertragen hatte. Da mußte denn

freilich Richter Lynch das Urteil sprechen. Aber schnell, — ehe ihm die Aufklärung wird, daß eine Mittelohrentzündung von der Wissenschaft bis heute nicht unter die venerischen Erkrankungen eingereiht ist . . . Jahre vergehen, die Untersucher haben Zeit und Eifer. Noch immer täglich ein neuer Fall, mindestens eine neue Notiz. Gegen den Mann, der als Biolog und Psycholog das wissenschaftliche Experiment zum Vorwand seiner Lust nehmen konnte, wird am Tage des Gerichts die ganze besitzlose Volksklasse zeugen. Was möglich war, das tat er — der Vater nämlich. Aber siehe da, in der Verhandlung treten Eltern und Söhne auf, die von dem Wahn besessen sind, daß beim Photographieren nichts geschehen, nicht einmal das »Storch-Märchen« widerlegt worden sei, und man muß noch Gott danken, daß auf die zwei Hauptzeugen ein Verlaß ist und daß wenigstens sie ein Abenteuer mit der durch vier Jahre gesteigerten Erinnerungsfähigkeit wiederzugeben wissen . . . Wenn ich hier von dem — Geheimnis der Zeugung spreche, so meine ich natürlich jenes, das der Angeklagte der Jugend sträflich offenbart hat. Denn die Kinder selbst mag nach wie vor der Storch bringen, aber die Zeugnisaussagen von Kindern kommen auf natürlichem Weg zustande. Was sie vor Gericht gesagt haben, ist gewiß jene Wahrheit, an die sie mit der Zeit glauben lernten, und mindestens von derselben Ehrlichkeit beseelt, wie die Erzählungen hysterischer Frauen, die Notzuchtsattentate bezeugen, wenn sie sie schon nicht erleben . . . Wo in aller Welt nahm man all die Phantasie her, die vor, in und nach dieser Gerüchtsverhandlung verbraucht wurde? Die Reportage unterstrich, was sie nicht sagte, weckte Vorstellungen krasser Art, wo sie verschwieg, daß jene gelindeste Usance des Homosexualismus verfolgt war, die im Deutschen Reiche straflos ist. Konnte sie von den Taten des Dr. Beer nicht sprechen, so schwelgte sie

in der Stimmung des Milieus. Man sollte den Eindruck empfangen, daß im Hause Beer, wo hilfreiche Frauen den Lüsten des Gatten und Sohnes assistierten, eine Art Kinderschändungsgesellschaft G. m. b. H. etabliert war, die sich bei besonderer Bestellung auch mit Tierexperimenten befaßte. War die Neugierde des Lesers mit Perversitäten überfüttert, so konnte es nicht schaden, wenn sie auch das vielzitierte Telegramm des Angeklagten an seinen Rechtsanwalt »Stier bei den Hörnern fassen« als eine sodomitische Weisung auffaßte. Die Phantasie mißbrauchter Leser sollte nicht träger arbeiten als die der jugendlichen Gäste des Hauses Beer, denen man »obszöne Photographien« gezeigt hatte. »Elephantenrüsselartige männliche Glieder«, so beschrieb der jüngere, »die sich um nackte Körper schlingen«. Also offenbar, da die Natur nicht so verschwenderisch ist, keine Amateurphotographien, sondern Reproduktionen von Gemälden. Und der Angeklagte gestand, daß in seinem Bibliothekszimmer tatsächlich außer einer Darstellung der Laokoongruppe die berühmten Stuck'schen Bilder »Die Sünde« und »Die Wollust« aufgestellt sind. Dem Zeitungsleser ward dies Geständnis, das die Autorität des Kronzeugen erschüttern konnte, vorenthalten. Dafür wurde er reichlich durch die Mitteilung alles dessen entschädigt, was in der Verhandlung nicht vorgekommen ist. Eine Fälschung von vielen: Auf die Frage des Staatsanwalts, warum die Gattin des Angeklagten kurze Haare trage, hat sie nie die Antwort gegeben, die langen seien ihr in der Tür eingeklemmt worden. Dem Ankläger selbst mußte jeder Lacheffekt erspart bleiben. Eine Bonne sagt aus, daß sie einen zweiundeinhalbjährigen Knaben, der nackt photographiert werden sollte, ins Atelier des Dr. Beer brachte. Der Staatsanwalt fragt sie, warum sie nicht auf das Schamgefühl des Knaben, der seine Nacktheit einem Weibe zeigen mußte, Rücksicht genommen habe. Um den

Paroxysmus obrigkeitlicher Sittlichkeit, die den Säugling unzüchtiger Berührung seiner Amme beschuldigen könnte, zu dämpfen, waren die Zeitungen so kulant den Knaben um ein Jahr älter zu machen. Dafür ließen sie wieder den älteren Belastungszeugen — der sich selbst belastete — um vier Jahre jünger sein. Daß der Angeklagte so irrsinnig gewesen sei, die Abfassung einer Broschüre zu planen, in der er sämtliche Frauen, an denen er seinen normalen Geschlechtstrieb bewiesen hat, preisgeben wollte, müssen die Leser der Gerichtssaalberichte glauben, da sie bloß von der Behauptung, nicht von dem Protest Kenntnis haben. Das journalistische Zartgefühl ist vor Mißdeutung sicher. Es lüftet nicht einmal das Inkognito des »bekannten Gynäkologen«, dem eine Sterbende die Gräueltaten beichtet haben soll, zu deren Anblick sie ihre Leidenschaft für den Angeklagten gezwungen hätte. Auf dem Sterbebett lügt man nicht — rief der Staatsanwalt. Aber ist denn Herr Dr. Herzfeld auf dem Sterbebett? Dann müßte er die schwerste Schuld beichten, mit der ein Mann und Arzt sein Gewissen belasten kann: die Verletzung der Verschwiegenheitspflicht gegen eine Frau. Der Reporter ist diskreter als der Arzt; er hat bei der widerlichsten Episode dieses widerlichen Prozesses nicht allzulange verweilt und den Namen des Trefflichen verschwiegen, der das Geheimnis einer Sterbenden dem nach Belastungsmaterial fahndenden Anwalt der beiden Väter ausgeliefert hatte. Vor dem Untersuchungsrichter hatte der Spezialist für Frauenleiden sich der Aussage entschlagen, weil die Mitteilung eines Berufsgeheimnisses den Arzt in Konflikt mit einem Strafparagrafen, weil sie ihm Schande bringen könnte. Einem guten Bekannten gegenüber fühlte er sich zu so strenger Auffassung nicht genötigt und entband sich mit glücklicher Ruhe der ärztlichen Diskretionspflicht. Neidlos läßt man ihn jetzt in Fachkreisen als geschickten Entbinder gelten...

Ein Sittlichkeitsprozeß ist die zielbewußte Entwicklung einer individuellen zur generellen Unsittlichkeit, von deren düsterem Grunde sich die erwiesene Schuld des Angeklagten leuchtend abhebt. Die Frage, ob Herr Dr. Beer Knaben mißbraucht hat, mag der Ankläger schwereren Mißbrauchs ohneweiters bejahen. Man muß nicht einmal die Strafe in ihrer weit unter das gesetzliche Maß reichenden Milde als ein Schuldbekennnis des Gerichts auffassen, nicht glauben, daß die Richter in jener einflußvergifteten Stimmung, die ein Opfer verlangte, den Ausweg zahmer Verurteilung gesucht haben. Man mag auch mit den Müttern dieser Verhandlung glauben, daß hysterische Knaben an Eindrücken, die sie in den Jahren der Pubescenz erlebt oder erlitten haben, sich als »Fanatiker der Wahrheit« bewähren können, daß Hänschen Rilow in Wedekind's (nicht aus der Gerichtssaalpsychologie gebornen) Kindertragödie »Frühlingserwachen« ein kleiner Gregor Werle ist, der die Onanie für eine Lebenslüge hält und darum ein Venusbild, das den Schlaf seiner Nächte stört, dem Orkus des Klosetts überantwortet. Es ist nicht ganz so. In einem ausführlichen Gutachten zum Fall Beer hat der Breslauer Psychologe William Stern die Steigerung der vor Mutter, Onkel und Untersuchungsrichter abgelegten Bekenntnisse anders als der Staatsanwalt, anders als mit der Abnahme des Schamgefühls zu erklären versucht: »Psychische Ursachen, die dem Verhör eine so sehr viel geringere Glaubwürdigkeit verleihen als dem Bericht, gibt es viele . . . Zunächst wirkt jede Frage als Zwang auf den Gefragten, Erinnerungspartien, die so unklar waren, daß sie sich nicht von selbst einstellen konnten, mit Gewalt hervorziehen. Sodann wirkt die Frage als Suggestion: sie legt eine Stellungnahme nahe, die der Fragende erwartet und die der Gefragte, wenn er suggestibel ist, nur allzuleicht ohne Prüfung zur seinigen macht, selbst im Gegensatz zum wirk-

lichen Erlebnis. Endlich aber wirkt die Frage, namentlich die recht eindringliche, bohrende, oft wiederholte, als eine der gefährlichsten Anreizungen zu Phantasie- und Lügengebilden, die zu Hilfe genommen werden, um die Fragefolter endgiltig los zu werden«. Ein für die Psychologie des Kindes tief bedeutsames Beispiel, ein merkwürdiges Analogon zum gegebenen Fall hat der Sachverständige in Gottfried Keller's »Grünem Heinrich« gefunden: »Ich saß einst hinter dem Tische, mit irgend einem Spielzeuge beschäftigt, und sprach dazu einige unanständige, höchst rohe Worte vor mich hin, deren Bedeutung mir unbekannt war und die ich auf der Straße gehört haben mochte. Eine Frau saß bei meiner Mutter und plauderte mit ihr, als sie die Worte hörte und meine Mutter aufmerksam darauf machte. Sie fragte mich mit ernster Miene, wer mich diese Sachen gelehrt hätte, insbesondere die fremde Frau drang in mich, worüber ich mich verwunderte, einen Augenblick nachsinnend, und dann den Namen eines Knaben nannte, den ich in der Schule zu sehen pflegte. Sogleich fügte ich noch zwei oder drei andere hinzu, sämtlich Jungen von zwölf bis dreizehn Jahren, mit denen ich kaum noch ein Wort gesprochen hatte.« Die Sache wird angezeigt; es folgt Verhör in der Schule, und der Knabe gestaltet nun die begonnene Fälschung zu einem gewaltigen Phantasie- und Lügengewebe aus: »Wo hast du die bewußten Dinge gehört von diesen Buben?« Ich war sogleich wieder im Zuge und antwortete unverweilt mit trockener Bestimmtheit: »Im Brüderleinsholze!« Dieses ist ein Gehölz, eine Stunde von der Stadt entfernt, wo ich in meinem Leben nie gewesen war, das ich aber oft nennen hörte. »Wie ist es dabei zugegangen, wie seid ihr dahin gekommen?« fragte man weiter. Ich erzählte, wie mich die Knaben eines Tages zu einem Spaziergange überredet und in den Wald hinaus mitgenommen

hätten, und ich beschrieb einläßlich die Art, wie etwa größere Knaben einen kleinern zu einem mutwilligen Streifzuge mitnehmen. Die Angeklagten gerieten außer sich und beteuerten mit Tränen, daß sie teils seit langer Zeit, teils gar nie in jenem Gehölze gewesen seien, am wenigsten mit mir! Dabei sahen sie mit erschrecktem Hasse auf mich, und wollten mich mit Vorwürfen und Fragen bestürmen, wurden aber zur Ruhe gewiesen und ich aufgefordert, den Weg anzugeben, welchen wir gegangen. Sogleich lag derselbe deutlich vor meinen Augen, und angefeuert durch den Widerspruch und das Leugnen eines Märchens, an welches ich nun selbst glaubte, da ich mir sonst auf keine Weise den wirklichen Bestand der gegenwärtigen Szene erklären konnte, gab ich nun Weg und Steg an, die an den Ort führen. Ich kannte dieselben nur vom flüchtigen Hörensagen, und obgleich ich kaum darauf gemerkt hatte, stellte sich nun jedes Wort zur rechten Zeit ein.« Folgt die Erzählung der kompliziertesten Abenteuer. »Noch nie hatte man in der Schule eine solche Beredsamkeit an mir bemerkt, wie bei dieser Erzählung. Es kam niemand in den Sinn, etwa bei meiner Mutter anfragen zu lassen, ob ich eines Tages durchnäßt und nächtlich nach Hause gekommen sei. Dagegen brachte man mit meinem Abenteuer in Zusammenhang, daß der eine und andere der Knaben nachgewiesenermaßen die Schule geschwänzt hatte, gerade um die Zeit, welche ich angab. Man glaubte meiner großen Jugend sowohl, wie meiner Erzählung; diese fiel ganz unerwartet und unbefangen aus dem blauen Himmel meines sonstigen Schweigens. Die Angeklagten wurden unschuldig verurteilt als verwilderte bösertige junge Leute, da ihr hartnäckiges und einstimmiges Leugnen und ihre gerechte Entrüstung und Verzweiflung die Sache

noch verschlimmerten; sie erhielten die höchsten Schulstrafen, wurden auf die Schandbank gesetzt und überdies noch von ihren Eltern geprügelt und eingesperrt.« Erst nach Jahren geht ihm sein Unrecht auf. »So oft ich daran dachte, stieg mir das Blut zu Kopfe und ich hätte mit aller Gewalt die Schuld auf jene leichtgläubigen Inquisitoren schieben, ja sogar die plauderhafte Frau anklagen mögen, welche auf die verpönten Worte gemerkt und nicht geruht hatte, bis ein bestimmter Ursprung derselben nachgewiesen war«. . . Gottfried Keller's Gutachten durfte im Prozeß nicht zur Verlesung gelangen. Man wird sagen, daß der »Grüne Heinrich« ein autobiographischer Roman ist und daß im kleinen Gottfried eben schon der exzeptionelle Mensch, der große Dichter steckt. Aber vielleicht ist auch die Zeugenaussage des kleinen Oskar eine Talentprobe, und wenn er ein Dichter ist, muß deshalb ein Anderer noch kein Päderast sein. . . Dem Breslauer Psychologen fällt es übrigens auf, daß die beiden Knaben leugnen, miteinander verkehrt zu haben; die Kommunikation lasse sich mit Bestimmtheit annehmen. Und sie wird auch von kopfschüttelnden Freunden beider Häuser bestätigt. Das Stern'sche Gutachten kommt zu dem Schlusse, daß die Aussagen der beiden Jungen — so weit sie im Protokoll des Untersuchungsrichters gediehen sind —, insbesondere die des Hauptbelastungszeugen, »so viel psychologische Fälschungsmomente zeigen, daß sie nicht als Beweisgründe für die Realität des behaupteten Tatbestandes gelten können«, und daß die psychische Veränderung des jüngeren Knaben »weder in ihrem Beginne und Verlauf noch in ihrer Beschaffenheit mit Sicherheit auf einen einmaligen Choc zurückzuführen sei und daher nicht den Charakter eines objektiven Beweismomentes habe«. Ich will dem Fachmann Unrecht und den Laien,

die die beiden Zeugen in der Verhandlung gehört haben, Recht geben. Ich will auch ein weiteres Bedenken gegen die Echtfärbigkeit ihrer Bekenntnisse nur äußern, um es zu besiegen. Die Knaben schienen so zu deponieren, als ob sie schon im Erlebnis die sittliche Empörung empfunden hätten, die sich später ihrer Eltern bemächtigen sollte. In der kindlichen Verwunderung über all das Neue, das sie gesehen haben, klingt gleich die pädagogische Mißbilligung mit. Der eine Knabe sagt: »Ich habe ihr nun erzählt, was Dr. Beer mit mir getan hat, daß er mir Aufklärungen gab, die ich nicht verlangt habe«. (Sie wollen mir sagen, wie die Kinder zur Welt kommen, mein Herr? Ich bin nicht neugierig; das werde ich noch früh genug erfahren.) »Ich dachte mir nur: Es ist unmöglich, was er mir gesagt hat, das kann nicht sein, das kommt nur bei ordinären Leuten vor. Es haben sich in mir unnatürliche Vorstellungen gebildet«. (Ich bin im Entwicklungsalter, mein Herr, und da bleiben leicht sexuelle Eindrücke haften; also Vorsicht, wenn ich bitten darf!) »Der furchtbare Eindruck ist mir klar geblieben«. Und auf eine Frage des Verteidigers, wörtlich: »Umso besser für sie, Herr Verteidiger, wenn Sie so etwas nicht durchgemacht haben«. Der Präsident appelliert an die psychologische Erfahrung des Zeugen: »Spielt Ihnen die Phantasie vielleicht einen Streich, daß Sie verweben, was Sie denken, mit dem, was sich wirklich zugetragen hat?« Antwort: »Nein«. Und der Knabe erzählt, er habe, nachdem er einmal dem Dr. Beer begegnet sei, zuhause voll Wut die Handschuhe ausgezogen und der Mama gesagt: »Ich rege mich auf, weil ich ihn wieder traf. Die Handschuhe ziehe ich nicht mehr an. Ich habe mir auch die Hand gewaschen«. Und: »Den Schmutz bringe ich in meinem Leben nicht weg«. Die Reaktion auf die Tat des Verführers war also eine

hochmoralische. Und wieder: »Es war mir das Ganze unverständlich. Ich habe dem Vorfall keinen Wert beigemessen«. Auf die Frage, ob der Zeuge mit jemandem darüber gesprochen habe: »Nein. Ich habe mit niemandem darüber gesprochen. Ich suchte die unangenehme Erinnerung zu verlieren.« Dr. Beer zeigte Photographien, die der Knabe »nicht habe sehen wollen; es seien Bilder gewesen, die ihn abgestoßen hätten«. Auch die Erzieherin bezeugt das kindliche Verständnis für den Übergriff des Erwachsenen. In Aussee habe ihr der Knabe gesagt: »Dr. Beer hat mich bei der Tür empfangen, war aber noch nicht angezogen. Was sagst du dazu?« (Ich wette, er ist homosexuell — muß hier ergänzt werden). Auch der Onkel berichtet, der Knabe habe ihm ein Gespräch mit Dr. Beer wie folgt wiedererzählt: Beer fragte: Glaubst Du an den Storch? Der Knabe habe »mit Nein geantwortet, obwohl er eigentlich davon nichts wußte«. »Er wollte nur von dem Thema loskommen.« Er hatte, sagt die Mutter, »niemals Neigungen, auch nur ein Witzblatt mit gewissen Bildern anzusehen, wenn es zufällig in seine Hände kam. Er hat keinen Geschmack dafür gehabt«. Er ist ein »Fanatiker der Wahrheit«. Aber er beichtet nicht nur eine Unsittlichkeit, er erkennt sie auch sofort. Sonst sind Kinder neugierig und Mütter erfahren. Hier ist es einmal umgekehrt. Sonst fragt der Bub, der zum erstenmal einen Klassiker liest, was das Wort »Hure« bedeute. Darauf gibt ihm die Mutter in der Regel eine Ohrfeige. Hier wäre es wohl umgekehrt. Dies Kind — kein Engel ist so rein, aber auch keiner so ahnungsvoll — spricht von den Gefahren, die seiner Jugend drohen, etwa so, wie jener Possenfriedrich von dem siebenjährigen Krieg, in den er zu ziehen beschließt. Um im Milieu des Prozesses zu bleiben: Diese kleinen Historiker sind wirklich rückwärts gekehrte Propheten . . .

Indes, wenn wir auch von der Schuld des Herrn Dr. Beer überzeugt sein müßten, um ihn verurteilen zu können, so brauchen wir gewiß nicht an seine Unschuld zu glauben, um zur Verurteilung des Prozesses berechtigt zu sein. Besteht zwischen dem, was er getan hat, und dem, was er leiden soll, ein Mißverhältnis, so mag es ihn, seine Freunde, seine Juristen beschäftigen. Weit ärgere Zwietracht regt uns auf, die wir im Walten einer schamlosen Sittenjustiz tagtäglich Vernunft in Unsinn, Wohltat in Plage verwandelt sehen. Und so wie ich manchmal stilistische Fehler einer journalistischen Äußerung, die ich zitieren will, heimlich beseitige, um ihre infame Gesinnung um so wirksamer bloßzustellen, so könnte ich einem Prozeßverfahren seine gesetzliche Korrektheit zubilligen, um wichtigeren Schlüssen Teilnahme und Glauben zu sichern. Daß die Circe von Müzzuschlag keine vollwertige Buhlerin war, ist störend; ich hätte sie freier gegen philiströsen Unverstand verteidigt. Die Schuld des Herrn Dr. Beer müßte offenbar sein — und mein Tadel des Prozeßskandals wäre wirksamer, weil er von dem Verdacht unbehelligt bliebe, eine Reinwaschung des Angeklagten zu bedeuten. Sie liegt meiner Absicht so fern wie eine Beschönigung der Tat, deren ihn ein Richterspruch schuldig befunden hat. Das Urteil ist es, das die Tat beschönigte. Denn dem unerforschlichen Ratschluß des Herrn Feigl hat es gefallen, den Angeklagten nicht wegen Kinderschändung (§ 128), sondern wegen Homosexualität (§ 129) zu verurteilen. Die widerspruchsvolle Diktion des Schändungsparagraphen — mit ihrem törichtem wenn-Satz — hat den Mißgriff verschuldet. Aber in dem Unzuchtserümpel des alten Strafgesetzes ist es gerade der eine Paragraph, der noch in den Herzen freier Zeitgenossen, die Menschliches mit menschlichen Maßen messen, Widerhall zu wecken vermag.

Denn darüber sind sich heute nur die Kriminalisten nicht klar: Der Gesetzgeber, der so völlig ahnungslos am Geschlechtsleben herumstümpert und so wenig geneigt ist, die Verbrechen des Rückenmarks der Untersuchung durch den Arzt zu überlassen, hat im Sexualreich bloß drei Rechtsgüter zu schützen: die Gesundheit, die Willensfreiheit und die Unmündigkeit. Der Staatsanwalt lasse das Individuum, das im Bewußtsein einer venerischen Erkrankung seine venerische Wirksamkeit fortsetzt, wie einen tollen Hund einfangen, er klage die Gewaltanwendung an und den Mißbrauch von Kindern. Was willige und mündige Menschen miteinander tun, davon lasse er seine Hand. Rechtsgut kann nie die private Sittlichkeit, höchstens der öffentliche Anstand sein. Was innerhalb der vier Wände geschieht, kann kein Ärgernis erregen, und die Staatsgewalt ist nicht genötigt, sich vor's Schlüsselloch zu stellen. Die Zudringlichkeit einer Justiz, die den Verkehr der Geschlechter reglementieren möchte, hat stets noch die ärgste Unmoral gezeitigt; kriminelle Belastung des Sexualtriebs ist staatliche Vorschubleistung zu Verbrechen. Der Denunziant und der Erpresser sind die Bundesgenossen des Sittenrichters. Wird die Moral zum Rechtsgut, so sind die Lebensgüter der Freiheit, des Seelenfriedens und der wirtschaftlichen Sicherheit gefährdet. Kuppelei, Wucher und Ausbeutung gedeihen, wenn das kriminelle Risiko mitbezahlt werden muß. Homosexueller Verkehr: auf dem Fettboden der Strafdrohung blüht der Weizen der Chantage. Und sie ist das verheerendste Verbrechen, das die Moraljustiz auf dem Kerbholz hat. Wenn der Erpresser nie zum Denunzianten wird, wenn der auf das Opfer täglich geübte Druck die gewünschte Wirkung tut und die Unterlassung der Strafanzeige mit täglich erneuten Höllenqualen und dem wirtschaftlichen Ruin erkauft wird, dann — ich schrieb es schon einmal — versagt des

Theoretikers Weisheit. Gewohnt, auf der Faulenzergrundlage der »Statistik« zu denken, weiß er keinen Rat: ihm fehlt die Statistik der nicht erstatteten Anzeigen und der befriedigten Erpressungen. Und da ihm ein allzu dürftiger Besitz an Phantasie und Lebenserfahrung — er ist ja Kriminalist — die Zahlenweisheit nicht ersetzen kann, so ahnt er nicht, daß in derselben Stunde, in der er sich einer Weltordnung freut, die Unsittlichkeit und Vergewaltigung unter Strafe setzt, in seines Vaterlandes Gauen tausende unglückliche Menschen in Furcht und Schrecken des nahenden Erpressers harren. So traurig die Sache ist, so grotesk ist es, daß der Dummkopf Staat, dem es auf die »Fortpflanzung« ankommt und der die Naturtriebe vom Standpunkt der Rekrutenaushhebung beurteilt, lieber ein Jammergegeschlecht entstehen und die Päderastie sich vererben lassen will, als daß er die zur Zeugung nicht Berufenen sich ausleben und somit aussterben ließe. Handelt er aber human, wenn er bloß für die kommende Generation von Päderasten besorgt ist und die lebende mißhandelt, wenn er die Nervenkraft von tausend harmlosen, tüchtigen oder hervorragenden Bürgern unter den Druck krimineller Gefahr und sozialer Schande stellt? . . . Herr Moritz Benedikt freilich, der Nervenpatholog, will sie erlösen. Er wurde nach seiner Meinung über den Fall Beer gefragt und hat, ohne erst die soziale Gefahr der Kinderschändung und die der Homosexualität gegeneinander abzuwägen, eine Methode in Vorschlag gebracht, die den unseligen Opfern der Männerliebe helfen könnte. »Enthaltbarkeit, Zuchthaus oder — Chirurgie«. Wenn sich perverse Menschen nicht enthalten und nicht jede einzelne sinnliche Wallung im Kerker büßen wollen, so können sie ja — gibt's etwas Einfacheres und zugleich Radikaleres? — »einen chirurgischen Eingriff an sich vornehmen lassen«. Man schwankt, ob man sich mehr über die Menschlichkeit oder

über die Kapazität dieses Nervenarztes, der den Chirurgen zuhilfe ruft, freuen soll. Nur schade, daß er nicht auch angegeben hat, wieviele Körperteile eigentlich amputiert werden müssen, um den Patienten vor einem »Konflikt mit dem Sittengesetz« zu bewahren. Im Prozeß Beer wurde die Hand des Angeklagten schuldig befunden. Aber ich weiß nicht, ob man nicht ausschließlich die Nervenstränge amputieren zu lassen brauchte, um Staatsanwälte und Nervenpathologen vollständig zuberuhigen. Denn Michelangelo wäre ein großer Päderast geworden, auch wenn er ohne Hände auf die Welt gekommen wäre... Man muß sich nicht bei den Albernheiten eines Zeitgenossen aufhalten, wenn es die Vorurteile eines Zeitalters zu bekämpfen gilt. Mit Professor Sigmund Freud habe man die Einsicht und den Mut, zu bekennen, daß der Homosexuelle weder ins Zuchthaus noch in den Narrenturm gehört. Waren große Denker, Künstler und Gelehrte aller Zeiten, um deren perverse Sexualität wir wissen und deren ethische Hoheit wir anerkennen, deren gesunden Geist wir bewundern, krankhafte oder verbrecherische Schädlinge? Die Propaganda der Kulturmenschen, die in Deutschland und Österreich die Abschaffung des menschenmörderischen Paragraphen bezweckt, wird zum Ziel führen — mögen auch die Familienväter, die in Antern, Parlamenten und Gelehrtenstuben die nächste Reform des Strafgesetzes vorbereiten, von der Angst um den geregelten Betrieb in den staatlichen Gestüten der Menschheit gelähmt sein. Man wird sie zwingen, das Gesetz so einzurichten, daß ein Knabenschänder nicht deshalb in den Kerker wandere, weil er nicht nach dem Geschlecht, sondern deshalb, weil er nicht nach dem Alter gefragt, nicht weil er Knaben, sondern weil er Kinder mißbraucht hat. Mit Professor Freud muß man der Ansicht sein, daß die Tat, deren Herr Dr. Beer bezichtigt wird, nicht unter dem Gesichts-

punkt der Homosexualität zu beurteilen ist und daß die Verurteilung in solchem Falle aus demselben Grunde erfolgen müßte, wie wenn ein Mädchen unter vierzehn Jahren geschlechtlich mißbraucht worden wäre. »Eine Verurteilung zweier erwachsener Personen wegen homosexuellen Verkehrs ist zu bedauern; ein Mensch, der Knaben mißbraucht hat, die noch nicht das gesetzliche Alter erreicht haben, soll verurteilt werden.«

Aber die Väter sollen ihn nicht anzeigen. Weil die kriminelle Erledigung solcher Affairen gegen das Interesse sündigt, das geschützt werden soll, weil sie den Schaden vermehrt, den die Tat gestiftet hat. Wenn zumal nicht mehr geschehen ist als im Falle Beer — und wenn dafür stärkere Beweise vorliegen —, kann eine Ohrfeige als das der Tat entsprechende Strafausmaß angesehen werden. Weiter durfte der legitime Kinderfreund auch im Selbsthilferecht nicht gehen. Er, der Jurist, durfte nicht, wie er es zuerst getan, dem Beschuldigten »Bedingungen« stellen, ihm die Wahl zwischen Zuchthaus und anderen Strafen, die er in privatrichterlicher Machtvollkommenheit über ihn zu verhängen wünscht: Verlust des Lehramts und Landesverweisung. Er durfte nicht, wenn er weder anzeigen noch sich mit dem Ausschluß des Jugendverderbers aus dem Familienverkehr begnügen wollte, den Mittelweg, die Aufhebung der Staatsgrundgesetze, wählen, statt eines gerichtlichen Urteiles eine Rechtsfolge provozieren und die Freizügigkeit des Beschuldigten sistieren wollen. Auch durfte der andere Vater nicht an den Vater des Beschuldigten schreiben: »Mit Rücksicht darauf, daß Sie mir und meinen Kindern stets freundlich entgegengekommen sind, habe ich es für meine Pflicht gehalten, Sie davon zu verständigen, bevor ich etwas veranlasse. Vor allem fordere ich, daß Ihr Sohn sich bei meinem Freund und Anwalt stelle... Ich verliere keine Minute mehr.« »Ich habe erwartet«, bekennt

der Absender des Briefes vor Gericht, daß der Empfänger »sich durch nichts abhalten lassen werde, zu mir zu stürzen und mir in irgend einer Weise Vorstellungen zu machen.« Da dies nicht geschah, durfte er dem Gegner nicht schreiben: »Sie haben sich hinter Ihrem Advokaten und Ihrem Vater verkrochen, statt Sühne zu bieten«. Daß die Herren aus der Furcht des Beschuldigten nicht Vorteil ziehen wollten, ist ihnen ohneweiters zuzubilligen. Aber Gesetz und Moral verbieten, die Furcht zum Nachteil des andern zu nützen. Gegen die Anmaßung solcher Hausjustiz habe ich mich damals in einer begrifflichen Untersuchung des Erpressungsparagraphen gewendet. Herr Hofrat Feigl, der vielleicht in der landläufigen Meinung lebt, daß zur Erpressung ein gewinnsüchtiges Motiv gehöre, vernahm, wie sich die beiden Zeugen ihres Versuchs einer friedlichen Intervention rühmten, vernahm die Worte: »Wenn er der Aufforderung, sich zu stellen, Folge leiste, werde keine Anzeige erstattet werden, er brauche nur auf die Professur zu verzichten und Österreich zu verlassen«. Herr Hofrat Feigl erwiderte: »Es ist begreiflich, daß die Herren, wenn sie keine Anzeige erstatten, wenigstens die Genugtuung haben wollten, daß der Mann Reue vor ihnen bekunde«. Der juristische Sinn des Herrn Hofrats Feigl begriffe es vielleicht sogar, daß die Zeugen — ein Gerücht hat's ihnen zugetraut — vom Beschuldigten eine Leistung zu wohlthätigem Zweck verlangt, also auch in das Privileg des Staates, Geldstrafen zu verhängen, eingegriffen haben. Bloß von Hausarrest soll nie die Rede gewesen sein. Aber wenn Herrn Feigl auch das Verlangen nach solcher Genugtuung begreiflich scheint, dann kann man der staatlichen Justiz nur den Rat geben, sich vor der Ambition eines selbstherrlichen Rächers zurückzuziehen, der Privatbeteiligter, Ankläger und Richter in eigener Person sein möchte. Wie weit ein Vater in der un-

gesetzlichen Vergeltung einer Übeltat gehen kann, deren gesetzliche Verfolgung seinem Geschmack und seiner Vaterliebe widerstrebt, das scheint der gesunde Menschenverstand besser zu wissen als der juristische. Prügeln begreift er, Bedingungen stellen — das findet er so unbegreiflich wie eine Strafanzeige.

...Am Tage, da in öffentlicher, mit strengstem Ausschluß der Heimlichkeit durchgeführter Verhandlung der moralische Schaden unzüchtig berührter Knaben bemessen ward, fand vor dem Schwurgericht ein Beleidigungsprozeß statt, in dem sich ein Kleingewerbetreibender gegen den Vorwurf der Lehrlingschinderei wehrte. Da wurde, wie etwas, das sich von selbst versteht, die Wiener Sitte erörtert, nach der ein Knabe, der als Zugtier dient, eine Warenlast von drei- bis vierhundert Kilo, wenn aber noch ein Hund vor den Handwagen gespannt sei, die doppelte ziehe. Ein Votant war es, der sich bemühte, das Gewissen des gekränkten Geschäftsmannes zu entlasten und die Kinder- und Tiermarter als eine Usance des Wiener Kleinhandels zu erklären. Einer richterlichen Kritik ward diese nicht unterzogen. Das Ende der Verhandlung habe ich nicht abwarten können. Ich nehme an, daß die zwölf Besitzer von Handwagen, die auf der Geschwornenbank saßen, den Angeklagten der Beleidigung schuldig gefunden haben. Aber auf die Gefahr hin, endgiltig in die Reihe der moralischen Scheusale von Nero bis Professor Beer gestoßen zu werden, erkläre ich, daß mir das Verschulden des Mannes, der hundertmal der Knabenschändung und des Vorschubs zur Sodomie überwiesen wäre, hundertmal geringer scheint als jener Mißbrauch von Kindern und Tieren, dessen täglicher Anblick im Wiener Straßensbilde uns schmerzt und beschämt, daß mich das Schicksal des Lastknaben beklagenswerter dünkt als das des Lustknaben. Ich glaube, die sittliche Verkleisterung der Gehirne, die aus der zärtlichen Berührung der

Kleinen eine Sensation macht und die gewinn-süchtige Mißhandlung ihrer Körper hinnimmt, wird bald dem Ideal jener lebensfeindlichen Asketik reif sein, die die Last für menschenwürdiger als die Lust erklärt hat. Auf den Sittlichkeitsprozessen, die vor irdischen Richterstühlen geführt werden, liegt schon etwas wie der Abglanz jener Erfüllung. Weit über die Straftat hinaus maßt sich der Arm der Gerechtigkeit an, in das Leben des Angeklagten zu greifen, und durch die Maschen des praktischen Gesetzes langt er, um sein Menetekel an die Wand einer Privatwohnung zu schreiben. »Es ist nicht Sache der Anklagebehörde«, sagt diese, »in dem knappen Rahmen der Anklageschrift die überaus zahlreichen Momente zu erörtern, welche darauf hindeuten, daß der vermöge seiner finanziellen Unabhängigkeit, seiner öffentlichen Stellung und seiner anscheinend faszinierenden gesellschaftlichen Gaben in jeder Hinsicht bevorzugte Beschuldigte ein Individuum ist, das zumindest in der Moral Anschauungen aufweist, welche überhaupt von dem normalen Anstands- und Sittlichkeitsgefühle abweichen«. Es ist nicht Sache der Anklagebehörde, aber sie konnte es sich doch nicht versagen. Da sie also zwar die Erkenntnis, aber nicht den guten Willen hat, so wird es notwendig sein, ihr in jedem einzelnen Falle zu sagen, daß sie bloß Taten zu verfolgen hat und daß sie die »Anschauungen« des Beschuldigten einen Schmarren angeben. Ich bringe der Staatsanwaltschaft, wenn sie es noch nicht weiß, zur Anzeige, daß auch meine Moralanschauungen »überhaupt« — und Gottseidank — von dem normalen Anstands- und Sittlichkeitsgefühle oder von dem, was die Staatsanwaltschaft darunter versteht, abweichen. Aber nicht darauf wird es ihr anzukommen haben, sondern auf die Untersuchung, ob ich Kinder geschändet oder sonst eine gesetzwidrige Handlung begangen habe. Für alle Fälle teile ich ihr mit, daß in meinem Arbeits-

zimmer einige Radierungen von Felicien Rops hängen. Ich kann nicht dafür garantieren, daß ein Setzerlehrling, der von meinem Arbeitstisch kommt, nicht Eindrücke nachhause trage, die seine jugendlichen Sinne verwirren. Mag er auch durch die technische Mitarbeit an der ‚Fackel‘ darüber hinlänglich aufgeklärt sein, daß der Storch nicht die Kinder bringt, so kann ich doch nicht wissen, ob er nicht, eindringlich gefragt, mindestens zugeben würde, daß ich ihn »obszöne Photographien« habe sehen lassen. Vor solcher Möglichkeit ist niemand, selbst ein Staatsanwalt nicht geschützt. Dr. Beer ist bartlos. Ich bin es auch. Der Staatsanwalt ist es auch. Um die homosexuelle Tendenz des Angeklagten zu beweisen, fragte er dessen Gattin, warum sie kurze Haare trage. Die Frage, warum der Angeklagte bartlos sei, mußte er sich leider versagen, und allgemein wurde es als ein taktischer Fehler der Staatsanwaltschaft empfunden, daß sie nicht einen bärtigen Substituten, am besten Herrn v. Türk, gegen den Angeklagten aufgeboten hatte. Für den, der nicht auf die objektive Wahrheit der Zeugenaussagen neurasthenischer Kinder schwört, schrumpft der Beweis, der hier zum Schuldspruch geführt hat, zu einem fatalen Indizienbeweis zusammen. Wer aber ist vor einem Indizienbeweis sicher? Herr Dr. Beer hat den Besuch von Kindern empfangen. Wer ist vor Kinderbesuch sicher? Nicht einmal ein Staatsanwalt. In Pötzleinsdorf steht ein gastlich Haus. Dort läßt Herr v. Kleeborn, der Chef der Anklagebehörde und Junggeselle, die Kindlein zu sich kommen. Dort sind Kleinemädchenjansen an der Tagesordnung. Auch Herr v. Kleeborn ist ein Kinderfreund; darum hat er sich besonders energisch für die Verfolgung des Dr. Beer eingesetzt. Die freilich das Gebaren des Professors am schärfsten mißbilligen, sagen, er sei gar nicht pervers, sein Snobismus sei strafbar, der ihn das Studium der Kinderpsyche übertreiben, mit einem nackten Knaben auf dem Arm in Gesell-

schaften erscheinen und einmal den Ausspruch tun ließ, im Kinderzimmer sei es interessanter als im Salon. Aber ist denn die Kinderfreundschaft des Herrn v. Kleeborn, der an Sommertagen oft vierzig Lieblinge traktiert und zu Ausflügen ladet, eine alltägliche Erscheinung? Hält sie sich in den Grenzen des normalen Geschmacks? Die Übertreibung der Humanität macht diesem gefühlvollen Staatsanwalt gewiß alle Ehre. Aber würde er zögern, sie gegen einen der sträflichen Kinderliebe Beschuldigten als »Indizium« geltend zu machen? Würde er nicht, der in der Kinderrettungsgesellschaft das große Wort führt, sogar die Mitgliedschaft eines Verdächtigen verdächtig finden? Bewahre der Himmel Herrn v. Kleeborn vor der Möglichkeit, daß einer seiner Lieblinge zu hysterischen Wahngewalten neigt oder sich gar eine Mittelohrentzündung zuzieht! Die »Anschauungen«, die der Staatsanwalt »aufweist«, sind gewiß nicht alltäglich. Eher ist es die Tat, deren Herr Dr. Beer schuldig befunden ward. Darum macht ja auch der große Apparat, mit dem die rächende Gerechtigkeit in solchen Fällen auffährt, einen so grotesken Eindruck. Ein Junge hat ausnahmsweise von einem Professor gelernt, was er sonst unfehlbar von einem Mitschüler gelernt hätte. Die Tat des Erwachsenen mag schändlich sein. Aber dem offiziellen Österreich, dem Land der Konvikte, steht es wahrlich schlecht genug an, sich darüber zu entrüsten, daß die Jugend aus dem Geleise der normalen Geschlechtsentwicklung geworfen werde. In den Pflanzstätten bürokratischen und aristokratischen Geistes wird freilich die Altersgrenze strenge respektiert, und es kommt dort gewiß selten genug vor, daß ein Knabe unter vierzehn Jahren einen älteren mißbraucht. Aber kann man denn nicht, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, geradezu behaupten, daß die ganze österreichische Staatskunst ein Produkt mutueller Onanie ist? In diesem Reich der wüstesten thesianistischen Triebe sollte sich die

offizielle Sittlichkeit doch nicht so patzig machen! Ihre Blamierung würde wie eine kalte Douche in einem Dampfbad wirken. In diesem Land der eingestellten Untersuchungen gegen die Verkäufer obszöner Photographien (nicht nach Stück), die nachweisen können, daß sie auch hochgestellte Persönlichkeiten zu ihren Kunden zählen, in diesem Staat, der Kupplerinnen einsperrt, weil sie eine schäbige Klientel haben, und Kupplerinnen ungeschoren läßt, die noble Herren bedienen, in diesem Staat verunglückter Staatsanwälte, die peinliche Affairen nicht rechtzeitig vertuscheln wollten, sollte das Schamgefühl wahrlich etwas zurückhaltender sein! Der Beschuldigte des letzten großen Sittlichkeitsexzesses begründete seine Flucht mit der Furcht, die ihm sein erster Anwalt eingeflößt hatte: »Es herrsche bei Gericht eine große Erbitterung. Man sei der kleinen Prozesse müde, man wolle einen großen Prozeß aufrollen, ein Exempel statuieren. Ein Vorsitzender sei bereits ausersehen, der sich durch besondere Schärfe auszeichnet«. Das klingt nicht ungläubhaft. Die Herren unterscheiden zwischen Prozessen, in die sie »hineinsteigen« wollen und solchen, in die man »nicht hineinsteigt«. Hier kamen diese alten Hineinsteiger einmal auf ihre Rechnung! Hier ward von Richtern endlich wieder einmal vergessen, daß auch sie ohne Talar Menschen und ohne Kleider nackt sind . . . Aber was ist das? Welchen Knabenstreich spielt mir Phantasie, daß ich »verwebe, was ich denke, mit dem, was sich wirklich zugetragen hat«? Wie, wenn sich der Fall — der sich gewiß nie zugetragen hat — wiederholte, daß ein Angeklagter dem Richter zuruft: »Damals haben Sie anders mit mir geredet, als Sie auf mich im Votivpark gepaßt haben!«? Und ist dies große Beispiel für den Sieg des Allzumenschlichen über das Allzurichterliche, ist das Ende Holzingers vergessen? In flammenden Lettern sollte seit jenem Tage, da in der Amtsstube ein Schuß gekracht hat, über dem Gerichtsgebäude die automatische Weisung prangen: Richte Dich selbst!

DIE FACKEL

Nr. 188

WIEN, 18. NOVEMBER 1905

VII. JAHR

Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend*)

Von Oscar Wilde.

Schlechtigkeit ist eine von guten Menschen erfundene Fabel, die die merkwürdige Anziehungskraft der anderen erklären soll.

Wohlerzogene widersprechen anderen. Weise widersprechen sich.

Langweile ist der mündiggewordene Ernst.

Wer die Wahrheit spricht, wird sicher früher oder später ertappt.

Vergnügen ist das einzige, wofür man leben sollte. Nichts macht so alt wie das Glück.

Nur wer seine Rechnungen nicht bezahlt, darf hoffen, im Gedächtnis der Kaufleute weiter zu leben.

Kein Verbrechen ist gemein, aber jede Gemeinheit ist ein Verbrechen. Gemeinheit geht immer von anderen aus.

Eine Wahrheit ist nicht mehr wahr, wenn sie mehr als einer glaubt.

Im Examen stellen Toren Fragen, auf die Weise nicht antworten können.

*) Erste deutsche Übersetzung.

Der Fleiß ist die Wurzel aller Häßlichkeit.

Greise glauben alles; Männer bezweifeln alles;
Junge wissen alles.

Die Voraussetzung zur Vollendung ist Trägheit;
das Ziel der Vollendung ist Jugend.

Nur den Meistern des Stils gelingt es, dunkel zu sein.

Es liegt etwas Tragisches darin, daß es gegenwärtig in England eine ungeheure Anzahl junger Männer gibt, die mit vollendeter Physiognomie ins Leben hinaustreten und schließlich einen nützlichen Beruf ergreifen.

Eigenliebe ist der Beginn eines lebenslänglichen Romans.

Es ist wichtig, geschäftliche Verbindlichkeiten nicht einzuhalten, will man sich den Sinn für die Schönheit des Lebens bewahren.

Verwandte sind einfach eine langweilige Sippe, die nicht die geringste Ahnung hat, wie man leben, und nicht das schwächste Gefühl, wann man sterben soll.

Es ist abgeschmackt, ein hochnotpeinliches Richtmaß anzulegen, was man lesen sollte und was nicht. Mehr als die Hälfte der modernen Kultur hängt von dem ab, was man nicht lesen sollte.

Fragen sind nie indiskret. Antworten bisweilen.

Sittlichkeit ist lediglich die Haltung, die man gegenüber unsympathischen Menschen einnimmt.

Selbstaufopferung sollte polizeilich verboten sein. Sie wirkt so demoralisierend auf die Menschen, für die man sich aufopfert.

Haus und Schule.

I.

Die Diebe ihrer Rechte.

»Die Eltern sind die Feinde
der Kinder«.

Ausspruch eines wegen Kinder-
schändung Verurteilten.

Meines Vaters altes Vorstadthaus, das ansehnlich und bieder in die Straße ragte, war mit allerhand windelweich geformten Möbeln angefüllt. Da standen Schreine ohne Kanten und wulstige schwammige Stühle neben fürsorglich abgerundeten Tischen, und zahlreiche Polster und Kissen, wie Stoßballen ausgebaucht, lagerten beschwichtigend auf hartem Holz, damit die Kinder nicht sittenwidrige Beulen bekämen. Dieser Bereich kraftloser Ängstlichkeit behütete namentlich die Jüngstgeborenen ganz eigenartig. Die Säuglinge wurden in wattierte Decken gepreßt und mit Wickelbändern eng verschnürt. Das gab ein prächtiges handliches Packet, denn es war nur noch ein verschwindend kleiner Rest eines eingesargten Menschen sichtbar, nämlich die von einer luftdichten Mumienhaube umschlossene Nahrungsöffnung. In diese wurde möglichst oft ein widerlicher Brei gestopft und das Packet dann in der Luft geschwenkt, wozu man blödsinnige Reime lallte. Die Walzen wurden natürlich seekrank oder entfalteten ein beunruhigendes Innenleben. Es ist auch verständlich, daß diese geknebelten, halb erstickten Dinger Mißfallen über die erbärmliche Behandlung ausdrückten, die ihnen widerfuhr. Sie stießen gellende Entrüstungsschreie aus, die sich bis auf die Gasse verpflanzten und von den Leidensgenossen der Nachbarschaft mit den noch verfügbaren Opernkräften erwidert wurden. Hätten die kleinen Leute nicht geschrien, wären sie gewiß totgepflegt worden. Später, als wir Kinder schon gelernt hatten, Mißhandlungen zu verkneifen, waren wir dem Hause, namentlich Sonntags, zunächst ein Ornament, ein leblos-steifer

Spitzenschnörkel, der bloß zu einer Art Spieldoser
tätigkeit erweckt wurde, wenn es galt, am Namen-
tag des Vaters ein eingedrilltes Gedicht herzusagen . .
Man sieht also, das alte Haus hatte kaum eine Idee vo-
dem, was Erziehung eigentlich ist. Wollte ein Schnörkel
sich emporranken, sich an Fremdes heranfragen
sich den Großen angleichen, so wurde er ent-
weder barsch abgefertigt oder man machte ihm
etwas Berlinerblaues vor. Übte er aber einma-
sein gutes Recht, Lärm zu schlagen, so kam
gewiß aus verschlafener Ecke ein Zornruf wie ein
aufgescheuchte Fledermaus herangerauscht und man
hörte dann: Mein Gott, lernt ihr denn solchen Unfug
in der Schule! Und in der Schule sagten sie un-
wieder, wir wären vom Haus aus verzogene Rangen
mit denen nichts anzufangen sei — wiewohl das
zweifelloso eine gemeine Verdächtigung war. Denn
der Eine hatte Talent zum Rutschen, der andere zum
Springen, dieser war Traber, jener Läufer . oder
Renner und nicht wenige hätten sich sogar zum
Fliegen geeignet. Aber das wollten sie nicht recht
sehen, weil sie hätten denken, mit unserer Heran-
bildung sich ernstlich mühen müssen. Demnach wurden
wir eigentlich weder von der Schule, noch vom Haus
erzogen, sondern nur niedergehalten, zur Selbstab-
tötung unserer Unbeständigkeiten gezwungen. Das
Andeutungsvolle jedoch, das Verheißende in den
Nebeln unserer Wesenheit wurde nicht hervorgehoben
und konnte sich nur heimlich entwickeln. Ein Pack
ist eben eine gar bequeme Form, die das Hintere
legen in ein enges bürgerliches Fach begünstigt . . . Un-
mag die Methode auch noch so morsch geworden
sein, es genügt, daß sie erzieherische Unzulänglich-
keit mit dem heuchlerischen Glanz geschichtlicher
Ehrwürdigkeit zu verhüllen weiß.

Ihr könnt es mir also jetzt eher glauben, wenn
ich versichere, daß meines Vaters biederes Vorstad-
haus eine Unmenge von Verboten erfunden hat

und in fast heimtückischer Weise zumeist das Aller-einfachste und Natürlichste dem lebenshungrigen Jungen entzog. Ich will von den Vorenthaltungen der Speisekammer nicht reden und von den hochmütigen Verweigerungen, die zu allen Tagesstunden so aromatisch und herzlos aus den Spalten der Küchentür quollen, die Schnüffler höhnten, ihr Verlangen bis zu einem qualvollen Grad würdeloser Gier aufreizten. Denn auch der Garten, der prächtige vielverheißende Regent unserer Sommertage, enttäuschte uns. Er war nicht das, was er hätte sein können: ein Ausschnitt aus dem Brevier der Natur. Er enttäuschte durch eine vorlaute Fülle von unreifem Obst, durch Blumen, die man nicht pflücken durfte, durch absurde, zu Salont Teppichen entartete Rasenflächen, die als Lauf- und Spielplätze verboten waren, und die mit ihrem boshafte Grün die hellen Kleider desjenigen, der sich etwa gern gewälzt hätte, mit scheußlichen Grasflecken und deren kriminellen Folgen bedrohten. Aber auch die Kletterbäume und die wiegenden Äste, wo das freie Volk der Finken und Drosseln schrankenlos jubelte, waren nicht für uns schwingenlahme Zwänglinge geschaffen. Wofür hätte man denn sonst die steifen Turnapparate hingestellt? Da sollten wir ganz langsam und bedächtig die Gelenke knacken lassen, wie alte Pensionisten, die einen bejahrten Schutzengel mit gestocktem Blute haben. . . . Aber weiß der Himmel, wie es kam: des Abends waren die Kleider dennoch grasgrün, man hatte Beulen, runde, pflaumenblaue, und die Schuhe waren zeugnisreich mit Baumrinde und Ameisen angefüllt.

An Regentagen konnte man vergleichsweise die weitherzigere Duldung im Innern des Hauses loben. Unsere Verbündeten: Türen, Winkel und Verstecke förderten Absonderung und Selbständigkeit, doch gab es auch hier Gegenstände, die ihren Zweck nicht erfüllen wollten, wenn wir sie höflich aufforderten, sich gebrauchen zu lassen. Zum Beispiel wäre es ein be-

denkliches Unterfangen gewesen, die trügen Tabakspfeifen in des Vaters Zimmer aus ihrer glutlosen Ruhe aufzuscheuchen, Vermessenheit aber, die tückischen Spazierstöcke, die eine Sühne gestörter Ordnung schon freudig lauernd herbeiwünschten, zu einer Offenbarung ihres Wesens zu reizen. Und diese Jagdgewehre! Wozu sind sie unter strengen, schauernd gehörten Verweisen blank geputzt und mit leeren Todesdrohungen geladen worden, wenn es, wie unsere Versuche zweifellos erwiesen haben, gar nicht lebensgefährlich ist, auf ihnen Kapseln abzufeuern? . . . Wie bedauerlich ist es, daß ein anständiges Bürgerhaus so eklig viel verbietet, den jungen arbeitenden Kopf mit fabelhaften Warnungen, Geheirnissen und unnötigen Schwierigkeiten des Erfassens belastet! Wozu hat z. B. ein jedes solches Haus ein ewig verschlossenes Gemach, genannt Salon, dessen Türen so selten Kindern gnädig sich erweisen? In unserem Heim war's ein großer, ungelüfteter, unheimlich stummer Prachtraum, der seit Menschengedenken nicht geheizt ward und nur zur Zeit des österlichen und weihnächtlichen Reinemachens betreten werden konnte. In dieser Zone des Ungewöhnlichen, der feierlichen Andeutungen mußte man sich schon Anstand und Haltung geben, um die Unwissenheit über das Problem zu verbergen, weshalb hier die gepolsterten Stühle in grobe Leinensäcke gesteckt waren und so beharrlich die Kunst ihrer Formen und Farben der dankbar staunenden Bewunderung entzogen. Stockend fragte man sich ferner, weshalb die lebensgroßen Brustbilder der Groß- und Urgroßeltern die eigenen Enkel mit stechenden, beängstigenden Polizeiblicken verfolgten, die Eindringlinge so lieblos für Vergehen vorbestraften, die ja noch gar nicht ausgedacht waren . . .

Aber alle diese Prügel des patriarchalischen Regiertwerdens konnten uns doch nicht die sündhafte Lebensfreudigkeit austilgen. Wann Bäume zu knospen und Kinder zu denken beginnen, ist un-

bestimmt. Aber allmählich grünt es ja doch, und man wurde sich dessen bewußt, daß Eltern und Stammherren vergeblich die Menschwerdung ihrer Kinder erschweren, ihnen vergeblich das aus Anschauung und zitternder Entdeckerfreude zusammengesetzte Vergnügen des Erkennens einschränken, diese Welt der warmen, schön und glücklich geschaffenen, sinnreich erfundenen Dinge, die der junge Forscher immer streicheln, nützen, mit hungrieriger Vernunft ergründen und ausprobieren möchte, vergeblich mit Befehlen voll verborgener Absicht enteignen. Jene Eingebildeten, die bloß die flackernde Willkür zähmen und mit Drohungen und Zuckerwerk, mit Strafen und einsichtsloser Güte die Jungen überfüttern, ihre Frische entnerven, die Zaubermacht ihrer Begabung ersticken, die Packung für wichtiger halten als den Inhalt, dürfen sich nicht selbstgefällig Erzieher nennen. Zu preisen ist es, daß in den ehrbarsten Häusern immer noch gesunde Verbrecher geboren werden voll lohnenden Trotzes, und zu bedauern ist, daß die Temperamentloseren und Schwächeren zu dürftigen, wunschlosen Musterknaben oder zu vergrämt-boshaften Hämmlingen entarten. Heute begreife ich allerdings, weshalb ein gescheiter Nachbar einmal gesagt hat, meines Vaters Haus schwitze vor Angst. Es war die Furcht vor den Taten der Kinder, die Hilflosigkeit einer Familie, die, mit dornenvollen Geschäften überlastet, in der Tage Mühsal die Kindererziehung als lästige Nebenbeschäftigung empfand und die eigene Unzulänglichkeit in der Übung der Pflicht nicht erkannte, übernommene Kultur, den Geboten eines immer höher sich entwickelnden Daseins entsprechend, auf Nachkommen zu übertragen. Es war die Bequemlichkeit eines Autokraten, der Gesetze blind befolgt sehen will, statt die Hörigen zu sittlichen Handlungen anzuleiten, die aus innerer Überzeugung zwanglos zu vollziehen sind. Es war die schwitzende Unwissenheit eines

Gärtners, der bildsame Organismen, die Luft, Sonne und Freiheit brauchen, in den Schatten stellt und sie anbindet und Scheinblüten der Ordnung züchtet, die in die Landschaft des Lebens nicht passen und verdorren. Darum ist auch die machtvollste Kinderhilfe die, mit der die Jugend sich selbst hilft. Die Fähigkeit, Trieben zu gehorchen und das Herzklopfen anerzogener Grundsätze zu überhören, die Kraft, einen Clan von Hemmungen zu durchbrechen, die Stärke, sich als Dieb vorenthaltener Rechte zu erweisen — diese unerschöpflichen, ausgleichenden Geschenke der Natur sind es, die alle zimmerkranke Verschlafenheit, alle faule Ärmlichkeit des Denkens besiegen und mit ewig treuer Weisheit in den Geschicken der Letztgeborenen auch das Geschick der Rasse lenken...

II.

Verkrüppelt.

Die Lernschule mit ihrer Vermittlung von Wortwissen und fast einziger Inanspruchnahme des Gehörs unter allen Sinnen darf nicht mehr länger die ausschließliche Unterrichtsform bleiben, weil sie keine modernen Menschen erziehen kann.

Die Sitzschwiellentätigkeit der Chinesen — — zeitigt keine Genies.

Hueppe*)

Als ich elf Schuljahre durchgesehen hatte, wurde ich in der fünften Unterrichtsstunde eines öden Realschulvormittags von einem Anfall tiefster Kulturverachtung heimgesucht. Ich beschloß so unaufmerksam zu sein wie möglich und faßte den Vorsatz, mein ohnedies karges Leben fürder durch

*) Über Unterricht und Erziehung vom sozial-hygienischen und sozialanthropologischen Standpunkt. — Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft A. Reimer, Berlin 1905.

die Wissenschaft absolut nicht mehr stören zu lassen. Derlei Verstocktheit beruhigt einigermaßen, konserviert die Kräfte, die man im heimtückischen, mit allen Finessen der Unmoral geführten Guerillakrieg gegen die Lehrer so rasch verbraucht. Indem ich nun zur Erholung die Hände axial verdrehte und besorgt die geräderten Beine strich, fühlte ich zu meinem Schrecken, daß diese Beine kürzer geworden waren. Kein Zweifel, sie waren im Begriffe zu schrumpfen. Nach elf Sündenjahren des Stillsitzens auf Schulbänken macht sich Blutleere in den Füßen bemerkbar, dann verholzen sie allmählich und endlich ist die Rückbildung da, ein Prozeß, von dem kein unvernünftig vernachlässigtes Organ verschont bleibt. So hatten wir's nämlich in der Somatologie gelernt, das ist die Wissenschaft, die jene Gesundheitsregeln eifrig predigt, die in der Schule nie befolgt werden. . . . Bis zur Matura werden also die Füße gewiß vertrocknet sein. Und eigentlich sind sie ja auch völlig überflüssig; denn wozu braucht man denn bei der Matura überhaupt noch Füße? Wenn nur der Kopf wie ein Magazin jene Unmenge von Formeln, Regeln, Zahlen und Vokabeln ordnungsmäßig verpackt enthält, die der Wortschwall der Professoren vergeudet, dann ist alles gut und richtig, und der Kandidat wird selbst mit den augenscheinlichsten Verstümmelungen für normal entwickelt gehalten und für »reif« erklärt. . . .

Ich griff also zunächst an meinen kostbaren Schädel. Schien mir's doch am Morgen, als ob mein Hut locker gesessen hätte! . . . Man wird nach elf Schuljahren wirklich ganz verstört — die Folgen jenes lähmenden Tropfenfalls von Millionen Sekunden, deren jede erbarmungslos mit einem »Nichtgenügend« gedroht hat. Das höhlt den härtesten Stein, zermürbt den Tapfersten, macht den Willigsten bockig, verdummt den Klügsten. Und je näher die

Matura heranrückt, umso öfter tragt man sich zweifelnd, ob man unter einem angeboren oder selbstverschuldeten Idiotentum leidet, oder ob gar diese ganze Unterrichtserei nicht etwa doch ein ausgemachter Blödsinn sei. Natürlich entschloß ich mich für die zweite Hypothese. Es ist zu erfreulich, wenn man einmal den Schultyrannen, sei's auch nur im Gedanken, so recht die Wahrheit sagen kann. Und dann: außerhalb der Schule waren wir ja doch niemals so stumpfsinnig wie innerhalb dieser Marterpfähle.

In jener fünften Unterrichtsstunde meines zwölften Schuljahres las der Olympier auf dem Katheder einen Absatz aus Dickens Weihnachtsgeschichten vor. Das klang aber gar nicht wie Dickens, sondern wie ein Englisch, das man etwa in der Gegend von Leitomischl an der Lautschna hören kann. Dieser gute englische Professor verlebte, statt nach London zu gehen, seit fünfundzwanzig Jahren die Hauptferien in seiner böhmischen Heimat, denn er hatte viele Kinder, die er dem Vaterlande nicht allzu sehr entfremden und in den Ferien auch billig ernähren wollte. In diesen Weihestunden, wo wir die Lautschna englisch rauschen hörten, versäumte der Professor selten, uns auf den Segen der »modernen« Realschule aufmerksam zu machen, die er die einzige »zeitreife« Schule der Gegenwart nannte.

Als ich aber nach der Matura, der Schule satt, mich nach Philadelphia wenden wollte, wo meines Vaters Bruder seit Jahrzehnten sesshaft ist, sollte ich bitter enttäuscht werden. Ich erhielt den folgenden Brief:

Lieber Neffe!

Da Du nicht englisch kannst und Deine Photographie zeigt, daß Du verkrüppelte Füße und Hände hast, so rate ich Dir dringend ab, eine praktische Laufbahn in unserem Lande zu beginnen. Dein mittelalterliches Buchwissen wird Dir wenig nützen.

Auf den eigenen Füßen stehen können, ist hier das Erste, mit den Händen schaffen, ist das Zweite. Dann heißt es laufen, die anderen überholen, sich mit den Fäusten wehren. Ein hurtiger, frischer, natürlicher Mensch, der zugreift, fröhlich bildet und gestaltet, kann bei uns das Leben erobern! Aber wie willst Du das vollbringen? Etwa mit Deinen verderbten Füßen und Händen, die zeigen, daß man Dich nicht zur Tatenlust, nicht zur Arbeitsfreudigkeit, nicht zur kampfbereiten »zeitreifen« Persönlichkeit erzogen hat — ich sage nichts weiter, denn ich habe keine Zeit, viel zu reden.

Dein Onkel Franz.

Als Amerika so schroff meine Maturitätskultur abgelehnt hatte, beschloß ich seufzend die Studien fortzusetzen, Somatose zu essen und österreichischer Beamter zu werden.

Wien.

Professor Victor Loos.

Lob der Hetäre.

Cliché der Anklage: Klapperschlange zur xten Potenz, bloße Berührung tötend, Vampyr in verlockendster Gestalt, alles Männliche erbarmungslos aussaugend, nicht aus Not, sondern aus Sport, Gefahr gerade für die Besten, Geschwür am Leibe der Gesellschaft. Gift! (Bildschmuck: Totenkopf und gekreuzte Knochen).

Cliché der Verteidigung: Naturprodukt. Es gibt eben auch Klapperschlangen. Kann man von ihnen verlangen, nicht zu sein? Oder anders zu sein? Sollen Klapperschlangen etwa Strümpfe stricken statt beißen? Und es gibt eben auch solche, denen Klapperschlangen gefallen. Sie müssen wissen, mit wem sie es zu tun haben. Klugheit tut not! Lerne den Umgang mit Klapperschlangen — oder wundere dich nicht, daß du gebissen wirst... Gegengift! (Bildschmuck: Bleicher Roué mit Giftphiole auf seine Stirne zeigend, damit mimisch andeutend, daß dort das Gegengift ist).

Demgegenüber drei Thesen: 1. Ein Gift, das nur bei Selbstmördern giftig wirkt, ist kein Gift. 2. Eine Klugheit, die gegen den eigenen Willen zum Untergang schützt, gibt es nicht. 3. Eine Substanz, die Verwesungsprodukte anzieht und festhält, reinigt die Luft.

Alles, was uns anregt, anfeuert, begeistert, jedes Tonikum bringt eine erhöhte Ausgabe des Organismus mit sich. Sie ist dort unschädlich, wo auch die Rekonstitutionsfähigkeit des Organismus in gleichem Grade wächst (das nennen wir dann einen »gesunden« Organismus) und dort schädlich, wo der Ersatz nicht gleichen Schritt mit der Ausgabe hält (das nennen wir dann einen »dekadenten« Organismus). Da nun der Dekadente infolge fortschreitender Schwächung immer stärkere Depressionen zu überwinden hat, so macht sich bei ihm ein immer stärkeres Bedürfnis nach Tonika (Narkotika) geltend. Was beim Gesunden ein Genuß ist, das ist beim Dekadenten eine Leidenschaft. Was beim Gesunden Tonikum ist, das ist beim Dekadenten Gift! Der Dekadente, der einer Leidenschaft fröhnt, ist also dem Untergang geweiht, und es ist ohne Belang, ob er ein unbewußter, oder ein bewußter Selbstmörder ist und wie lange der Selbstmord dauert — keine Überlegung, keine Klugheit kann ihn retten. Wenn ich ihm sage: was Sie wünschen, verkürzt Ihr Leben, wünschen Sie nichts, damit dehnen Sie Ihr Leben aus — so könnte er mir mit klarer Logik antworten: Ich habe meine Wünsche nicht in meiner Gewalt, soll ich auf einem Sopha liegend möglichst lange auf den Tod warten? Und glauben Sie nicht, daß auch dann meine Begierden mich eben so rasch verzehren würden, wie wenn ich sie auslebte? Wozu das Leben ausdehnen, selbst dann, wenn man es könnte? Das Leben hat den einzigen Zweck, es zu verbrauchen, lassen Sie es mich verbrauchen! Und ich kann es nur in meiner Leidenschaft verbrauchen. Dazu rät mir meine Klugheit. Ich wünsche tatsächlich das Nichts, denn ich weiß, daß ich ein Verwesender bin. Ich will sterben, lassen Sie es mich auf meine Façon tun . . . Ihr Rat ist Torheit.

Wenn also der Leidenschaftliche, der bestimmt ist, an seiner Leidenschaft zugrunde zu gehen, an dieser oder jener Hetäre zu-

grunde geht — wer kann sie, die Zufallsursache, verantwortlich machen, da doch die *causa efficiens* in ihm selbst ist? Die Hetäre ist für sich immer gleich, für ihre verschiedene Wirkung ist sie nicht verantwortlich. Sie selbst ist eine rücksichtslose Sich-Verbraucherin, ihr Leben ist der Hingabe und Verschwendung geweiht, sie bietet sich jedem jenseits von Gut und Böse dar. Dem einen ist sie ein Objekt des Verlangens, dem andern ein Objekt der Begierde, dem einen Erhebung, dem andern Zerstörung.

Man könnte aber sagen, daß sie auch den Gesunden, durch finanzielle Ausbeutung, zu schädigen imstande sei. Allein auch das ist unrichtig. Wie der Dekadent, der seiner Leidenschaft nicht widerstehen kann, ein körperlicher Verschwender ist, so ist auch der Geldverschwender ein echter Dekadent, der seinem Triebe nicht zu widerstehen vermag. Der Gesunde kann auf den Genuß, auf die Erfüllung seines Verlangens warten, er nimmt, was sich ihm von selbst bietet, — der Kranke kann dies nicht. Daher ist Verschwendung fast immer die Begleitung einer andern Leidenschaft. Diese nimmt das Vermögen und gibt es der Hetäre. Und nicht einmal der Vorwurf trifft sie, daß jenes Vermögen den Darbenden besser zu gute käme als ihr. Denn das Geld liebt zwar die Verschwender und Hetären — doch nur, weil sie ihm immer wieder die Freiheit geben. Die Hetäre ist selbst ihrem innersten Wesen nach Verschwenderin, sie lebt im Luxus und auf dem kurzen Umweg der Hetäre fließt das Geld schneller den Darbenden zu als auf dem langen Umweg der Erben und Betrüger. Die Hetäre wirkt der Kapitalkumulierung entgegen.

Sie kann überhaupt nur Gutes wirken. Dem Gesunden und Glücklichen gibt sie Gesundheit und Glück, ohne daß er hiezu Klugheit nötig hätte (hier kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Verkehr mit der Hetäre die weitaus geringste Gefahr einer Infektion in sich schließt), den Unglücklichen und Beladenen schafft sie Verdienst und den Sterbenden erleichtert und verschönert sie das Sterben.

Das Sterben verschönern: darin liegt ihre Hauptbestimmung im komplizierten Aufbau der Gesellschaft. Sie ist die große Luftreinigerin der Gesellschaft, sie, die mit ihrem glänzenden Scheine alles Verwesende anlockt, festhält und isoliert. So erspart sie den

Gesunden den deprimierenden Aspekt klagenden Leides, verhindert unglückliche Ehen oder befreit unglückliche Gatten, verhindert vor allem verbrecherische Fortpflanzung und vermindert dadurch die Leiden der Welt . . . In allen vornehmen Kulturen waren deshalb die Hetären auch stets der Gegenstand besonderer sozialer Ehrung.

Lucianus.



Die betrunkenen Bauern.

Von Detlev v. Liliencron.

Puk af (Pflück ab): so heißt ein Bauernkrug,
Der nicht zu weit vom alten Poggfred liegt,
Wo sich das Fuhrwerk ausruht und der Pflug,
Ein Erzschelm lügt, daß sich der Balken biegt.
Zuweilen hält auch an ein Hochzeitszug;
Kurz, alles Leben lacht dort unbesiegt.

Doch muß das Leid gar oft die Lust betäuben,
Dann schauern wir, daß sich die Haare sträuben.

Hier tranken sich mal toll und voll vier Bauern.
Des einen Wagen hat sie hergebracht.

Er selbst kutscherte. Und die Pferde lauern
Nun mit gesenktem Hals bis Mitternacht.

Ich möchte mit den armen Gäulen trauern,
Es hat kein Mensch an ihren Durst gedacht.

Ein wüster Lärm dringt her: Die Zecher gröhlen,
Als säßen sie im Schoß von Teufelshöhlen.

Die Ernte diesmal: besser noch als gut,

Ja, zwanzigfältig bogen sich die Ähren!

Da setzt sich mal der Landmann schief den Hut:

»Hüt wüllt wi uns mal, dammmich! ameseern.«

Gesagt, getan. Im Willen wächst der Mut.
Wer wirds nach ihrer Arbeit ihnen wehren.
Doch endlich nehmen Peitsche sie und Stock
Und fahren ab, die Schädel voll von Grogk.

Stockfinster ist die Nacht. Noch kreischen sie
Und schreien durcheinander wie verrückt.
Der Mensch wird tierisch, menschlich wird das Vieh;
Die Braunen traben nüchtern, unverzückt.
Mählig verstummt die edle Kompagnie,
Das schwere Haupt in halbem Schlaf gebückt.
Bis einer aus dem Wagen fällt, seekrank,
Und in den Graben kullert und — ertrank.

Die andern fahren ihres Weges weiter,
Von ihnen hat es keiner wahrgenommen.
Im Dusel träumen sie von Land und Leiter,
Daß sie auf ihrem Hofe angekommen.
Sie schwanken, ihr Gehirn wird breit und breiter,
Sie lallen dösig, halb und halb beklommen.
Da fällt der zweite ab von seiner Bank
Und kullert in den Graben und ertrank.

Stockfinster ist die Nacht. Die andern rollen
Gemächlich vorwärts. Halt, ein Fenster blinkt.
Die beiden steigen poltrig ab. Sie wollen
Noch einen trinken. Also hingehinkt.
»Wo sünd de annern?« Die sind schon verschollen.
»Och wat.« Und weiter gehts. Manch Sumpfloch winkt.
Da fällt der dritte von der Wagenbank
Und kullert in den Graben und ertrank.

Stockfinster ist die Nacht. Der Kutscher fährt
Allein durchs Land. »De annern? Na, man to.
De annern? an—nern?« Hat sichs ihm geklärt?
Hat ers gemerkt? »Wat?.. Jau!.. Na, denn man to.«
Die Pferde haben sich wie stets bewährt.
»Wat?.. Wo sünd... Dunnerslag! Na, denn man to.«
Der Zügel fällt ihm aus der Hand.. ju.. jank..
Er kullert in den Graben und ertrank.

Die blasse Morgenröte schweigt empor
Und sendet ihre frostigen Grüße her.
Die beiden Braunen stehn vorm Scheunentor,
Bespritzt ist ihr Geschirr, der Wagen leer.
Ein Vogelruf, der sich im Feld verlor,
Und weite Stille dehnt sich bis ans Meer.
Die Sonne, die nun ihren Bogen zieht,
Ist ohne Wißbegier, was sie auch sieht.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Passant. Sie sind ja durch die österreichische Politik vor allem in Mitleidenschaft gezogen. Wie immer Sie sich zur Frage des Wahlrechts verhalten mögen, ein Auge wird Ihnen mindestens ausgestochen . . . Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen, sich in die Wiener Vororte zu wagen, in deren Straßen jetzt Messerstecher Patrouille halten. Man flüchtet auf die Ringstraße und wird ein Opfer der gefürchteten Habrda-Platte. Die Polizei demonstrierte neulich gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechts und exzedierte wüster als in den Tagen, da sie im Parlament für die Badenischen Sprachenverordnungen eingetreten ist. Was soll man dagegen tun? Freuen wir uns, daß sie entwicklungs-fähig und vom »Zurück!« bis zum »Geh'n Sie auseinander!« glücklich fortgeschritten ist. Daß sie den Messerstechern von Hernals solche Weisung nicht erteilt, ist heroisch. Die Messerstecher könnten bloß der Sicherheit eines Wachmanns gefährlich werden, aber die Politiker gefährden die höchsten Güter der Allgemeinheit. In einem rührenden Schreiben hat ein Wiener Polizeikommissariat einem Wiener Bezirksgericht die heroische Ohnmacht gegenüber dem Plattenwesen gestanden. Eine Woche später ward die Ohnmacht von Weibern und Kindern gegenüber der berittenen Wachmannschaft bewiesen. Der Coupletsänger Kielmansegg meinte im Landtag, daß die Behörde vor allem die Pflicht habe, die Nachtruhe der schlafenden Bürger vor Demonstrationen zu schützen. Nach der Sperrstunde gibt's keine Wahlreform. In diesem Geiste ist die Wiener Polizei längst tätig. Bei Tag darf ein Wachmann Lärm schlagen, wenn ein armer Hausierer seine »Lizenz« zuhause gelassen hat oder wenn einem greisen Lumpensammler ein Teil seiner Bürde zu Boden fällt. Bei Nacht ist die Polizei ruhig. Belästigt höchstens zigarettenrauchende oder stehenableibende Prostituierte (die bekanntlich nie mit einander, nur mit Wachmännern reden dürfen). Bei leichteren Vergehungen gegen die öffentliche Ordnung, z. B. Mordversuchen oder Einbrüchen, wird die Nachtruhe polizeilich nicht gestört. Eine Szene, die mir von einem verlässlichen Augenzeugen geschildert wird: Es ist nach zehn Uhr. Ein Mann wird gestochen, blutet, schreit um Hilfe, zeigt nach der Richtung, in der der Attentäter entflohen ist. Der Wachmann legt den

Finger an den Mund: »Sein's stad — d'Leut' schlafen!« Blickt vorsichtig um die Ecke, ob der Mann mit dem Messer schon verschwunden ist, und setzt beruhigt seine Runde fort. . .

Wiener. Ja, jetzt mußte man wieder für den König von Spanien sein und allem, was sich bei der Hofafel zwischen Habsburgerlippe und Kelchesrand begab, andächtig lauschen. Der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse‘ auf der Gallerie war in fürchterlicher Aufregung. Der König wußte zwar vorher, bei welcher Stelle der Rede des Kaisers er besonders gerührt sein werde; denn er hatte seine Antwort ebenso in der Brusttasche seines Waffenrocks verborgen, wie der Kaiser seine Ansprache. Aber der Reporter bemerkte, daß Don Alfons bei der Stelle des Toasts, die sich auf seine Mutter bezog, »den kaiserlichen Sprecher voll ins Auge faßte«. Ferner hat er bei jener Stelle seiner Antwort, in der er dem Kaiser huldigte, »die Tischgesellschaft ins Auge gefaßt«. Dafür konnte man wieder, nachdem die Tafel aufgehoben war, »den König ein wenig genauer ins Auge fassen«. Und siehe da, was bemerkt man an ihm? Er »faßt sein Gegenüber scharf und prüfend ins Auge«. . . Was geht daraus hervor? Daß bei einer Hofafel nie geschaut, sondern immer ins Auge gefaßt wird. »Zu Ende des Galadiners hat sich ein kleiner Zwischenfall begeben, der übrigens von der Mehrzahl der Gäste nicht bemerkt wurde. Einer der spanischen Diplomaten, die der Tafel beigezogen waren, wurde unwohl«. Entweder hatte er zu tief in das Glas geschaut oder den Vertreter der ‚Neuen Freien Presse‘ ins Auge gefaßt. . . Übrigens gab's wieder Meinungsverschiedenheiten. Ich glaube, es ist hier schon einmal gesagt worden, daß es ganz gleichgültig ist, ob der Kaiser und der König von Belgien in offener oder geschlossener Equipage vom Bahnhof gefahren sind, daß es aber recht störend ist, wenn sie — dem Gesamteindruck der Wiener Zeitungen zufolge — zugleich in offener und in geschlossener gefahren sind. Jetzt ist es mir wieder vollständig egal, ob der König von Spanien größer oder kleiner ist als der Kaiser. Aber ich muß darauf dringen, daß man sich, wenn man schon diese Frage anschneidet, wenigstens einige. Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß Alfonso dem ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ zufolge »den Kaiser um Kopflänge überragend, martialisch ausschreitet« und nach der Version des ‚Extrablatts‘ »nicht so groß wie unser Kaiser ist, schlank etc.« Entweder — oder! Man führe doch endlich interredaktionelle Konferenzen ein, die solche Fragen, die ja den Wiener beunruhigen, zu einträchtiger Entscheidung bringen.

Habitué. Fast so trottelhaft wie die Einrichtung des täglichen Leitartikels, zu dem — auch in ereignisloser Zeit — ein Ereignis gefunden werden muß, ist die Sitte des Burgtheaterfeuilletons. Mag einen dieser »Stein unter Steinen« schon vor der Wiener Premiere in zahllosen Berliner Korrespondenzen belastet haben, nützt nichts — ein Feuilleton mit Inhaltsangabe muß erscheinen. Bisler mit dem Schusterstein, Zarncke mit der Güte, Mariechen mit dem Buckel, Lore mit dem Kind, Struwe mit dem Schlüssel, Göttingk mit den bösen Absichten — es ist zum Speien. In zehn Sätzen wäre der ganze Herr Sudermann abgetan,

mit allem Tatsachenkram, den er uns in Zukunft noch bescheren wird. Nein, man »analysiert« ihn, sucht ihm »gerecht« zu werden. Nun sehe ich gar nicht ein, warum man dem Herrn Sudermann gerecht werden muß und warum zu dieser sauern Arbeit Essayisten und nicht Inseratenacquisiteure verwendet werden. Ist es denn nicht genug, daß die Anna Csillag der Literatur Geld verdient? Soll sie auch noch kritische Ehren einheimsen dürfen? Wenn ein Publikum neugierig ist, Herrn Sudermann außer auf einem Friseurschild auch noch vor einem Theatervorhang zu schauen, mag es sein Vergnügen haben. Die Literaturgeschichte arbeitet nicht mit Bartwuchsmitteln. Und die Betriebsamkeit des Herrn Sudermann mag den Volkswirt interessieren, der Theaterkritiker verschone uns mit dem Versuch, ihr literarische Absichten anzulügen. Ja, aber der »Katzsteg«!, heißt es. Ich kenne den »Katzsteg« nicht, da ich über die ersten zehn Seiten nicht hinausgekommen bin. Aber Herr Sudermann könnte doch nicht plötzlich aufgehört haben, ein Dichter zu sein, und meine Ehrlichkeit zwingt mich zu bekennen, daß ich ihn für das Oegenteil schon lange vor dem »Stein unter Steinen«, schon in »Ehre«, »Sodoms Ende« und »Heimat« gehalten habe. Die schändliche Geschicklichkeit, die die Nerven der Spießbürger in Vibration bringt, anzuerkennen, ist nicht Ressortsache des Literaturkritikers. Die Probleme des Herrn Sudermann liegen so tief unter der Schwelle der Diskutierbarkeit, die geistige Minderwertigkeit seiner dramatischen Lebenskreise ist so offenbar, daß wirklich nur der jammervolle Zustand deutscher Kunstkritik die jahrelange Verwechslung eines Hinterhäuserspekulanten mit einem »modernen Dichter« erklären kann. Der Dichter Sudermann war stets unter dem Nivean der Fulda und Blumenthal, die immerhin sprachtüchtigen Witz bewiesen haben, zu rangieren; als Theatraliker müßte er jetzt Herrn Philippi beneiden. Er aber glaubt gewiß mit dem großen Publikum, daß er ein kühner Neuerer ist, weil er einen Gouvernantenroman in einer Steinmetzwerkstatt spielen läßt. Daß er ein dramatischer Bauschwindler ist, bestreitet von führenden Wiener Geistern nur mehr Herr Max Kalbeck. Der kommentiert ernsthaft seine »Absichten«, nimmt ihn gegen den überschätzenden Verdacht in Schutz, er habe »ein Tendenzstück schreiben wollen«, und empfindet bei dem Reißer des dritten Aktischlusses, daß »die im idealen Reiche der menschlichen Willensfreiheit aufgebaute höhere Weltordnung den Ungerechtigkeiten des gemeinen Lebens gegenüber ihr schicksalsvolles Ansehen behauptet«. Auch möglich; wenn's nicht der alte Trick eines gewiegten Tantiemenfängers ist, ist es gewiß der Triumph der sittlichen Weltordnung. Weniger zutreffend ist eine andere Beobachtung, die Herr Kalbeck gemacht haben will. Das Wiener Publikum, schreibt er, habe Herrn Sudermann »die glänzendste Genugtuung geboten für die pöbelhaften Insulten, denen der Dichter in Berlin ausgesetzt war«. Herr Kalbeck irrt. Auch in Wien gibt es Leute, die Herrn Sudermann für keinen Dichter halten, und diese taten, was die Berliner mit Recht getan hatten. Sie riefen — Herr Kalbeck scheint schwerhörig zu sein — dem »Schaffenden« ganz deutlich den Namen des Hauptdarstellers entgegen. Die Wiener

mit Unrecht. Denn des Herrn Kainz Effekte sind nicht um ein Haar echter als die seines Dichters. Mancher Urteiler, der jahrelang Atemtechnik mit Genialität verwechselte, ist durch diese Leistung aufgeklärt worden. Sie war traurig. Herr Sonnenthal könnte nm zehn Jahre älter sein, und brächte mit den Gefühlsausbrüchen des edlen Sträflings stärkere Wirkung zustande. Es ist ein eigenartiges Vergnügen, Herrn Kainz Innerlichkeit skandieren zu hören. Unvergüßlich bleibt sein Freudentaumel im letzten Akt, dieses fünfmal gleichmäßig und ruckweise wiederholte: »Die Steinmetze wollen . . .« Man fühlte sich an den schönen Abend erinnert, da Herr Kainz sich hinreißen ließ, den Valentin im »Verschwender« zu spielen, und uns so gar nicht mitriß. Echten Schauspielern entströmt die Seele, ob sie wollen oder nicht, Herr Kainz bewahrt sie in einem Apothekerfläschchen. Und es ist ein in seiner Art rührender Anblick, wenn dort, wo rhetorische Mittel nicht helfen können, wie in plötzlichem Entschluß die Pathetik hervorgeholt und vor dem Gebraueh heftig geschüttelt wird. . . .

Psychiater. Herr Professor Moritz Benedikt, der Mann, der auf die Homosexuellen die Chirurgen loslassen möchte, hat vor kurzem in der ‚Neuen Freien Presse‘ überflüssige »Erinnerungen an Hans Canon« veröffentlicht. Schrecklich sind die alten Leute, deren Gedächtnis mit dem Alter zunimmt. Nicht als Arzt, sondern als Modell will der treffliche Nervenpatholog dem Maler gedient haben. Aber auch zum Modell scheint er nicht zu taugen, da er die Sitzung durch fortwährende wissenschaftliche Betrachtungen stört. Dabei zeigt es sich leider, daß unser Psychiater deutliche Symptome beginnenden Größenwahns zeigt. »Ich habe die Frage«, schreibt er, »mit äußerster kritischer Reserve und in einer Weise behandelt, daß sie gewiß für alle Zukunft als klassisch gelten wird, sobald überhaupt ruhige Würdigung platzgreifen sollte. Diese Studien führten mich zu einer exakten Meßmethode des Schädels und anderer Organe und ich konnte den fundamentalen Satz aussprechen, daß die Unregelmäßigkeiten der Formen der organischen Welt nur scheinbar sind, daß vielmehr durchgehends strenge geometrische und mathematische Gesetze walten, wie es Newton einst prophezeit hatte. Bis heute ist dieser grundlegende Satz von den wenigsten Fachmännern begriffen und gewürdigt. Aber Canon (ein Maler) wußte ihn zu schätzen«. Dann rühmt sich Herr Benedikt, daß er einst einer Einladung des Kronprinzen zu einem Dejeuner mit Entlarvung eines Spiritisten nicht gefolgt sei. (Bekanntlich wurde in den Achtzigerjahren in Österreich bei Tag regiert und am Abend entlarvt). »Ich lehnte im Interesse der Wahrung der wissenschaftlichen Würde die hohe Ehre ab. . . Diese Einladung und ihre Ablehnung habe ich aller Welt gegenüber verschwiegen und sie wurde erst nach der Katastrophe von Mayerling durch den Erzherzog Johann und auf diesem Umwege selbst erst meiner Frau bekannt.« Man wird sich das historische Datum: wann Herrn Benedikt's Ablehnung einer Einladung bekannt wurde, merken müssen. Prüfungsfrage: Gesah es vor oder nach der Katastrophe von Mayerling? Wie wurde sie bekannt? Antwort: Durch einen Erzherzog, also auf einem Umwege. Wem wurde sie zuletzt bekannt?

Der Frau Benedikt . . . Noch ein Erzherzog im Leben des Herrn Benedikt. »Ich komme nun zur Besprechung meines Bildnisses. Als es 1883 in München ausgestellt war, sammelten sich die Besucher um dasselbe, und der selige Erzherzog Karl Ludwig erzählte mir von dem tiefen Eindruck, den es sowohl auf ihn als auch auf das ganze Publikum machte.« Der 'Newyork Herald' habe einen 2 $\frac{1}{2}$ Spalten langen Artikel darüber gebracht. »Weder das Publikum in München, noch der Verfasser des Artikels in dem amerikanischen Blatte hatten eine Ahnung, wen es vorstellt.« Es sei »die Tiefe des psychologischen Ausdruckes, der das Bildnis so hoch stellt.« Der Meister hat es »mit tiefem, liebevollem Eingehen in mein Inneres gemalt. Es ist nicht meine Sache zu erörtern, ob er mein Inneres richtig erfaßt und ob er es voll ausgeschöpft hat; sicher ist das Bild eine tief sinnige Darstellung einer Individualität, wenn sie auch nicht die meine wäre. Wer sehen will, wie Canon durch kleine Spalten tief ins Innere sehen läßt, der betrachte den unmöglichen roten Hemdknopf an diesem Bilde. Natürlich trug ich nie einen solchen. Er diente dem Maler dazu, einen Farbeindruckspunkt auf der monotonen Hemdfläche zu schaffen, vor allem aber, um anzudeuten, daß dem Träger die Geltung in der Gesellschaft nicht oben an steht, daß er nie um Gunst derselben gebuhlt und nie in Rücksicht auf persönliche äußere Erfolge gearbeitet habe. Das schmeichelhafte Monument, das mir Canon gesetzt hat, entschädigt mich für alle Kränkungen, die mir immer erneuert nach jeder Leistung zuteil wurden.« Wenn aber auch dies Täuschung wäre? Der psychologische Ausdruck, die Individualität, der rote Hemdknopf — wenn sie etwas ganz anderes bedeuten sollten, als Herr Professor Benedikt meint? Er selbst charakterisiert ja dort, wo er einmal nicht von seiner Persönlichkeit und seinem Conterfei spricht, die Art Canons wie folgt: »Ideal ehrlich war er als Bildnismaler. Was er aus einer Persönlichkeit herauslas und künstlerisch hineinlegte, entsprach vollkommen seiner persönlichen und künstlerischen Überzeugung, und ein Tiefblickender ist überrascht und erstaunt, mit welcher Unparteilichkeit und Unerschrockenheit er dies auch hochgestellten Personen gegenüber tat. Es war ein Glück für ihn, daß die Betroffenen weder den Tadel noch die Satire, noch die Bloßstellung, die im Bilde lagen, herausgelesen haben und kaum ahnten.«

Archivar. Die 'Österreichische Rundschau' gibt's wirklich. Sie ist nicht bloß der Traum eines Kustos, der sich aus der geräuschlosen Welt seines Bibliothekszimmers nach der Realität des Journalismus sehnt. Sie wird herausgegeben. Freilich mehr von Glossy als von Berger. Herr Glossy existiert wirklich. Man hat lange Zeit geglaubt, daß er bloß ein Begriff sei. Aber er ist staubgeboren wie wir. Bücherstaubgeboren. Er hat den »Leitfaden« in Wochenausgabe erfunden. Es führt eine geistige Verbindung von den Kaiser-Lithographien der Volksschulzimmer über den kleinen Hannak und über Johann Gabriel Seidl zum Standpunkt des Herrn Glossy. Arisch, ärarisch, manchmal sogar literarisch. Natürlich wird, was in der Literatur über Ferdinand v. Saar hinausgeht, von der Schwelle der 'Österreichischen Rundschau' gejagt. Frank Wedekind riecht

bekanntlich gar nicht nach Fideikommißbibliothek. Das ist ein Malheur. Er hat sich die Ungnade des Herrn Ubell aus Graz zugezogen, der über den Dichter der »Vier Jahreszeiten« in der »Österreichischen Rundschau« Dinge schreibt, die man heute wirklich nicht mehr für möglich halten sollte und deren sich ein Karl v. Thaler in seiner üppigsten Zeit geschämt hätte. Der schmutzigen Phantasie dieser literarischen Sittenrichter mag ja das »Lysolbad« zu gönnen sein, das Herr Ubell dem Leser der »Büchse der Pandora« empfiehlt. Aber man staunt, daß ein Literaturblatt heute noch diese Summe von Unverständnis und Böswilligkeit als Wochenpensum zustandebringt. Die »Österreichische Rundschau« darf sich's erlauben. Als ihren Abonnententypus stelle ich mir den alten Hofrat aus Bahr's »Sanna« vor. Aber der überschlägt gewiß den literarischen Teil und erquickt sich an der Fülle von Aktualität, die Herr Glossy allwöchentlich bietet. Ein Eingeweihter stellt mir eine Musterkollektion von Aufsatztiteln zur Verfügung, die demnächst in der »Österreichischen Rundschau« prangen werden: »Die Pflasterung Wiens unter den Babenbergern«, »Der Silberbergbau im Iglauer Bezirk im 15. Jahrhundert«, »Die Motivgeschenke in der Wallfahrtskirche Maria Taferl bei Krummnußbaum an der Donau«, »Leobersdorf im Wandel der Zeiten«, »Weihnachtsbräuche in St. Egyd«, »Die Fauna des Leithagebirges«, »Das Militärärar und die Wiener Glacis«, »Frauen in der Literatur von Roswitha bis M. E. delle Grazie«, »Die klimatischen Verhältnisse des Bisamberg«, »Der Zustand des amorphen Phosphors vor seiner Entdeckung durch Hofrat v. Schrötter«, »Die Entwicklung der Wiener Staatsdruckerei von ihrer Eröffnung bis zur Geburt Gutenbergs«, »Die Telefonstörungen in Wien der Kongreßzeit«.

Literat. Herr Paul Goldmann juckt die Schamteile der modernen Kunst. Er wird immer lästiger, immer häufiger. Er ist einfach die un bequemste Tortur, die ein freches Philisterblatt bis heute dem Geistesleben angetan hat. Herr Nordau hatte die Allüren einer Seuche. Man schleppt sich mit so einem Feuilleton hin, bis man gehirnweich wird. Herr Goldmann stimmt bloß verdrießlich. . . Im Ernst, das ist wohl der platteste Geselle, der jetzt in Deutschland schreibt. Einst war er eine Hoffnung des jungen Wien. Speziell das junge Ischl war geführt, als er auf mondbeschiedener Terrasse über die Schönheit Hofmannsthal'scher Verse, die er später verhöhnern sollte, Tränen vergoß. Herr Goldmann ist nämlich aus Breslau und sentimental. Nur durch eine Reise nach Ostasien hat er sich ein wenig abgehärtet. Damals schrieb er Reisebriefe, später Pariser Korrespondenzen für die »Frankfurter Zeitung«, und das befreundete junge Wien war von der Begabung entzückt, die sich auf japanischem und Pariser Boden so schön entfaltet. Nun habe ich freilich schon damals behauptet, daß sich auf japanischem und auf Pariser Boden die Begabung immer schön entfaltet und daß auf rumänischer Erde selbst der gute Marco Brociner Talent hat. So zollfrei nämlich wie Gedanken sind Beobachtungen exotischer Herkunft; je fremder das Milieu, desto größer der Effekt, und Entfernung ist nicht nur kein Hindernis, wie Rothberger so treffend sagt, sondern sogar eine Stütze feuilletonistischer Wirkung. Die Rothberger der

Literatur, die von Herrschaften abgelegte Stoffe wenden, kennen die Anweisung. Herr Paul Goldmann kam aus Japan zurück und war talentlos. Vollständig. Der bewährte Blick des Chefs der ‚Neuen Freien Presse‘ sah aber noch immer Japan und nicht die Talentlosigkeit und schickte Herrn Goldmann nach Berlin. Was er dort — im Bereich der Theaterkritik — leistet, ist aufreizend. Die Kunstrichter der ‚Neuen Freien Presse‘ sollen dem Verständnis der kultiviertesten Börsebesucher die Formeln finden. Also mindestens auf dem geistigen Niveau der Leserschaft verharren. Herr Goldmann ist vielleicht der einzige Schriftsteller, der unter dem Horizont des Lesers denkt. Was der liberale Philister, der »jeden Früh« außer »seinem« Tee und »seinen zwei Eiern« auch »sein« Morgenblatt haben will, in einem Satz erfaßt, muß Herr Goldmann auswalken, ehe Er es selbst begreift. Die frechsten Kunstlügen kaut er dem Leser so gewissenhaft vor wie die abgegriffensten Selbstverständlichkeiten. Man hat es noch nie erlebt, daß ein Schriftsteller, der nicht einen Gedanken hat, mit diesem Mangel so protzte, daß er das Flachste mit dem Nudelwalker einer Reporter-technik so zu bearbeiten wüßte, wie Herr Paul Goldmann. Die Wahrheiten, die er ausspricht, werden einem unleidlicher als die Dreistigkeiten. Daß der Berliner Reinhardt-Rummel den Tod der Schauspielkunst bedeutet, werde ich hier nie mehr sagen können; man wird zum fanatischen Verteidiger der Defektspielerei, wenn man sie von Herrn Goldmann bekämpft sieht. So gottverlassen ist der schlimmste Berliner Snobismus nicht wie die Klugschwätzeri, die sich durch elf Feuilletonspalten wälzt. So seicht wie Herrn Goldmanns Stil, ist selbst eine Dramaturgie nicht, die das Bühnenleben mit Schlagworten kommandieren möchte. Aber dekorativer ist sie! Ich versichere der ‚Neuen Freien Presse‘, daß sie ihren philiströsesten Lesern mit Herrn Goldmann keine Freude bereitet hat. Ich kann es ihr aus zahllosen Zuschriften beweisen. Kann auch beweisen, daß Herr Goldmann nicht einmal die Werke kennt, die seine triviale Feder beschmutzt. Nachdem man, schreibt er, den Naturalismus satt hatte, »fanden sie Frank Wedekind und gaben seine Verworrenheit für Tiefe und seinen Zynismus in der Behandlung erotischer Fragen für Geist aus.« Herrn Goldmann freilich werden sie weder für verworren noch für zynisch halten. Bloß für vorlaut. Denn von Wedekind's »Erdegeist« sagt er, man sehe darin »unter anderem, wie von der Leiche des Vaters, der sich wegen seiner Geliebten erschossen hat, der Sohn (diese Geliebte wegholt, um sie selbst zur Maitresse zu nehmen.« Wedekind ist so verworren, daß Herr Goldmann die Ermordung des Dr. Schön für Selbstmord und die Mörderin, die seine Gattin ist, für seine Geliebte halten muß. Und er ist, meint ein Leser, »so zynisch, durch absichtliche Verworrenheit Herrn Goldmann Gelegenheit zu einer Blamage zu geben«. Oder sollte wirklich auch für einen Sudler der ‚Neuen Freien Presse‘ die Verpflichtung bestehen, eine Dichtung zu kennen, die er besudeln will?

Leser. Eine Beschwerde, der ich gern Raum gebe: »Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie einmal die Zeitungsmode geißeln wollten, in den lokalen Nachrichtenteil Ausschwitzungen der Redaktionshumoristen

aufzunehmen. Es ist ein wahrer Verdruß, wenn man só drei, vier Zeilen einer Notiz in der Meinung gelesen hat, daß man etwas erfahren werde. Merkt man dann, daß es überhaupt nichts ist und was man da gelesen hat, und wendet man sich zur nächsten Notiz, so stolpert man über die verhaßte Chiffre, deren Anblick allein Gähnen verursacht. Könnte St—g nicht wenigstens, wie einst Sp—r an der Spitze zeichnen? Er hätte dann wenigstens eines mit einem wirklichen Witzkopf gemeinsam. Reinlichkeitsliebende Leser wollen die neugebornen Ereignisse ohne humoristischen Grund von den Wehmüthern des Geistes empfangen. Sie wären, wenn der Vorschlag befolgt würde, vor dem Hereinfall geschützt. Die Namenschiffre als Warnungstafel! Aber auch die Verehrer des Herrn St—g, die den Sonntag nicht erwarten können, wären für die Neuerung dankbar, da sie leichter fänden, was sie jetzt in einem Wust von Nachrichten suchen müssen. Sie lesen eine vollkommen geistlose Notiz, glauben schon, daß sie von St—g ist, und ersehen erst zum Schluß aus dem Fehlen der Chiffre, daß sie sich getäuscht haben. Also — zuerst die Chiffre, d a n n das Vergnügen!

Sammler. In einer Literaturkritik der „Neuen Freien Presse“ (5. November), die ein Herr Professor Pawel geschrieben hat, ist von der Übersetzung eines Buches »ins Tschechische, Finnische, Englische, Amerikanische, Französische und Holländische« die Rede. Siehe da — ein Weltblatt! Ein verstorbener Wiener Zeitungsherausgeber, dessen analphabetische Weltanschauung berühmt geworden ist und noch heute der nachstrebenden journalistischen Generation als vorbildlich gilt, wollte einst irgendeinen Löwy nach Brüssel schicken, stand aber von diesem Plane in der Erwägung ab, daß Löwy nicht Belgisch sprechen könne.

Bruder. Herr Rudolf Lothar hat also keine Aussicht, Meister vom Stuhl zu werden? Ja, ist's denn ein gar so arges Vergehen, mit Ordensmysterien Tantiemen schinden zu wollen? Die Freimaurerei dient doch auch dem Erwerbssinn anderer Brüder. Was ist denn geschehen? »Er nützt das geheimnisvolle Kolorit der Loge für seine Handlung«, sagt ein gründlicher Kenner des Stückes und seiner Vorzüge. Wär's vielleicht besser, wenn Herr Lothar Krida gemacht hätte? . . . Bedauerlich wäre es, wenn der Absatz einer literarischen Pofelware leiden und ihr Erzeuger künftig nur mehr von den neuen freien Maurern unterstützt würde. Der Reklamartikel über die Premiere der »Rosentempler« war freilich vor dem Durchfall geschrieben. Und zwar — von einem gründlichen Kenner des Stückes und seiner Vorzüge. In Herrn Lothar's Manuskript hatte der Volkstheaterkritiker, unser lieber Schütz, bloß einige Änderungen vorgenommen. . . Es scheint also, daß auch die journalistischen Kollegen von Herrn Lothar nichts mehr wissen wollen und es ihm überlassen, sich seine lobenden Kritiken selbst zu schreiben.

Hutmacher. Das wird sich nicht halten. Die »Hutmodewahl für die Frühjahrssaison 1906« muß für ungiltig erklärt werden. Die Wahlkommission hat, so melden die hocheerfreuten Zeitungen, unter den eingesandten Neuheiten zehn Hüte gewählt, »die zumeist nach den Wiener Theaterdirektoren benannt wurden«. Da erfahren wir, daß Nr. 1 ein »mäßig hoher, wenig geschweifeter Seidenzylinder mit wenig gehobener

Randstellung« ist. Aber nicht dieser heißt »Schlenth«, sondern Nr. 2, der ein »hellgrauer, steifer, kantiger Hut mit schwarzem Umwindband« ist. Offenbar war die Wahlkommission im Glauben, daß der Burgtheaterdirektor wirklich Laube's Erbe angetreten hat. Das Richtige hat sie getroffen, indem sie einen »niederer Rundkopf mit flachgestelltem Rand« »Weisse« nannte. Nach Herrn Jarno ist ein »mittelhoher Rundkopf mit halbflach gestelltem Rand« benannt, nach Herrn Gettke ein »weicher Rundkopf«. Der Herr Aman gewidmeten Form wird — ganz im Jargon der Theaterreporter — nachgerühmt, sie verspreche »ein Schlager der Sommersaison« zu werden. Nr. 10 führt keinen bestimmten Namen. Wahrscheinlich wollte man mit dieser Form allen Wiener Theaterdirektoren gerecht werden: man hat einen »hocheleganten Claquehut« gewählt. Gegen diese sinnige Ehrung, die die Hutwahlkommission unseren Theaterdirektoren bereitet hat, wäre gewiß nichts einzuwenden. Wohl aber gegen die Spezialisierung. Es ist gar nicht notwendig, daß wir bei all den Flach-, Rund- und Hohlköpfen, die uns die Mode 1906 beschert wird, erst an bestimmte Persönlichkeiten des Wiener Lebens erinnert werden. Und gar an die Wiener Theaterdirektoren wollen wir nicht bei jedem Schritt denken müssen. Daß es einen Girardi-Hut gibt, ist ganz in Ordnung. Der Gedanke an den liebenswürdigsten Wiener Schauspieler belästigt uns nicht. Aber einen »Weisse« — das erkläre ich schon heute — kaufe ich nicht. Der drückt. Wahrscheinlich ist er auch in schreienden Farben gehalten. Den ziehe ich nicht an. Geben Sie mir einen andern!.. Im Ernst, es' ist ein schrecklicher Gedanke: Im Theater müssen wir die Hüte abnehmen, aber auf der Straße sollen wir dafür die Direktoren aufsetzen.

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Der Herausgeber dankt auf diesem Wege für die vielen freundlichen Zuschriften, die nach Nr. 187 an ihn gelangt sind. — Den p. t. Verschleißern teilen wir mit, daß von Nr. 187, die ohnehin in stärkerer Auflage erschienen war, ein Neudruck aus technischen Gründen nicht mehr veranstaltet werden konnte. Bei fortgesetzter Nachfrage könnten wir nur mit der vorher fertiggestellten und in der Broschürenfolge der 'Fackel' zum Preise von 40 h erscheinenden Separatausgabe »Die Kinderfreunde« — siehe 3. Umschlagseite — dienen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda und Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.

DIE FACKEL

Nr. 189

WIEN, 30. NOVEMBER 1905

VII. JAHR

MEINE ANTWORT.

Von **Joseph Schöffel.**

Dem Reichsrats-, Landtagsabgeordneten, n.-ö. Landesauschuß, Gemeinderat der Stadt Wien, Mitglied der Theater-Landeskommission und dergleichen mehr, Herrn Leopold Steiner, wurde von seinen Parteigenossen gegen Rücklegung seines Landesauschußmandats vom n.-ö. Landtag vor kurzem eine lebenslängliche, von Wahlstürmen und Wahlfällen unberührte Sinekure eines Oberkurators der n.-ö. Landeshypothekenanstalt in Gnadon verliehen und ihm, dem neuernannten Oberkurator einer Hypothekenbank — Zeitungsberichten zufolge — gleichzeitig die Oberleitung oder Oberaufsicht des auf viele Millionen Kosten veranschlagten Baues der Wiener Irrenanstalt übertragen, weil Herr Steiner, wie seine Freunde behaupten, in seiner Eigenschaft als Zimmermaler als Sachverständiger im Baufache betrachtet werden muß.

Man sollte glauben, daß der bürgerliche Zimmermaler Leopold Steiner, dem die bizarre Laune der Glücksgöttin in dem Zeitraum von zehn Jahren, eine ungeahnte Fülle von Ehren, Würden und Ämtern in den Schoß geworfen und den sie mit Nachsicht jeder Vorbildung außer der Volksschule zu einer Kapazität im Finanz- und Bauwesen emporgeschraubt hat, sich mit dem, was er im Traume errungen, begnügen und seine lebenslängliche Leibrente als Oberkurator eines Kreditinstitutes in Ruhe genießen werde.

Leider ist dies nicht der Fall.

Herr Leopold Steiner will noch weiter eine Rolle auf der politischen Bühne spielen, er lechzt wie alle Histrionen nach dem rauschenden Beifall der Menge und nach der gedruckten Reklame in der Presse, und so ließ er in der Sitzung des n.-ö. Landtages vom 9. d. M. eine »sensationelle Rede«, wie das ‚Deutsche Volksblatt‘ paukt, von Stapel, in welcher er unter anderem meine Person und speziell einzelne Stellen meines vor mehr als sechs Monaten herausgegebenen Werkes ‚Erinnerungen aus meinem Leben‘, die bereits im Monate Juli zu einer Interpellation im n.-ö. Landtag und zu einer Replik meinerseits Anlaß gaben, zum Gegenstand seines Angriffes wählte.

Sein Genius, ein Sproße des auserwählten Volkes Gottes, dessen Geist den Antisemiten Leopold Steiner bisher beschattet und alle seine Gedanken, Worte und Werke inspiriert hatte, konnte wahrscheinlich Herrn Steiner nach seinem Ausscheiden aus dem Landesausschusse nicht warnen, eine nichts weniger als wohlriechende Sache, die bereits vor einem halben Jahre im Landtage ungeschickterweise aufgeführt wurde, wieder aufzurühren und so wider Willen für mein Werk Reklame zu machen. Der Glückspilz Steiner, berauscht von seinen Erfolgen, an welchen er so unschuldig ist wie ein Lamm, hat, so glaube ich, von seiner Klugheit und seinem Alleswissen durchdrungen, den Rat seines spiritus rector nicht eingeholt, hat mich herausgefordert.

Da bin ich nun, um Lufthiebe mit Hieben, die sitzen, zu erwidern!

Nach dem Wortlaute des stenographischen Protokolls der Landtagssitzung vom 9. November, das mir erst heute, am 22. November, zugekommen ist, da es früher nicht fertiggestellt war, hat Herr Steiner seine gegen mich gerichtete Philippika, wie folgt, eingeleitet:

»Ich habe diese Zahlen vorausgeschickt, weil ich jetzt eine Broschüre besprechen muß, die kürzlich erschienen ist; ich bedaure aber, daß ich das gegenüber einem Kollegen tun muß, mit dem ich selbst sechs Jahre an einem Tische gesessen bin. Ich werde es in der Form tun, daß ich nur auf Grund amtlicher Akten die Vorbringungen richtig stelle und Einwürfe zurückweise.«

Eine Broschüre habe ich in den letzten zwei Jahren meines Wissens nicht geschrieben, wohl aber ein Buch, betitelt: »Erinnerungen aus meinem Leben«. Herr Steiner hat dieses Buch nicht gelesen, weil er überhaupt Bücher nicht gern liest, am allerwenigsten aber ein Buch, das die Lebensgeschichte eines Menschen enthält, der nach einem bewegten Leben, in hohem Alter, ohne Titel und Würden, mit leeren Händen vom Schauplatz verschwunden und trotzdem mit seinem Schicksal zufrieden ist, was nach der Weltanschauung Herrn Steiners jedenfalls als eine Eselei bezeichnet werden dürfte.

Der Reichsratsabgeordnete Schönerer hat das letzte Kapitel meines Buches: »Die n.-ö. Landes-Finanzverwaltung« im »Alldeutschen Tagblatt« abdrucken, sodann Separatabdrücke, wie mir mitgeteilt wurde, auf dem flachen Lande verteilen lassen. Eine Stelle meines Buches, lautend:

»Mit der Aufrechnung von Diäten und Reisekosten wurde ebenfalls ein Mißbrauch sondergleichen getrieben. Die Aufrechnung von Diäten und Reisekosten für 300 Kommissionstage im Jahre fanden Einzelne ganz in der Ordnung... Ich erhob beinahe in jeder Landesausschußsitzung Vorstellungen gegen diese unverantwortliche Wirtschaft. Umsonst!«

beantwortet Herr Steiner, natürlich ohne sie zu zitieren, nach dem stenographischen Protokoll wie folgt:

»In der Broschüre heißt es, die Diäten der Beamten seien ins Unermeßliche gestiegen. Meine Herren! Durch die Verwaltung so vieler Anstalten, durch die Einrichtung ganz neuer Ressorts wie der Gewerbeförderung und des Landeseisenbahnwesens — wir hatten im Jahre 1862 2 Anstalten und jetzt haben wir 22 und 11 landwirtschaftliche Schulen — ist die Notwendigkeit dieser Erhöhung eingetreten. Ich selbst als gewesener Landesausschuß erkläre Ihnen, ich stehe auf dem Standpunkte, daß das Amtieren

hinter dem grünen Tische, wenn die Sachen nicht durch den Referenten oder dessen Organe an Ort und Stelle kontrolliert werden, nicht im Interesse des Landes ist. (Beifall. — Rufe: Sehr richtig!) Es wurde vor einigen Jahren gegenüber dem Landesausschusse — damals durfte ich nicht reden, weil ich selbst die Ehre hatte ihm anzugehören — der Vorwurf erhoben, daß die Landesausschüsse Diäten machen. Ich erkläre, daß ein Landesausschuß, der nicht hinausgeht, der sich nicht persönlich von den Vorkommnissen draußen überzeugt, ein schlechter Referent ist. (Beifall.) Der Landesausschuß muß oft zu dem Zwecke hinaus, Streitigkeiten zwischen den Parteien, Differenzen zwischen den politischen und autonomen Behörden zu schlichten und er ist als Vertrauensmann des Landes verpflichtet, in solchen Fällen hinauszugehen, um eventuell eine Einigung zu erzielen zum Wohle der beteiligten Bevölkerung. Ich erkläre also, die Anwürfe in Bezug auf die Diäten der Landesausschüsse sind kleinlich, weil die Bezüge eines Landesausschusses noch geringer sind als die eines Landessekretärs. (Hört! Hört!) So, das soll man einmal wissen. Ich habe mir vorgenommen das zu sagen, denn ich habe jahrelang daran geschluckt und bin auf diesem Gebiete sehr empfindlich, weil ich mir nicht Vorwürfe machen lassen will, die ungerechtfertigt sind. Wenn Sie aber wollen, daß hinter dem grünen Tische amtiert wird, dann werden Sie sehen, wie die Beträge für die einzelnen Referate steigen werden. (Lebhafte Zustimmung.)

Wenn Herr Steiner logisch denken gelernt hätte oder wenigstens so klug gewesen wäre wie gewöhnlich, hätte er es gewiß unterlassen, in seiner Rede unmittelbar vor dem Angriff auf meine Person seinen Zuhörern mit entsprechendem Pathos vorzutragen, daß der Landesausschuß im Laufe eines Jahres 87.404 Aktenstücke zu erledigen habe.

Wenn einer der Statisten im Landtage, welche diese sensationelle Rede des Herrn Steiner mit dem Rufe: Hört! Hört! begleitet haben sollen, das Gehörte auch verstanden und Herrn Steiner gefragt hätte: Wie bringen Sie es nur, Herr Steiner, zustande nahezu 360 Tage im Jahre Dienstes- und Instruktionsreisen im In- und Auslande zu unternehmen, nebenbei den Reichsrats- Landtags- Gemeinderats- und anderen Sitzungen beizuwohnen und die auf Ihr Referat entfallenden, gering gerechnet 10.000 Aktenstücke zu lesen und im Konzept und in der Reinschrift, also

zweimal, zu unterzeichnen? Die Erklärung des von Herrn Steiner geübten Wunders hätte jedenfalls mehr Sensation hervorgerufen, als alle übrigen Teile seiner Rede!

Der § 35 der Instruktion für den n.-ö. Landesauschuß, vom Jahre 1870 schreibt nämlich vor: »daß alle Ausfertigungen, nebst der Unterschrift des Landmarschalls auch von einem Ausschußmitglied zu unterzeichnen sind.« Wenn der Landmarschall instruktionsgemäß über 87.000 Aktenstücke, also durchschnittlich nahezu 300 per Tag lesen und unterzeichnen sollte, so würde er in wenigen Wochen gehirnweich werden. Davor bleibt er bewahrt. Die größte Zahl der Aktenstücke wird ungelesen von Beamten einfach mit der Stampiglie des Landmarschalls und eines Ausschußmitgliedes fabrikmäßig versehen.

Schon im Jahre 1885 und seitdem unzähligemal habe ich dieses Vorgehen gezeißelt und eine vernünftige Abänderung der Dienstinstruktion für den Landesauschuß verlangt.

Vergebens!

Im Jahre 1900 hat Landesauschuß Dr. Weitlof dieselbe Idee angeregt und darauf gedrungen, daß im n.-ö. Landesauschuß die gleiche Manipulation eingeführt werde, wie sie in den Landesauschüssen anderer Länder bestehen soll, wo die Vorstände der einzelnen Landesverwaltungsdepartements in der Landesauschußsitzung referieren und der gewählte Landesauschuß nur über die von den Beamten gestellten Anträge berät und beschließt. Die Departementsvorstände unterzeichnen alle Vor- und Zwischen-erhebungen, Urgenzen und dergleichen mehr, nur Urkunden, Dekrete u. dgl. werden von einem Ausschußmitglied gezeichnet und vom Landmarschall kontrasiert.

Alle Bemühungen Dr. Weitlof's waren vergeblich. Es wurde weiter gewurstelt, denn das Fortwursteln ist uns zur zweiten Natur geworden und

bildet den Inbegriff aller Regierungsweisheit in Österreich, dem Reiche der europäischen Mitte! So gilt auch nach Ausspruch des Herrn Steiner jener Referent, der das ganze Jahr reist und lustig Diäten aufrechnet, als ein guter, derjenige, der nebenbei auch Akten liest und erst das Gelesene unterzeichnet, als ein schlechter Referent, oder besser gesagt als ein Esel, der seinen Vorteil und seine Zeit nicht versteht, in der der Geldsack das Allerheiligste der sittlichen Weltordnung darstellt.

Die Instruktion für den n.-ö. Landesausschuß vom Jahre 1870 wurde, wie dies allgemein üblich ist, nie beachtet. Jedes Mitglied des Landesausschusses hat sich als Ressortminister gefühlt und das ihm übertragene Referat als Ministerportefeuille angesehen.

Kein Wunder, wenn die Mitteilung des Herrn Steiner, daß die Bezüge der Landesausschüsse kleiner sind als die Bezüge eines Landessekretärs, von seinen Zuhörern verständnisvoll aufgenommen wurden. Nach der begeisterten Aufnahme dieser Mitteilung zu schließen, wäre der n.-ö. Landesausschuß gerne bereit, nicht nur die Zahl der Landesausschußmitglieder entsprechend der Zahl der Bewerber um diese Stellen zu vermehren, sondern auch ihre Bezüge den Bezügen der Staatsminister entsprechend zu gestalten.

Der Landtag hat in seiner Munifizienz die Diäten der Landtagsabgeordneten den Diäten der Reichsratsabgeordneten gleichgestellt, indem er sie von 16 Kronen auf 20 Kronen erhöhte, — er hat die Stelle eines Oberkurators der Landeshypothekenbank, der früher auf eine bestimmte Zahl von Jahren gewählt wurde, zu einer lebenslänglichen Pfründe umgewandelt und gleichzeitig die Diäten der Kuratoriumsmitglieder entsprechend erhöht. Warum sollte er die Bezüge der Landesausschußmitglieder nicht den Bezügen der Minister gleichstellen und ihnen ebenso

wie den sogenannten parlamentarischen Ministern Pensionsbezüge zusichern? Sich darüber, sowie über die Aufrechnung von die fixen Bezüge weit überschreitenden Diäten und Reisekosten aufzuhalten, wäre, wie Herr Steiner sagt, kleinlich! Wir Steuerträger, die wir heute die Hälfte unserer Einnahmen als Steuern und Abgaben aller Art auf dem Altar des Vaterlandes opfern müssen, werden auch diese und noch weitere Kleinigkeiten mit gewohnter Schafsgeduld zahlen!

Herr Steiner bekrittelt weiter eine Stelle meiner Memoiren, die ich, weil er sie ebenfalls nicht zitiert, dem Wortlaut nach hier folgen lasse. Sie lautet:

»Nach den von mir bisher im niederösterreichischen Landtag gemachten Erfahrungen spielte der jeweilige Finanzreferent im Landesausschuß eine traurige Rolle. Eine Auskunft in Finanzsachen konnte man von ihm nie erlangen, denn er selbst wußte nichts! In der Leitung des Finanzwesens war er ebenso eine Null, wie es der jeweilige Landmarschall in der Leitung des Landesausschusses und des Landtages ist. Nach Übernahme des Finanzreferates verfügte ich — da der Usus eingerissen war, daß die Kassa über einfache Anweisung der einzelnen Referenten im Landesausschuß Geldbeträge in beliebiger Höhe flüssig machte — daß die Kassa, mit Ausnahme der kurrenten Ausgaben, wie Gehalte, Löhnungen etc. etc., ohne meine spezielle Anweisung keinen Kreuzer ausbezahlen dürfe und daß mir täglich ein Kassenstandsrapport vorgelegt werde. Schon im ersten Kassenstandsrapport fand ich eine Rubrik, bezeichnet ‚Landesanlagscheine‘, in welcher ein Betrag von 331.000 Gulden als Ausgabe eingestellt war. Auf meine Frage, was denn unter der Bezeichnung ‚Landesanlagscheine‘ zu verstehen sei, antwortete man mir, daß diese Landesanlagscheine zweiprozentige Schuldscheine seien, welche bei Mangel an Kassenbeständen zur Deckung des jeweiligen Bedarfes ausgestellt werden, um nicht höherprozentige Schulden bei der Landeshypothekenbank oder anderen Geldinstituten kontrahieren zu müssen. Ich nahm auf diese Mitteilung hin sofort eine Revision der Kassa vor und entdeckte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß diese Landesanlagscheine aus einem gewöhnlichen Kanzleipapierstreifen bestanden, welcher folgende lithographierte Inschrift aufwies:

Anlage-Schein-Nr.

über Gulden Kreuzer
i. e. fl. kr.
welche

beim Landesfond fruktifiziert hat.

Wien, am

Das n.-ö. Landes-Oberernehmer-Amt.

Auf meine Frage, wer denn auf diesen Wisch hin dem Landes-Obereinnehmer-Amte Vorschüsse in der Höhe von 331.000 Gulden geleistet habe, antwortete man mir schmunzelnd: „Niemand! Wenn Geld gebraucht wird, wird den diversen Fonds (Stiftungen u. dgl.) so viel Geld entnommen als benötigt wird, für die entnommenen Beträge werden Landesanlagscheine eingelegt und das diesen Fonds entnommene Kapital mit zwei Prozent verzinst“ . . . Ich ließ alle vorrätigen Landesanlagscheine bis auf einen, den ich zum Andenken aufbewahre, verbrennen und die den diversen Fonds entnommenen Beträge ersetzen.«

Herr Steiner sagt hierüber laut stenographischem Protokoll das Folgende:

»Es wurde von dem Verfasser der Broschüre behauptet, daß, als er das Finanzreferat übernahm — (Rufe: Wer?) Schöffel — Landesfondsanlagscheine in der Kassa gelegen sind. Ich erkläre Ihnen, meine Herren, daß bis zum Herbste 1902 kein Parteimann der christlichsozialen Partei das Finanzreferat im Landesausschusse hatte. (Hört! Hört!) Diese Landesfondsanlagscheine wurden vom seinerzeitigen Referenten Dr. Granitsch, der gewiß kein Anhänger der christlichsozialen Partei war, in die Kassa gelegt. Sein Nachfolger war auch kein Christlichsozialer und erst im Jahre 1899, als infolge einer Differenz im Landtage der damalige Straßenreferent Schöffel das Referat für Straßen zurückgelegt hatte, hat er das Finanzreferat übernommen. In der Broschüre steht, daß Herr Landesauschuß Schöffel diese Anlagscheine sofort vernichten ließ. Ich habe hier das Protokoll der zweiten Sitzung des Landesauschusses vom 12. Jänner 1899, in der Herr Landesauschuß Schöffel das Finanzreferat übernahm und ich habe auch hier den Akt, L. A. Z. 9237 vom 6. Februar 1902, worin Herr Landesauschuß Schöffel die Herabsetzung des Zinsfußes der bisher mit 3 Prozent verzinsten Anlagscheine auf 2 Prozent verfügte. Hier ist auch die Unterschrift: Schöffel. (Hört! Hört!)«

Der ehemalige Landesauschuß Dr. Granitsch war bekanntlich nie mein Freund, aber daß er die berüchtigten Landesanlagscheine, wie Herr Steiner sagt, in die Kasse gelegt haben soll, ist mehr als eine gewagte Behauptung. Es ist möglich, daß Dr. Granitsch die Manipulation mit den Landesanlagscheinen gutgeheißen und den bezüglichen Akt ebenso unterschrieben hat, wie ich nach Angabe des Herrn Steiner einen Akt betreffend die Herabsetzung des Zinsfußes dieser Anlagscheine unterschrieben habe. Es geschah in voller Unkenntnis der Natur dieser Anlagscheine. Mein ganzer Irrtum, von dem

die Steinersche »Enthüllung« lebt, besteht also darin, daß ich behauptete, ich hätte die Landesanlagscheine »schon in ersten Kassenstandsrapport« gefunden, während es richtig heißen mußte: »schon in einem der ersten Kassenstandsrapporte . . .« Wenn ich meine Memoiren nicht im Amtsstil mit Anführung von Zahl und Datum geschrieben habe, so mögen dies Herr Steiner und Konsorten vergeben, denn ich schreibe nicht für sie allein, sondern für die Öffentlichkeit, für das Publikum, das ein im Bureau-geschmack geschriebenes Buch einfach wegwerfen würde. Tatsache ist, daß ich, als mir die sonderbare Manipulation mit den Anlagescheinen vom Kassendirektor zur Kenntnis gebracht wurde, die Anlagescheine sofort vertilgen und die den diversen »Fonden« entnommenen Beträge diesen wieder refundieren ließ. Diese nackte Tatsache läßt sich durch das schönste Gemauschel weder wegleugnen noch verhüllen.

Herr Steiner verteidigt mit vielen Worten die christlichsoziale Partei und die christlichsoziale Majorität im Landtag und im Landesausschuß gegen einen Vorwurf, den niemand — am allerwenigsten ich, wie aus dem zitierten Wortlaut der bezüglichen Stelle meines Buches ersichtlich ist — gegen sie erhoben hat.

Die den Bau der Irrenanstalt in Mauer-Öhling betreffende Stelle in meinem Buche erfreute sich der besonderen Beachtung des Herrn Steiner. Ich muß sie zum besseren Verständnis ebenfalls wörtlich zitieren:

»Die von mir getroffene Verfügung, daß die Kassa ohne mein Visum nichts auszahlen dürfe, bereitete mir viel Schererei, viel Kummer und Verdruß, da einige Herren die Landeskassa als ihren Dispositionsfond betrachteten. So hatte ein neu ernannter Chef eines neuerrichteten Departements im Landesbauamte, gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der Instruktion für den Landesausschuß, welche vorschreibt, daß alle Bauten, welche im Lande geführt werden, wie es in allen Ämtern der Fall ist, im Offertwege

zu vergeben seien, angeblich seinen Referenten überredet, daß es ersprißlicher für das Land sei, wenn alle Landesbauten in eigener Regie durchgeführt werden. Auf diese Weise wurde ein Landesbeamter zugleich Bauunternehmer ohne Konkurrenz, der nach den von ihm verfertigten Plänen und Voranschlägen alle Bauten des Landes, darunter den Bau der großen Irrenanstalt in Mauer-Öhling, den Bau des vierten Stockwerkes im Landhause, die Adaptierung und luxuriöse Einrichtung des Landhauses und andere Bauten durchführte. Dieses vielseitige Genie, dieser Landesbeamte und Bauunternehmer in einer Person, leitete alle diese Bauten, kontrollierte sich selbst und kollaudierte auch seine Arbeiten. Einem Bauunternehmer steht nur das eigene Kapital, mit dem er arbeitet, zur Verfügung, dem vom Lande angestellten Bauunternehmer standen die Kassabestände des Landes offen. Er stattete die Bureaus der Landesausschuß-Beisitzer mit demselben Luxus aus, wie er bei den Generalgewaltigen der großen Banken und Eisenbahnen üblich ist. Selbstverständlich geschah das alles zur Förderung des Kleingewerbes! Um die Autorität dieses bauunternehmenden Landesbeamten zu befestigen, wurde er wie dies in der heutigen Zeit der höchsten Blüte des verwegenen Strebertumes, sehr häufig der Fall ist, unter gleichzeitiger Verleihung des Oberbauratstitels nach Überspringung seiner Vordermänner in die höchste bisher im Landesdienste zu erreichende Rangstufe befördert. Da seine Vordermänner gegen diese unverdiente Präterierung remonstrierten, wurden auch sie in die sechste Rangklasse befördert und ihnen der Oberbauratstitel verliehen. Der Landesbauamts-Direktor, der allein bisher in der sechsten Rangklasse stand, wurde in derselben belassen und läuft nun als fünftes Rad am Wagen neben den ihm koordinierten Oberbauärzten her. Die von dem Landesbeamten durch die eigene Regie in Aussicht gestellten Ersparungen entpuppten sich später als enorme Überschreitungen des Kostenvoranschlages, welche in Form von Nachtragskrediten schweigend genehmigt wurden. Der neu ernannte Chef des Wasserbaudepartements beanspruchte natürlich, gleich seinem Kollegen im Hochbau, daß die Flußregulierungsarbeiten und Brückenbauten statt im üblichen Konkurrenzwege ebenfalls in eigener Regie durchgeführt werden sollen, was auch anstandslos genehmigt wurde. Es wurde für diesen Herrn eine eigene Handkasse angeschafft und ihm Verläge in der Höhe von 20.000 bis 40.000 Kronen gegen Verrechnung überwiesen. Alle diese Verfügungen, alle diese Ernennungen wurden vom Landtag selbst getroffen, ohne daß der Landesausschuß als solcher und ich speziell als Finanzreferent früher davon in Kenntnis gesetzt worden wären. Selbstverständlich protestierte ich dagegen, daß öffentliche Landesbauten von Landesbeamten in eigener Regie durchgeführt werden, da bei dieser Art Bauführung jede Aufsicht, jede Kontrolle unmöglich sei. Da dieser Protest nichts

nützte, verweigerte ich die Anweisung der für diese Bauten angesprochenen Geldverläge, worauf man einfach erklärte, daß dann die Bauten sistiert werden müßten, was mit enormen Verlusten für das Land verbunden wäre. Ich mußte nachgeben, lehnte jedoch sowohl mündlich als schriftlich jede Verantwortung für diese mehr als sonderbare Gebarung ab, worauf die Landesbuchhaltung in einem Berichte an den Landesausschuß weitläufig auseinandersetzte, daß auch sie sich gegen jede Verantwortung in dieser Beziehung verwahren müsse, da ihr nur die ziffermäßige Prüfung der von den Landesbauämtern vorgelegten Quittungen und Arbeitslohnausweise keineswegs aber eine Kontrolle der wirklich ausgeführten Arbeiten und ihrer Kosten zustehe. Auch der Landesausschußreferent für Flußregulierungen lehnte jede Verantwortung für diese anrühige Manipulation ab. Um nun wenigstens den Schein einer Kontrolle der besoldeten Bauunternehmer für Hochbauten, für Fluß- und Brückenbauten zu kreieren, wurde ein den beiden Bureauchefs untergeordneter kleiner Landesbeamter mit der Kontrolle der technischen Arbeiten seiner Vorgesetzten betraut. Eine Kontrolle, wie man sie dümmer und verlogener wohl nicht erfinden kann!*)

Ich lasse, was Herr Steiner darüber geäußert, nach dem Wortlaut des stenographischen Protokolls folgen:

•Ein weiterer Vorwurf wurde erhoben, gegenüber dem ich ebenfalls verpflichtet bin, eine Richtigstellung vorzunehmen, und zwar gegenüber einem Manne, der heute schwer krank darniederliegt, dessen Wirken ich aber zu beobachten Gelegenheit hatte. Es ist dies Herr Oberbaurat v. Boog. Es wird ihm vorgeworfen, daß er seine Kompetenz überschritten und aus eigener Machtvollkommenheit Bauten in eigener Regie durchgeführt, sich selbst kontrolliert und kollaudiert habe. Ich habe hier einen Akt, betreffend die Anweisung von Rechnungen über eine Stockwerkaufsetzung im Landhause, welche von dem damaligen Hausreferenten Herrn Josef Schöffel gezeichnet ist (Rufe: Hört! Hört!) und worin er anlässlich der in eigener Regie durchgeführten Arbeiten durch Herrn Oberbaurat v. Boog die Rechnungen selbst anweisen ließ. Ich führe weiters an, ich habe noch einen Akt hier, dersich auf die Arbeiten in eigener Regie, und zwar im Straßenwesen bezieht und die Nummer 39.936 trägt. Hier führen zwei Maurermeister beim Landesausschuß Beschwerde gegen die Ausführung von Straßenbauten in eigener Regie. Herr Landesausschuß Schöffel sagte in seiner abweislichen Erledigung, daß diese Ersparungen den Steuerträgern

*) Anmerkung. Der Landtag scheint teilweise zum Bewußtsein der herrschenden Übelstände gekommen zu sein, indem er, Zeitungsberichten zufolge, eine Reorganisierung des Landesbauamts beschlossen hat.

zu gute kommen und daß dieser Vorgang um so weniger als unbefugter Gewerbebetrieb angesehen werden kann, als die Aufstellung der Bauprojekte, der Kostenüberschläge sowie die Bauleitung seitens der sachverständigen technischen Organe des Landes erfolgt. Sie sehen also, daß der genannte Herr Landesausschuß die eigene Regie auch beim Straßenbau eingeführt hat.»

Jedermann wird aus der Gegenüberstellung dessen, was ich geschrieben, und dessen, was Herr Steiner darauf im Landtage erwidert hat, ersehen, daß ich den Namen des Beamten, der auf Befehl oder über seine eigene Bitte den Bau der Irrenanstalt in Mauer-Öhling aus Landesmitteln in eigener Regie, ohne jegliche Kontrolle durchgeführt hat, nicht genannt habe, daß dies vielmehr Herrn Steiner selbst überlassen blieb. Und jedermann wird ersehen, daß Herr Steiner hier ein Kunststück ausgeführt hat. Bloß durch Nichtverlesung meiner Worte konnte er nämlich den Eindruck erwecken, als ob ich heuchlerisch etwas bemängelte, was ich selbst getan. Jedermann wird ersehen, daß die Anweisung von Beträgen für Bauten aus Landesmitteln in eigener Regie, die Herr Steiner früher allein besorgte, durch den Passus meines Werkes: »Selbstverständlich protestierte ich... Da dieser Protest nichts nützte, verweigerte ich... Ich mußte nachgeben, lehnte jedoch sowohl mündlich als schriftlich jede Verantwortung für diese mehr als sonderbare Gebarung ab, mehr als gerechtfertigt ist.

Die Behauptung aber, daß ich die eigene Regie beim Straßenbau eingeführt habe, ist mehr als eine findige Verdrehung von Tatsachen. Sie ist eine Albernheit!

Auf meine Veranlassung wurden nämlich die Landesstraßen (ehemalige Reichsstraßen), die vom Lande verwaltet und auf Kosten des Landes erhalten wurden, in Bezirksstraßen I. Ordnung und die Gemeindestraßen, welche Unsummen von Landes-subventionen zwecklos verschlangen, in Bezirksstraßen III. Ordnung umgewandelt und den Bezirks-

straßen-Ausschüssen in Verwaltung übergeben. Die Bezirksstraßen-Ausschüsse beeilten sich, ihr Straßennetz auszubauen. So ließ der Obmann des Bezirksstraßen-Ausschusses Amstetten Baron Kielmansegg von den Bauern alle Gemeindewege, die zu ihren Höfen führten, umbauen und als Bezirksstraßen III. Ordnung kategorisieren, und so entstand ein Straßennetz, wie es kein anderer Bezirk des Landes aufweisen kann. Ob die Bezirksstraßen-Ausschüsse den Straßenbau in eigener Regie, oder durch Bauunternehmer durchführen ließen, ging den Landesauschuß nichts an, da der Bau von Bezirksstraßen durch die Bezirksstraßen-Ausschüsse in eigener Regie im Gesetz nicht verboten war. Der Landesauschuß hatte nur dafür zu sorgen, daß diese Bauten durch die exponierten Landesingenieure in technischer und finanzieller Beziehung überwacht werden und daß gemäß den Bestimmungen des Straßengesetzes kein Mitglied des Straßenausschusses innerhalb seines Bezirkes Straßenbauten auf Kosten des Bezirkes unternehme, oder Lieferungen für Straßenzwecke übernehme.

Das Land selbst, resp. der Landesauschuß hat, solange ich sein Mitglied war, Straßenbauten weder in eigener Regie, noch durch Bauunternehmer durchführen lassen. Die Beschwerde zweier Maurermeister über den Bau von Bezirksstraßen in eigener Regie der Straßenausschüsse mußte daher abgewiesen werden. Und nun soll diese Abweisung als Beweis dienen, daß ich die eigene Regie im Lande eingeführt habe! Der § 10 der Instruktion für den n.-ö. Landesauschuß bestimmt: »daß Arbeiten und Lieferungen, welche aus den vom Landesauschusse verwalteten Fonds bestritten werden, in der Regel im Wege der öffentlichen Offertverhandlung zu vergeben sind.« Diese Bestimmung ist im Jahre 1870 in der Zeit des finanziellen und wirtschaftlichen Raubrittertums verfaßt worden und heute wurde ein

Hochbau in der Kostenhöhe von Millionen aus den vom Landesausschuß verwalteten Fonds in eigener Regie ohne jegliche Kontrolle durchgeführt und gutgeheißen, und demjenigen, der diese Art der Durchführung bekämpfte, in die Schuhe geschoben, daß er die eigene Regie im Lande eingeführt habe.

Herr Steiner rechtfertigt die von mir kritisierte fürstliche Ausstattung der Bureaus des Landmarschalls und der Landesausschüsse, so wie des für ihn reservierten Boudoirs in der Irrenanstalt in Mauer-Oehling mit den folgenden Worten:

»Wenn erklärt worden ist, daß das Bureau des Landmarschalls und des Landesausschusses adaptiert und angeblich zu nobel eingerichtet worden sind (Abgeordneter Silberer: Das gehört sich auch!), so habe ich darauf folgendes zu erwidern: Durch die neue Organisation des Landesdienstes mußte eine Kanzleidirektion geschaffen werden. Man hat früher immer von Fortschritt und dergleichen Dingen gesprochen, sie aber nie in die Tat umgesetzt. Der Landmarschall des Stammlandes der Monarchie hatte vom Jahre 1862 bis vor einem Jahre nicht einmal ein eigenes Schreibzimmer und im Amtlokal des Landmarschalls war Kerzen- und Petroleumbeleuchtung, ein Ofen, wo nicht eingeheizt werden konnte. Man mußte dem Landmarschall also doch ein Schreibzimmer geben. (Rufe: Gewiß und ein würdiges und anständiges!) Die Amtlokalitäten waren vom Jahre 1862. Infolge der Stockwerkaufsetzung wurden Möbel für die Kanzleien gebraucht, man hat deshalb die Möbel aus den Räumen des Landesausschusses genommen, hat sie herrichten lassen und in die Räume der Beamten gegeben und die Amtsräume der Landesausschüsse neu eingerichtet. Daß man die Amtlokalitäten des Landesausschusses von Niederösterreich nicht einrichtet wie für einen Waserlbuben von Stix-Neusiedl, ist selbstverständlich. (Zustimmung.) Ich freue mich, daß es dem Gewerbe und der Industrie gelungen ist, zu zeigen, wie leistungsfähig die betreffenden Gewerbekategorien sind.«

Die Bureaus der Landesausschüsse waren nicht besser und nicht schlechter eingerichtet, als die Bureaus der meisten Sektionschefs, Hof- oder Statthaltereiräte. Das Bureau des einst allmächtigen Sektionschefs Baron Erb im Ministerium des Innern war mesquiner eingerichtet als mein Bureau im Landhause. Es waren da keine schweren Vorhänge, keine teuren Teppiche, keine schwellenden Divans,

keine prachtvollen Möbel im Sezessionsstyl zu finden, wie sie heute die Bureaus der Herrn Landesausschüsse schmücken. Ich saß oft bei Baron Erb auf einem Bündel Akten, da kein aktenfreier Stuhl vorhanden war. Das Bureau des Landmarschalls war ein großer, prachtvoll getäfelter Saal, neben dem sich das Schreibzimmer des ersten Landesekretärs und das Sitzungszimmer des Landesausschusses befanden. Daß diese Räume nicht geheizt werden konnten, habe ich nie erfahren. Gas wurde nicht eingeleitet, um die Täfelung nicht zu schädigen. Daß die Liberalen und Fortschrittlichen Freiheit und Fortschritt nur im Munde führten und zu persönlichem Nutzen ausbeuteten, habe ich selbst unzähligemal mündlich und schriftlich geäußert, den Fortschrittlichen aber einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie den Fortschritt nicht auch in prachtvolle Ausstattung ihrer Bureaus »umzusetzen« verstanden, wie Herr Steiner sich ausdrückt, ist ungeschickt; denn daß sie das unterließen, verdient Lob und nicht Tadel. — — —

Während ich diese Zeilen schreibe, wird mir ein vom n.-ö. Landesauschuß neu geschaffenes „Landes-Amtsblatt des Erzherzogtums Österreich unter der Enns“, ohne daß ich es bestellt hätte, zugestellt, in welchem unter der Marke »Zur Abwehr« alles das wiederholt wird, was Herr Steiner im Landtage vorgebracht und ich in den vorstehenden Zeilen klargestellt habe. Da bei einem Amtsblatt die Kosten der Herstellung nicht berücksichtigt zu werden brauchen, hat man sich den Luxus gestattet, zwei alte Akten zu photographieren und diese Photographien im Text einzuschalten. Begründet wird diese photographische Aufnahme ganz wert- und beweisloser Akten mit den Worten: »Nachdem Herr Schöffel die Existenz dieses Aktes geleugnet hat, sieht sich der Landesauschuß veranlaßt, denselben zu reproduzieren«.

Wann, wo und wem gegenüber habe ich jemals etwas geleugnet? Hat mich der Landesausschuß jemals darüber befragt, oder zur Rede gestellt?

Wenn der Mensch, der jene Worte niedergeschrieben, diese Frage nicht beantwortet, so gesteht er stillschweigend, daß er gelogen hat!

Herr Leopold Steiner hat vor dem Schlusse seiner mir geweihten Rede, nach dem Wortlaut des stenographischen Protokolls das Folgende von sich gegeben:

»Nun wird die Broschüre von Herrn Schönerer aus Rosenau in das ganze Land verschickt. (Hört!-Rufe.) Es scheint erstens mir, daß Herr Schönerer nichts mehr einfällt, sonst müßte er selbst die Broschüre gegen die Christlichsozialen geschrieben haben, und andererseits wundert es mich, daß er für diesen Zweck — für andere nationale Zwecke werden die Schnüre des Beutels ziemlich zusammengezogen — noch so viel Geld hat«.

Herr Schönerer hat, wie ich bereits erwähnt, das letzte Kapitel meines Buches im ‚Alldeutschen Tagblatt‘ abdrucken und die Sonderdrucke dann im Lande verbreiten lassen. Das geschah alles, wie Herr Steiner selbst erklärt, auf Kosten Schönerers. Der Landesausschuß läßt dagegen seine mit talmudischer Spitzfindigkeit ausgearbeitete und mit kostspieligen Facsimiles versehene Verteidigung in dem aus Landesmitteln hergestellten Landesamtsblatt drucken und an alle Gemeinden, Anstalten und selbst an Private versenden.

Daß ich mich nicht vom parteipolitischen Gesichtspunkte leiten ließ, wie mir am Schluß des amtlichen Artikels vorgeworfen wird, beweist meine ganze Vergangenheit — ich habe nie einer Partei angehört —, beweist der ganze Inhalt meines Werkes »Erinnerungen aus meinem Leben«.

Die Erklärung des Herrn Steiner aber, er »weise den der christlichsozialen Partei gemachten Vorwurf der

Korruption mit aller Entschiedenheit zurück«, weise ich bloß mit der Versicherung zurück, daß ich diese Phrase schon unzähligmale, in allen erdenklichen Variationen, gehört habe, — insbesondere nach dem Krachjahre 1873.



Noch einige Leitsätze

von **Oscar Wilde.***)

Wären die Armen nur nicht so häßlich, dann wäre das Problem der Armut leicht gelöst.

Religionen sterben, wenn ihre Wahrheit erwiesen ist. Die Wissenschaft ist das Archiv toter Religionen.

Was tatsächlich geschieht, ist nie von Belang.

Zeit ist Geldverschwendung.

Nur die oberflächlichen Eigenschaften dauern. Des Menschen tieferes Wesen ist bald entlarvt.

Die Zeiten leben in der Geschichte durch ihre Anachronismen.

Nur die Götter kosten den Tod. Apollo ist nicht mehr, aber Hyacinth, den er der Sage nach erschlagen hat, lebt weiter. Nero und Narciß sind immer um uns.

*) Erste deutsche Übersetzung aus »Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend«.

Bei Fragen von einschneidender Bedeutung ist der Stil, nicht die Ehrlichkeit ausschlaggebend.

Frauen besitzen einen wunderbaren Instinkt. Alles entdecken sie, nur das Nächstliegende nicht.

Bei einer sehr bezaubernden Frau ist das Geschlecht eine Herausforderung, keine Verteidigung.

Man soll entweder ein Kunstwerk sein oder ein Kunstwerk tragen.

Eine wirklich tadellose Knopflochblume ist das einzige, was Kunst und Natur verbindet.

Auf eine einzige Art läßt sich gut machen, daß man bisweilen etwas zu viel Gewicht auf Kleidung legt: man muß stets das allergrößte Gewicht auf Kultur legen.

Man sollte immer ein wenig unwahrscheinlich sein.

Nur die Seichten kennen sich gründlich.

Frühreif sein heißt vollkommen sein.

Unwissenheit gleicht einer zarten fremdländischen Frucht; berühre sie, und ihr Hauch ist dahin.

Vermeide Gründe jeglicher Art. Sie sind immer gewöhnlich, oft überzeugend.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kinderfreund. Eine große Frage beschäftigt zur Zeit die kriminalistischen Kreise. Die Reform des Strafgesetzes? Nein. Die große Frage lautet kurz und bündig: Darf Professor Beer Nachtlokale besuchen? . . . Wie ein Lauffeuer ging es durch die Korridore des Landesgerichts, brach es durch die Türen der Amtszimmer: Professor Beer ist am Tage nach seiner Verurteilung im »Casino de Paris« gesehen worden! Und bezeichnenderweise nicht in einer Gesellschaft von Mitgliedern der St. Petrus Claver Sodalität, sondern von literarischen Bohemiens. Es ist unerhört. Da hat man diesen Menschen gegen eine

Kaution von 200.000 Kronen auf freien Fuß gesetzt, und anstatt in sich zu gehen, geht er ins Casino de Paris . . . Die Richter, die ihn verurteilt haben, sagen: Jetzt haben wir den Beweis seiner Schuld! Und die Leute, die immer noch an seiner Schuld zweifeln, sagen mindestens: Man sieht, daß es kein ernster Mensch ist! Und ich, auf den Beweise, Verdachtsmomente und Illustrationsfakten einstürmen, sage: Ich muß mich übergeben! Wer empfindliche Magennerven hat, auf den wirkt nun einmal jede Wiener Sensation als nux vomica. Oder es ist, als ob einem der Finger, der den Schleier des Privatlebens gelüpfert hat, in den Hals gesteckt würde. Das wird nicht so weiter gehen, meine Herren! Ich bin wirklich der Meinung, daß es Sie einen Schmarren angeht, ob der Professor Beer, anstatt zuhause über die sexuelle Empfindlichkeit der österreichischen Justiz nachzudenken, sie bei englischen Tänzen zu vergessen sucht. Ist Frau Themis eifersüchtig? Ist sie ein Buffetmädchen, das den alten Stammgast nicht gern in einem andern Vergnügungsort weiß? Sie braucht nicht zu glauben, daß ihr die »Wurzeln« echappieren wird; und wenn sie es ernstlich fürchtet, wären ja 200 000 Kronen keine üble Alfindungssumme. Sie hat kleinliche Rache genommen. Herrn Professor Beer wurde die Erlaubnis, in sein Schweizer Heim zu reisen, verweigert. In merkwürdiger Anmaßung einer, nicht sittenrichterlichen, nein volksschullehrhaften Gewalt war dem verurteilten Universitätsprofessor von der Staatsanwaltschaft bedeutet worden, daß die Bewilligung einer Reise von seinem »Behmen« abhängen würde. Da ein Besuch des Casino de Paris dem Professor Beer die gut österreichische Sittennote »minder entsprechend« eintrug, mußte der Urlaub verweigert werden. Nicht einmal das Recht, dem »Funktionär«, der solchen Beschluß mit solcher Begründung verkündete, ins Gesicht zu lachen, ward dem Angeklagten gestattet. Ich hätte es trotzdem getan. Und ich tue es heute im Namen des gedemüthigten Menschenverstandes. Noch nicht genug der Blamage, meine Herren? Haben erwachsene Gerichtsbeamte wirklich keine anderen Sorgen, als sich um den Zeitvertreib eines Privatmanns, der der Justiz doch nur für seine kriminellen Handlungen haftet, zu bekümmern? Schöpft auch der offizielle Geist schon aus den Schlammgründen des Wiener Tratsches? Wenn wir uns überhaupt das Recht anmaßen dürfen, uns für das Nachtleben des Professors Beer zu interessieren, so müssen wir die Frage, ob er am Tage nach seiner Verurteilung ins Casino de Paris gehen durfte, mit einem lauten und vernehmlichen Ja beantworten. Zunächst: Der Besuch des Casino de Paris nach dem Prozeß ist ein beinahe so halbloser Beweis für Kinderschändung wie die Aussagen der beiden Knaben im Prozeß. Aber auch sonst wirft er auf den Charakter des Besuchers kein wie immer geartetes »Licht«. Ich habe an jener Stätte schon einen General mit einer Cancantänzerin und eine Gräfin mit einem Nigger tanzen gesehen. Man kann aber auch ganz unschuldig aus solchem Nachtlokal hervorgehen, beinahe so unschuldig wie aus einer Gerichtsverhandlung, in der man zu drei Monaten verurteilt wurde. Der Besuch des Casino de Paris kann weder für noch gegen den Charakter eines Menschen etwas beweisen. Nur Staatsanwälte, sofern sie nicht selbst das Casino de Paris besuchen, glauben das immer. Aber

das ist ein altes Vorurteil der österreichischen Gerechtigkeit, daß sie selbst bei Hochverrat den Besuch von Nachtlokalen als erschwerend annimmt. Einigen wir uns also dahin, daß durch die Tat des Professors Beer zwar seine »Leumundsnote« (die ohnehin in Wien der Hausmeister anfertigt), aber nicht sein Ruf gelitten hat. Was hätte er denn — Hand aufs Herz — sonst tun sollen? Durch den Verlauf dieses Schandprozesses dermaßen niedergeschmettert sein, daß ihn der Wunsch nach Einkehr in sich selbst und nicht in ein Nachtcafé beherrschen mußte? Daß die moralische Läuterung nicht mehr durch das Bedürfnis nach Zerstreuung abgelöst werden konnte? Mit nichten! So pompös sind die Folgezustände eines österreichischen Gerichtsurteils, und wäre es das unanfechtbarste, nicht. So transcendental wirkt kein irdischer Feigl. Eine Verurteilung mag unangenehm sein, aber der peinliche Eindruck, geht dem, der einem hundertjährigen Paragraphen erlag, mehr auf die Nerven als aufs Gemüt. Der Donner der Gerechtigkeit hat hierzulande längst seine Schrecken eingeübt, und wer einmal das Landesgericht betrat, wird nicht so sehr die Schauer des jüngsten Tages, als den gewissen Pissoirgeruch der österreichischen Amtlichkeit nachhause nehmen. Wenn jemandem ein naher Verwandter gestorben ist, so mag es Geschmacksache sein, ob er den Schmerz durch das Bedürfnis nach Zerstreuung oder nach Sammlung stärker zu betonen wünscht. Wen oder was soll ein Verurteilter, der sich mit Unrecht verurteilt wähnt, betrauern? Will irgendein Esel ernsthaft sagen, daß es nicht der »Würde des Gerichtssaals« entspricht, wenn einer ihn so rasch wie möglich mit einem Vergnügungsort zu vertauschen trachtet? . . . Indes, Herr Dr. Beer muß sich nicht nur Eingriffe in sein Nacht- und Familienleben gefallen lassen. Er scheint noch andere Taten, die er nach seiner Verurteilung begangen hat, büßen zu müssen. Meine Abhandlung über die »Kinderfreunde«. Sie haben ihm im Landesgericht auf den Kopf zu gesagt, daß er mich informiert habe. Da ein Angeklagter lügen darf, wird meine eigene Verantwortung glaubhafter sein. Ich erkläre also: Der Abhandlung, die die Nr. 187 der »Fackel« füllte, ist Herr Professor Dr. Beer vollständig ferngestanden. Er hat mich mit keinem Wort, keiner Zeile informiert. Ich habe mit ihm weder mündlich noch schriftlich verkehrt, und er konnte auch nicht um meine Absicht wissen, einen Artikel über seine Sache zu schreiben, konnte keine Ahnung von Informationen haben, die mir von irgendeiner Seite zugeflossen sind. Ich hätte weder von ihm selbst eine Aufklärung angenommen noch etwa dem begreiflicheren Bestreben, mich von einer Stellungnahme abzubringen, entsprochen. Der Angeklagte konnte weder auf eine Publikation noch auf eine Unterlassung der »Fackel« Einfluß haben. Dixi. Sollte es mir zu Ohren kommen, daß ein Gerichtsfunktionär auch jetzt noch Herrn Professor Beer für meinen Artikel verantwortlich macht, also meiner Erklärung mißtraut, so werde ich gegen ihn die Beleidigungsklage erheben, die sich sowohl auf den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit wie auf den beeinflusste publizistische Darstellung beziehen wird. Ich kenne Herrn Professor Beer kaum; habe ihn vor etwa vier Jahren in Gesellschaft gesehen, fast zehn Worte mit ihm gesprochen. Nach Publikation meiner Abhandlung traf ich den Mann in — einem Nachtlokal. Durch einen Zufall, den ich tief

beklage. Ich verkehre in einem Kreise von Künstlern, die nun einmal interessantere Leute als Staatsanwälte sind. Hier traf ich mit Herrn Dr. Beer zusammen. Ich bedaure es im Interesse des Mannes, den ich schwer kompromittiert habe. Er hat mich auch diesmal nicht informiert, keines der Fakten, die ich zu seiner Prozeßsache etwa noch vorbringen könnte, mir mitgeteilt. Wir sprachen über Monsieur Henry, den Conferencier und nicht über Herrn Kleeborn, den Staatsanwalt. Mir war's peinlich genug; und ich blieb nur sitzen, um einer Mißdeutung meiner taktischen Vorsicht als einer philiströsen Bedenklichkeit vorzubeugen. Ich werde es nie wieder tun. Denn in dieser Stadt des Klatsches, der Personenneugier und der perspektivlosen Betrachtung alles Sichtbaren ist es einem Publizisten nicht möglich, mit einem Menschen, über den er geschrieben hat, an einem Tische zu sitzen, ohne daß die Zeugin Öffentlichkeit dazwischentritt und »Aha!« sagt. Jetzt ist ihr alles klar. Die zwei sind Freunde. Vielleicht mehr als das. (Für das böswillige Idiotenvolk nämlich, das sich die Vertretung einer Sache ohne Wahrung persönlicher Interessen nicht denken kann, ist es ausgemacht, daß ich Päderast bin. Wenn ich für die Streichung der Religionsdelikte einträte, gälte ich gewiß als Gotteslästerer aus Neigung und Beruf. Vorläufig bin ich Päderast. Wäre ich's wirklich, ich hätte das Bekenntnis als Motto vor meinen Artikel gesetzt, mich als ehrlicher Homosexualler gegen die Kompromittierung unserer Sache durch eine Kinderschändungs-affaire umso heftiger gewehrt. Ich bin nämlich der Ansicht, daß nur dann ein Sieg über den menschenmörderischen Paragraphen in Deutschland und Österreich zu erringen sein wird, wenn die namhaftesten Homosexuellen sich öffentlich zu ihrem Verhängnis bekennen, wenn die »feudale Liste« — wie sie ein Berliner Machthaber fast neidvoll genannt hat — nicht von der Polizei, sondern von den Herrschaften selbst angelegt sein wird. Ich würde keinen Augenblick zögern, mich zu homosexueller Anlage zu bekennen, da ich mir davon eine Wirkung gegen Gesetze verspräche, die es verwehren, sich zu einer homosexuellen Handlung zu bekennen. Keinen Augenblick! Da ich's nicht tue, dürfte die Diagnose, die der Kretinismus auf meine Homosexualität stellt, falsch sein). Mindestens — spricht der Kretinismus — sind die zwei, der Publizist und der Angeklagte, Freunde, jener hat sich des Falles aus persönlicher Gefälligkeit angenommen, und sein Zurückhalten in der direkten Verteidigung war ein zielbewußtes Manöver. So sprechen Wiener, die mich mit Herrn Dr. Beer an einem Künstlertische sahen. Wiener sind phantasielos. Sie sehen nur, daß man einmal beisammen ist, und denken nicht, daß man neun- undneunzigmal nicht beisammen ist. Ich kam einst in einer Burgtheaterpremiere zufällig neben einem von der Preßgunst abhängigen Schriftsteller, den ich aus früherer Zeit kannte, zu sitzen. Ich ahnte Böses, bat den Ärmsten, seinem Selbsterhaltungstrieb freien Lauf zu lassen und mit mir nicht zu sprechen; ich wäre nicht beleidigt, kannte aber den Horizont der Clique, die ihm die zufällige Nachbarschaft sicherlich verübeln würde. Er lachte mich aus. Im Zwischenakt zog sich der Ring enger zusammen. Es wurde bereits Gericht gehalten. Vor Schluß der Aufführung war das Urteil im Namen des Herrn Julius Bauer gesprochen: Keine Reklamenotiz für das nächste Stück des jungen

Autors! Er appellierte vergebens an die Einsicht, daß er doch für die Nähe unserer Plätze nicht verantwortlich gemacht werden könne, daß überhaupt bei einer Burgtheaterpremiere die Auswahl der Sitzgelegenheiten nicht so groß sei und daß es selbst Herrn Bauer passieren könnte, neben mir zu sitzen. Nützte nichts. Keine Reklamenotiz. Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder. Die Stadt der Verbindungen und Beziehungen. Ein Theaterparkett ist seine Welt. Daß ich Herrn Dr. Steger viel näher kannte als Herrn Dr. Beer, ehe ich meine Abhandlung schrieb, weiß es bloß nicht. Sonst wäre es verwirrt worden, wäre über das Problem gestolpert, wie man jemanden so gut kennen und dennoch angreifen kann. »Darüber kann — in Wien — kein Mann weg«. Und darüber erst recht nicht, daß eine publizistische Äußerung und späteres Zusammentreffen in einem Kabaret nicht in ursächlichem Zusammenhang stehen sollen. Deshalb muß, wer auf Wiener Gehirne wirken will, die spezifische Tragfähigkeit von Wiener Gehirnen berücksichtigen. Deshalb war es ein Fehler, daß ich vor dem Dr. Beer nicht Reißaus genommen habe. Ich hätte lieber als Moralphilister dastehen als seiner Sache schaden, lieber den Schein wecken sollen, daß ich den Verurteilten meide, als die Wirkung meines Eintretens abschwächen. Der Vorwurf, daß ich mich mit Herrn Dr. Beer öffentlich nicht sehen lassen wollte, wäre mir ernstlich nicht zu machen gewesen. Ich hatte mich ja — in der ‚Fackel‘ — öffentlich mit ihm gezeigt und hätte mich daher nicht erst privat — in einem Lokal — mit ihm zeigen müssen. Die Wiener Auffassung hält allerdings das Eintreten in ein Lokal für öffentlich und das Eintreten in einer Zeitschrift für privat. Dem soll man Rechnung tragen. Ohne mich publizistisch zu regen, durfte ich — und ich hätte es ohneweiters getan — Herrn Dr. Beer in eine Theaterloge laden; vor oder nach einer Abhandlung über seine Affaire durfte ich es nicht. Und ich darf es erst wieder, darf auch wieder über seine Sache schreiben, nachdem ich diese Erklärung abgegeben habe . . . Zur Sache selbst wäre freilich manche Ungeheuerlichkeit nachzutragen. Es ist einfach unglaublich, wie in dieser Verhandlung alles dem Vaterzorn pariert hat. Die Berichterstattung: Nun, sagt jeder, der die Blätter gelesen hat, die Aussage des »zweiten Knaben« hat ihm das Genick gebrochen! Ein verblüffender Effekt. Der Knabe gab an, daß der Beschuldigte ein »besonderes Körpermerkmal« habe; dieser mußte es »zugeben«, zugeben also, daß der Knabe die Wahrheit gesprochen hatte, als er behauptete, der Beschuldigte habe sich vor ihm entkleidet. Ein schlagendes Argument. Jetzt war der Fuchs in der Falle, und der Gerichtshof, der bis dahin geschwankt hatte, wußte, was er vom Angeklagten zu halten hatte . . . So der Eindruck der Zeitungleser. Die Verhandlungsteilnehmer, soweit sie nicht »Vertrauensmänner« sind, berichten das Gegenteil. Ein verblüffender Effekt war's freilich. Aber die Aussage des »zweiten Knaben« habe — dem väterlicher Suggestion entrückten Hörer — nicht gezeigt, was man vom Angeklagten, sondern was man von der Aussage zu halten hatte. Der Angeklagte selbst fragte den Zeugen, zunächst ohne sich deutlicher auszudrücken, ob ihm sein »besonderes Körpermerkmal« aufgefallen sei, da er doch behauptete, ihn nackt gesehen zu haben. Der Zeuge verneinte die Frage . . . Wen schlug das Argument? Wer saß in der Falle? . . . So wird in Wien öffentliche Meinung gemacht!

Der Reporter hat nur das »besondere Körpermerkmal« festgehalten und darüber im Sinne väterlicher Wünsche verfügt. Es war ja der ausgesprochene Wunsch dieser Väter, daß mit den Leibern ihrer Kinder Mißbrauch getrieben worden sei; eine Rehabilitierung ihrer Sprossen wäre ihnen allzu schmerzlich gewesen. Ein Blick in die Prozeßgeschichte, den mir der Zufall nachträglich gönnt, eröffnet Abgründe väterlicher Pädagogik. Da sollte kein Kind — Knabe oder Mädchen —, von dem man zufällig erfahren hatte, daß es schon über die Geheimnisse der Zeugung Bescheid wußte, und von dem man annahm, daß es »bei Beers« verkehrt hatte, geschont werden. Alle sollten sie vor den Untersuchungsrichter gestellt werden. Und gar erst die einmal photographierten! Die »Eingaben« — das Wort ist hier sowohl amtlich wie psychologisch aufzufassen —, die an den Untersuchungsrichter geleitet wurden, sind erlesene Dokumente eines Triebes, in dem sich passiver Verfolgungswahn mit aktivem seltsam verbindet. Um eines erbärmlichen Nichts willen mußten zahllose Familien, die von ihren Kleinen das öffentliche Interesse abzuwenden wünschen, zitternd einer Vorladung gewärtig sein; um rancunösen Tratsches willen sollten bis dahin ahnungslose oder bloß halb unterrichtete Kinder einem hochnotpeinlichen Verhör unterzogen werden, von einem Untersuchungsrichter die letzte Weihe der Erfahrung empfangen. Es ist abscheulich! Eine »Eingabe« nach der andern. Eine Mutter drängt: andere Kinder sollen auch verdorben werden. . . Gouvernanten, Bonnen, Institutsvorsteherinnen, Jourfreundinnen werden mobilisiert. Was hilft's, daß eine schreibt: »Es ist mir ganz unmöglich, etwas öffentlich zu erklären und dafür einzustehen, was ich nur aus dem Munde eines Kindes, ohne persönliche Gegenwart und Beteiligung, gehört habe. Das werden Sie, verehrte gnädige Frau, besser als mancher andere begreifen und einsehen«. Nein, sie begreift's nicht. Sie schreibt immer wieder an den Untersuchungsrichter. Dann stellen die beiden Väter elf Anträge. Der fünfte verlangt die Einvernehmung einer früheren Pensionatsleiterin und lautet wörtlich: »Vor ungefähr 5 Jahren befand sich in ihrem Institute ein ungefähr 10jähriges Mädchen namens . . ., Tochter des Kaufmanns . . . Dieses Kind wurde von der Zeugin aus der Schule ausgeschlossen, weil es den in ebendenselben zarten Alter stehenden Mitschülerinnen die Vorgänge der menschlichen Zeugung und der menschlichen Geburt geschildert und mitgeteilt hat. Das war vor ungefähr 5 Jahren und gerade damals hat das Kind und seine Eltern in dem Hause des Prof. Dr. Theodor Beer verkehrt. . . Wir beantragen nunmehr, das Mädchen einvernehmen zu wollen, welches heute ungefähr 15 Jahre alt ist und darüber aussagen soll, wieso es in dem zarten Alter von 10 Jahren bereits in den Besitz der erwähnten Kenntnisse gelangt ist.« Auf solchen Wahnwitz ging das Gericht nicht ein. Es nahm offenbar an, daß, wenn schon der Storch nicht mehr alle Kinder bringt, auch der Dr. Beer nicht allen Kindern die Aufklärung bringt. Später stellte sich's heraus, daß das erfahrene Mädchen zu jener Zeit, da ihm die Rätsel der Natur erschlossen wurden, allerdings »bei Beers« verkehrt hatte, fatalerweise aber bei — anderen Beers. . . Im Antrag VI schildert Herr Dr. Steger, dem die Tatsachen auszugehen drohen, das »Milieu« des Dr. Beer, sagt von einer Dame, eine andere habe von ihr erzählt, sie hätte

›sich wie eine Dirne gemeinster Sorte benommen‹ und nennt den Philosophen Joseph Popper (Lynkeus) den ›Verfasser der berüchtigten ‚Phantasien eines Realisten‘. . . Der Antrag VIII enthält bloß eine Mahnung an den Untersuchungsrichter. Sie lautet wörtlich: ›Im allgemeinen erlauben wir uns darauf hinzuweisen, daß bei allen Einvernehmungen in Straffällen wegen Sittlichkeitsdelikten alle einvernommenen Personen sich einer natürlichen Zurückhaltung befleißigen. Aus diesem Grunde dürfte sich eine möglichst eindringliche Befragung durch den k. k. Untersuchungsrichter empfehlen, dessen Aufgabe darin bestehen soll, diese Zurückhaltung und Scheu der Zeugen zu beseitigen. Dies gilt insbesondere bei der Befragung jugendlicher Zeugen und deren Eltern.‹ Im Antrag IX wird wieder jene Dame aus dem Kreise Beer, der man Noblesse und beste Manieren nachsagt, beschimpft, höhnisch eine ›neugebackene Lady‹ genannt und mit dreister Anspielung von einem ›rührendsten Einvernehmen‹, in dem das Ehepaar Beer mit ihr lebe, gesprochen. Über die Freundschaft einer Gattin mit einer Freundin des Gatten sind bereits antisemitische Leitartikel getrotzelt worden; es wäre erniedrigend, auf diese Auswüchse der Dienstboteneugier näher einzugehen. ›Die genaue Kenntnis des sittlichen Milieus‹, schreibt Herr Steger, ›ist von größter Wichtigkeit für die richtige Beurteilung der Verteidigung des Beschuldigten. Gewiß, ein Konkubinat in der Hand ist besser als eine Kinderschändung auf dem Dache. Daß der Verwalter der Schweizer Villa des Professors Beer zufällig Krupp heißt, wird mit vielsagendem Behagen unterstrichen. Zum Schlusse wird — was mag in dem einen Fall vorgegangen sein? — gebeten, ›vorläufig von der Einvernehmung der kleinen . . . abzusehen. Die hätte bezeugen sollen, daß sie einst genötigt war, den Beschuldigten ein ›gemeines Schwein‹ zu nennen. Es war aber beim besten Willen nur festzustellen, daß sie ihn ›ekelhaft‹ gefunden hatte . . . Alle anderen Kindlein aber soll der Untersuchungsrichter zu sich kommen lassen. Die Mutter besteht auch auf der Einvernehmung mehrerer Erwachsenen. Eine Malerin werde ›darüber aussagen, daß ›das vor einigen Jahren 12 jährige Töchterchen des . . . eines Tages — es war ungefähr 1902 — zu ihr gesagt habe: ‚Was werde ich denn von den Photographien haben, welche Dr. Beer von mir angefertigt hat? Ich kann sie doch nicht herzeigen, sie sind gar zu unanständig!‹ Und die Erzieherin des Kindes könne diese Tatsache bestätigen. Persönlich einvernommen, wiederholt die Mutter, die Malerin habe ihr aus eigenem Antrieb mitgeteilt, daß Dr. Beer auch die . . . photographiert hätte ›und zwar in einer Weise, welche das Kind zur Äußerung veranlaßte, sie habe von den Photographien nichts, könne sie nicht herzeigen, sie seien zu skandalös.‹ Die Malerin wird als Zeugin vernommen. Sie sagt, das Kind sei ›ein aufgewecktes, intelligentes Mädchen‹, das aber nach ihrer Ansicht ›über die geschlechtlichen Beziehungen noch nicht unterrichtet ist. . . ›Einige Zeit nach diesem Besuche erzählte mir die Kleine, daß sie von Dr. Beer photographiert worden sei, sie meinte aber, daß sie von den Bildern nichts habe, sie könne sie niemandem zeigen, denn sie seien zu schrecklich. Es ist mir nicht erinnerlich, daß damals das Wort ‚skandalös‘ von dem Kinde gebraucht wurde, ich selbst legte der Sache so gar keine Bedeutung bei und fragte auch nicht, warum sie schrecklich

seien. Im Vorjahre traf ich meine Freundin (die antragstellende Mutter) und es kam das Gespräch auf die Affaire Beer und ich erzählte spontan die Sache von den Bildern der Kleinen. . . Es ist nun möglich, daß ich unter dem Eindrücke der Mitteilung der Frau Dr. F. statt des Wortes ‚schrecklich‘ das Wort ‚unanständig‘ gebraucht habe und so die Meinung hervorrief, als seien die Bilder in irgendeiner Weise unsittlich oder obszön. Ich habe mir jetzt die Photographien angesehen und habe gefunden, daß auf einem Bilde die Mutter des Mädchens mit der Kleinen photographiert ist, beide vollständig toilettiert in höchst dezenter Stellung, während das zweite Bild die Kleine allein zeigt, auch nach jeder Richtung hin tadellos. Allerdings ist die Aufnahme geradezu häßlich, und es ist mir nunmehr klar, daß der Ausdruck ›schrecklich‹, den das Mädchen gebraucht hat, lediglich ein ästhetisches Werturteil darstellen sollte, und daß ich diesen Ausdruck nach verhältnismäßig längerer Zeit und unter dem Eindrücke der Erzählung der Frau Dr. F. schlecht gedeutet habe.‹ Die Erzieherin wird als Zeugin vernommen und bestätigt: ›Ich habe die Bilder gesehen und gebe mit aller Bestimmtheit an, daß sie weder einen unkeuschen noch einen unanständigen Eindruck machen; ästhetisch wirken sie nicht, sie sind mißraten und dürfte darauf die Äußerung der Kleinen zu beziehen sein, wenn sie sagte, die Bilder seien skandalös. . . Ich habe die Photographien gesehen, habe auch mit Frau Dr. F. über die Sache gesprochen, es war jedoch nicht davon die Rede, daß die Photographien irgendwie unanständig seien, zum mindesten sollte kein moralisches, sondern lediglich ein ästhetisches Urteil abgegeben werden. Wenn die Sache anders verstanden wurde, liegt ein Mißverständnis vor.‹ Aus dem kreißenden Chaos von Beweisansätzen wurden schließlich diese beiden Zeugenaussagen geboren. Sie bewiesen, daß ›skandalös‹ auf deutsch ›schrecklich‹ heißt. Daß man bestrebt gewesen war, aus einem ›ekelhaften‹ Menschen ein ›gemeines Schwein‹ zu machen. Aber auf halbverstandene Kinderworte ward eine Anklage aufgebaut, die zur Vernichtung einer Existenz führen sollte. . . Beginnt man allmählich zu begreifen, was man da getan hat? Ich ließ durchblicken, daß man die Strafe in ihrer — trotz den harten Folgen — weit unter das gesetzliche Maß reichenden Milde ›als ein Schuldbekennnis des Gerichts auffassen‹, daß man vermuten könnte, die Richter hätten ›in jener einflußvergifteten Stimmung, die ein Opfer verlangte, den Ausweg zahmer Verurteilung gesucht‹. Es besteht kein Zweifel mehr, daß hier Justizpolitik getrieben worden ist. Und man ist bei Gericht über die ›Scherereien‹ enttäuscht, die der Angeklagte den Richtern durch seine Nichtigkeitsbeschwerde macht; man hatte gehofft, er ›werde sich mit der milden Strafe zufrieden geben‹. Die Feder wills nicht niederschreiben, daß solche Stimmung die Gerechtigkeit beherrscht. Aber es ist wirklich so. Zwischen den ›Scherereien‹ zweier Gegner sucht man mit einer dreimonatlichen Kerkerstrafe durchzukommen. Manchmal glückt's. Manchmal ersinnt ein Artikel in der ‚Fackel‘. Daß er die Wahrheit sagte, verhehlt sich heute kein Richter mehr. Aber wir sind in Wien. Der Racheanwalt, der die Gerüchtsverhandlung provoziert hat, tront in sozialem Ansehen, der Arzt Herzfeld, der Erzählungen einer Sterbenden verraten hat, die durch ihre eigenen Briefe schlagend widerlegt

werden, bleibt Universitätsprofessor, und der Verurteilte, gegen den Kindermund zeugte und onanierende Hände sich zum Schwur erhoben, soll den Titel ablegen. Aber der Fall stinkt weiter. Möge sich der Oberste Gerichtshof beeilen. Vielleicht könnte hier doch ein Unrecht geschehen sein. Möge er prüfen, ob nicht vom Landesgericht Wien ein Vorurteil gefällt worden ist. Ich bin ja gewiß der Meinung, daß der alte Justizkrempel nicht oft genug verachtet werden kann, halte gewiß Lynchjustiz für kulturvoller als die Vollstreckung hundertjähriger Paragraphenweisheit. Aber Richter dürfen, so lange es Gesetze gibt, nicht nach den ungeschriebenen Satzungen beleidigter Familienwünsche richten. Und die kriminelle Schuld eines Angeklagten — heiße er nun Tamara v. Hervay oder Theodor Beer — muß bewiesen sein, damit uns nicht der Glaube beunruhige, die Verurteilung sei wegen »unsympathischen Wesens« erfolgt!

Habitué. Ich kann doch nicht jedesmal von neuem versichern, daß Herr Goldmann ein Flachkopf ist? Für das Feuilleton über »Hidalla« (natürlich 11 Spalten) hat er eben seinen Tritt im Voraus bekommen.— Anläßlich der Aufführung der »Anderen«, eines Stückes von Hermann Bahr, das durchfiel, wiewohl es sehr schlecht ist, wäre manches über die abnorme Wandlung zu sagen, die jetzt ein traurig abgeklärter Wein, den man längst verdorben wähnte, zu gährendem Most durchmacht. Betätigt sich diese Katharsis aus Ruhe in Leidenschaft publizistisch (Tagebuch im »Weg«), so tritt an die Stelle der Gunstschreiberei ehrliche Kritiklosigkeit, die, was ihr an Raison fehlt, durch erfreuliches Temperament wettmacht. Auf der Bühne wird bloß die Absurdität fühlbar, mit der sich der Most gebärdet, und Sätze, die einen feinen Essay fundieren könnten, werden zur Beute des ekelhaftesten Banausenhohns. Wie Kraut und Rüben scheinen dort Errungenschaften neuen Erlebens, scheinen Musik, Liebe und Anarchie nebeneinander zu liegen. Es widerspricht den Geboten des geistigen Anstands, ein Publikum zuschauen zu lassen, wie man sich in Johann Sebastian Bach badet, und man hat sich erst zu zeigen, bis man rein geworden ist. Aber die Wiener Kritik! Der scheint um den schönen liberalen Schmutz leid zu sein, und sie geht Herrn Bahr schärfer an, als sie es gewohnt war. Die Versicherung, daß »schon im ersten Akt die Vorbereitung Wedekindischer Tragik das Publikum zur Heiterkeit gestimmt habe«, macht dem Verständnis des F. Sch. — Phantasie kann diese Initialen wie sie will ergänzen — alle Ehre. Von den achthundert Menschen, die ich zur Vorstellung der »Büchse der Pandora« lud, hat nicht einer zu lachen gewagt, nicht einer sich den Wirkungen eines echten Tragikers entzogen. Bahr ist kein Dramatiker; vielleicht hätten auch die achthundert bei der »Anderen« gelacht Herr Friedrich Schütz aber ist der geistige Repräsentant jener Kreise, die man nicht zu künstlerischen Veranstaltungen ladet und die sich einst auch über die Zumutungen der Grillparzer, Hebbel und Ibsen erhaben gefühlt haben. Herr Schütz hat überdies die Dreistigkeit, aus dem Arsenal der »Fackel« eine gegen Herrn Bahr geschmiedete Waffe zu entwenden. Er schreibt: »In dem Durcheinander dieser Figuren wiederholt sich die Faktur der Bahr'schen Stücke, die unsere Bühnenleiter zumeist sehr ungern — aber dennoch aufführen«. Herr Schütz hat's notwendig! Seine »Sophia Dorothea« — oder wie der Dreck sonst heißt — hat das Deutsche Volkstheater »gern« aufgeführt!

Literat. Es gibt noch einen Sudermann-Verehrer. Den Herrn Hofrat Professor Dr. Jakob Minor. In einer Revue ward neulich schon auf diese Persönlichkeit, die — wie sagt man doch? — zu den interessantesten Erscheinungen des Wiener Literaturlebens zählt«, hingewiesen. Es wurden dort nämlich einige undeutsche Sätze aus dem Burgtheaterreferat eines deutschen Literarhistorikers zitiert, aber dem Scharfsinn des Lesers blieb es überlassen, Herrn Professor Minor als den Verfasser zu erraten. Nun habe ich mir den Germanisten auf sein Deutsch hin angesehen und muß leider bestätigen, daß es damit nicht auf das beste bestellt ist. Da finde ich eine liebevolle Analyse der Dichtung »Stein unter Steinen«, mit der seminaristischen Gründlichkeit eines Faust-Kommentars ausgeführt. Es muß auch solche Schwärmer geben. Sonst bildet sich Herr Sudermann wirklich noch ein, ein Unverständener zu sein. Es ist ganz gut, daß die Herren Minor und Kalbeck dem Höhenfluge des Dichters von »Stein unter Steinen« zu folgen vermögen. Herr Professor Minor schreibt natürlich für die Glossy'sche »Rundschau«. Da kommt, wie es sich für einen Schulmann gehört, zunächst der »Inhalt« des Sudermann'schen Stückes daran. (Wer speit nicht?). Herr Professor Minor spricht von Zarncke, dem Philantropen, und von Struwe, dem Sträfling. Wie verteilt er ihre Funktionen? Man höre: »An dem sauberen Struwe, der fünfmal vorbestraft ist, hat er seine helle Freude; und als er neuerdings einen Diebstahl begeht, hält er es zwar für seine Pflicht, die Anzeige zu machen, setzt aber alles daran, ihn zum soundsovielten Male herauszuhauen . . .« Der Philantrop Zarncke begeht also neuerdings einen Diebstahl, hält es aber für seine Pflicht, die Anzeige zu machen und einen andern herauszuhauen. Dafür gibt's Beispiele. Im Untergymnasium lernten wir, daß man nicht schreiben darf: »Epaminondas hatte nur einen Rock, und wenn er geklopft wurde, konnte er nicht ausgehen«, weil es sich nämlich von selbst versteht, daß ein Rock, der geklopft wird, nicht ausgehen kann. Ein besseres Beispiel noch hat in den letzten Tagen die »Neue Freie Presse«, der Professor Minor ja nahesteht, geliefert. Die weiß nämlich schon, daß man »derselbe, dieselbe« nicht anwenden soll, und kennt sich jetzt gar nicht mehr aus. So schreibt sie denn in einem Bericht über die Berufung eines deutschen Schriftstellers zum deutschen Kaiser: »Er sprach mit ihm über alle seine Bücher, teilte ihm mit, daß seine Frau und Söhne warme Verehrer von ihm seien, und erzählte ihm auch von seinen Nordlandsreisen, wobei er Vergleiche zwischen Meer und Gebirge anstellte«. Es ist nicht ganz klar, ob Wilhelm II. mit Herrn Ganghofer über Wilhelm's II. Bücher und über Ganghofer's Nordlandsreisen gesprochen hat oder umgekehrt. Aber sehr leicht möglich wäre es, daß Wilhelm — man kennt ihn ja — Herrn Ganghofer erzählt hat, daß Ganghofer's Frau und Söhne warme Verehrer von ihm seien . . . Zur Biographie des Herrn Professors Minor wäre nachzutragen, daß er sich um die Popularisierung der Werke der Herren Leo Hirschfeld und Alexander v. Weilen, die er für den Bauernfeldpreis vorschlug, große Verdienste erworben hat.

Architekt. Sie haben Ihren Ekel überwinden müssen, um mir über ein Ereignis im Wiener Kunstleben zu berichten, das seit einigen Wochen die Fachkreise beschäftigt. Da gibt es in Wien einen kleinen Architekten. Er hat zuerst kein Talent und kein Betriebskapital. Später

hat er kein Talent und etwas mehr Betriebskapital. Geht hin und inseriert sich samt Photographie und Reproduktion seiner Werke als einen »in Fachkreisen bekannten Künstler ersten Ranges«. Wo? In einem jener typisch wienerischen Wische, die den Ruhm nach dem Inseratentarif messen und darum die Ungerechtigkeit begehen, Goethe, wenn er nicht zahlt, zu ignorieren und einen Lampenputzer, der zahlt, für das stärkste Talent seiner Zeit zu erklären. Nach Druckerschwärze drängt, an Druckerschwärze hängt doch alles! An solcher Erkenntnis schmarotzt — namentlich in Österreich — ein dunkler Schwarm publizistischer Blutsauger. Aber es ist vergeblich, Gimpel, die nach dem Leim verlangen, vor dem Vogelsteller schützen zu wollen, es ist eine undankbare Aufgabe, den schüchternen Liebhaber von Olmütz und die Naive von Ischl vor dem kolorierten Ehrenmann zu behüten. Die Theaterleute fürchten nicht nur den Tadel eines Erpressers, nein, glauben das Lob, das sie vor einer Woche für zwanzig Gulden und ein Jahresabonnement gekauft haben. Aber ich wollte ja von jenem schüchternen Liebhaber der Reklame sprechen, der Architekt ist. Der Mime, dem die Nachwelt keine Kränze flicht, hat ein Recht darauf, sich bei Lebzeiten schadlos zu halten. So mag vielleicht auch der Architekt, der sich Zeitungslob kauft, im bescheidenen Glauben leben, daß er nicht für die Ewigkeit gebaut habe. Bloß für die ‚Zeit‘. Diese zugleich mit der österreichischen Kultur gegründete Zeitung hat nämlich in ihrer sonst streng literarischen Sonntagsbeilage die Arbeit besorgt, die kurz zuvor ihre armerliche Kollegin der Prostitution besorgt hatte. Tiefer als bis zur Einschaltung bezahlter Kritik in den redaktionellen Teil wird ein Blatt, dessen Tugend lange genug durch seine Reizlosigkeit behütet ward, nicht sinken können. Die ‚Zeit‘ geht bereits auf dem Strich. Unter dem Titel »Baukunst der Gegenwart« wird den redaktionellem Urteil vertrauenden Lesern »einer der hervorragendsten Wiener Architekten«, der »den Fachkreisen weit über die Grenzen des Landes hinaus als Künstler bekannt« ist, im Bilde vorgeführt, nebst Reproduktion eines seiner Werke, das, wie mir eben jene Fachkreise versichern, nicht einmal den bescheidensten Anforderungen, die an einen Gewerbeschüler gestellt werden, entspricht. Der Schöpfer sei ein Herr, heißt es in einer Zuschrift, der seine Werke sozusagen über die Gasse fabrizieren, d. h. für Schundlöhne von wenig bemittelten jungen Architekten ausführen läßt«. Sechs Fachmänner, die die Zuschrift unterzeichnet haben, bitten mich, auf diese dreiste Irreführung der Öffentlichkeit hinzuweisen. Ich tue dies umso lieber, als sich mir wieder einmal die Beobachtung aufdrängt, daß es heutzutage keine Fachkorruption mehr geben kann, an der nicht journalistische Verkommenheit mit so und soviel Prozent beteiligt wäre. Die ‚Zeit‘, die von einem Universitätsprofessor herausgegeben, von Sozialpolitikern redigiert wird, macht sich einen guten Sonntag und fängt den revolvernden Bildermännern die Kundschaft ab. Vielleicht wird sie nächstens die kleinen Leute des Theaters um ihre Photographie und ein Jahresabonnement anschnorren. Wenn sie aber hofft, sich durch Prostitution in den Ruf der Pikanterie zu bringen, irrt sie. Ich glaube nicht, daß diese anmutloseste Vettel, auch wenn sie sich zu der Aufforderung: »Komm mit, Kleiner, laß dich verführen!« erniedrigt, viel Zuspruch finden wird.

Polizist. Ein Zirkular: »Euer Hochwohlgeboren! Auf allen Gebieten des privaten und geschäftlichen Lebens macht sich häufig das Bedürfnis nach zuverlässigen Informationen und Erhebungen fühlbar. Je komplizierter sich unsere Lebensverhältnisse gestalten, umso notwendiger ist es, in allen Situationen einen klaren Einblick über die obwaltenden tatsächlichen Umstände zu gewinnen. Dieser Einblick ist oft nur durch fachgemäße und zielbewußte Intervention zu erlangen, welche durch die bisher bestehenden Informations- und Erhebungsbureaus vielleicht nicht immer in ganz wünschenswerter Weise geboten werden konnte, weil diese Bureaus nicht von juristisch und fachlich geschulten Personen geleitet sind. Der Gefertigte beehrt sich nun Euer Wohlgeboren zur Kenntnis zu bringen, daß er mit heutigem Tage auf Grund der ihm von der k. k. n.-ö. Statthalterei in Wien erteilten Konzession vom 19. Mai 1905, Z. 3359, ein Unternehmen ins Leben rief, welches sich zur Aufgabe stellt, Erhebungen und Recherchen in Privat-, Familien- und Geschäftsangelegenheiten, ferner die Ausforschung verschollener oder sich verbergender Personen, weiters der Verfasser, Schreiber oder Absender anonymer Briefe, Urheber oder Verbreiter von Verdächtigungen und Beleidigungen sowie der Zeugen derartiger oder ähnlicher Vorfälle in vertraulicher Weise zu pflegen. Die Beobachtung und Kontrolle der Geschäftstätigkeit und Treue von Angestellten bei Privaten und Privatanstalten sowie die Erteilung vertraulicher Auskünfte über besondere Anfragen in allen vorerwähnten Angelegenheiten, wie auch über Vorleben, Ruf, Lebensweise, Umgang, Berufstätigkeit, Charakter und Vermögen von Privatpersonen werden in diskreter Weise von diesem Unternehmen besorgt und die hierüber zu erstattenden Berichte mit besonderer Hervorhebung der juristisch relevanten Momente verfaßt werden. Wenn auch nach dem vorstehend angegebenen Inhalte der Konzession das Geschäftsgebiet meines Bureaus alle Agenden einer Privat-Detektivunternehmung umfaßt, somit von allen Berufsständen in Anspruch genommen werden kann, so glaube ich doch besonders betonen zu sollen, daß ich ganz spezielles Gewicht darauf lege, den Banken, Großindustriellen, Transport- und Versicherungsgesellschaften sowie den Herren Advokaten und Notaren ersprießliche Dienste leisten zu können. Meine bisherige 30jährige Wirksamkeit als Juris-Doktor auf den verschiedenen Rechtsgebieten (Gericht und Magistrat) sowie meine reichen Erfahrungen als Polizeibeamter dürften Gewähr dafür leisten, daß jede meinem Unternehmen übertragene Aufgabe eine ebenso zielbewußte als zweckdienliche und zugleich diskrete Lösung finden wird. Ihrer geschätzten Inanspruchnahme meines Intitutes mich empfohlen haltend, zeichne ich mit vorzüglicher Hochachtung...« Der Mann, der den bisher bestehenden Detektivbureaus Schmutzkonzurrenz macht, indem er sich die größere fachliche Tüchtigkeit zuerkennt, ist k. k. Polizeirat i. P. Er annouciert bereits fleißig und erntet dafür redaktionelle Empfehlungen. Mehr noch wird ihm die Autorität des Amtes, das er früher bekleidet hat, das Geschäft fördern. Welcher Art dieses Geschäft ist, wissen die Leser der 'Fackel'. Daß ein Mann, der vom Staat eine Pension bezieht, von Privatleuten für die Ausforschung von Ehebrüchen

Bezahlung nimmt, dürfte den Respekt vor den noch aktiven Polizeibeamten wesentlich erhöhen. Diejenigen unter ihnen, die die Absicht haben, später Detektivbureau zu errichten, erkennt man an der besonderen Höflichkeit, deren sie sich schon heute im Verkehr mit den Parteien befeißeln. Und wer weiß, wozu es sonst gut ist? Würde es denn dem Sicherheitsbureau der Wiener Polizeidirektion schaden, wenn sich Herr Stukart bald »selbständig machte«?

Kriminalist. Eine Sängerin wegen »Krida« angeklagt. Dumme Quälerei, die mit einem Freispruch geendet hat. Das Interessanteste daran ein von den meisten Blättern verschwiegenes Detail. Der Herausgeber eines »illustrierten« Wochenwisches hatte die Frechheit, eine »Forderung« von 160 Kronen für Bild nebst lobender Kritik im Konkursverfahren geltend zu machen. So etwas läßt ein Gericht passieren! Und der Staatsanwalt klagt das Opfer einer Erpressung an! Der Name des interessanten Gläubigers wird im Gerichtssaalbericht verschwiegen. Dafür wird das Alter der Sängerin mitgeteilt.

Leser. Da Sie mir gewiß nicht zumuten wollen, daß ich mit Herrn Lippowitz »Vater, leih' mir die Scher'!« spiele, so gehe ich wohl nicht fehl, wenn ich Ihre Frage, ob das prachtvolle Liliencron-Gedicht in der letzten Nummer ein »Originalbeitrag« des Meisters war, als einen Scherz auffasse. Wäre es keine neue Gabe, warum sollte ich nicht öfter in den unvergleichlichen Schatz lyrischer Kostbarkeiten greifen, warum gerade die »Betrunkenen Bauern«, nicht hundert andere, ebenso schöne oder noch schönere Gedichte Liliencrons abdrucken? War es denn notwendig, das stolze Vergnügen, ein eben erschaffenes Werk aus der Hand des Dichters zu empfangen, dick zu unterstreichen? Liliencron — es ist ja wirklich kaum glaublich, daß solche Erscheinung in einer Zeit lebt, die aus dem Blätterwald bloß den Dreckfinkenschrei vernimmt. Aber darum erscheint es doch nicht unerlässlich, einen Beitrag, den der Dichter sandte, ausdrücklich als »Originalbeitrag« anzukreiden. Daß ihn der Leser auch ohne Fußnote als solchen wertet — soviel Kredit habe ich mir im Lauf der Jahre schon verdient. Oder waren die Beiträge all der Autoren, deren Namen unter Artikeln der »Fackel« gestanden sind, nachgedruckt? Später; in den zahllosen Blättern, die sie aus der »Fackel« mit und ohne Quellenangabe übernommen haben. Da eine Mitarbeiterliste hier nie erschienen ist, will ich, um oft wiederholten Fragen zu genügen, einmal auf die kuriose Tatsache hinweisen, daß ein von den Offiziellen ignoriertes, von den guten Bürgern gehaßtes, von der Journaille verfluchtes Schmähhlättchen sich der Unterstützung so vieler erlesener Federn zu erfreuen hatte und hat. Die »Fackel« brachte Manuskripte von Altenberg, Bleibtreu, Chamberlain, Harden, Herczeg, Hofmannsthal, Liebknecht, Liliencron, Schöffel, Martin Spahn, Strindberg, Wedekind und vielen anderen, Manuskripte aus dem Nachlasse von Kürnberger, Daniel Spitzer und Otto Weininger. Zwar, meine eigenen Schultern drückt nach wie vor die schwerste Bürde, und der Wiener Skandalsucher zieht noch immer eine Briefkastennotiz, die ich schreibe — natürlich wegen des »Angriffs«, nicht

wegen eventueller stilistischer Reize — dem größten Kunstwerk vor, das ein Dichter mir zum Erstdruck überlassen hat. Das hat mich aber nie abgehalten, auf die Unterstützung hervorragender Autoren stolz zu sein und sie recht deutlich auf den Plakaten der ‚Fackel‘ anzumerken. Ich habe bisher fast stets noch einen Verlust von Käufern der ‚Fackel‘ mit hohem Honorar bezahlt. (Ich kann mir's — sagen die Schafsköpfe, die über meine Privatverhältnisse den dreitesten Unsinn verbreiten — >leisten«, weil ich ja >reich« bin. In Wirklichkeit lebt jeder mittlere Redakteur eines Wiener Tagesblatts, der sicher kleinere und vielleicht auch schlechtere Arbeit leistet, üppiger als ich). Aber die Mehrauslagen, die ich an die Erziehung des Publikums wende, reuen mich nicht. Die ‚Fackel‘ bleibt das einzige Blatt, das nicht vom Leser, sondern vom Herausgeber redigiert wird. Und wenn ich der Ansicht bin, daß ein zum erstenmal übersetztes Gedicht von Oscar Wilde, daß eine formvollendete Nachdichtung in mein Blatt gehört, so bleibe ich der Ansicht, auch wenn sie von fünfhundert Kommis nicht geteilt wird. Ich soll >regelmäßig« erscheinen und soll mich selbst ihnen darbringen. Nicht zu machen. Zu einem Automaten, der für zwölf Kreuzer >Angriffe« herausgibt, fühle ich mich nicht geschaffen, und die Herrschaften müssen schon, wenn ich einmal 28 Seiten, also einen Artikel, der sechs Meter lang ist, geschrieben habe, ein Weilchen mit Liliencron, Wedekind, Wilde u. s. w. >vorlieb« nehmen und sich damit trösten, daß ja in der Auswahl dieser Beiträge auch etwas von mir, nämlich mein Geschmack, enthalten ist. >Antworten des Herausgebers«, die vierzehn Seiten umfassen, sind ja auch keine Kleinigkeit — nämlich 3 Meter. Ich muß aber meine Freunde dringend ersuchen, an meine Produktion einen andern Maßstab anzulegen, bei meiner Leistung auf eine andere Dimension als die der Länge zu achten. Muß ich nach der Elle arbeiten, so kann ich nicht Postarbeit leisten, und umgekehrt. Ich bin — entgegen einer verbreiteten Version erkläre ich's — nicht größenwahnsinnig. Ich bin es gewiß nicht, wenn ich behaupte, daß ich für die kürzeste Briefkastennotiz, die ich je geschrieben, eher den Bauernfeldpreis verdient habe, als Herr Alexander v. Weilen für die längste Geschichte des Burgtheaters. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß ich den Bauernfeldpreis verdiene. Bloß, daß es bei der Wertung literarischer Dinge mehr darauf ankommt, daß der Geist willig als daß das Sitzfleisch stark ist. . . Ich bin — entgegen einer verbreiteten Version erkläre ich's wieder — nicht eitel. Wenigstens nicht in Ausübung öffentlicher Funktion. Wenn der ‚Neuen Freien Presse‘ ein Schusterbub schreibt, daß er ihrem Vorschlag einer Verständigung von Parlament zu Parlament zustimme, so mäset sie sich drei Wochen mit solchem Lob und fragt die anderen Schusterbuben, ob sie nicht auch zustimmen. Würde ich den zehnten Teil der Anerkennung, die mir täglich auf den Schreibtisch fliegt, publizieren, ich hätte keinen Raum für jene dichterischen Beiträge, durch die sich das Wiener Interesse an der ‚Fackel‘ so schwer getroffen fühlt. Und ich gestehe, daß mir der sinnlose Unflat, mit dem mich täglich die Wut journalistischer Hasser bewirft, mehr Freude macht und besser als alle Anerkennung mir sagt, daß ich auf dem rechten Wege bin. Was ich an solcher Ehrung beklage, ist einzig

und allein die Talentlosigkeit des Ausdrucks. Wenn die Analphabeten, die jeden anonymen Schimpfbrief, der ihnen über mich geschrieben wird, drucken, sich einmal doch von mir schreiben ließen, was sich gegen mich sagen läßt! Und wenn diese armen Teufel doch nicht immer erzählen wollten, daß kein Hund mehr einen Bissen von mir nimmt, während sie fortwährend meine Stoffe und Gedanken von mir nehmen und meine Popularität schon daran erkennen, daß sich durch jeden Angriff auf mich ihre eigene Aulage hebt. Ich habe in Wien abgewirtschaftet, kein Mensch liest mehr die ‚Fackel‘, aber wenn ein Käsewisch, den noch nie jemand gelesen hat, solche ›Abrechnung‹ mit mir plakatiert, erreicht er es, daß er gelesen wird. Das drolligste pressgeschichtliche Faktum: Ein Herr Kraus, der irgendwo in Kroatien gern versichern soll, daß er mit mir verwandt oder identisch ist, schickte einem Wiener Blättel, das von mehr Leuten hergestellt als gekauft wird, eine Berichtigung. Das Blättel, mit dem ich selbst nie zu schaffen hatte, ließ sich den Geldaufwand nicht verdrießen und plakatierte: ›Kraus berichtigt‹. Die Plakatkosten wurden reichlich hereingebracht. . . Warum ich nie auf die Versuche, an meiner Bekanntheit zu schmarrözen, reagiere? Weil solchem Pack jeder Tritt zur Reklame erwächst. Ich greife an, aber nicht weil, sondern trotzdem ich angegriffen wurde. Auch, trotzdem ich gelobt wurde. Ich beurteile die Dummheit und Lumperei nach ihrer öffentlichen Schädlichkeit, nicht nach ihrem Verhalten zu mir. Ihre Attacken auf mich sind — schon mit Rücksicht auf die Verbreitung der Blätter, in denen sie verübt werden — eine Angelegenheit meines Privatlebens. Meine Angriffe mögen als eine öffentliche Sache betrachtet und ihnen Leitartikel gewidmet werden. In meinen ›Bekanntnissen‹ (Nr. 185) habe ich der gewißen Sorte talentloser Aufdecker, Beleuchter und Brandmarker gedacht, jener Antikorruptionisten, die einem den Kampf gegen die Korruption abgewöhnen könnten. Bis dahin war ihnen die ‚Fackel‘ ein leuchtendes Vorbild gewesen, bis dahin hatten sie Tendenz und Terminologie meines Blattes anbetend verhunzt, waren nur dort genießbar gewesen, wo sie Sätze der ‚Fackel‘ — bis auf die Mitteilungen des Verlages — einfach stehlen konnten. Da ich äußerte, daß mir die Gefolgschaft lästig sei, bin ich plötzlich vom General zum gemeinen Kerl degradiert, ein Analphabet versichert — natürlich mich, nicht mir — daß er nur meinen Stil gelten lasse, mich aber sonst verachte, und beteuert schließlich, daß er mir nicht mehr die Hand reichen werde. Immerhin ein Zeichen, woran ich den Anonymus erkennen werde. . . So geht's immer. Ein deutschnationales Literaturblatt bot mir Waffenbruderschaft an; ich lehnte brieflich ab. Pries mein Wirken, stahl meine Worte; ich lehnte öffentlich ab. Nun bin ich ein Lump. Ethisch komme ich überhaupt nicht mehr in Betracht. Warum? Ich tadle eben, wiewohl ich gelobt wurde. Diese Braven aber tadeln, weil sie getadelt wurden. Dann aber antworte ich wieder nicht mit Tadel. Weil meine Feder nicht meiner Privatsache dienen will. Und, weil es wirklich die größte Feignei wäre, wenn der Jagendorfer mit dem Zwerg Ungrad ringen wollte. . . Wie ist doch plötzlich alles so verändert, wie bin ich in der Achtung meiner Lobspender gesunken, weil meine Gerechtigkeit so weit ging, auch sie tadelnswert zu finden! Möglich, daß mein Tadel ungerecht war. Aber war darum auch ihr Lob ungerecht?

DIE FACKEL

NR. 190

WIEN, 11. DEZEMBER 1905

VII. JAHR

Diskrete Zusammenkünfte.

Die sozialkritischen Verdauungsbeschwerden liebt unsere liebe Presse nicht. Darum schöpft sie von der ungenießbaren Melange der Wiener Ereignisse bloß die Schlagsahne süßen Klatsches ab. Da bewahre ich den Ausschnitt eines vor Wochen in der ‚Neuen Freien Presse‘ erschienenen Gerichtssaalartikels »Zu neunundsiebzig Jahren«, über dessen Stoff und Standpunkt ich längst ein Wörtchen sagen wollte. Zu neunundsiebzig Jahren wurde er nicht etwa verurteilt, dessen Schicksal die ‚Neue Freie Presse‘ beklagt; vielmehr ist er selbst neunundsiebzig Jahre alt, »hat sich als Fabrikant ein ansehnliches Vermögen erworben«, und mußte nun ein Abenteuer mit der österreichischen Justiz erleben, das dem Familienblatt »pikanten« Artikelstoff liefert. Mit der Diskretion einer vornehmen Kupplerin, die ihre den europäischen Dynastien geleisteten Dienste dem Besucher rühmt, schildert die ‚Neue Freie Presse‘, wie jenes Rendezvous zwischen dem »angesehenen Fabrikanten« und der österreichischen Justiz zustandekam. Bloß das Alter des Klienten interessiert sie; sie verliert kein kritisches Wort über das Alter der Dame, der es noch immer erlaubt ist, staatsbürgerlicher Unschuld Fallstricke zu legen. Daß der Greis einst auf der Bank eines Parkes saß, »um sich von der noch warm strahlenden Herbstsonne bescheinen zu lassen«, läßt uns kalt. Wie er das Gespräch mit seiner jungen Nachbarin angeknüpft hat, interessiert uns auch nicht. »Am

folgenden Tage macht er sich fröhlich auf den Weg, um der Einladung zu folgen. Schreckt ihn nicht das Los Franz Sikora's zurück, der vor nicht langer Zeit ein gleiches Abenteuer schwer büßte? Warnt ihn die Erinnerung an diesen Greis nicht, der, vielleicht heiter wie er, seinem Schicksale entgegenging und nicht mehr zurückkehrte? Diese Frage interessiert uns bloß wegen der offenbaren Gehirnerweichung dessen, der sie stellt. Er selbst gibt zu, daß unserm Greis nicht ganz so übel mitgespielt wurde. Die Dame, die Nachbarin auf der Bank, war harmlos. Aber die österreichische Justiz, die Schlüssellochhorcherin, wurde gefährlich. »Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!« Und noch einmal: »Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie, sonst muß ich die Tür erbrechen!« Zwei Polizeiagenten treten ein. Gegen die Wohnungsbesitzerin war die Anzeige erstattet worden, daß sie die Wohnung für »diskrete Zusammenkünfte« vermiete. Verschwörung? Hochverrat? Nein, für strenger verpönte Heimlichkeit. Der Alte soll seinen Namen angeben, weigert sich mit Recht, wird mit der Abführung ins Kommissariat bedroht, und greift in seiner Herzensangst, die ihm die sozialen Schrecken des Bekanntwerdens einer Sexualhandlung ausmalt, zu dem verzweifelten Entschluß, den nicht immer mißlingenden Versuch zu unternehmen, sich in eine Amtshandlung mit einer Zehnguldennote einzumengen. Diesmal hat die Zumutung geringschätziges Lächeln geweckt. Wenn sich die Kupplerin das Strafrisiko mit der Hälfte des »Schandlohns« bezahlen läßt, so könnte die Staatsgewalt, die das »unerlaubte Verständnis« zu vereiteln droht, gewiß mehr als die Hälfte beanspruchen. Wehe dem, der — und noch dazu mit unzureichenden Mitteln — das ethische Hochgefühl eines Spitzels zu erschüttern versucht hat! »Dieser Herr«, ruft er seinem Genossen zu, »hat mich jetzt bestechen wollen, damit ich gegen meine Amtspflicht handle.« Der Greis wird der »versuchten Verleitung zur Verletzung der Amts-

pflicht« angeklagt. Ein jeder von uns würde sie, wenn Büttelneugier sich in die privateste Handlung mischt, begehen, — wenn ein »unerlaubtes Verständnis« zweier Liebesleute durch das erlaubte Unverständnis zweier Amtspersonen gestört werden soll. Der Richter, dem so menschliche Erwägung nicht ganz fernzuliegen scheint, läßt den Angeklagten mit einer Geldbuße davonkommen. Die Qualen, die er in Erwartung einer Arreststrafe und des Familienskandals ausgestanden hat, schildert die ‚Neu« Freie Presse‘ humoristisch. Auch die Justiz verliert bei den Schändlichkeiten, die das Gesetz sie begehen läßt, ihre gute Laune nicht: »Als der Neundsiebzigjährige in der geheim geführten Verhandlung auf dem ihm zugewiesenen fatalen Platze erschien, zeigte sich«, so erzählt Schmock, »ein Schmunzeln bei den Personen am Gerichtstische«. Und es habe Wirkung geübt, als der Verteidiger »mit Humor schilderte, in welche Nöten der beklagenswerte greise Liebhaber durch sein Abenteuer gelangt sei«. . . . Die Justiz stranguliert das Privatleben, und die Publizistik müßte dazu ihr prinzipielles Wort sagen. Aber sie ziehen sich gemeinsam ins Gemütliche zurück und schlagen augenzwinkernd das Strafgesetzbuch auf, dort, wo die »pikanten Blätter« beginnen. Wieder eine »Lasterhöhle« ausgehoben! Der unschuldige Leser des Gerichtssaalberichts glaubt in solchem Falle, daß Prostitution und Kuppelei nunmehr ein Ende haben. Der raffinierte beklagt, daß man die Adressen zu spät erfahre. Und keiner weiß, daß es der Behörde bloß darum zu tun ist, einigen soliden Firmen — sozusagen Hof- und Kammerlieferanten — die lästige Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Denn nicht überall dringen Polizeiagenten ins Schlafzimmer: ihren höchsten Vorgesetzten und anderen Herrschaften wäre es nicht erwünscht, zu so ungelegener Stunde gestört zu werden. Als Schutzengel bewachen sie das Haus, auf daß der Beischlaf der Gerechten nicht gestört werde. So oft man liest, daß eine arme Offiziers-

witwe, die als Vermieterin eines Absteigquartiers noch immer mehr Moral beweist als der österreichische Staat, der sie durch eine schäbige Pension zu solchem Nebenverdienst zwingt, vor Gericht gezerrt wurde, empfindet man das Bedauern über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das die Straftat der Gelegenheitsmacherei nicht in allen Fällen durch die Vornehmheit der Klientel paralytisiert hat. Der Ausspruch einer Anfängerin, der man angesichts der erdrückenden Übermacht der protokollierten Firmen ein schlechtes Prognostikon stellte: »Ach was! Ich habe bereits an das Obersthofmeisteramt geschrieben!«, klingt nicht erfunden. Als der König von Spanien nach Wien kam, wurden außer den Schadchen! auch sämtliche Kupplerinnen Wiens mobilisiert. Und es ist Tatsache, daß von offizieller Seite ein Absteigquartier für den hohen Gast gemietet wurde. Mit Recht. Warum sollte ihm versagt sein, was sich jeder Fremde von geringerer Distinktion mit Hilfe des Hotelportiers verschaffen kann? Noch ist er ja unverlobt. Die Hotelportiers des Obersthofmeisteramtes wissen, wozu sie verpflichtet sind. Und die Polizeiagenten, die die Mauer machen, werden nicht durch Zehnguldennoten für die Verletzung, sondern durch spanische Orden für die Erfüllung ihrer Amtspflicht belohnt. Einen wesentlichen Unterschied der beiden Fälle bildet aber auch die Tatsache, daß Alfons von Spanien noch nicht neunundsiebzig Jahre alt ist.



Vorurteile.

Unser Leben zerfällt nämlich in zwei Hälften, und jede dieser Lebenshälften hat eine besondere Aufgabe. In der ersten Lebenshälfte werden uns von allerlei fremden Menschen eine

Menge von Ansichten, Urteilen und Meinungen mitgeteilt, und wir haben die Aufgabe, diese Ansichten auswendig zu lernen; in unserer zweiten Lebenshälfte haben wir die Aufgabe, diese Ansichten teils zu vergessen, teils durch ihr Gegenteil zu ersetzen.

Der zweite Teil des Pensums ist natürlich viel schwieriger. Einem Urteil zustimmen und sich dabei denken: »Der andere wird's schon wissen«: — das ist leicht. Aber sich gegen eine allgemein verbreitete Ansicht stemmen und sagen: »Wieso? Ich halte es für Quatsch. Ich kann in meiner gesamten bisherigen Lebenserfahrung nichts finden, was diesen Grundsatz bestätigt«: — das ist nicht ebensoleicht und endet meistens mit irgend einer Entlassung.

In der Tat kommen die wenigsten Menschen so weit, um auch nur zu ahnen, daß das, was sie von ihren Lehrern und Erziehern übernommen haben, ihnen gar nicht gehört. Wenn ein Gegenstand eine gewisse Zeit lang in meinem Besitz ist und niemand dieses Besitzrecht bestreitet, so geht dieser Gegenstand schließlich auch juristisch in mein Eigentum über. So ist es mit den Meinungen, die wir aus der Schule mitnehmen: niemand bestreitet, daß wir ein Recht auf sie haben, und so behalten wir sie denn, unsomehr als sie sich als sehr bequeme und nützliche Gebrauchsgegenstände erweisen.

Zum Beispiel: Unsere Klassiker. Wir haben sie auf der Schule gelesen, und nun sagen wir unser ganzes Leben lang: wir kennen die Klassiker. Aber wir haben die interessantesten und persönlichsten Werke der Klassiker gar nicht, und die übrigen unter falschen Gesichtspunkten gelesen. Trotzdem sagen wir unser ganzes Leben lang, wenn das Thema auf Goethe oder Schiller kommt, mit Eifer und Überzeugung: »Ja, unsere Klassiker! Das waren noch Kerle!«, und denken uns darüber dasselbe, wie die übrigen Menschen, nämlich nichts.

Eine zweite Sache, die lediglich auf Überlieferung und Anpassung beruht, ist die allgemein verbreitete Reisewut. Alle Welt reist oder will doch wenigstens reisen; warum sollten nicht auch wir es tun? Und wir bringen uns in eine künstliche Begeisterung für fremde Völker und Länder. Nun, es ist ja gewiß nicht daran zu zweifeln, daß für manche Menschen das Reisen einen großen Nutzen hat, ja daß es sogar ihr eigentliches Lebenselement ist:

Menschen, deren geistiger und physischer Organismus für das Reisen geschaffen ist, wie es ja auch Zugvögel gibt, denen die Winterreise nach dem Süden ein großes Vergnügen bereitet. Das ist aber doch wohl nur die Minorität. Im allgemeinen wird man der Ansicht zuneigen müssen: der Hauptinhalt des Reisens ist Ruß, Staub, Wanzen, freche Kellner, grobe Mitpassagiere, unverschämte Hotelrechnungen und Magenkatarrh. Nachdem eine Reihe edler und heldenhafter Pioniere die Strapazen des Reisens für uns übernommen und ihre Beobachtungen und Erfahrungen in vorzüglichen Bildern und Beschreibungen niedergelegt haben, wäre es eine sinnlose Kraftvergeudung, wenn wir alle diese Strapazen wiederholen wollten, da wir doch die Sachen jetzt ohne alle Anstrengung und ohne jeden Ärger genießen können. Wenn ich zuhause bleibe, so habe ich drei Dinge, die mir keine Reise bieten kann: vollständige Ruhe und Ungestörtheit, meinen Lehnstuhl, der sich meinen Formen bereits liebevoll angepaßt hat, und meine Phantasie. Meine Phantasie habe ich nämlich auf Reisen gewiß nicht; denn das Auge wird so stark beschäftigt und mit äußeren Eindrücken überladen, daß das innere Gesicht gar nichts zu tun bekommt. Die meisten Menschen reisen, weil es so Mode ist, und weil sie ein neues ergiebiges Gesprächsthema haben wollen; denn aus sich selber können sie keines holen. Auch hat man ihnen immer gesagt: Reisen bildet, Reisen erweitert den Gesichtskreis, und wenn es so viele Menschen sagen, so wird es wohl auch wahr sein. Dann aber müßten jene reichen Leute, die niemals zuhause sind, sondern immer nur dort, wo die »Saison« ist, die gebildetsten Menschen sein. Aber gerade diese sind die ungebildetsten. Andererseits hat man noch selten beobachtet, daß die Bildung eines wirklich bildungsfähigen Menschen unter dem Mangel an Reiseeindrücken gelitten hätte. Kant, der nie über den Umkreis seiner Vaterstadt hinausgekommen war, wußte nicht nur mehr von der Welt und ihren Bedingungen als alle Weltumsegler, er las auch Kollegien über Geographie, die den größten Zulauf hatten. Als er einmal das Straßenbild Londons entwarf, gab er eine so genaue und anschauliche Schilderung der Westminsterbrücke, daß ihn nach dem Kolleg ein Engländer fragte, wie viel Jahre er in London gelebt habe. Und in der Tat: wir tragen alle Landschaftsbilder der Welt in uns. Wir kennen Bombay, Johannesburg, San Francisco. Wollte

man die Sache ein wenig mystisch erklären, so könnte man sagen: irgend einer unserer Vorfahren hat einmal die Welt gesehen und seine Eindrücke hat sich auf uns vererbt. Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen. Wir sehen im Laufe unseres Lebens tausende von Bildern und lesen hunderte von Reisebeschreibungen. Das Übrige tut die Phantasie. Ja, unsere Phantasie leistet sogar viel mehr, als unser Auge leisten könnte. Ich ließ mich einmal dazu überreden, eine Reise nach Kairo zu machen. Diese Reise hat mich nicht nur vierzehn Tage der Bequemlichkeit und Zufriedenheit, sondern auch meine Illusionen von der Schönheit des Orients gekostet. *) Daß ich während der ganzen Reise nicht eine einzige ruhige oder vernünftige Stunde hatte, würde ich noch hingenommen haben; daß man mir aber dieses Egypten vorführte, traf mich sehr schmerzlich. Ich hatte Afrika bisher nur aus Märchen und farbigen Naturschilderungen, aus schönen Bilderbüchern und aus der Oper kennen gelernt. Ich hatte die »Afrikanerin« in Dresden und Wien in wundervoller Ausstattung gesehen und war nun sehr deprimiert, als ich bemerken mußte, das das wirkliche Afrika das nicht bieten konnte: es war Afrika in der Ausstattung eines kleinen Provinztheaters. Mit den Palmen war gräßlich geknickert worden. Die Kameele waren abgearbeitet und schäbig. Und die Kostüme! Sie waren offenbar aus der letzten Leihanstalt bezogen, und außerdem gänzlich stillos. Zu einem einzigen Elefanten hatte sich die Regie aufgeschwungen, und der war ein Geschenk der Menagerie Schönbrunn. Der Gorilla der Stadt aber war drei Wochen vor meiner Ankunft gestorben . . . Die Haupt- und Grundimpression, die ich von dem Lande empfang, war: Heißer Schmutz. Nun, ich tröstete mich damit, daß ich ja noch von Asien und Amerika die abenteuerlichsten Vorstellungen hatte, und war froh, mit einem so geringen Lehrgeld davon gekommen zu sein. Trotzdem versuchte ein Mensch mir auseinanderzusetzen, wer in Kairo sei, der müsse sich unbedingt auch Palästina ansehen; es sei eine Sünde, die Gelegenheit nicht zu benützen. Aber er kam niemals nach Palästina, denn ich drehte ihm sofort die Gurgel um.

*) Hier erlaubt sich der Herausgeber zu bemerken, daß er am Ende dieses Sommers mit Italien ganz ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Anm. d. Her.

Eine dritte Irransicht, die sich nur auf das gedankenlose Annehmen fremder Meinungen stützt, ist die Idee: der Mensch muß Zeitungen lesen. Ich habe einen Freund, der niemals eine Zeitung ansieht, und er behauptet, diesem Umstand verdanke er seine Bildung. In der Tat hat er über sehr viele Dinge viel unbefangene und treffendere Ansichten als die meisten übrigen Menschen, weil er seine Urteile immer aus seiner eigenen Anschauung und Erfahrung holt. Und der Verlust, den er hat, ist sehr gering. Um die Neuigkeiten zu erfahren, die wirklich wichtig sind, dazu brauchen wir nicht Zeitungen zu lesen; denn wir erfahren diese Dinge ebenso rasch auf anderem Wege: durch unsere Freunde und Bekannten, durch jeden Menschen, der uns auf der Straße anredet, und vor allem durch unsern Raseur. Dagegen raubt uns das Lesen der Zeitung mindestens dreißig Minuten der behaglichen Frühstückszeit, füllt unser so schön ausgeruhtes Gehirn, das bereit ist eine Menge der tiefsten Eindrücke zu verarbeiten, mit überflüssigen Daten und trübt uns von vornherein durch allerlei persönliche Zutaten unser Urteil über die Dinge. Die gräßlichen Gerüchte z. B., die über Nietzsches Übermenschen umgehen, sind zum größten Teile auf Zeitungslektüre zurückzuführen. Man kann die sämtlichen fünfzehn Bände, die Nietzsche geschrieben hat, durch und durch schütteln, und nicht ein einziger von diesen Sätzen, die ihm allgemein zugeschrieben werden, wird herausfallen. Aber wenn jemand in einer Gesellschaft schüchtern äußert: »Ich bin ein großer Verehrer Nietzsches«, so findet sich immer mindestens ein Mensch, der antwortet: »So, so. Dann wären Sie also jederzeit bereit, Ihren Vater zu ermorden?« Dies kommt daher, daß man Nietzsche nicht aus seinen Werken, sondern aus unverständigen Zeitungsartikeln kennen gelernt hat. Ist man aber einmal von den falschen Ansichten infiziert, so nützt es oft nichts mehr, das Original zu lesen: denn wie der erste Eindruck, den ein Mensch macht, oft das Urteil über ihn für immer bestimmt, so wird man auch diese fixe Idee so leicht nicht wieder los. Ich mache es daher seit einiger Zeit wie mein Freund, und lese keine Zeitungsartikel mehr, meine eigenen natürlich ausgenommen.

Das alles aber wäre noch garnichts. Das schlimmste Vorurteil, das wir aus unserer Jugendzeit mitnehmen, ist die Idee vom Ernst des Lebens. Daran ist nur die Schule schuld. Die

Kinder haben nämlich den ganz richtigen Instinkt: sie wissen, daß das Leben nicht ernst ist, und behandeln es als ein Spiel und einen lustigen Zeitvertreib. Aber dann kommt der Lehrer und sagt: »Ihr müßt ernst sein. Das Leben ist es auch.« Lehrer sind Spielverderber. Andererseits heißt es aber immer: nimm Dir die Natur zum Vorbild Deiner Lebensführung! Nun, in der Natur wird nichts als Unsinn getrieben. Die Schmetterlinge tanzen, die Käfer musizieren, der Pfau schlägt sein Rad, der Hahn benimmt sich gräßlich albern, und unser nächster Verwandter, der Affe, hat nichts als Schabernack im Kopf. Selbst wo der Ernst der unerbittlichen Notwendigkeit, in Gestalt der Nahrungsorgen, an die Tiere herantritt, scheinen sie noch zu spielen. Die Katze spielt mit der Maus, bevor sie sie frißt: ihr Spieltrieb ist stärker als ihr Hunger. Der Fortpflanzungstrieb, nächst dem Hunger die ernsteste Macht in unserem Leben, kleidet sich bei Mensch und Tier in die Form eines Spiels, der sogenannten Liebe. Und ich habe auch die niedrigeren Lebewesen, die Pflanzen z. B., sehr im Verdacht, daß es ihnen gar nicht darauf ankommt, etwas zu »leisten«: ich glaube, daß einem Apfelbaum seine Äpfel ziemlich unwichtig sind, und daß er seinen Hauptspaß im Blühen und Duften und derlei zwecklosem Unsinn findet.

Im Grunde ist es unter den Menschen auch nicht anders. Alles wirklich Wertvolle ist aus einer Spielerei hervorgegangen. Ich glaube nicht, daß Shakespeare ein sogenannter »ernster Mensch« war. Jedenfalls sind seine Narren immer die gescheidtesten Personen in seinen Stücken, während der bleierne Ernst eines Lear oder Othello mit dem Leben nicht fertig wird und lauter Mißgriffe begeht. Ich glaube auch, daß die große Anziehung, die die Frauen auf uns ausüben, darauf beruht, daß sie so gar nicht ernst sind. Die Idee der Dampfmaschine entstand in einem Kinde, das mit einem Theekessel spielte. Das naturwissenschaftliche Experiment war anfangs eine Spielerei. Ja, man kann so weit gehen, zu sagen: ein Mensch, der nicht weiß, daß er ein Narr ist, ist nicht nur kein Künstler, sondern versteht überhaupt nichts vom Leben. Daß es ernst ist, soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber daß wir es ernst nehmen sollen, darauf scheint die Absicht der Natur nicht gezielt zu haben. Überall bemerken wir, daß sie bestrebt ist, die finstere Notwendigkeit ihrer Gesetze zu verhüllen. Es ist daher

eine Anmaßung, vom Ernst des Lebens zu reden. Ihn könnte nur ein Mensch erfassen, der bis zum Kern des Daseins vorgedrungen wäre. Uns aber bietet sich immer nur die Oberfläche dar, das Spiel des Lebens. . .

Man kann sich nun denken, wie erfreut ich war, als mir vor vier Jahren der Antrag gestellt wurde, an dem Gymnasium einer kleinen süddeutschen Stadt ein paar Aushilfsstunden in Tertia und Sekunda zu geben. Ich begann mit der Anwendung meiner Methode und suchte eine Menge Vorurteile aus den Köpfen meiner Schüler zu verbannen, vor allem natürlich das Hauptvorurteil vom Ernst des Lebens. Aber der Erfolg war nicht so glänzend, wie ich gedacht hatte. Am besten ging die Sache noch bei den dummen Schülern: die kapierten mich nicht. Aber die intelligenteren Jungen gingen ganz entschieden in ihren Leistungen zurück. Eines Tages rief mich daher der Rektor auf sein Zimmer und teilte mir in sehr ernstem Tone mit: Die Art, wie ich mit den Jungen verkehre, sei doch wohl nicht die richtige, um mich in Respekt zu setzen; zumal bei einem Lehrer, der ohnehin die Würde der Jahre entbehre, sei sie ganz verkehrt. Hätte der Rektor mir das vierzehn Tage früher mitgeteilt, so hätte ich eine kolossale Gegenrede gehalten; nun aber hatte ich längst eingesehen, daß er recht hatte. Der Mensch kommt nämlich mit sehr richtigen Ideen auf die Welt, und will, wie alle übrigen Lebewesen, zunächst einmal à tout prix spielen. Diese unmoralischen Grundsätze würden ihm auch gar nicht schaden, und er würde sich naturgemäß zu einem sehr vernünftigen, lebensfähigen Geschöpf entwickeln, wie jeder Baum und jedes Tier, wenn er nicht daneben gewisse intellektuelle Gaben mitbekommen hätte, die dem Baum und dem Tier fehlen und die geeignet sind, seine Richtung ungünstig zu beeinflussen. Hier greift nun der Erzieher ein. Er dämmt die gefährliche Kraft des selbsttätigen Denkens möglichst zurück und übt solange auf sie einen Zwang aus, bis sie vollständig reif geworden ist und sich selber ihren Manometer schafft. Alle Anschauungen, die der Lehrer vertritt, zielen auf diesen einen Zweck ab. Der Mensch soll nicht zu früh erfahren, daß er ein selbständiges, selbstdenkendes Wesen ist. Ich änderte daher meine Taktik: Wenn ein Junge seinen Ovid nicht ordentlich präpariert hatte, so machte ich ein gräßlich finsternes Gesicht

und tat so, als ob er im Begriffe sei, sein Lebensglück zu vernichten; wenn einer die hypothetischen Fälle nicht hersagen konnte, so fragte ich ihn: »Wie wollen Sie später einmal ins Leben hinaustreten?«, und als gar einmal einer die verschiedenen Amenhoteps verwechselte, nannte ich ihn eine »katilinarische Existenz«, obgleich das gar nicht in die ägyptische Geschichte hineinpaßt.

Ich habe aber nicht aufgehört, den Erwachsenen meine Theorie zu unterbreiten. Ich sagte ihnen: Der »Ernst des Lebens« hat seine Berechtigung als pädagogische Maßregel, als regulatives Prinzip der Erziehung und des Unterrichts. Aber außerhalb der Schule ist er Sache des lieben Gotts, und nicht der Menschen... Vorläufig habe ich jedoch nur erreicht, daß die Menschen sich damit begnügen, meine Polemik gegen den Ernst des Lebens nicht ernst zu nehmen.

Egon Friedell.

. . .

Geld.

Als Sie, verehrte Frau, mir neulich beim Abschied befahlen, Ihnen im nächsten Briefe meine Philosophie des Geldes auseinanderzusetzen, da zitterten Ihre schönen nervösen Finger ganz leise, fast unmerklich. Wie sehr liebe ich diese Vibration! Sie vergeistigt schöne Hände. Sie erzählt so rührend von dem innern Ringen stolzer und selbstbeherrschter Menschen. Und ich liebe solche Menschen, die sich nur im Zittern ihrer Hand verraten. Ich küsse im Geiste jeden Ihrer schlanken weißen Finger. Aber ich sehe, Sie sind schon wieder ungeduldig, meine teuerste Freundin, zwischen Ihren Brauen droht schon diese entzückende Falte und ruft mich zur Sache.

Das Geld, gnädige Frau, ist vielleicht sphinxhafter als das Weib. Es ist das Alltäglichsste und Gemeinste und das Seltsamste und Kostbarste, es ist der Gott der Vielen und Unwissenden, es ist auch der Gott der Wenigen und Wissenden, es ist der Hebel des Guten und des Schlimmen. Es ist eine Peitsche für die, welche danach streben; eine Kette für die, welche daran hängen; eine Maschine, die keine Rast gönnt, die den Menschen schließlich ganz ausschaltet und selbst zur Maschine macht, für den Geldmann von

Beruf; ein Stachel und Verführer für den Leidenschaftlichen; ein Lastträger für den Weisen. Es ist ein idealer Akkumulator aller Kraft, restlos umwandelbar in immer neue Kraft. Es ist das trennende Prinzip, an dem alle Rücksichten, die sonst verbinden, zum Schweigen kommen, aber es ist zugleich der feste Kitt, der Alle mit Allen verbindet. Es ist dumm und ungeschickt in der Hand des Dummen, bössartig und grausam in der Hand des Bössartigen; gütig in der Hand des Gütigen. Es vermag die Stolzen demütig, die Demütigen stolz zu machen, aber auch die Stolzen stolzer und die Demütigen demütiger. Es befreit und macht elend, im Besitz und im Erstreben. Es folgt dem blinden Zufall und gehorcht dabei der ihm inwohnenden strengen Gesetzmäßigkeit.

Doch Ihre Falte der Ungeduld, gnädige Frau, vertieft sich. »Dies alles weiß ich schon!«, höre ich Sie sagen. Und Sie haben recht. Ich habe Ihnen nur die sichtbare Oberfläche der Erscheinungen beschrieben, die vielfachen, sich schneidenden Kreise, die das Geld am Spiegel der menschlichen Seele bildet, wie die fallenden Tropfen am Spiegel des Wassers. Wollen wir jener Stunde beiwohnen, in der die Seele eines vornehmen Menschen sich dem Gelde weihet, um es zu erringen. Gerade die Besten und Feinsten nämlich ersehnen die Macht, die das Geld bietet, am heftigsten und sind deshalb vom Gelde am abhängigsten. Wer sich der Macht des Geldes gegen sich entziehen will, bedarf seiner am meisten, wer es verachten will, muß es besitzen, und wer es besitzen will, muß ihm zu Willen sein. So lautet das paradoxe Gesetz des Geldes.

Auf dem Grunde vornehmer Seelen wohnt eine dunkle, treibende Lust, eine kühne gefahrvolle Abenteuerlust der unaufhörlichen Veränderung und Bewegung, die Freude am Flusse aller Dinge, eine unbestimmte Sehnsucht, der alle Harmonie zur unerträglichen Monotonie wird, der alles Gleichgewicht verhaßt ist. Diese Lust und Sehnsucht trieb einst den einsamen Konquistador in immer fernere Weiten. Seine Seele träumte in undeutlichen Bildern von neuen, seltsamen, niegeschauten Landschaften, von immer wechselnden pittoresken Szenen, von prächtigen Fürstenthöfen und Palästen, von Triumph und Grausamkeit, von Dienern, Sklaven und schönen Frauen . . . So träumte auch Ihre Seele — zürnen Sie nicht, teure Freundin — damals als Ihre Finger leise vibrierten. Sie träumte vielleicht von Villen und Juwelen, von

eleganten Wagen, von schönen Kleidern und leidenschaftlichen Verehrern. Und sehen Sie, so werden Sie nun lange träumen und dem Gelde folgen, wie ein Mystiker seinem innern Licht. Sie werden glücklich sein im Träumen und vielen damit Glück spenden. Sie werden Ihren Stolz und Trotz bezwingen, weil Sie in Ihren Träumen stolz und trotzig sind. Indem Sie dem Gelde zu Willen sind, werden Sie mild und gütig sein und viele werden Sie segnen. Und wenn Sie endlich ausgeträumt haben, dann werden Sie mit freudiger Wehmut erkennen, daß Sie ohne diesen Traum weniger glücklich gewesen wären und weniger beglückt hätten — und daß das Geld, welches Sie, von ihm träumend, erworben haben, Ihrer Seele kein tieferes Glück mehr geben kann. Geld will erträumt und verbraucht werden, doch nicht besessen sein.

In der Seele des Menschen wird es zum Geiste der Schwerelosigkeit und Bewegung, der Geist der Schwere und Ruhe ist sein Feind. Es »rollt« durch Zeit und Raum. Es lebt in der Lust des Verschwendens. Jeder Besitz als solcher ist tot und gewinnt seinen Wert erst, wenn er verbraucht wird. Dieser Hauptsatz einer Wirklichkeitsphilosophie, gnädige Frau, gilt auch für Körper und Seele. Verbrauche Dich! Das ist der einzige Imperativ des Lebens. Aller Wert ist Verbrauchen-können, alles Leben ist Verbrauchen . . . Darum ist das Geld der Feind des Besitzes und will nicht besessen, sondern verbraucht sein. Seine Wander- und Verwandlungsnatur rächt sich an denen, die es festhalten wollen. Es unterwirft sich nie dem Willen des Individuums und bleibt allen Versuchen gegenüber, es fremden Zwecken zu unterwerfen, souverän. Es wirkt stets nach eigenen Gesetzen. Nur scheinbar läßt es sich einschließen. Eingesperrt aber ist es steril. (Wenn es auch »arbeitet«, wie der Geldmann sagt, und Zinsen trägt.) Sein Geist ist dem Kerker entflohen, nur die seelenlose Hülle der Münze und des Scheines bleibt zurück, gelangt es aber in die gebende Hand, dann kehrt auch die Seele wieder, nimmt Wohnung in den Wünschen der Menschen und wirkt ihre Wunder der Verwandlung. Das Geld will nicht einem, sondern Allen dienen und im Dienste frei sein. Es ist der ernsteste Gegner des Kapitalismus, es liebt den Verschwender, nicht den Geizhals. Es kennt tausend Schliche, seinem Herrn zu enttrinnen. Seine ganze Rede ist »Verbrauche mich!«, doch die Torheit vernimmt »Behalte mich!« . . .

Ich sehe Sie spöttisch lächeln, gnädige Frau, Sie wollen mir sagen: »Ihr Philosophen seid doch recht unpraktische Leute, alles verdreht ihr und stellt es auf den Kopf. Sparsamkeit hilft besser im Leben als Verschwendung.« Aber Sie wollen mir nur ein bißchen widersprechen, nicht wahr? Sie, Verschwenderin, sprechen nicht aus Überzeugung! Sparsamkeit ist eine Not, keine Tugend. Dem Reichen fällt es schwerer, sparsam zu sein, als dem Armen. Denn die Sparsamkeit besteht darin, so viel auszugeben als man hat, aber es ist nicht leicht, eine Überfülle zu verbrauchen. In der Kunst des Geldverbrauches gibt es mehr Stümper als Meister.

Trachten Sie nach dem Gelde, teure Freundin. Ich gebe Ihnen diesen Rat, weil ich weiß, daß niemand mehr anders kann, in dem dieser Gedanke einmal Wurzel gefaßt hat. Sie würden stets an die unbenützte Möglichkeit, Reichtum zu erwerben, zurückdenken wie an ein verlorenes Paradies. Trachten Sie also nach Geld, doch trachten Sie leichten Herzens danach. Verschreiben Sie ihm nicht Ihre ganze Seele, nur die träumende, nicht die glaubende. Glauben Sie nicht an die Heilkraft des Geldbesitzes gegen die Leiden eines unruhigen, sehnsüchtigen Herzens! Dieser Glaube nützt nur denen, die niemals reich werden. Für sie ist der Glaube an das Geld ein steter ungeheurer Ansporn zu Tätigkeit und Leben, ein Mittel zum Vergessen, eine Brücke über den Abgrund der Melancholie, eine woltätige Lebenslüge. Der Nichtbesitz des Geldes schützt vielleicht vor seelischer Verzweiflung, denn der Arme vermag im Gelde immer noch eine Hoffnung zu erblicken, die dem Reichgewordenen, der an seiner Seele leidet, genommen ist.

Sie aber werden einst reich sein, denn Sie sind schön, klug und beharrlich. Verzichten Sie darum von vornherein auf die Wohltat des Glaubens. Ihre Seele ist stark genug hiezu. Das Glück adeliger Seelen ist nicht von der Art wiederkäuender Zufriedenheit, es liegt in der Glut und Kühnheit ihres Begehrens. Solche Menschen sterben mit dem Schrei der Sehnsucht nach dem, was man nie erleben kann . . . Es ist ja grausam, wenn ich Ihnen die Lebenslüge »Geld«, an der Sie jetzt ein wenig hängen, zu zerstören suche, doch ich erleichtere damit sicherlich Ihre reiche Zukunft. Und dies scheint mir wahrhaft philosophisch gehandelt.

Lucianus.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Sozialdemokrat. Könnte ein Kulturmensch überhaupt den Drang verspüren, sich politisch zu betätigen, er würde in Österreich stets zwischen den Parteistühlen zu sitzen kommen. Die Tendenz gegen ihre Vertreter in Schutz nehmen zu müssen, wäre seine erste Erkenntnis. Jede Partei treibt ihn der andern zu. Ehrlicher Antisemit, muß er nach den rednerischen Exzessen des Bürgermeisters einer Haupt- und Residenzstadt fanatischer Judenfreund werden; Zionsgläubiger, wird er beim Anblick eines Volkstheaterparketts zum Anhänger des Herrn Bielohlawek. Die nationale Verblödung des Bürgertums treibt ihn in das sozialdemokratische Lager; der Siegesrausch der Nüchternheit, der Dünkel glanzlosester Diktatur stößt ihn wieder ab. Hier zumal werden die Temperamente, die im Kampf gegen Institutionen geweckt wurden, durch den Ausblick auf das Parteidideal gelähmt. Je langweiliger, desto hochmütiger wird diese Politik, die jeden, der vom allgemeinen Wahlrecht nicht viel mehr für die Kultur erwartet als eine Vermehrung der gesetzgebenden Trottelhuber und Teppenhofer, für einen Schurken erklärt. Einem der Herren soll der Verstand stehen geblieben sein, als er sah, daß man in diesen »großen Tagen« eine Broschüre über einen Sexualprozeß schreiben könne. Ich glaube nicht, daß die Menschheitsfragen, die ein solcher Prozeß berührt, nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts leichter als bei Fortbestehen der »Kurienschande« zu lösen sein werden. Ich glaube nicht, daß die Wichtigkeit eines publizistischen Themas von seiner parlamentarischen Dringlichkeit abhängt und daß jeder andere Gegenstand hinter der andächtigen Betrachtung eines Demonstrationszuges und der definitiven Feststellung seiner Teilnehmerzahl zurückstehen muß. Merkwürdig erscheint es, daß bei der verödenden Wirkung einer Parteitendenz, die Seele und Nerven aus den Menschen wegdekretiert und durch das allgemeine Wahlrecht ersetzt, noch sozialdemokratische Schöngeister ihr Dasein fristen können. Sie sind freilich danach. Herr Stefan Großmann schreibt ein Feuilleton über das jetzt grassierende »Tagebuch einer Verlorenen«. Natürlich ist die Prostitution des Weibes eine »bürgerliche« Einrichtung. Schon die Einführung des allgemeinen Wahlrechts dürfte die polyandrischen Triebe wesentlich beschränken, und im Zukunftsstaat wird jene Frauennatur nicht gedeihen, die weder körperliche Hingabe noch die Ausnahme des Tributs, den die Mannheit schuldet, als seelische Erniedrigung empfindet. Nur immer schön marxistisch gedacht!

Wenn Herr Großmann trotzdem meint, daß »erst ein Bild des Mädchens«, das leider dem Buche fehle, »alle Merkwürdigkeiten ihrer Lebensgeschichte erklärlich begründen könnte«, so ist dies bloß ein kleiner Rückfall in seine individualistische Vergangenheit, der nichts weiter zu bedeuten hat. Seine Meinung bleibt doch: »Es ist Geschwätz — der konsumierenden männlichen Jugend zuliebe erdacht —, wenn man diese armseligen Kleingewerbetreibenden ihrer verpfuschten Körper in geborne Lustweiber mit prachtvoller Genußphilosophie umflügen will. Derlei paradoxe Fälschungen bleiben jenen kühnen Poeten der Modernität überlassen, die ihre bürgerliche Mission instinktiv erfüllen: wirtschaftliche Bedürfnisse geistreich zu ‚vergolden‘, bis sie ideale Forderungen sind! Eine gesellschaftliche Ordnung, die die Prostitution braucht, hat auch noch einen Frank Wedekind nötig, der ihr erklärt, daß der Handel mit dem eigenen Leibe die beglückendste Frauenbeschäftigung ist.« Ich weiß nicht, ob die bürgerliche Gesellschaftsordnung in einem Frank Wedekind nicht doch den gefährlicheren Gegner spürt als in Herrn Großmann. Aber jedenfalls hat die ‚Arbeiterzeitung‘ eine beglückendere Frauenbeschäftigung ersonnen als den Handel mit dem eigenen Leibe. Wenn sich die jungen Mädchen nicht mehr den Männern, sondern der Politik in die Arme werfen, werden ihre Körper erst der vom Schöpfer gewollten Bestimmung dienstbar sein. Es ist gut, daß die ‚Arbeiterzeitung‘ in derselben Nummer, in der sie über das Tagebuch einer Verlorenen schreibt, den Brief einer für das allgemeine Wahlrecht Gewonnenen veröffentlicht. Den »Brief eines braven Mädchens« nennt sie das zarte Geständnis der Ring- und Kettenschmiedstochter, die, weit entfernt, den Lockungen eines Casti Piani zu folgen oder auch nur erlaubteren Idealen der Weiblichkeit nachzujagen, der Redaktion der ‚Arbeiterzeitung‘ versichert, daß sie — »von der Geburt eines neuen Österreich überwältigt« sei.

Wiener. Das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ bleibt halt doch das charaktervollste! Am 3. Dezember konnte man dort einen Aufruf der christlichsozialen Herren Prinz Liechtenstein, Geßmann, Weiskirchner und Steiner lesen. In friedlicher Nachbarschaft riefen Wiener Kommissions- und Wechselrfirmen zur Wahl in die Börsenkammer. Dem Chef der Inseratenabteilung des ‚Neuen Wiener Tagblatts‘ könnte man getrost die Geschicke der Völker Österreichs anvertrauen. Ein Kabinett Dukes, das mit allen Parteien gute Freundschaft hält, wäre so übel nicht. Die bloß dreimal gespaltene Nonpareillezeile ist doch einem hundertfach gespaltene Österreich entschieden vorzuziehen.

Deutscher. Zur Lage der Deutschen in Österreich liegt ein Stimmungsbericht vor: »Nicht um die Menge handelte es sich gestern abends, als sich die 21 Teilnehmer an dem Preis-Sterz-Wettessen um die Tafel setzten und mit Löffeln rasch in den Sterz fuhren, der in schöner gelblicher Farbe appetitlich auf den Tellern lag. Nein, die Schnelligkeit sollte genau festgestellt werden, mit welcher man einen Sterz verschlingen kann. Der vorjährige Rekord betrug 1 Minute 45 Sekunden. Ein Küchenchef, Herr Albert Kotzmuth, hat es zuwege gebracht, den Sterz in einer Minute und dreißig Sekunden zu verschlingen . . . Die Nachfrage nach Karten war eine ziemlich rege. Als die Teller mit Sterz vor den Teilnehmern standen, nahm Herr Jauernig seine Uhr zur Hand und auf den Ruf 'Los!' wurde zu löffeln begonnen . . . Bald war der Teller des Herrn Kotzmuth leer und Herr Hacker und Herr Dragoner waren noch immer nicht fertig. Eine lange Viertelminute verging, bevor Herr Hacker seine Aufgabe gelöst hatte. Er hatte zwar den Rekord des Vorjahres nicht geschlagen, aber gehalten, denn in 1 Minute 45 Sekunden hatte er den Sterz verzehrt. Nun kam die offizielle Preisverteilung. Herrn Kotzmuth wurde der Wanderpreis und eine silberne Uhr eingehändigt und Herr Hacker erhielt eine Rauchgarnitur. Damit war die Unterhaltung noch lange nicht aus, es folgte das so lustige Hahenschlagen, Schuhplattler wurden getanzt und schließlich wurde gesungen und gejodelt.« Das ist aber nicht etwa ein Communiqué der Herren Derschatta, Pergelt und Groß (Österreich gähnt), sondern ein viel verlässlicher Bericht des 'Illustrierten Wiener Extrablatts'. Man gratuliere dem deutschen Volk zu Herrn Kotzmuth, — der mit Recht so heißt.

Philantrop. »Weihnachten steht vor der Tür«, und da hört man gewiß von einer Beteiligung armer Schulkinder mit Winterkleidern. Nicht wahr? Aber in der 'Neuen Freien Presse' (2. Dezember) liest man von einer Beteiligung armer Schulkinder usw. O du Million du! Anders, begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen malt sich im Kopf des Börsenwöchners die Welt. (Beteiligt euch! rief Zeus von seinen Höhen.) Die armen Kleinen! Rasch tritt sie der Ernst des Finanzlebens an. Nun, hoffentlich hat die Emission von Winterkleidern ein erfreuliches Resultat!

Zeit'-Genosse. Ihr Blatt ist eine Mühle. Wenn es einst verstummen wird, wird der Leser aus dem Schlaf erwachen. Die Ödigkeit dieses journalistischen Daseins wird vorläufig nur durch krampfhaftige Versuche zur Unanständigkeit unterbrochen. Vor zwei Jahren habe die 'Zeit', so erzählen Sie, vor der brieflich ordinierenden ärztlichen Anstalt »Spiro spero« gewarnt. Die gemeinschädliche Wirksamkeit dieses »Kur-Instituts«, die damals von den skrupellosen Wiener Blättern — mit Ausnahme der 'Zeit' — durch Annoncen gefördert wurde, erscheint jetzt dadurch paralytisch, daß die Annoncen auch in der 'Zeit' erscheinen . . . Und Herr Singer führt den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors.

Literat. Sie schreiben: »Gestatten Sie mir eine Äußerung herzlichsten Dankes dafür, daß sich in Ihrem Blatt mit gebührender Promptheit die richtige Reaktion auf den neuesten Goldmann eingestellt hat. Wozu gaben mir die Götter den Fuß? Zum Treten, beim heiligen

Anakreon! (So ungefähr habe ich das heilsame Nietzsche - Wort in Erinnerung) . . . Aber — verzeihen Sie — wär's nicht doch vielleicht angebracht gewesen, eine besondere Heldentat aus diesem Feuilleton über ‚Hidalla‘ besonders anzukreiden? Nämlich die Verdächtigung, daß die ‚Münchener Boheme‘, zu der auch Frank Wedekind gehöre, ein persönliches Interesse an dem sexuellen Verhalten der jungen Damen, daß egoistisches Verlangen nach dem Verzicht auf Jungfräulichkeit an dem Werk seinen Anteil habe . . . < Die Hauptsache ist >, sagen Sie, >es scheint mir unertragbar, daß gegen unseren stärksten und wahrsten Dichter eine so unqualifizierbare Verunglimpfung, daß eine so plebejische Verdächtigung gegen die Reinheit seiner Motive ausgesprochen werden konnte. Da hofft man auf Sie!> Und man täuscht sich nicht, da ich Ihre Zuschrift selbst wiedergebe. Nur eins: Meine Ausräucherung des Klugschwätzers in Nr. 188 war, wie ich in der folgenden Nummer ausdrücklich konstatierte, vor dem Erscheinen des eklen >Hidalla<-Feuilletons geschrieben. In Nr. 189 konnte ich dann nicht mehr ausführlich werden, brauchte Herrn Goldmann bloß darüber aufzuklären, daß er den Fußtritt, den er soeben erst empfangen, als Vorschub auf seine Gemeinheit gegen >Hidalla< auffassen könne. Man kann sich doch nicht überbieten und sieht verzweifelnd, daß man gegen den neuerdings wieder aufgebotenen Troß aller Schwarzalben der Kunst nicht mehr zur Feder, sondern bereits zum Tintenfaß greifen müßte. Soll man diesem Herrn Goldmann einbläuen, daß nicht die Negation des Virginitätsideals, sondern viel eher das Virginitätsideal selbst von den Wünschen jener abzuleiten wär, die da entjungfern wollen? Viel Planeres geht in dies öde Reporterhirn nicht hinein! Es ist wirklich das Zeichen einer vollkommen journalversauten Zeit, daß man sich mit einem Herrn Goldmann als kritischer Instanz auseinandersetzen muß. In der ‚Schaubühne‘, einer Berliner Theaterrevue, finde ich eine ganz zutreffende Charakteristik, in der von dem Mann, dessen Stil >nur in den Momenten eines höchsten Pathos an den Jargon der Gleiwitzer Produktenbörse erinnere<, gesagt wird: >Es läge kein Anlaß vor, über Paul Goldmann auch nur ein Wort oder gar den Humor zu verlieren, wenn diesem Berliner Kritiker — der weder ein Berliner noch ein Kritiker ist — nicht eine Bedeutung zukäme, die zu unterschätzen man sich hüten muß. Sie liegt nicht in ihm, sie liegt in seinem Amt. Darin, daß er sich als Gesandter gegen die Berliner dramatische Kunst in Wien etabliert hat. Das Unheil, das er in solcher Stellung stiftet, ist viel größer, als man gemeinhin annimmt. Viel größer als das, das ein Berliner Kritiker in einem Berliner Blatte anzurichten imstande wäre. Denn in diesem Fall ist eine Kontrolle möglich, eine Kontrolle an dem, was andere sagen, und an der Theaterrückführung selbst. In Wien hat Goldmann solche Konkurrenz nicht zu fürchten. Man nimmt dort seine Rede umso lieber auf guten Glauben hin, als man in den liberalen Kreisen der Kaiserstadt ja noch immer auf die ‚Neue Freie Presse‘ heilige Eide schwört und die Tatsache, daß einer überhaupt in diesem Blatt zu Wort kommt, schon als genügende Garantie für seine moralische und geistige Qualifikation ansieht. Diese liberalen Kreise bedeuten aber für das Wiener Theater

eine gewichtige Potenz. Das wäre an sich noch kein Übel: denn, in künstlerischen Traditionen groß geworden, unterscheiden sie sich durch Gediegenheit des Geschmacks wohltuend von den Berliner Kunstprotzen. Es hat aber dieser Aristokratismus — hier wie überall — konservative Neigungen im Gefolge, zu denen noch ein gewisses Phlegma als Wiener Spezifikum hinzutritt. Gern werden sich solche Leute nun von einem Manne führen lassen, der sie der Unbequemlichkeit enthebt, Neues begreifen zu lernen, indem er dieses mit Wollust in den Kot zerrt. Diese Kreise sind es doch aber, die am letzten Ende bestimmen, welches Theater in Wien gespielt wird. Ihnen gegenüber das ehrliche Streben unsrer jungen Sucher auf neuem Wege in Mißkredit gebracht zu haben, bleibt das Vergehen des Dr. Paul Goldmann. Man fragt sich, wie es möglich ist, daß ein solcher Mann an solcher Stelle zum Schaden deutscher Kunst das Wort führen darf. Warum, wenn er selbst schon nicht den Anstand hat, der Kunst dadurch zu dienen, daß er keine Kritiken schreibt, der Herausgeber ihm nicht mit aller in diesem Fall gebotenen Energie die Türe weist . . . Weil der Herausgeber eben kein Herausgeber sein müßte, wenn er sich ein Universalgenie vom Schlage Paul Goldmanns entgehen ließe. Weil er keinen finden wird, der tagsüber bei Diplomaten antichambriert, Gelehrte interviewt, Gerichts- und Parlamentsverhandlungen beiwohnt, Lokalplaudereien (und in der Zeit, da er die Notdurft verrichtet, lyrische Gedichte für den ‚Zeitgeist‘) schreibt, und nach solcher Leistung noch den Mut hat, über das deutsche Drama zu Gericht zu sitzen. Weil es einem solchen Herausgeber weniger darauf ankommt, das Interesse deutscher Dichter wahrzunehmen, die ja die Zeitung doch nur im Kaffeehaus lesen, als durch solch praktische Kombination von Kritik und Depesche keine unnötigen Erleichterungen am Portemonnaie vorzunehmen. Jedes Wort ist richtig. Nur daß der Schreiber den liberalen Wiener Geistespöbel überschätzt. Wäre der besser als seine Berliner Verwandtschaft, unmöglich hätte sich die ‚Neue Freie Presse‘ — nach all den Katastrophen der letzten Jahre — jenen Kredit erhalten können, den ihr der Verfasser mit Recht zuerkennt. Nimmer würde sie es wagen können, diese ganze Meute der Talentlosigkeit und Widerwärtigkeit, diese Goldmann, Schütz, Lothar, St—g und die anderen bellenden und plaudernden Ungeheuer auf das Publikum loszulassen.

Habitué. Der Banausenstandpunkt, daß der Zuschauer im Theater »für sein Geld« Rechte erworben habe, sei anerkannt. Aber nicht gegenüber jenen, die durch Bezahlung der Theaterkarte ein Recht auf störende Kritik erworben zu haben glauben, sondern gegenüber den anderen, die durch Bezahlung das Recht auf den ungeschmälernten Genuß der Vorstellung erworben haben. Radau bei offener Szene wäre mit der Verhängung oder Zerstörung eines ausgestellten Gemäldes vergleichbar. Nach Aktschluß und in einer entsprechenden Distanz von dem Bilde ist jede Kritik erlaubt. Alles andere ist Båberei. Eine Presse, die die Abwehr des Direktors des Intimen Theaters und den Protest des Volkstheaterregisseurs mißbilligt, ist nicht Erzieherin des Publikums, sondern die gehorsame Bedienerin seines Nachtopfs. — An dem Theaterskandal, der die »Andere« begrub, hat übrigens auch die darstellerische Un-

fähigkeit des Deutschen Volkstheaters ihren redlichen Anteil. Die Worte, die Herr Vallentin bei der zweiten Vorstellung ins Publikum rief, halte ich für den besseren Teil seiner Leistung. Ganz unmöglich, die Lacheffekte förmlich provozierend, schien mir die Trägerin der Hauptrolle. Man weiß nicht, ob man die Volkstheaterpolitik mehr dafür anerkennen soll, daß sie das Stück durch die Anfängerin oder dafür, daß sie die Anfängerin durch die schwierige Rolle kompromittieren ließ. Theaterkenner standen vor der Offenbarung einer Unweiblichkeit, der die heute noch fehlende Technik vielleicht einmal den Seitenweg in das Rollenfach angesäuert Konversationsdamen ermöglichen wird. Auch Herr Lothar scheint dieser Ansicht zu sein, wenn er der Schauspielerin nachsagt, ihr Talent weise sie »auf scharfe, schneidende Rollen«. Man müßte ihr also, meint er, — »die Adelheid zu spielen geben« . . . Andere Thebaner der Wiener Theaterkritik sind noch kundiger. Sie halten Mangel an Anmut für seelische Kompliziertheit und schlagen Purzelbäume der Begeisterung. Am putzigsten ist der Herr in der ‚Österreichischen Rundschau‘. »Freilich war die Darstellung« — so schreibt er ganz richtig — »von unmöglicher Unzulänglichkeit. Fräulein R. ist in ein paar Jahren möglicherweise ein zweite Eysoldt, heute vermag sie der Linda höchstens ein paar wundervolle Töne und Linien zu geben«. Höchstens!

Kretin. Auf jeden dummen Brief kann ich nicht reagieren. Aber der Ihre behauptet, daß auf irgendeinem bedruckten Klosettpapier zu lesen sei, ich hätte in meinem Nachtrag zum Beer-Prozeß eine »Drohung gegen den Obersten Gerichtshof« ausgestoßen und diese Drohung bedeute nichts anderes als den Hinweis auf eine Verbindung mit dem jetzigen Leiter des Justizministeriums, von dem schon zur Zeit des Prozesses Bahr »das Gerücht ging, er habe sich beim Verhandlungsleiter zu meinen Gunsten verwendet«. Dieses Gerücht hätte ich »nicht dementiert«; und so habe es sich bis auf den heutigen Tag erhalten . . . Ich weiß nicht, ob der Leiter des Justizministeriums denselben Einfluß auf den Obersten Gerichtshof hat, den er als Sektionschef auf den Vorsitzenden einer Schwurgerichtsverhandlung gehabt haben soll. Aber ich weiß, daß ich, wiewohl ich von keiner Macht der Welt gezwungen werden kann, jede Blödsinnigkeit, die über mich in Umlauf ist, zu »dementieren«, die eine, die nicht ein »Gerücht«, sondern die dreiste Erfindung eines gehässigen Schmocks war, ausdrücklich dementiert habe. Nur damit das »Gerücht« endlich zur Ruhe komme oder wenigstens Persönlichkeiten, die durch eine nicht bestehende Verbindung mit mir zu Schaden kommen, in Ruhe lasse, will ich hier aus dem Artikel »Rache im Ausland«, der in Nr. 72 der ‚Fackel‘ (Ende März 1901) erschienen ist, ein paar Sätze zitieren: »Ich mache die drei Richter, die mich verurteilt haben, in aller Form auf die Nummer der ‚Breslauer Zeitung‘ vom 3. März aufmerksam. Dort werden sie die klare Beschuldigung ausgesprochen finden, daß sie im Prozesse Bahr-Bukovics gegen die ‚Fackel‘ nicht nach bestem Wissen und Gewissen gerichtet haben, sondern daß sie zu meinen Gunsten beeinflusst waren. Ich bin verurteilt worden, weil ich einem Theaterkritiker zugemutet habe, daß er sein Urteil von außerhalb der kritischen Erwägung liegenden Mo-

menten bestimmen lasse. Herr Julian Sternberg nennt mich einen Verleumder. Und sechs Zeilen nachher verleumdet er mit einem Federstrich die österreichische Justiz, mutet er drei Richtern zu, sie hätten ihr Urteil durch außerhalb des Prozeßthemas liegende Momente, durch eine Rücksicht auf ihre Karriere, durch einen Wink von oben bestimmen lassen . . . Nie ist eine Verdächtigung grundloser vorgebracht worden. Mit einem Riesenmaterial habe ich die Beeinflussung des Richters in Theatersachen belegt. Was führt Herr Sternberg an, um die Befangenheit der Richter in Strafsachen zu beweisen? Ich habe einem Theaterunternehmer imputiert, daß er ein Interesse daran habe, die Kritik günstig zu stimmen. Herr Sternberg beschuldigt einen hohen Verwaltungsbeamten, den er ausdrücklich nennt, er habe die Richter zu meinen Gunsten beeinflußt, ihm sei es zuzuschreiben, daß mir eine Freiheitsstrafe erspart geblieben ist. ‚Das Urteil‘, meint er, ‚war ein echt österreichisches‘ und ‚es gibt kaum etwas Schwarzgelberes als die Tatsache‘, daß selbst die größten Antikorruptionisten den Weg durch Hintertürchen finden und sich einer Protektion von oben erfreuen. Und was bringt Herr St—g zum Beweis dafür vor, daß der gewisse hohe Beamte für mich, den unabhängigen Schriftsteller, bei unabhängigen Richtern interveniert hat? Er wurde ‚schon Wochen vor diesem Prozeß in der ‚Fackel‘ auf das Aufdringlichste belobt und gepriesen‘. Julian lügt. Anderthalb Jahre vor dem Prozeß, ein volles Jahr vor der Ehrenbeleidigung wurde die Tätigkeit jenes ‚einflußreichen Mannes‘ in der ‚Fackel‘ gewürdigt, wie sie es verdiente. Angriffe in der ‚Fackel‘ haben sich bisher immer noch als karrierefördernd bewährt, sind bei Subalternen sehr beliebt, und ein in diesem Blatte gespendetes Lob wird auch den höchstehenden österreichischen Beamten nicht gerade mit Dankbarkeit erfüllen. Aber ein verteufter Einfall ist es, einer vor anderthalb Jahren gedruckten Anerkennung die Wirkung einer Kabinettsjustiz zu meinen Gunsten zuzuschreiben. Wie viele Mächte hätte ich nicht in all der Zeit durch Angriffe zu einer feindlichen Intervention reizen müssen! . . . Ich verlange, daß Herr Sternberg von amtswegen aufgefordert wird, zu beweisen, daß ich die bei Erhärtung der bona fides des Angeklagten übliche Umwandlung der Arrest- in eine Geldstrafe einer Beeinflussung des Gerichtshofes zu danken habe. Der Staatsanwalt wird diesem Verlangen schon mit Rücksicht auf die Wiener Stellung des Verleumders der österreichischen Justiz ehestens entsprechen müssen. Der Gedanke, daß die Staatsgewalt sich an einen der ‚Neuen Freien Presse‘ nahestehenden Delinquenten nicht herantraut, wäre beinahe so unerträglich wie der Gedanke einer Beeinflussung der richterlichen durch die Staatsgewalt. ◀ Sie hat sich nicht herangetraut . . .

Demivierge. Zu der aufreizend dummen Plauderei des Herrn Marcel Prévost über die Frage, ob »der moderne französische Roman unsittlich« sei, zu einem Schwachsinnsbekennnis, das wirklich auch den treuesten Lesern der ‚Neuen Freien Presse‘ nicht mehr zugenutzt werden sollte, macht mein Mitarbeiter Lucianus die folgende Anmerkung: »Herr Marcel Prévost nimmt den modernen französischen Roman gegen den

müßigen Vorwurf der ‚Unsittlichkeit‘ in Schutz und sagt: ‚In Wahrheit gibt es in allen Sprachen und Ländern eine Spezialliteratur für sittlich Verkommene, welche von gewissenlosen Autoren und Verlegern ausgebeutet wird.‘ Ich weiß nicht, ob das schöne Bild der von den Autoren ausgebeuteten Literatur dem Verfasser oder dem Übersetzer zu danken ist, ich finde aber den Satz auch seinem beabsichtigten Sinne nach nicht ganz richtig. Die Spezialliteratur, die Herr Marcel Prévost meint und für die der Roman ‚Cousine Laura‘ von Marcel Prévost als Typus gelten kann, wird sicherlich von keinem auch nur halbwegs sittlich Verkommenen gelesen. Dazu ist diese Literatur viel zu schal und langweilig. Sie ist vielmehr gerade für die Sittlichen im Sinne des Herrn Prévost geschaffen, denn nur Menschen, die unter dem Zwang der erbärmlichsten Prüderie leben, vermögen die verstohlene Lektüre, sagen wir Prévost’scher Romane als pikanten Reiz zu empfinden. Die sittlich Verkommenen brauchen so fades Zeug ganz gewiß nicht. Herr Prévost und die Pornographie sind unbedingt Zubehöre der Sittlichkeit, die Unsittlichkeit behilft sich ohne sie. ‚Viel kommt, glaube ich, bei solchen Unternehmungen (gemeint ist die ‚Ausbeutung der Spezialliteratur‘) nicht heraus,‘ fährt Herr Prévost fort. Nun, wieviel dabei herauskommt, muß er ja am besten wissen; immerhin ist es möglich, daß infolge einer erfreulichen Abnahme der Sittlichkeit, wie Herr Prévost sie liebt, die Spezialliteratur, deren Vertreter er ist, von den Autoren nicht mehr genügend ausgebeutet werden kann. ‚Es ist erwiesen,‘ ruft er aus, ‚daß in Frankreich derzeit das große Publikum, das einzige, das für die Vermögensbildung der Schriftsteller in Betracht kommt, saft- und kraftlose Literatur haben will.‘ Schrecklich! Wenn das große Publikum in Frankreich die Prévost’schen Saftigkeiten nicht mehr haben will, kommen sie vielleicht in die ‚Neue Freie Presse‘ — denn die Vermögensbildung darf auf keinen Fall aufgehalten werden.«

Schranze. Der österreichische Glaube, daß das Publikum eine für die Bureaukratie geschaffene Institution sei, hat in den Dienern des Staates, der Stadt und des Hofes seine täglich von Neuem aufreizende Verkörperung gefunden. Der immer würstelessende Magistratsbeamte, der die Vorgeladenen warten läßt, der Polizeinspektor, der eine Anzeige als Einmischung in die Amtshandlung seiner Untätigkeit empfindet und knurrend bloß die Oberhoheit des Zeitungsreporters respektiert — man kennt und liebt diese Charakterbilder, die, von der p. t. Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte der Wiener Gemütlichkeit schwanken. Den Göttern zunächst aber dürfte auf der Rangsklassenleiter bürokratischen Größenwahns der Hoftheaterbeamte zu stehen kommen. Mag das Burgtheater in seinen künstlerischen Leistungen immer sichtbarer nach der Tugend der Bescheidenheit streben, die Administration verharret auf dem Standpunkt des ›hors concours‹. Ins Himmelreich zu kommen ist so schwer, wie zu einer Première Karten

an der Hoftheaterkassa zu bekommen, aber auf Erden ist nichts schwerer als dieses. Und man soll nur die Hofzahlamtsmiene der Überlegenheit betrachten, mit der solcher Wunsch aufgenommen wird. Andere Theaterkassen haben ihr Telephon, um dem fragenden Publikum unnötige Wege zu ersparen. Gewiß, auch hier kommen hin und wieder Frechheiten vor, die dem nach einem Billet Fragenden die Gewißheit schaffen sollen, daß es auch einen Privattheater-Größenwahn gibt. Aber die Mittel einer Vorstadt-bühne sind dürftig. Das Telephon der Hoftheaterkassa funktioniert ganz anders. Ein im Cottage wohnender Leser, der mir den folgenden Vorfall mitteilt, wollte sich den wahrscheinlich überflüssigen Weg in die Bräunerstraße ersparen und fragte an, ob noch ein Billet für das Sudermann-Ereignis zu haben sei. Solche Vermessenheit wird mit der Antwort erledigt, daß das Telephon der Hoftheaterkassa dazu diene, keine Auskünfte zu erteilen. Der Verwegene fragt nach der positiven Bestimmung des Telephons. Die Kassa antwortet, es diene dem Verkehr mit »unserem Hofrat«. Auf den zutreffenden Einwand, daß dann die Anführung der Telephonnummer im Buche überflüssig sei, da sie der Hofrat sicherlich im Kopfe habe, und nur Belästigungen herbeiführen könne, erfolgt — wörtlich — die imponierende Erklärung: »Das Telephon dient zu unserem höchsteigenen Gebrauch. Schluß!« Schon wird dem Kassenbeamten vor seiner Gottähnlichkeit bange, da schreckt ihn ein neuerlicher Ruf auf. Wer dort? Der Hofrat? Nein, mehr als das! Die 'Neue Freie Presse'! Der Leser im Cottage macht sich den Scherz, mit liberal gefärbter Stimme anzufragen, ob die Redaktion für den heutigen Abend noch Karten haben könne. Stimmungswechsel. Der Gebrauch des Telephons wird aus einem höchsteigenen ein höchst eigener. Prinzipielles Gestammel, daß sonst zwar bloß mit dem Herrn Hofrat gesprochen werden dürfe, daß aber die Intendanz in diesem Fall gewiß eine Ausnahme machen werde: »wir bitten nur Nr. soundsoviel anzurufen usw.« — Hoftheaterbehörden werden gegenüber dem Publikum erst dann einen anständigen Ton anschlagen, wenn das Publikum sich entschließen wird, in die Redaktionen der Wiener Blätter einzutreten. Vielleicht wird dann auch mit jenem unlautern Kassenmanöver bei abgesagten Vorstellungen aufgeräumt werden, durch das Beamtenfrechheit ein kaiserliches Haus in eine Schacherbude verwandelt hat, mit jener aus Betrug und Erpressung gemischten List, die den Käufer noch immer zur Annahme einer nicht gewünschten Ware oder zum Verlust der Kaufsumme pressen will. Vielleicht auch nicht. Denn die

Zeitungen würden ja wohl auch dann nicht das Maul aufmachen, um der Hoftheaterbehörde zu sagen, was sie zu hören verdient. Auch dann vielleicht wäre der Fall Neidl noch möglich, die Affaire jenes armen Sängers, dem der Theatervorhang auf den Kopf gefallen ist und der sich nun im gerichtlichen Instanzenzug vergebens eine Pension zu erkämpfen sucht, die ihm die Schädigkeit seiner Vorgesetzten weigert und zu der ihm der Buchstabe des Gesetzes nicht verhelfen will. Liegt das »eigene Verschulden« des Hoftheaterangestellten bloß darin, daß er einen Kreidestrich überschritten hat? Auch darin, daß er — nicht als Fabrikarbeiter verunglückt ist. . . . Schmach über ein System, das der Augenweide eines spanischen Knaben Zehntausende opfert und dem Elend seiner Diener mit harter Pfennigfuchseri begegnet!

Maler. Daß der Herr Baurat Streit, bis vor kurzem Vorstand der Künstlergenossenschaft, kein diplomatisches Genie ist, interessiert mich nicht. Daß er, ehe die feindlichen Künstlergruppen, seinem Rufe folgend, sich zu einträchtigem Wirken finden, den Gegner beschimpft hat, dafür möge er seinen eigenen Leuten Rede und Antwort stehen. Nicht der Zeitpunkt der Rede, die Rede selbst weckt schmerzliches Bedauern darüber, daß der Herr nicht den Mund gehalten hat. Dieses engstirnige Gezeter gegen die »Konkurrenz« (sprich: Kaunkarenz) und gegen die Ungerechtigkeit einer staatlichen Vorsehung, die das »Ausstellen« außerhalb des Künstlerhauses erlaube, dieser groteske Angriff auf die Leistungen jüngerer Künstlergruppen, dies hochmütige Herabsehen auf die Kunst des »Naschmarktes« und der »Markthalle« heischt energische Abwehr. Fordert, daß man diesen privilegierten Erzeugern von Kunstschinken und Klobasser-Würsten ein für allemal sage, daß sie sich ruhig zu verhalten und die Entwicklung der künstlerischen Dinge nicht durch laute Reden zu stören haben. Punktum. Das fehlte noch, daß wir 1906 uns die Geschmacksrichtung der Anekdotenerzähler von der Lothringerstraße oktroyieren lassen! Mögen die Herrschaften auf Oschnasfesten brillieren, durch Anziehen von Röhrenstiefeln dem Geist ihres Canon huldigen, im »fröhlichen Zecherkreise« Tobsuchtsanfälle gegen die moderne Kunst zum besten geben und im Feuilleton des 'Neuen Wiener Tagblatts' Gott und das Wiener Rindfleisch loben — es wird ihnen nichts nützen, aber es sei ihnen gegönnt. »Programmatisches« wollen wir von dieser Seite nicht mehr hören! Den Toten ist es höchstens erlaubt, sich im Grabe umzudrehen. Wenn sie dreinzureden beginnen, wird man kein Bedenken tragen, mit ihnen pietätlos zu verfahren.

DIE FACKEL

Nr. 191

WIEN, 21. DEZEMBER 1905

VII. JAHR

Der Sozialanwalt.

Gedanken zur Revision des bürgerlichen Gesetzbuches.

Tolstois der Wissenschaft zugeschleudertes Hohnwort, daß sie auf alle wirklich das Herz bewegenden Fragen die Antwort schuldig bleibe, hat wohl keinen Ewigkeitwert, aber es trifft vielleicht zu, wenn man damit den genügsamen Betrieb geißelt, der an den Pforten aller großen Probleme stehen bleibt. Am aufreizendsten wirkt diese Lebensfremdheit bei den Hilfswissenschaften der Staatskunst, weil deren ganze Rechtfertigung auf ihrer Umsetzbarkeit in Tat, ihrer Verwertbarkeit beruht. So entspringt eine gewisse geheime Abneigung gegen die Juristerei dem Bewußtsein, daß alle Kenntnis und feinste Ausgestaltung der Rechtsbegriffe nicht über die tiefe Erniedrigung trösten kann, der das Recht im wirklichen Leben unterliegt. Es fordert den Widerwillen heraus, zu sehen, wie sich die Professoren in der Verfeinerung und Verästelung der Theorie nicht genug tun können, indes die Rechtsdurchsetzung eine Chimäre bleibt. Man müßte meinen, daß es gar keinen Reiz besitzen könne, das Recht theoretisch auszugestalten, solange die Kunst noch nicht erfunden ist, den Menschen zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Die Abneigung richtet sich also nicht gegen die Wissenschaft, sondern gegen die Richtung, die der geistigen Arbeit gegeben wird, gegen das Versäumen des Dringenden, das alle Kräfte auf sich lenken müßte. Gegen diese Forderung wird freilich eingewendet, daß dies Sache der Verwaltung sei und die Wissenschaft nichts an-

gehe. Aber es wäre erst zu untersuchen, ob die mangelhafte Rechtsdurchsetzung nicht der materiellen Rechtsordnung zur Last fällt, insofern diese von einem geträumten Zustand ausgeht und deshalb eine lebendige Handhabung nicht gestattet. Mit diesem Verdacht also hätte sich die Wissenschaft auseinanderzusetzen.

Das Recht hat ein dreifaches Antlitz. Die Satzung ist wirkliches Recht unter gleich Starken. Sie ist ein Werkzeug der Tyrannei in der Hand des Starken gegen den Schwachen; Maske der Macht, wie Ihering sagte. Sie ist drittens ein Irrlicht, eine Illusion, wenn sich der Schwache einfallen läßt, sich ihrer gegen den Starken zu bedienen. Unter gleich Starken ist das Recht ein wertvolles Instrument der Verständigung, ein vorausbestimmter Vertragstext. Es ist eine schreckliche Waffe in der Hand des ohnehin Mächtigen und ein Popanz in der Hand des Unterdrückten. In der Mitte liegt wohl das Recht, aber rechts und links ragen zwei Felsen, an denen es zerschellt: Rechtshohn und Rechtsmißbrauch.

Rechtshohn und Rechtsmißbrauch sind die beiden Pole, zwischen denen das Recht oscilliert.

Ich habe dich zu Boden geschmettert und besiegt. Ich kniee auf deiner Brust, du bist in meiner Gewalt. Dieser Zustand ist auch mir, dem Sieger, auf die Dauer unbehaglich . . . Ich gestatte dir, dich unter gewissen Bedingungen zu erheben, damit ich von meinem Siege ausruhen kann und nicht so bald eine Umwälzung der Situation zu befürchten habe. Das ist die eine Grundform des Rechts. Wir haben wiederholt miteinander gerungen mit wechselndem Glück, mit einem unverhältnismäßigen Aufwand von Kraft. Wir beschließen daher, uns zu einigen; wir kleiden unsere Interessen in Satzungen. Das ist die andere Grundform des Rechts.

Die wissenschaftliche Jurisprudenz befaßt sich mit dieser Form allein. Sie blickt über die Klassenunterschiede hinweg, unbekümmert darum, was diese aus ihren heiligen Regeln machen, oder sie überläßt die Ordnung dieser Widersprüche der Sozialpolitik und der

Staatskunst. Die Jurisprudenz gleicht einer Mutter, die ein Kind in die Welt setzt, aber für die Erhaltung des Kindes nichts fürderhin tun will, es dem Zufall oder der Mildtätigkeit anderer überliefernd. Sie ist eine Erztiefmutter ihres Kindes.

Indem sie es verschmäht, dem eigentlichen Problem näherzutreten, offenbart sie auch ihre Gleichgiltigkeit gegen das Klassenschicksal, sie abstrahiert davon, sie verleugnet es, und wird dadurch sogar einfältig. Die Einfalt liegt darin, daß sie verkennt, wie auch innerhalb einer Klasse ihre Absichten nicht zum Durchbruch kommen, weil der Zustand der Stärke und Schwäche auch unter Ebenbürtigen zufallsweise wechselt und der Rechtsmißbraucher wie der Rechtsverhöhnner häufig solche Individuen sind, die nur eine Augenblickschance in die Position des Stärkeren rückt. So schützt die Rechtsordnung z. B. den Wucherer auch dann, wenn er zufällig gerade jener Gesellschaftsklasse angehört, die grundsätzlich unterdrückt werden möchte.

Rechtsmißbrauch ist die Ausbeutung eines Rechtes zu Zwecken, die außerhalb der Absichten der Rechtsordnung liegen und der Sittlichkeit widersprechen. Der Typus dafür ist der Wucher. Aber jede wie immer geardete Position kann wucherisch ausgenützt werden, der Wucher ist nicht allein auf das Verhältnis Arm und Reich beschränkt, sondern jedes auch vorübergehende Abhängigkeitsverhältnis, jede Monopolstellung kann Ausgangspunkt eines wucherischen Angriffs werden. Wenn die Rechtsordnung dem Wucher nicht beikommt, so rächt sich darin ihre Kurzsichtigkeit: daß sie es gar nicht für ihre Aufgabe halten will, der ökonomischen Unterlage ihrer Gebilde auf den Grund zu gehen. Erst durch die Einbeziehung dieser Materie in die Zivilrechtsordnung, durch die Nichtigerklärung wucherischer Ansprüche, beziehungsweise gewisser Verpflichtungen, also durch Umwandlung sozialpolitischer Forderungen in materielles Recht wird der Seuche ernstlich an den Leib gerückt.

Wie steht es aber mit dem Rechtshohn? Unter Rechtshohn, iniuria, ist zu verstehen das einfache Igno-

rieren des Rechts aus Übermut und Bosheit, rechtsfeindlicher Gesinnung, die aus der Sicherheit entspringt, daß der Gegner sein Recht nicht verfolgen kann. Ihm steht die Rechtsvernachlässigung nahe, die gleichsam eine chronische Erkrankung des Rechtsbewußtseins darstellt und einem perennierenden Selbstmord nicht unähnlich ist. Die Verfolgung eines Rechtes kann ebenso durch ökonomische Schwäche und Verzweiflung an der Justiz, als auch durch eine zufällige Konstellation gestört sein. Sie kann etwa dadurch verursacht sein, daß irgend ein Rechtsgeschäft nicht genügend gesichert wurde. Nehmen wir zum Beispiel an, jemand verpflichte sich, etwas zu leisten, und empfange dafür das Versprechen der anderen Partei, daß sie in einem spätern Zeitpunkt eine Handlung setzen werde, die nur an diesem einen Tage einen Wert hat. Jener Teil leistet das Seine und erwartet die Gegenleistung. Der andere Teil läßt nun den Termin herankommen und versäumt böswillig die Leistung. Die Leistung kann nicht mehr eingeklagt werden, da der entscheidende Tag vorüber ist, und wenn aus Vertrauen auf die Anständigkeit keine Konventionalstrafe festgesetzt wurde, so kann kein Gerichtshof der Erde Genugtuung schaffen. Es liegt dann unsühbarer Rechtshohn vor, der ohne Verschiedenheit der ökonomischen Lage durch eine brutal ausgenützte Konstellation möglich war.

In der Regel aber sind die wirtschaftlich Schwachen das Opfer permanenten Rechtshohns und ihrer eigenen Rechtsvernachlässigung. Der Arme darf es gar nicht wagen, sein Recht geltend zu machen, weil sein Kontrahent in der Regel sein Brotherr ist.

Dem Rechtshohn ist noch schwerer beizukommen als dem Rechtsmißbrauch. Dieser springt deutlich in die Augen, wird sichtbar; er hat die Erfindungskraft der Sozialpolitiker gereizt. Der Wucher hat immerhin die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Aber der schweigende Rechtsverzicht — die Ausbeutung, das stumme Einverständnis des Opfers, das den Monopolherrn nicht reizen darf

und bedingungslos in seiner Gewalt bleibt — wird kaum entdeckt, geschweige denn geföhnt.

Wäre es nicht Aufgabe der Jurisprudenz, sich mit dieser am Volksmark zehrenden Krankheit zu befassen? Auch hier wieder drängt sich die Frage auf, ob das Laster des Rechtsverzichts nicht die Folge einer grobmaschigen, undurchdachten materiellen Rechtsordnung, ob nicht das Zivilrecht unzureichend sei.

Das vollendete und warhaft erhabene Zivilrecht wird jenes sein, das die Rechtsverfolgung, die Rechtsdurchsetzung in seinen materiellen Inhalt aufgesogen hat, das die Ungleichheit aus sich selbst heraus balanziert, den Prozeß, bevor es dazu kommt, zu gunsten der wahren Gerechtigkeit entscheidet. Bis zu jenem Zeitpunkt, wo diese Aufgabe erkannt ist, und bis zu jenem ferneren Zeitpunkt, wo sie gelöst sein wird, muß durch Errichtung neuer Institutionen, die das Unrecht wenigstens einigermaßen korrigieren, Ersatz geschaffen werden.

Dem Wucher suchen das Strafgesetz und der Staatsanwalt beizukommen. Dem Rechtshohn tritt bislang keine Institution entgegen. Hier bedarf es einer Neuschöpfung. Die Repression muß durch eine geregelte systematische Intervention ergänzt werden. Wird der Rechtsmißbrauch vom Staatsanwalt verfolgt, so muß der Rechtshohn, die Rechtsvernachlässigung vom Sozialanwalt aufgegriffen und zurückgewiesen werden. Notwendig ist das spontane Einschreiten der die Gesellschaft vertretenden Gewalt, die das auf dem Boden liegengelassene Recht ohne Rücksicht auf die Zustimmung des Verletzten aufnimmt und von amtswegen verfolgt. Die Gesellschaft wird einst erkennen, daß es nicht in ihrem Interesse liegt, wenn auf ihre gesatzten Rechte verzichtet wird. Der Sozialanwalt hat überall einzuschreiten, wo Rechte geknickt werden, wo krasse Ausbeutung und Menschenschändung durch privatrechtliche Gewalt geübt wird, gegen die der Verletzte sich nicht verteidigen kann. Der Sozialgerichtshof hätte dann auszusprechen, daß eine unsittliche Rechts-

verhöhnung, diffamierende Ausbeutung oder gesellschaftsfeindliche Ausnützung eines Monopols vorliegt.

Daß der moderne Wohlfahrtsstaat, der seinen Arm dem Begüterten leiht und ihm seine Allgewalt selbst dort zur Verfügung stellt, wo er zähneknirschend das Widerliche der Ansprüche durchschaut, daß dieser Wohlfahrtsstaat eigentlich eine solche ergänzende Macht braucht, ist einleuchtend. Und wenn wir unseren Blick durch die Zeiten schweifen lassen, so finden wir, daß es bereits Staatswesen gegeben hat, die für die positiven sittlichen Pflichten der Bürger ihr eigenes Ermunterungsorgan besaßen, nämlich die antiken Staaten mit ihrer Zensur, deren Wiederaufleben im Zeitalter der ökonomischen Notzucht ganz außerordentlich segensreich wäre. Vielleicht könnte eine nach großen Gesichtspunkten, etwa dem Gewerbe-Inspektorate nachgebildete Wohlfahrtsbehörde dann so viel Material und Einsicht vorbereiten, daß jene höhere Rechtslehre, von der wir träumen, zu jenem erhabenen Zivilrecht den Weg fände, in dessen materiellem Inhalt alle Unzulänglichkeit und Lüge aufgelöst ist.

Dr. Robert Schen.

Zwei Bücher.

I.

Die Revanche der Kulturgeschichte. Als die römische Kirche herrschte, trug die offizielle Weltanschauung den Namen Religion, die Wissenschaft war gezwungen, im Gewand des Glaubens Jünger zu werben; Naturbetrachtungen gaben sich für Gedanken über Gott und seine Weisheit aus. Heute ist die allein seligmachende Wissenschaft im Besitze der öffentlichen Anerkennung: Nun aber werden heilige, sittliche Überzeugungen, die auf unbewiesenen Glaubenssätzen beruhen und ihrem innersten Wesen nach den religiösen Charakter haben, für Naturforschung und Naturerkenntnis ausgeboten. Es deckt der Name Wissenschaft statt nüchterner Betrachtung und ihrer Resultate das hohe Lied von der Rassezucht, die Bannformel gegen den Erbfeind Alkohol, Feststellung und Erläuterung des Dogmas vom Zweck der Liebe. Das aber lautet: »Beim Menschen wie bei jedem Lebewesen ist der immanente Zweck einer jeden sexuellen Funktion, somit auch der sexuellen Liebe, die Fortpflanzung der Art«.

Eine Anschauung, die für die niedersten Lebewesen nur annähernd Geltung hat, wird hier zum offenbaren Unsinn durch die willkürliche Ausdehnung auf menschliche Verhältnisse. Vergeblich wehrt sich jedes klare Denken. In seiner »Analyse der Empfindungen« nimmt Ernst Mach zur Frage folgendermaßen Stellung: »Die Erhaltung der Art ist überhaupt nur ein tatsächlich wertvoller Anhaltspunkt für die Fortpflanzung, keineswegs aber das letzte und höchste. Arten sind ja wirklich zugrundegegangen, und neue wohl ebenso zweifellos entstanden. Der Lust suchende und Schmerz meidende Wille muß also wohl weiter reichen als an die Erhaltung der Art. Er erhält die Art, wenn es sich lohnt, er vernichtet sie, wenn ihr Bestand sich nicht mehr lohnt. Wäre er nur auf Erhaltung der Art gerichtet, so bewegte er sich, alle Individuen und sich selbst betragend, zweifellos in einem fehlerhaften Zirkel. Dies wäre das biologische Seitenstück des berühmtesten physikalischen perpetuum mobile«. Vergeblich führt man die ungezählten Folgen der sexuellen Liebe an, die mit der Fortpflanzung der Art nichts gemein haben. Im Geistesleben, in den Schöpfungen der Kunst, auf allen Gebieten der Kultur sind sie zu finden. Aber vor dem genannten wissenschaftlichen Dogma sind und bleiben sie nur Abirrung vom immanenten Zweck. Angesichts der Wirklichkeit erscheint ein Versuch, die sexuellen Erscheinungen von diesem Grundsatz aus zu erklären, so absurd, als würde jemand, der ein Gemälde zu beschreiben hätte, vorerst sorgfältig Farbe und Zeichnung fortkratzen, und dann seine Aufgabe lösen wollen, indem er die Struktur der bloßgelegten Leinwandfasern erklärte.

»Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete«. Mit diesem Titel ist das Glaubensbekenntnis des Herrn Professor August Forel über das Geschlechtsleben des Menschen im Buchhandel erschienen. Unzählige Richter und wenige Denker haben auf diesem Gebiet das Wort ergriffen. Umso schlimmer, daß wieder nur ein sittliches Etwas im wissenschaftlichen Löwenfell verborgen ist. »Die Sehnsucht des menschlichen Gemütes und die Erfahrungen der Soziologie der verschiedenen Menschenrassen und geschichtlichen Zeitperioden mit den Ergebnissen der Naturforschung und den durch dieselben ans Licht geförderten Gesetzen der psychischen und sexuellen Evolution in harmonischen Einklang zu bringen«, so wird verheißen. Der gebildete Leser der vielbenannten Studie staunt vorerst über den Faktor »Sehnsucht des menschlichen Gemütes«. Später erkennt man seine Bedeutung; denn eine gar gewaltige Menge vom Gemüt des Herrn Professors ist mit nur wenigen Erfahrungen in Einklang gebracht.

Eine große Zahl von Problemen wird berührt. Diese sexuellen Funktionen, als deren Zweck im vorhinein die Erhaltung der Art proklamiert ist, sie haben seltsamer Weise im Laufe der Kulturgeschichte Beziehungen erlangt zum Geld und zum Besitz, zur

Religion, zum Recht, zur Medizin, zur Ethik, zur Politik und zur Nationalökonomie, zur Pädagogik, zur Kunst und zur Suggestion. Das alles wird abgehandelt, auf all diesen Gebieten wird medizinisch amtsgehandelt. Für den Inhalt dieser Erörterungen wäre »nichtssagend« keine passende Bezeichnung, denn dieses Nichts wird nie gesagt, es wird geschrieben, bekräftigt, erwogen und mannhaft verfochten. Wenn man die merkwürdige Entdeckung: »Verschieden sind beide Geschlechter, das ist gewiß« als Probe für die Neuheit des Inhalts herausgreift, so ist diesem Inhalt nicht zu nahe getreten. Keine der so oft gehörten Banalitäten des Durchschnittsreformators auf sittlichem Gebiet, der nicht die Reverenz bewiesen wird; nichts allgemein Geschmähtes, das seinem neuerlichen Fußtritt entgeht. Gelobt wird: das Sittliche, Reine, Ideale, Erhabene. Getadelt wird: das Schmutzige, Pathologische, Verwerfliche. Definiert wird von dem allen nichts. Störend sind naturwissenschaftliche Angaben, die sich ab und zu in die Darlegung der sittlichen Überzeugungen des Autors eingeschlichen haben.

Die Beziehungen der sexuellen Frage zum Hochmut des Beurteilers stehen nicht im Inhaltsverzeichnis. Desto weitläufiger sind sie praktisch im Texte dargetan, wo es gilt, Erscheinungen abzuurteilen, die außer dem Bereich der Kenntnisse des Autors stehn. Lob und Tadel, in ihrer flachen Allgemeinheit gleich wertlos, tönende Phrasen an Stelle des Verstehens. Typisch für diese Art ist die Scheidung von Kunst und Pornographie: »Wir haben besseres zu tun als die wahre Kunst und die genialen Darsteller sozialer Perversitäten zu verfolgen und zu verunglimpfen. Mit der Pornographie ist es ein ganz anderes Ding! Hier wird das sexuelle Laster nicht geschildert, um es in seiner Häßlichkeit oder in seinen tragischen Konsequenzen zu kennzeichnen, sondern um es zu verherrlichen, ihm ein hohes Lied zu singen und ihm Jünger zu gewinnen«. Also in der Absicht liegt der Unterschied, der Zweck allein entheiligt das Mittel; ob aber die »wahre Kunst« sich auch immer der Aufgabe, das Laster in seiner Häßlichkeit zu kennzeichnen, bewußt ist?

In den medizinischen Gebieten ist die vorgefaßte Überzeugung ein schlechter Ratgeber des Autors gewesen, in allen anderen hat ihm auch der gefehlt. Es ist im ganzen Werk nur ein Beweis schlagend gelungen. Das ist der des einleitenden Satzes: »Die sexuelle Frage gehört zu denjenigen, bei deren Behandlung man den meisten Entgleisungen ausgesetzt ist«. Nur etwas weitläufig ist der Beweis auf fast 600 Seiten ausgefallen. Nach der Lektüre möchte man meinen, es wäre dieses Jahrhundert der Forschung nie gewesen; man hätte in der Naturerkenntnis nichts gelernt, vom dogmatischen Irresein des Mittelalters nichts vergessen.

II.

Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie von Professor Dr. Sigmund Freud. In der Form seiner Veröffent-

lichungen beweist Professor Freud, daß wissenschaftliche Arbeit, ohne an sachlichem Ernst einzubüßen, klar und jedem Gebildeten verständlich sein kann; daß ein wirklich vorhandener Gedankeninhalt nicht für den engen Kreis der Fachgenossen, sondern für alle, die den Gedanken als solchen werten können, bestimmt sein kann; daß Geist und Stil für wissenschaftliche Darstellung doch mehr bedeuten als eine Konzession an den Laien. Kurz, daß es nicht zweierlei Wahrheit gibt: heutzutage ebenso wenig eine wissenschaftliche und eine populäre, als es einst eine philosophische und eine göttliche gegeben hat.

Die populäre Meinung und die wissenschaftliche Behandlung des sexuellen Themas gehen heute beide von derselben Voraussetzung aus. Das ist die kaum je in Diskussion gezogene Überzeugung von der Richtigkeit jener Anschauungen, denen Schopenhauer in seiner »Metaphysik der Geschlechtsliebe« Ausdruck gegeben hat. »Der Endzweck aller Liebeshändel, sie mögen auf dem Sockus oder dem Kothurn gespielt werden, ist wirklich wichtiger als alle anderen Zwecke im Menschenleben, und daher des tiefen Ernstes, womit jeder ihn verfolgt, völlig wert. Das nämlich, was dadurch entschieden wird, ist nichts Geringeres als die Zusammensetzung der nächsten Generation.« Aber außer ihrer prägnantesten Fassung gab Schopenhauer dieser Anschauung noch eines, das sich in späterer Zeit als schlimmes Geschenk erweisen mußte: ihren Namen, den Namen der Metaphysik. In der Tat, die Physik der Liebe ist Physiologie und Psychologie der individuellen Wollust. Darin ist aber auch das einzig mit Sicherheit vorhandene enthalten; das einzige, das ohne vorgefaßte Theorie gegeben ist, das allein Objekt empirischer Wissenschaft sein kann. Erhaltung der Art, Trieb zur Zeugung, Sorge für künftige Generation, das ist — sehr interessante — Metaphysik der Sinnlichkeit, steht aber zu ihr, dem wirklich Erforschbaren, in demselben Verhältnis wie der christliche Himmel zur Erde. Die medizinische Forschung auf diesem Gebiet geht also denselben Weg, den Philosophie und Wissenschaft in der europäischen Kultur überhaupt gegangen sind. Sie findet eine gegebene Metaphysik vor (hier die von Schopenhauer angeführte — dort die vom Klerus gutgeheißene), zu der sie die Physik zu suchen hat; sie lernt im Laufe ihrer Entwicklung der postulierten Naturzwecke entraten, und ist zur wirklichen Wissenschaft geworden, wenn sie voraussetzungslos geworden ist. Auf diesem weiten Weg, vom Himmel herauf zur Erde, bezeichnet das Buch Forels kaum den Anfang und das wenige Monate später erschienene Freuds bereits das Ziel. Steht Forel allerdings noch unter dem Niveau der heute erreichten Wissenschaftlichkeit auf sexuellem Gebiet, so steht Freud weit darüber.

Die drei Abhandlungen — Die sexuellen Abirrungen, Die infantile Sexualität, Die Umgestaltungen der Pubertät — geben den Grundriß der Wissenschaft vom Geschlechtsleben des Menschen.

Kein letztes Wort, aber in unzähligen Problemen das erste nüchterne, wertvolle Wort. In der erstgenannten Abhandlung trennt der Autor seine Anschauung von den Vorurteilen, die die populäre Meinung verfälschen. Sie »macht sich ganz bestimmte Vorstellungen von der Natur und den Eigenschaften dieses Geschlechtstriebes. Er soll der Kindheit fehlen, sich um die Zeit und im Zusammenhang mit dem Reifungsvorgang der Pubertät einstellen, sich in den Erscheinungen unwiderstehlicher Anziehung äußern, die das eine Geschlecht auf das andere ausübt, und sein Ziel soll die geschlechtliche Vereinigung sein oder wenigstens solche Handlungen welche auf dem Wege zu dieser liegen. — Wir haben aber allen Grund, in diesen Angaben ein sehr ungetreues Abbild der Wirklichkeit zu erblicken«. Der Methode, die Schritt für Schritt das Vorhandene prüft, werden Erscheinungen zu wertvollen Quellen der Erkenntnis, die minder überlegener Beurteilung so oft zur Zote geworden sind. Es ergibt sich für das Wesen des sogenannten Geschlechtstriebes, »daß die Anlage zu den Perversionen die ursprüngliche allgemeine Anlage des menschlichen Geschlechtstriebes sei, aus welcher das normale Sexualverhalten infolge organischer Veränderungen und psychischer Hemmungen im Laufe der Reifung entwickelt wird«. Der Entwicklungsweg dieser Veränderungen wird in den beiden anderen Abhandlungen verfolgt. Eine gekürzte Wiedergabe des Inhalts könnte ihm nicht gerecht werden.

Wirklichkeit und ihr Sinn bilden den Gegenstand des Buches. Der herkömmlichen Metaphysik weiß es zu entbehren. Von ihr übernimmt es nur die Terminologie von »Normal« und »Pervers«. Das ist schon deshalb unumgänglich, weil keine anderen Ausdrücke heute zur Verfügung stehen. Daß sie hier kein Werturteil bedeuten, ist mit den Worten ausgesprochen: »Der unbefriedigende Schluß aber, der sich aus diesen Untersuchungen über die Störungen des Sexuallebens ergibt, geht dahin, daß wir von den biologischen Vorgängen, in denen das Wesen der Sexualität besteht, lange nicht genug wissen, um aus unseren vereinzelt Einsichten eine zum Verständnis des Normalen wie des Pathologischen genügende Theorie zu gestalten.«

Hier ist die erste umfassende Darstellung einer reinen Physik der Liebe gegeben. — Ein Teil dieser Liebe, jener, der den Namen Geschlechtsliebe führt, hat, wie eingangs erwähnt, seine Metaphysik. Darin besteht also allein sein Vorrang vor jedem andern, Wollust auslösenden Tun. Ob es auch wirklich ein Vorrang ist, ob eine Sache durch einen Schatten, den sie in die Zukunft wirft, an Wert gewinnt — das bleibe unentschieden. Tatsache ist es, daß dieser Schatten, eben diese Metaphysik allein Wertmaßstab der Liebe im sozialen Leben gewesen ist; daß diese, mit dem wissenschaftlich so gering geschätzten Namen zu bezeichnende Zweckinterpretation allein die Gesetzgebung der europäischen Staaten, die Sittlichkeits-

begriffe der Kulturmenschheit beherrscht. Nur eine Frage ist zu lösen. Ob bei jeder andern Wollust wirklich die Möglichkeit fehlt, natürliche Zwecke in ihren Folgen nachzuweisen, — ebenso natürlich als die Erhaltung der Art es ist; ob die Metaphysik der Nichtgeschlechtsliebe undenkbar ist, oder nur unbekannt, weil sie nicht gesucht oder noch nicht geschrieben wurde.

Otto Soyka.



Die Lehrmittel.

(Noch ein Vorurteil).

Und überhaupt die Schule. Zum Beispiel: »Lehrmittel.« Schon das Wort ist so häßlich, daß es tiefe Melancholie erzeugt. Ich glaube, das »Lehrmittelkabinett« ist für unsere Zeit dasselbe, was für das Mittelalter die Folterkammer war. Die Elektrisiermaschine entspricht dem Streckbett, die Leydnerflasche der Daumschraube, die Luftpumpe dem spanischen Stiefel. Wenn man zur »Lehre von der Elektrizität« kommt, so ist der typische Vorgang der: Der Schuldiener bringt dem Professor ein häßliches und absurdes Konglomerat von Glas, Harz, Messing, Tuch, Holz, Leder und sonstigen wertlosen Stoffen. Der Lehrer hält nun einen längeren Vortrag, in dem die Worte »negativ« und »positiv« in der Majorität sind, und behauptet, es hänge nur von ihm ab, aus dem abscheulichen Monstrum, das vor ihm steht, Funken zu schlagen. Er dreht dann ziemlich lang an einer Kurbel und erzeugt ein quälendes Knarrgeräusche, jedoch keine Funken, was übrigens niemanden in der Klasse Wunder nimmt, da man es ja von vornherein für ganz ausgeschlossen gehalten hat. Am Schluß sagt er: »Nun, es muß etwas in der Leitung nicht in Ordnung sein, aber das Prinzip der Sache ist ja jedenfalls klargestellt. Ich werde morgen daraus prüfen.«

»Lehrmittel« sind Dinge, die es eigentlich nicht gibt. Oder, um die Sache ganz genau auszudrücken: Lehrmittel sind Dinge,

die die Natur eigens geschaffen hat, damit der Lehrer sagen könne: »Ihr seht, liebe Kinder, wie sich die Natur bisweilen auch in absonderlichen, ja abstrusen Formen gefällt.« So daß man es eigentlich als eine Lücke in der Bibel empfinden muß, daß nicht von einem der Schöpfungstage gesagt wird: »Und Gott schuf die Lehrmittel.« Denn sie bilden wirklich innerhalb der Schöpfung eine Gruppe für sich. So bin ich zum Beispiel fest überzeugt, daß die »Eisenblüte«, die in keinem Lehrmittelkabinett der Erde fehlt, nur für Lehrmittelkabinette geschaffen wurde. Die charakteristischste Eigenschaft dieses Gesteins oder Metalls oder Gebüschs oder Gewürms — oder wie es sonst zu bezeichnen ist — besteht darin, daß es in nichts an Eisen und in nichts an eine Blüte erinnert. Mehr kann niemand von ihm aussagen. Ich könnte noch viele Naturprodukte anführen, die hiehergehören. Aber ich glaube, jedermann kennt ihrer genug. Auf das beliebte »Ichneumon« möchte ich kurz hinweisen, weil nämlich alle Anzeichen darauf schließen lassen, daß es erfunden ist und daß die Krokodile ihre Eier selbst essen. Es dürfte eine geschmacklose und schleuderhaft gearbeitete Attrappe sein, die von Mutter Natur bei dem Ausverkauf einer kleinen Konditorei billig erstanden wurde. Aber zum Schluß muß ich noch vor dem »Gürteltier« warnen, weil ich von diesem Tier nämlich ganz bestimmt weiß, daß es bloß in den Lehrmittelkabinetten sein Fortkommen findet, während es in der Natur überhaupt nicht gedeiht.

Egon Friedell.

. . .

Das schwarze Buch.

Von **Peter Altenberg** und **Egon Friedell**.

Wir alle haben unter gemeingefährlichen Menschen zu leiden. Weil wir uns zu lange mit ihnen eingelassen haben. Wie leicht wäre ein Solcher im Anfang der Bekanntschaft abzuschütteln! Aber man erkennt ihn erst später.

Wir wollen helfen. Wir haben damit begonnen, ein »schwarzes Buch« anzulegen, in das eine Reihe von Bemerkungen eingetragen werden, durch die ein Mensch sogleich seine Zugehörigkeit zu jener fächerlichen Klasse kundgibt. Wer eine solche Bemerkung von sich gibt, dem hat man unverzüglich den Verkehr

zu kündigen; man hat ihn nicht mehr zu grüßen und ihm einen Brief zu schreiben, in dem man ihm eine andere Stadt als Wohnort anrät. Alle Freunde sind vor ihm zu warnen. Wir machen unsere ersten Eintragungen hiemit bekannt und bitten alle Leser um Mitteilungen zur Vervollständigung unserer Liste an die Redaktion des »Schwarzen Buches«.

1. Meine Herren! Ich weiß nicht, wie Sie über die Sache denken, aber ich muß Ihnen aufrichtig sagen: Ich halte den Selbstmord einfach für eine Feigheit.

2. Ja, — Nietzsche. Sehr interessant. Aber finden Sie nicht auch: wie er seine letzten Sachen geschrieben hat, war er doch schon nicht mehr ganz bei sich.

3. Ich bitt Sie, die Juden sind auch Menschen. Ich kenne gute Juden und schlechte Christen.

4a. (Über die Tatsache, daß eine Ansichtskarte verloren ging:) Aha, Briefe, die ihn nicht erreichten. 4 b. (Über den Physiologen Verworn in Göttingen:) Schreibt der auch verworr'n? (NB. Diese beiden Bemerkungen sind als Repräsentanten zweier großer Gruppen aufzufassen.)

5. (Im Gasthause:) Sie, was essen Sie denn da für eine merkwürdige Sache? Lassen Sie mich kosten — —.

6. (Zu einem Schriftsteller:) Sagen Sie, Herr Doktor, was haben Sie jetzt unter der Feder?

7. (Einer sagt: Gestern hab ich eine junge Schauspielerin als Grille gesehen. Sie war ausgezeichnet). Lassen's mich aus! Da hätten Sie die Goßmann sehen müssen!

8. (In einem Gespräch über Sekt-Marken:) Ich sag Ihnen, ein guter Gespritzter, schön ausgekühlt, ist mir lieber als der beste Champagner.

9. (Über eine Dame, die mit drei Herren sitzt; in vertraulichem Tone:) Sagen Sie, Sie wissen das doch sicher: welcher von den Dreien ist denn »derjenige, welcher«?

10. (Über einen Herrn, der soeben die Gesellschaft verlassen hat:) Ein sehr netter und gescheiter Mensch. Aber sagen Sie mir: von was lebt der eigentlich?

11. (Über ein naturalistisches Stück:) Die Kunst soll uns erheben. Den Schmutz der Gasse habe ich zu Hause.

12. (Zum Herausgeber der »Fackel!«:) Sagen Sie mir, ich bitt' Sie, was haben Sie eigentlich gegen den — —?

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kinderfreund. Im Wiener Landesgericht ist das folgende an Herrn Hofrat Feigl adressierte Schreiben eingelaufen: »Hochgeehrter Herr Präsident! Im Einvernehmen mit meinem Vorstande, dem Direktor der Staats-Realschule im VII. Bezirke, Neustiftgasse 95, überreiche ich schriftlich dem hochlöblichen Gerichtshofe beiliegende Belege, die den Charakter des Kronzeugen im Prozesse Beer anders beleuchten als dies von Seiten der Mutter geschah. Ich habe knapp vor der Urteilsfällung den Namen dieses Schülers erfahren und fühle mich seither in meinem Gewissen beunruhigt. Nach genauer Rücksprache mit meinem Vorgesetzten wurde ich ermächtigt, das beiliegende Material dem Gerichte vorzulegen. Ein leidiges Unwohlsein hindert mich, dies persönlich zu tun, aber ich hoffe schon nächste Woche so weit hergestellt zu sein, um dem hochlöblichen Gerichtshofe die Belegstücke genauer kommentieren zu können. Mit dem Ausdrucke der vorzüglichen Hochachtung zeichne ich, hochverehrter Herr Präsident, als Ihr ergebenster W. Duschinsky m. p., k. k. Professor und Klassenvorstand der V. Klasse im Jahre 1905/6«. Der Schreiber des Briefes wurde am 8. November als Zeuge einvernommen. Das Protokoll lautet: »Am 26. Oktober fand ich in unserem Konferenzzimmer das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ vom gleichen Tage, das mein Kollege Aiois M. dort zurückgelassen hatte. Der Gerichtssalbericht über den Prozeß Beer war färbig angestrichen, und an jener Stelle, wo von der zeugenschaftlichen Vernehmung eines Schülers der sechsten Realklasse berichtet wurde, war der Name dieses Zeugen »Oskar F.« mit Bleistift eingefügt. Nun erregte der Prozeßbericht mein Interesse, während ich ihn früher in meiner Zeitung ohne jede persönliche Anteilnahme gelesen hatte; denn Oskar F. war vom September 1904 bis Februar 1905 öffentlicher Schüler der fünften Realklasse, deren Ordinarius ich war. Ich las auch am nächsten Tage, also am 27. Oktober, das Urteil und gewann den Eindruck, daß es vor allem die Aussage meines Schülers F. war, welche zur Verurteilung geführt hatte. Ob die Zeitungsberichte in dieser Richtung korrekt waren, weiß ich natürlich nicht. Nun war es mir insbesondere aufgefallen, daß Oskar F. von seiner Mutter während der Verhandlung ‚Fanatiker der Wahrheit‘ genannt worden war, welche Bezeichnung der Staatsanwalt aufgegriffen hatte. Es war mir nun klar, daß eine derartige Äußerung geeignet war, die Glaubwürdigkeit des Knaben ganz besonders zu festigen, während ich auf Grund meiner persönlichen Erfahrung nicht in der Lage bin, diese Bezeichnung als für Oskar F. zutreffend zu erklären. Wenn ich vor dem Prozesse, also vollständig unbeeinflusst, eine gerichtliche Frage über die Wahrheitsliebe und Vertrauenswürdigkeit meines Schülers zu erledigen gehabt hätte, würde ich gesagt haben, er sei zwar nicht verlogen, aber nicht zuverlässig und nehme es mit der Wahrheit nicht genau, er mache den Eindruck eines verzogenen Knaben. Als ich Oskar F. die ersten Schultage hindurch kennen lernte, war der Eindruck, den er machte, kein schlechter; er besaß mangelhafte Kenntnisse, konnte sich mit seinen Kollegen nicht stellen, war ihnen gegen-

über recht hochmütig, doch führte ich dies alles auf seine bisherigen Privatstudien zurück, wenn ich allerdings auch bemerken muß, daß er bereits im dritten Schuljahre — wenn ich mich recht erinnere — eine Zeitlang Schüler unserer Anstalt war. Seine Mutter zog sehr häufig Erkundigungen ein, und ich kam zu der Ansicht, daß der Knabe vom Haus aus sehr aufmerksam, liebevoll und sorgfältig beobachtet werde. Nun wurde ich sehr bald stutzig dadurch, daß Oskar F. überaus häufig die ersten Unterrichtsstunden versäumte und dann diese Absenzen durch seine Mutter unter den verschiedensten Vorwänden entschuldigt wurden. Diese Erscheinung war so auffällig, daß ich schließlich auf Grund eines älteren Konferenzbeschlusses die Beibringung eines gestempelten ärztlichen Zeugnisses verlangte. Ich glaube, daß diese Säumnisse wesentlich der Geschichtsstunde galten und daß sich Oskar F. den Prüfungen in diesem Fache möglichst zu entziehen suchte. Auf Grund des Absenzenbuches ließe sich dies ganz genau feststellen. Allerdings muß ich auch die Möglichkeit gelten lassen, daß Oskar F. ein Langschläfer war und die erste Stunde verschlief. Jedenfalls ist es auffallend, wenn ein Schüler so systematisch einzelne Stunden versäumt. Dem Zeitungsberichte über den Prozeß Beer entnahm ich, daß es sich um ein Sittlichkeitsdelikt handle, und es kam mir nun eine Sittlichkeits-Affaire in Erinnerung, welche Oskar F. in der Schule aufgerollt hatte. Am 27. Jänner 1905 kam Frau Dr. F. zu mir und erzählte mir, daß ihr Sohn in der Schule zu unzüchtigen Handlungen verleitet würde. Sie gab gar keine Details über diese unzüchtigen Handlungen und ich konnte ihrer Mitteilung nicht entnehmen, ob es sich um Handlungen im engeren Sinne oder um obszöne Äußerungen oder um Zeigen von Büchern oder Bildern oder dergleichen handle. Frau Dr. F. nannte auch keine Namen von Schülern, welche ihren Sohn verleitet haben sollten. Sie legte Gewicht darauf, daß die Sache vertraulich behandelt werde. Ich machte die Dame aufmerksam, daß diese Anzeige große Tragweite hätte, da man die Schuldigen, wenn nicht von allen Anstalten, so doch von unserer Anstalt ausschließen müßte, daß nicht festgestellt sei, ob ihr eigener Sohn als bloßer Zuhörer oder irgendwie aktiv beteiligt sei, und bat sie, die Sache vorerst mit ihrem Gatten zu besprechen. Am nächsten Tage erhielt ich nun das von mir dem Gerichte bereits zugemittelte Schreiben vom 28. Jänner 1905, wodurch ich in der Lage bin, das Datum des ganzen Vorganges präzise anzugeben. In diesem Schreiben ersuchte mich Frau Dr. F., ihre Anzeige nicht als Denunziation anzusehen; doch mußte ich pflichtgemäß trotzdem der Sache näher treten, zumal ich in dem Briefe ausdrücklich darum ersucht wurde. Ich fragte mehrere meiner besten und von mir als unbedingt zuverlässig angesehenen Schüler, ob in der Klasse unzüchtige Bilder oder Bücher kursierten, und suchte durch entsprechende Fragestellung der Sache auf den Grund zu kommen. Hiebei mußte ich naturgemäß sehr vorsichtig sein, einmal um nicht zu suggerieren, zum andern, um meine Schüler nicht etwa auf Dinge aufmerksam zu machen, von denen sie vielleicht sonst nichts wissen würden. Das Ergebnis war vollständig negativ. Meine Schüler versicherten

mir, daß sie weder von unsittlichen Handlungen noch Äußerungen, noch von obszönen Büchern oder Bildern etwas wüßten. Ich fragte nun einige andere Schüler in der Rolle von Beschuldigten, weil ich ihnen derartiges nach meiner Kenntnis ihrer Moral und ihres Charakters zumutete, auch hier ohne Erfolg. Ich fragte nun direkt den Oskar F., was er wisse und gegen wen er etwas wisse, worauf er mir sagte, er sage überhaupt nichts, er dürfe niemanden denunzieren. Ich muß nun allerdings zugeben, daß trotz des negativen Ergebnisses meiner Untersuchung vielleicht doch in der Klasse irgend etwas vorgegangen war, was als reale Basis der erstatteten Anzeige angesehen werden könnte, aber ich bin überzeugt, daß wenn solche positive Umstände vorgelegen wären, sie mir von einem oder dem andern meiner Schüler wären zur Kenntnis gebracht worden, und ich bemerke noch, daß ich in dieser Klasse, die ich auch heuer noch als Ordinarius leite, in Hinsicht der Moral absolut keine schlechten Wahrnehmungen gemacht habe. Im Zeitungsberichte über den Prozeß Beer kam vor, daß Oskar F. das an ihm begangene Attentat durch geraume Zeit verschwiegen hatte. In dem Briefe seiner Mutter vom 28. Jänner 1905 findet sich der Passus, daß Oskar F. die angeblich an ihm in der Schule begangene Verleitung zur Unsittlichkeit Monate lang verschwiegen hatte. Diese Gleichförmigkeit in beiden Fällen hat mich bedenklich gemacht. Ich fühlte mich veranlaßt, meine Kenntnisse dem Gerichte zu unterbreiten, und bitte, das vorgelegte Material, wenn es belanglos scheinen sollte, ruhig in den Papierkorb zu werfen. Ich persönlich lege Gewicht darauf, mir den Vorwurf zu ersparen, daß ich es versäumt hätte, beim Auffinden der objektiven Wahrheit behilflich zu sein, wo ich es meiner Ansicht nach zu tun verpflichtet war. Daß Oskar F. in seinen Angaben entgegen der Anschauung seiner Mutter nicht absolut zuverlässig ist, geht noch aus Folgendem hervor. Frau Dr. F. beklagte sich in dem von mir dem Gerichte zugeschickten Brief ddto. Sonntag, ohne nähere Zeitangabe, daß die Fenster in den Pausen nicht geöffnet werden, daß vielmehr ein Schüler B. die Pause zur Anfertigung von Schulaufgaben benütze. Zur Erklärung dieses Briefes gebe ich an, daß nach einem Ministerialerlaß die Fenster nach jeder Unterrichtsstunde geöffnet werden, während welcher Zeit die Schüler die Klasse verlassen müssen. Das Klassenzimmer wurde von zwei Schülern abgesperrt und nach Ablauf der Pause wieder geöffnet . . . Beide sind heute noch Schüler der Anstalt. Sie bestritten die Angaben des F. mit aller Entschiedenheit. Das Öffnen der Fenster bei Beginn der Pause überwacht noch der betreffende Stundenlehrer selbst . . . Ich konfrontierte Oskar F. mit den vorgeannten beiden Schülern, sie ziehen ihn ins Gesicht der Lüge. F. sagte nun, seine Angaben hätten Bezug auf eine frühere Zeit . . . Ich befragte den B. selbst, welcher mit aller Entschiedenheit leugnete, so daß auch diese Anzeige zu keinem positiven Ergebnisse führte. In gleicher Angelegenheit hatte Frau Dr. F. dem Direktor von Miorini Anzeige erstattet, welcher eine abgesonderte Untersuchung, aber gleichfalls mit negativem Erfolge eingeleitet hat. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich diese Angelegenheit mit großem Nachdruck verfolgte, weil es sich um eine ausdrücklich

vorgeschriebene hygienische Maßregel handelte, und anderseits war es für mich von Bedeutung, festzustellen, ob einer oder der andere meiner Schüler im Klassenzimmer anwesend war, weil damals einzelne Sachen gestohlen worden waren und die Feststellung in der angegebenen Richtung zur Eruierung des Diebes hätte führen können. Es fiel mir nun auf, daß auch in diesem Falle F. nicht sogleich seine Wahrnehmung anzeigte, sondern erst in einem Zeitpunkte, wo Nachweise nicht mehr zu erbringen waren. Auch fehlte es ihm hier an der notwendigen Gewissenhaftigkeit, denn erst im Zuge der Konfrontation berief er sich darauf, daß er einen viel früheren Zeitpunkt im Auge habe. In dem erwähnten Brief der Frau Dr. F. kommt auch der Name . . . vor, und es ist hiebei besonders bemerkenswert, daß ein Schüler dieses Namens niemals an unserer Schule war. Wenn nicht eine Verwechslung mit dem . . . vorliegt, kann ich nur von Phantasie, sei es des Oskar F., sei es der Briefschreiberin sprechen. An dem jetzt besprochenen Briefe ist mir auch aufgefallen, daß er von einer anderen Handschrift, als alle übrigen Briefe herührt, er ist auch stilistisch und orthographisch nicht im Einklang mit dem übrigen vorliegenden Material . . . Naturgemäß machte es keinen guten Eindruck, wenn jede Kleinigkeit, die in der Schule passierte, von Oskar F. zuhause aufgebraucht und zum Anlaß genommen wurde, eine Staatsaktion einzuleiten. Daß aber der Charakter des Oskar nicht jene tadellose Höhe hat, die ihm die Mutter des Knaben in der Gerichtsverhandlung beilegte, geht aus folgendem hervor: Als Oskar F. auf eine Schularbeit 'nicht genügend' erhielt, kam seine Mutter zu mir und erzählte mir, daß ihr Oskar eben nicht, wie meine anderen Schüler, bei den Schularbeiten abschreibe. Wenn auch offenbar diese Angabe seine eigenen mangelhaften Leistungen nicht entschuldigt, so beweist sie doch, daß er sich zuhause damit gerechtfertigt hatte, daß er alle seine Kollegen denunzierte, es mag dahingestellt bleiben ob mit Recht oder Unrecht. Ich möchte nur bemerken, daß ich sehr gute Augen habe, die Klasse sehr genau überwache, so daß das Abschreiben wohl als ein Ausnahmefall anzusehen ist. — Ich kenne außer Oskar F. und Frau Dr. F. niemanden von den Beteiligten in dem Prozesse Beer. Der Angeklagte selbst ist mir aus seiner schriftstellerischen Tätigkeit bekannt, weil ich Germanist und literarischer Referent der 'Wiener Abendpost' bin. Ich muß nun gestehen, daß mir insbesondere die Publikation des Professors Beer 'Weltanschauung eines Physikers' gründlich mißfallen hat, auch seine Feuilletons in der 'Neuen Freien Presse' waren mir antipathisch. Durch die Lektüre der Prozeßberichte kam ich in einen Gewissenskonflikt und nach einer Unterredung mit meinem Direktor habe ich das Material dem Gericht vorgelegt. Ich weiß nicht, ob es irgendwelche Bedeutung hat, aber ich kann nicht zugeben, daß meinem Schüler unbedingte Glaubwürdigkeit zugebilligt werde, wenn ich selbst als Lehrer der Überzeugung bin, daß diese Zuverlässigkeit gewiß nicht gegeben ist. Auch Herr Direktor von Miorini wäre bereit, über seine Wahrnehmungen Auskunft zu geben, und es ist ihm ganz besonders aufgefallen, daß Oskar F. im

Sommer-Semester 1905, wo er als Privatist bei uns angemeldet war, abgemeldet wurde, obwohl das Schulgeld bereits gezahlt war; der Herr Direktor führt dies auf das Streben zurück, die Einholung der üblichen Auskünfte über das sittliche Verhalten des Oskar F. hintanzuhalten, weil diese Auskunft mit dem Zeugnisse, welches Frau Dr. F. ihrem Sohne ausgestellt hat, nicht übereinstimmt hätte . . . Aus dem Prozeßberichte bekam ich den Eindruck, daß Oskar F. von seiner Mutter als durch das Attentat des Professors Beer moralisch depriviert hingestellt wurde. Dies stimmt nun gar nicht mit dem Verhalten, das eingeschlagen wurde, als es sich um die Verleitung zur Unsittlichkeit in der Schule handelte. Denn entweder war Oskar F. damals bereits verdorben, dann konnten die Ereignisse in der Schule nicht mehr so schwer sein, daß ihm eine Mitteilung hierüber unmöglich gewesen wäre, oder aber er empfand diese Ereignisse in der Schule ungemein schwer, dann kann wieder der Einfluß des Professor Beer nicht gar so bedeutend sein. Auch dieser Umstand hat mich ganz besonders veranlaßt, meine Ansicht über Oskar F. dem Gerichte nicht vorzuenthalten . . . Oskar F. verließ im Februar 1905 unsere Anstalt mit der Sittennote 'entsprechend' mit Rücksicht auf seine häufigen Verspätungen und einige Anmerkungen im Klassenbuche . . . Wilhelm Duschinsky m. p., k. k. Professor. « Sehr weise hatte die Mutter an den Lehrer ihres Sohnes — nach dessen Beschwerde über ein Sittlichkeitsattentat in der Schule — in jenem Brief vom 28. I. geschrieben: »Wir müssen Sie dringend bitten, meine Bedenken als vertraulich, meine Mitteilungen als privat aufzufassen . . . Was mein Junge mir im Vertrauen mitteilte, kann ich nicht offiziell zu einer Denunziation benützen, denn das wird es auf diese Weise, und was der Bub monatelang nicht sagte, um einen Eklat zu vermeiden, darf ich nicht sagen und diesen so herbeiführen, das wäre ihm schrecklich, und seiner Natur und Erziehung nach wäre es ein Vertrauensmißbrauch gegen ihn. Von mir, seiner Mutter! Ich füge als zweiten Grund den von Ihnen selbst erwähnten hinzu, daß es höchst peinlich ist, Verhöre und Konfrontierungen usw. mitzumachen, wenn man ohnehin etwas feinfühlig veranlagt ist . . . Gehrter Herr, nehmen Sie's für das, was es war, eine wahrheitsgetreue Hindeutung auf Übelstände, welche ein gutes Fortkommen für den Neuling in der Schule erschweren . . . Von allem andern bitte ich Sie aufs Inständigste abzusehen«. Welch treffende Verurteilung der Anzeige im Prozeß Beer! Gerichtlich und vor einer Öffentlichkeit von Millionen Zeitungslesern durfte untersucht werden, was für ein Schulverhör zu peinlich war! . . . Oskar F. verließ trotz dem Erlag des Schulgeldes die Realschule zu der Zeit, als Professor Beer aus Amerika nach Wien zurückkehrte. Im Prozeß war angegeben worden, daß er nie eine öffentliche Schule besucht habe . . .

Literat. Wie wird die 'Österreichische Rundschau' redigiert? Wie entsteht sie jede Woche? Ist ein Totengräber die Hebamme dieser Erschaffung? Man zerbricht sich vergebens den Kopf. Beruhigt

sich dabei, daß dieses Blatt aus dem nicht mehr einzudämmenden Bedürfnis nach einer Popularisierung der Minor, Glossy, Weilen, Wartenegg usw. entstanden ist. Und versinkt in jenen angenehmen Halbschlaf, der durch die bloße Nennung gewisser österreichischer Dinge erzeugt wird. Die 'Österreichische Rundschau' hat schon manchen Morphinsten der schädlichen Übung entwöhnt, hat in verzweifelten Fällen geholfen, wo selbst die Erinnerung an die österreichische Politik, etwa die Zitterung der Worte: »Communiqué des verfassungstreuen Großgrundbesitzes«, »Heraus mit dem allgemeinen Wahlrecht!«, »Lage der Deutschen in Österreich«, »Derschatta«, »Obmännerkonferenz«, ja sogar die Vorstellung der Trias »Pergelt, Funke und Groß« nichts nützen wollte. Es ist bekannt, daß die Sorgen um die Gestaltung der Dinge in Österreich der Schaflosigkeit, die sie erzeugen, zugleich kräftig entgegenwirken. Aber noch sicherer gehe ich, wenn ich mir vor dem Schlafengehen die Worte »Minor und Glossy . . . Minor und Glossy . . . Minor und Glossy . . .« ins Ohr raunen lasse. Ist der Diener nicht da, so muß ich meine Phantasie zur Hilfe nehmen und mir vorstellen, daß jetzt die Zeit kommt, da die 'Österreichische Rundschau' uns gewiß einen Artikel über die »Weihnachtsbräuche in der Hanna« beschert. Oder ich blättere einfach in der Zeitschrift und stoße auf die Rubrik »Von der Woche«, wo wie folgt geplaudert wird: »Der Landtag von Görz wird vertagt. Jener von Steiermark geschlossen . . . Eine Massenversammlung in Zara fordert von der Regierung die Einführung des allgemeinen geheimen Wahlrechtes . . . Im Ministerium des Äußern beginnen die Verhandlungen mit den serbischen Delegierten, behufs Erneuerung des Handelsvertrages . . . Die 'Wiener Zeitung' veröffentlicht eine kaiserliche Entschliebung, in welcher eine Ehrenmedaille für 25 jährige verdienstvolle Tätigkeit auf dem Gebiete des Feuerwehr- und Rettungswesens gestiftet wird«. Die pointierte Form, in der diese Pikanterien mitgeteilt werden, tut ihre Wirkung. In früheren Jahren empfahl mir der Hausarzt die Leitartikel des Herrn Kanner in der 'Zeit'. Aber auf die Dauer erwiesen sie sich als zu langweilig zum Einschlafen. Die hier aufgespeicherte Temperamentlosigkeit ist nicht von der Art, die nervöse Menschen beruhigt. Jetzt halte ich mich an Glossy, und habe keine schlechten Erfahrungen mit ihm gemacht. . . Als ich aber neulich von der Lektüre der 'Österreichischen Rundschau' erwachte und das Blatt eben zuklappen wollte, gewahrte ich etwas Seltsames. Mein Blick fiel zufällig auf eine Notiz, in der der Name Peter Altenberg

stand. Wie hatte sich dieser wunderliche Heilige in das Nachtsyl der Herren Minor und Glossy verirrt? Und ward mit achtungsvoller Liebe empfangen! Wenn Herr Professor Minor im Café Lyra säße und Glossy mit Bessie Cake walke tanzte, ich wäre nicht erstaunter. Aber es ist wirklich so: Peter Altenberg den Lesern der ‚Österreichischen Rundschau‘ empfohlen, und nicht nur das: die Kuratorien der vaterländischen »Preisstiftungen« getadelt, weil sie diesen Dichter bisher übergangen haben. Es ist also klar, daß die ‚Österreichische Rundschau‘ von niemandem redigiert wird. Die Wochenchronik wird sorgfältig zusammengestellt; alles andere wird in die Druckerei geschickt, wenn es auf den ersten Blick langweilig genug scheint, um die Leser nicht vor den Kopf zu stoßen. Der eine der beiden Herausgeber — Alfred v. Berger liest hoffentlich auch die bereits erschienenen Beiträge der ‚Österreichischen Rundschau‘ nicht — denkt sich: Ach was, es wird schon fad sein, und akzeptiert den Beitrag. Da können denn leicht Mißgriffe vorkommen. Die Leserschar der Hofräte wird’s nicht merken, wenn durch ein Versehen einmal einer lebensvolleren Auffassung literarischer Verhältnisse das Wort erteilt wurde. Da schrieb also der Essayist Otto Stoebel: »Hätten wir in Wien statt vielfältiger feindseliger Literatentrüppchen und -sippchen und statt wohlbedenklicher, immer angstvoll um sich blickender Preisgerichte eines, das sich die Entdeckung, die Durchsetzung neuer, geistig schöpferischer Talente zu seiner wahren Aufgabe stellt, so wüßte es zum Beispiel, daß in Wien seit vielen Jahren ein selbständiges, von Grund aus neuschöpferisches, bei aller Exzentrizität und Besonderheit echt und rein dichterisches Talent lebt und in kleinen Gestaltungen das Wesen der Großstadtkultur ausschöpft, mit allen ihren fein organisierten nervösen Reizen und Eigentümlichkeiten, mit ihrer Beseeltheit im zerwühlenden Treiben der Gesellschaft und des Erwerbes. Dieses Preisgericht wüßte, daß ein solcher Künstler Formen, Ausdrucksmöglichkeiten, Verdichtungen der vielfältigen Erscheinungen, einen Stil geschaffen hat, der ganz sein ist und doch jeden aufrichtig Empfindenden belehrt und beeinflußt, es wüßte, daß diese Leistung, so willkürlich, so höchstpersönlich und barock sie auch erscheinen mag, eine tiefe belebende Kraft besitzt, einen Lebenswert über den singulären, für meinen Geschmack exquisiten Kunstwert hinaus, es wüßte, daß es diesem dichterischen Lebenswert vor allem einen Kranz zu reichen habe. Peter Altenberg bekommt aber in Wien keinen Preis, darauf möchte

ich einen Eid ablegen. Ich habe nichts, als mein bescheidenes, in diesem Falle wahrscheinlich nur vielbelachtes Urteil ihm zu bieten, aber ein Schelm, der mehr gibt, als er hat: ich für meinen Teil kränze Peter Altenbergs neues Buch ‚Prodromos‘, obgleich es künstlerisch viel weniger wert ist, als seine früheren, aber menschlich, erzieherisch, geistig steht es auf seiner besonderen Höhe und das genügt wohl . . . Es ist ein Lobgedicht des hygienischen Lebens. Die Ärzte mögen darüber ihre besondere Meinung haben, was Peter Altenberg den Großstadt-
menschen als Gesundheitslehre bietet . . . Aber nicht die medizinischen Einzelheiten sind wesentlich, sondern die Aufrichtigkeit und Begeisterung, womit als einzige Aristokratie die der Gesundheit erkannt wird, die Kraft der Empfindung, die eine Poetisierung des scheinbar Poesie-
widrigsten durchsetzt, die Fähigkeit eines Wortes, vibrierend, stammelnd, trunken aus groben Nüchternheiten ebensoviele feine Zart-
heiten zu machen und dem verpönten physischen Leben seinen ureigentlichen Adel zurückzugeben. Wer könnte dies, als ein Dichter, und welcher Dichter anders, als eben nur dieser! Ich möchte wahr-
lich keinen anderen Preis vergeben müssen, ehe dieser eigenste, persönlichste Dichter, der noch dazu ein Öster-
reicher zu sein das besondere Vorrecht hat, den seinen bekam.« Dies ist in der ‚Österreichischen Rundschau‘, Bd. V, Heft 58 (7. Dezember 1905) zu lesen. Hätte ich es geschrieben, der Wiener Kretinismus
— antisemitischer oder jüdischer Kouleur — hätte eine Kaffeehausbeziehung als Basis solcher Begeisterung vermutet. Ich hätte dann freilich sagen können, daß ich nur mit Talenten Kaffeehausbeziehungen eingehe und daß ich mit Peter
Altenberg eben nicht Freundschaft hielte, wenn er nicht so geartet wäre, daß ich für ihn in der ‚Fackel‘ -- aller Spießbürgerwut zum Trotz — eintreten kann. Aber es ist umständlich, jeder kritischen Äußerung einen
Motivenbericht vorauszuschicken, jedesmal zu sagen: hier lobe ich, wiewohl ich nicht bezahlt wurde, dort tadle ich, wiewohl ich einst zum Nachtmahl geladen war. . . So also stehts in der ‚Österreichischen Rundschau‘. Und in einem Blatt, an dem ausschließlich Leute mitarbeiten, die
Juroren bei den unterschiedlichen Grillparzer- und Bauernfeldpreisen sind, in einem Blatt, das von Berger und Glossy herausgegeben, von Glossy und Minor geschrieben wird, über dem der Geist der Bettelheim
und Weilen schwebt, wird darüber Klage geführt, daß die Preisgerichte »immer angstvoll um sich blicken«. Es ist grotesk. Vor zwei Wochen kränzten sie Herrn Alexander v. Weilen. Und heute fragen sie erstaunt, warum
sie Peter Altenberg nicht prämiert haben. Man würde nun meinen, daß

jetzt zur literarischen eine moralische Verpflichtung hinzugetreten ist, das zu tun, was versäumt zu haben sie so förmlich bedauern. Aber wir leben in Österreich. Die Furcht vor dem Gekläffe der antisemitischen Talentlosigkeit, die den Preis für einen Dichter des Magistrats verlangt, wird die Herren bestimmen, wenigstens ihren Pensionären, deren Preis-Privileg sich schon eingebürgert hat, treu zu bleiben. Wenn übers Jahr wieder das Mädele Grazie gekrönt wird, werden wir in der Zeitschrift der Preisrichter lesen können, daß es in Wien einen Dichter namens Peter Altenberg gibt. Vielleicht wird dann auch mit Bedauern erwähnt sein, daß er sich noch immer mit dem Verkauf von Kolliern mühen müsse — einer Tätigkeit, die eigentlich dem Fräulein M. E. delle Grazie besser zusagte.

Habitué. Novelli, ein großer Künstler en detail — als solcher erfrischend nach dem ganz äußerlichen Konstrukteur Zacconi — wird in Wien doch überschätzt. An »Auffassung« ist sein Lear dem Sonnenthal'schen über. Aber gerechterweise hätte die Wiener Kritik feststellen müssen, daß ihn Herrn Sonnenthal's Lear an elementaren Wirkungen übertrifft. Sie tat das Gegenteil. Der Kritiker der 'Wiener Abendpost' schrieb: »Sonnenthal, so ergreifend er an den rührenden Stellen ist, für den Ausdruck des elementaren Zornes fehlt ihm die Kraft, und seine Hoheit ist nur die der Güte... Novelli hat beides, Kraft und Hoheit. Der erste Höhepunkt seiner Leistung war die Szene mit Goneril im ersten Akt.« Mit Verlaub! Achtmal hat mich — ich hörte ihn schon, als er zum erstenmal das Haus erzittern machte — Sonnenthals Gonerilfluch erschüttert wie kaum eine zweite Temperamentsentladung auf deutscher Bühne (ich müßte denn an Matkowsky-Othello's vulkanische Ausbrüche denken). Ich habe auch Rossi, habe die Herren Barnay, Zacconi und jetzt Novelli als Lear gesehen. Der größte ist Rossi. Aber selbst er wird von Sonnenthal in den Auftritten mit Goneril und Regan übertroffen. Rossi gibt eine Gestalt, Sonnenthal Szenen, die anderen Nuancen. Zwei, drei Szenen des Wiener Burgschauspielers wiegen die Gesamtleistung aller auf.¹ Sie entschädigen dafür, daß die Gestalt selbst — jeder Zoll ein Untertan — so marklos wie sein Wallenstein ist und daß die Reichsverteilung nicht wie ein Wetterleuchten des Wahnsinns, sondern als wohlvoorbereiteter Regierungsakt an uns vorüberzieht. Der Aufeinanderprall eines Hitzkopfs und einer hysterischen Wahrheitsfanatikerin gibt hier keinen Funken. Sonnenthal scheint die »Jüngste, nicht Geringste« nur von sich zu stoßen, um seine ganze Innerlichkeit für den beispiellosen Herzkrampf des Gonerilfluches zusammenzuraffen.

Dramaturg. Beim Novelli-Gastspiel klagte man über die Verstümmelung klassischer Werke zu schauspielerischen Paradesstücken. »Der Kaufmann von Venedig« ward besonders hitzig gegen seinen italienischen Bearbeiter in Schutz genommen. Daß aber sogar der Titel des Stückes, den die Direktion des Theaters an der Wien in deutscher Sprache verlaublich, in sinniger Weise geändert erschien, hat keiner der kritischen Herren bemerkt. In der ‚Neuen Freien Presse‘ — vielleicht auch auf den Plakaten — war am 9. Dezember zu lesen: »Gastspiel Ermete Novelli. Shylock, der Kaufmann von Venedig«. Daß im Prokrustesbett der italienischen Bearbeitung auch zwei Gestalten des Werkes gepaart wurden, haben wir wohl der literarischen Bildung der Leiter des Theaters an der Wien zu danken. »Vergeltsgott!«

Beamter. Es scheint wieder notwendig zu sein, Protektionstabellen anzulegen. Jeden einzelnen Fall »aufzudecken« ist wohl nicht möglich. Ich leide mehr unter der Langweile der Sache als das öffentliche Interesse unter ihrer Ungesundheit. Über den von hoher Gunst besonnenen Herrn, der auf die Finanzprokuratur losgelassen wurde, ist mir vielfach Klage geführt worden. Und nun regnet's wieder Zuschriften über einen Fünf- und zwanzigjährigen, der im Ministerium des Äußern, wo sein Vater Hofrat ist, um zehn Jahre früher als andere Konzeptspraktikanten in die neunte Rangklasse stieg. Die Herrschaften sollten sich doch ein wenig genieren. Wenn man nicht immer gleich mit Tabellen, Vaterschaftsnachweisen, Gönnerschaftsbelegen u. dgl. dahinter ist, werden die Protektoren üppig. Aber es wird dafür gesorgt werden, daß die Bäume nicht in den Himmel avancieren.

Patriot. Mit den Hof- und Kammerlieferanten ist jetzt nicht zu sprechen. Sie beginnen ihre Beziehungen zum Kaiserhaus, die bisher nur auf der Firmatafel beglaubigt waren, zu pflegen. Mindestens glauben sie durch ihren Titel einen Anspruch auf die Revanche des Hofes erworben zu haben. Der Hof soll ihnen nämlich auch etwas liefern: die Reklame. Und so ist denn die »Audienz der Hof- und Kammerlieferanten beim Kaiser« zur ständigen Rubrik in den Zeitungen geworden. Das in allen Unsauberkeiten führende Blatt, das uns eine zeitlang wirklich einreden wollte, es bringe in der »Kleinen Chronik« keine bezahlten Artikel, kann sich nicht genug tun in der Aufzählung all' der schmeichelhaften Dinge, die der Kaiser jedem einzelnen der Hof- und Kammerlieferanten gesagt haben soll. Seit Monaten toastieren diese reinen Patrioten auf das Wohl des Monarchen. Aber dafür zeigt sich der Landesvater über Stickererkunstschulen wie über Kindermode. über Spielwaren wie über

die Klavierfabrikation, über die Fleischfrage wie über Eisenmöbel, über Teppiche wie über Operngucker gleich gut informiert. Alles weiß der Kaiser, an jedes Geschäft, an die Visage jedes Inhabers erinnert er sich, und alles findet er sehr schön. Weniger schön fände er es, wenn er erführe, daß vor dem Audienzsaale schon der Vertreter eines Annoncenbureaus wartet, der sich nach der gewünschten Zeilenzahl und nach der gewünschten Lobstärke des Kaiserwortes erkundigt, Rabatt gewährt und »abschließt«. . . Der geistige Leiter der Bewegung, die den Kaiser in diesen stürmischen Zeiten über die Anhänglichkeit der Hoflieferanten beruhigen soll, ist — wer zweifelt noch? — Herr Sandor Járáy. Ein Fabrikant schreibt mir: »Bekanntlich hat Herr Járáy eine Deputation von Hoflieferanten Seiner Majestät vorgeführt. Seine Majestät soll die Widmung einer Arbeiteraltersversorgung annehmen, die zur Feier seines 75. Geburtstages von den Hoflieferanten gestiftet worden ist. Angeblich hat der Kaiser auf die Ansprache des Herrn Járáy das folgende erwidert: ‚Es würde mich sehr freuen, wenn auch weitere Kreise sich für Ihre so lobenswerte Absicht interessierten‘. Nach verlässlichen Nachrichten macht nun Herr Járáy auf Grund dieses angeblichen Kaiserwortes die Runde bei den Fabrikanten und stellt sie vor die Alternative: Entweder zahlt ihr für meine Idee oder ihr setzt euch in den Geruch unpatriotischer Gesinnung! Das ist die neueste Manier, ein Kaiserwort auszuschrotten. Leider gibt es kein Mittel, aus dieser Alternative zu entkommen, da Behörde und Tagespresse nicht helfen können oder wollen. Schlau ist dabei ein Ausspruch des Kaisers benützt: man möge ihn mehr durch Wohltätigkeit als durch Feste feiern, plump ist dagegen die Absicht, eine Arbeiterversorgung, für die man viele Millionen braucht — und die staatliche kommt ohnedies binnen Jahresfrist — durch Schnorrereien bei den Fabrikanten hereinzubringen. Ich vermute, daß Sie, verehrter Herr, der Einzige sind, dem es gelingen könnte, den Betroffenen Mut gegen Herrn Járáy zu machen.« Gegen patriotische Bedrohung gibt's in Österreich kaum ein Mittel. »Jögerl, der hat den Hut nót zog'n« ist in diesem Denunzianten-Paradies die Devise jener guten Gesinnung, die sich bei dem Bewußtsein, daß sie selbst den Hut gezogen hat, nicht beruhigt. Wenn die Fabrikanten Herrn Járáy entgegenkommen, kriegt er seinen Orden. Bleiben sie — z. B. die Möbelfabrikanten — standhaft, so werden sie sich bei ihren aristokratischen Kunden schaden, was Herrn Járáy auch nicht unangenehm sein wird. . . In jedem Falle kann er nur heil aus diesem Feldzug hervorgehen. Mag Österreich wie eine schlechte Zimmereinrichtung krachen — die Firma Járáy erlit in orbe ultima.

BAND XXIV.

JÄNNER-MÄRZ 1906.

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: KARL KRAUS.



WIEN 1906.

VERLAG 'DIE FACKEL', IV. SCHWINDGASSE 3.

Druck v. Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Nachdruck verboten.

INHALT:

Nr. 192.

Der Nebenmensch.
Die Verhaftung Wittes.
Erotik der Keuschheit. Von
Lucianus.
Attila. Von August Strind-
berg.

Antworten (Kinsky und Knöpfel-
macher. Bürgermeister und Lord-
Mayor. Bismarck und Lassalle. Mein
Cabaret. Aus meiner Sammlung.
Allerlei Stilisten. Die Gärtner-Kur.
Der Unfall des Erzherzogs).
Mitteilung des Verlages.

Nr. 193.

Kaiserworte.
Die medizinische Schande
Wiens.

Die Sylvester-Nacht.
Zwei Skizzen. Von Egon
Friedell.

Wer nie das Elend sah. Von
Ludwig Scharf.

Antworten (Das Sylvestergedicht
des Grafen Kielmansegg. Eine tolle
Automobilfahrt. Die russische Ver-
wirrung der 'Neuen Freien Presse'.
Witzkritik. Zu viel Charas! Wie
viel ich vom Professor Beer bekam.
Das Ende der Affäre Coburg. Das
Recht auf die Liebesleistung. Schwarzes
Buch).

Nr. 194.

Die Wahlreform. (Ein offener
Brief an Karl Kraus.) Von
Robert Scheu.

Meine Antwort.

Die Klassiker. Von Lucianus.
An Mrs. Langtry. Ein unge-

drucktes Gedicht von Oskar
Wilde. (Englisch und Deutsch).
Cabarettlied. Von Peter Alten-
berg.

Antworten (Der Arrest als Asyl.
Richter und Betschwestern. Ein ritu-
elles Konzert. Kinder als Zeugen.
Nathan der Weise und kein Ende.
Die Erschaffung der 'Neuen Freien
Presse'. Faschings-Schwarzbuch. Ein
kurioser wohltätiger Zweck. Überall
Bachrach. Der Automobil-Nummern-
zwang. »Die Sachs«. Unterschlagene
Cerclegespräche).

Nr. 195.

Status cridae. (Eine Stimme
zur Beamtenfrage). Von Re-
formator.

Kind und Kirche. Von einem
ehemaligen Lehrer des
Katholischen Schulver-
eines.

Der ärarische Tod.

Herr Jarno.
Speidels Tod.

Antworten (Vom Schwarzen Buch.
Goldmann und Hauptmann. Herr
Ganz und die Erotik. Vom Intimen
Theater. Aus meiner Sammlung. Hof-
ballberichterstattung).

Nr. 196.

Quer durch Österreich.
Duell und kein Ende. Von
Robert Scheu.

Alt. Von Heinrich Mann.

Antworten (Mein Briefeinlauf. Die
Geschichte eines Einbruchs. In der-
selben Nummer . . . Deutscher Sieg.
Mengers Testament. Ein Prager
Schmock. Der Kuß Patriotismus und
Logik. Wahlreform und Konkordia-
ball).

Nr. 197.

Ludwig Speidel. Von Otto
Stoessl.

Der ärarische Tod.

Status cridae. Von Dr. Julius
Wilhelm.

Die Quellen des Sektionschefs
Exner.

Die Wetterfahne. Von Frank
Wedekind.

Antworten (Der Kuß. Die Ehe-
reform Konkordialbericht. Heines
Grab. Eine Heine Biographie. Der
Triesch-Kultus Kritische Verzärtelung.
Etymologisches. Eine Annonce. Der
Titeljagdschriftsteller).

Nr. 198.

Abfälle.

Kanonen aus Kirchenglocken.
Von Robert Scheu.

Status cridae. Von einem
Staatsbeamten.

Erotik der Kleidung. Von
Lucianus.

Ein Original-Telegramm.

Antworten (Wien in Monte Carlo.
Eine Mittelschulreform. Feodorowna
Ries und Gott. Sprachliches. Pro-
phetisches aus dem 'Deutschen Volks-
blatt'. Brünn. Mozart und Weber).

Nr. 199.

Um Heine.

Der rechtshistorische Wahnsinn.
Cabaret. Von Erich Mühsam.

Antworten (Meinungsverschieden-
heiten. Die lustigen Weiber von Wind-
sor. Lukian. Die sensible Annonce.
Aus meiner Sammlung. Ein Enthusiast).

Nr. 200.

Der Selbstmord der Themis.
Phrasen. Von Karl Hauer
(Lucianus).

Und Pippa tanzt! Von Thad-
däus Rittner.
Nordau.

Symbole. Von Erich Mühsam.
Antworten (Matkowsky. Sezession
und Kritik. Verwaltungsrat Liharzik.
Eine Schreckensnachricht. Die stän-
digen Mitarbeiter).

DIE FACKEL

NR. 192

WIEN, 5. JÄNNER 1906

VII. JAHR

Der Nebenmensch.

Es regnet Beiträge zum »Schwarzen Buch«. Auch viele, die ins Schwarze Buch gehören, machen sich erbötig, es zu ergänzen. Immerhin zeugt die Fülle der Zuschriften von der gesunden Erkenntnis, die den Menschen endlich in den Zustand der Wehrhaftigkeit gegenüber dem Nebenmenschen versetzt. Von der Erkenntnis, daß neue Verkehrsformen geschaffen werden müssen, damit er sich der qualvollen Übergriffe der Kulturlosigkeit erwehre. Daß die unscheinbaren Dinge des täglichen Lebens wichtiger sein können als die geräuschvollen Probleme der Politik. Daß sich z. B. in der Bemerkung »Die Kunst soll uns erheben; den Schmutz der Gasse habe ich zuhause« ein tieferer Abgrund der Unkultur öffnet, eine größere geistige Gefahr kündigt als etwa in dem Widerstand gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechts . . . Ja, es gilt, gegen den Nebenmenschen Stellung zu nehmen; seine Attentate auf unser Nervensystem nicht mehr ruhig und mit der durch ein faules Übereinkommen gebotenen Höflichkeit zu ertragen; seiner Geistlosigkeit zu entrinnen; seine schlechten Manieren abzulehnen.

Das ist der ernste Sinn, der im scheinbaren Ulk des »Schwarzen Buches« verborgen liegt. Es müßte auch jene Kulturfeinde herbergen, deren Taten den Geduldpanzer angreifen, mit dem Natur unsere Geistesgaben geschützt hat. Die große

Frage, die zwei Weltauffassungen trennt, sie lautet: Wer ist Gott wohlgefälliger: der ein silbernes Messer in die Tasche, oder der es in den Mund steckt? Ich entscheide: Wenn der Dieb es in die Tasche steckt, um uns die Nervenqual der anderen Handlung zu ersparen, so ist es ein kulturvoller Dieb. Und wenn der Biedermann seine ehrlichen Absichten gegenüber einem silbernen Messer nicht anders beweisen kann, als indem er es in den Mund steckt, so wünschen wir so unästhetischer Ehrlichkeit, daß sie sich schneide und verblute . . .

Ins Schwarze Buch gehören jene, die von der Ansicht ausgehen, daß ihr Herautreten an einen Kaffeehaustisch, an dem ein einsamer Zeitungsleser sitzt oder zwei ein intimes Gespräch führen oder drei und mehr sich nach ihrer Façon zu unterhalten wünschen, unbedingt als eine willkommene Abwechslung empfunden werden müsse. Dabei sind die Barbaren, die sich ohne Aufforderung niederlassen, bei weitem nicht so gefährlich wie jene anderen, die fragen, ob es »erlaubt« sei, Platz zu nehmen. Natürlich ist es nie erlaubt und natürlich wird die Frage stets bejaht. Denn dies ist die schlimmste Feigheit des modernen Gesellschaftsmenschen, daß er der Unkultur nicht mit Wahrheit zu begegnen wagt. Lieber krümmt er sich in Nervenqualen, ehe er dem Eindringling offen sagte: Es ist nicht erlaubt! oder: Sie stören! oder: Pardon, ich muß lesen! oder: Sie sehen ja, wir haben zu sprechen! . . . Nein, ich habe nicht das Recht, die Viertelstunde, die mir noch bleibt, für die leider notwendige Lektüre der Zeitungen zu nützen. Ich muß dem Herrn Rede und Antwort stehen, der, auch ohne Platz zu heischen, mich plagt, indem er stehend mir die folgenden Fragen an die Brust setzt: Finden Sie nicht, daß Sie jetzt viel besser aussehen? (Immer sieht man jetzt viel besser aus) . . . Sagen Sie, wie groß ist eigentlich die Auflage der ‚Fackel‘? . . . Haben Sie ‚Stein

unter Steinen« gesehen?... Wo waren Sie im Sommer?... Sie machen im Fasching gewiß nichts mit?... Was wird denn in der nächsten Nummer stehen?... Eine Frage noch, weil ich das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen: Was ist das eigentlich mit diesem »Totentanz«? Meint der Wedekind das ernst?... Ich darf die Viertelstunde nicht besser als zur Beantwortung oder verbissenen Abwehr dieser Fragen nützen. Der freundliche Besucher hat eine bessere Zeiteinteilung. Er steht an meinem Tisch, holt sich Bildung und zieht sich währenddessen langsam seine Handschuhe an...

Man darf in einem Theater nicht rauchen. Aber viel gefährlicher ist es, in Wien vor einem Theater — nach Schluß der Vorstellung — mit einer brennenden Zigarette zu stehen. Die Sitte, die die Bitte um »Feuer« gestattet und selbst den Eilenden zu ihrer Erfüllung zwingt, treibt den Raucher, der sich vor den Theaterausgang stellt, in die Arme des Wahnsinns. Von fünfzig phantasielosen Menschen glaubt nämlich jeder, daß er der einzige ist, der jenen mit der Bitte um Feuer belästigt. Wird eine Gesetzgebung einmal die Erkenntnis betätigen, daß der Nervenfriede ein so schutzbedürftiges Lebensgut ist wie die Ehre? Die Beleidigung der Ehre wäre in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, also dort, wo sie eine Beschimpfung und nicht den Vorwurf ehrenrühriger Tatsachen darstellt, als eine Reaktion auf die Störung des Nervenfriedens aufzufassen und für straflos zu erklären, dagegen der Beschimpfte zu bestrafen. Ließe sich eine Statistik des täglichen Verlustes an Nervenkraft anlegen, den man zumal in einer Stadt wie Wien mit ihrer fortwährenden Hemmung des Notwendigen durch das Überflüssige, des Sachlichen durch das Umständliche erleidet, man würde zu grauenhaften Erkenntnissen gelangen. Die von sechs »Speisentragern« gestellte Frage: »Schon bestellt, bitte?« und die von keinem einzigen

ausgeführte Bestellung, der von sechs Speisenträgern mechanisch wiederholte und von keinem Zahlkellner erhörte Ruf »Zahlen!«, sie bilden ein trauriges Kapitel jener nervenmordenden Gemütlichkeit, die die Ehre dieser Stadt bedeutet.

Die Menschen, die hier nicht leiden, gehören samt und sonders ins Schwarze Buch. Sie freuen sich auch der Wiener Friseursitten. Daß Friseurgespräche möglich sind, beweist den Mangel an Denkgepflogenheit, der in Wien herrscht. Friseurgespräche sind nämlich dem Bedürfnis des mechanisch funktionierenden Barbiers nach einer »geistigen Ansprache« entsprungen. Das immer bereite Gehirn des Durchschnittsmenschen geht auf den Versuch einer Gedankenoperation, der den Friseur lockt, sofort ein. Wie leer müssen die Köpfe sein, die für die meteorologischen und politischen Betrachtungen des Rasierenden immer Platz haben! Ich habe oft darüber gestaunt. Noch nie ließ ich ein Friseurgespräch mit mir anknüpfen. Dagegen habe ich hin und wieder selbst eines angeknüpft. Wenn ich mich nämlich für die Entwicklung des Wiener Friseurgewerbes interessierte, wußte ich mich an keine kompetentere Instanz zu wenden, als an den Friseur. Stets aber habe ich gewünscht, daß jede Anregung, die vom Friseur ausgeht, untersagt werde. Die Störung eines Gedankenganges durch Wendungen wie: »Jetzt sind die meisten Herrn schon in die Ferien«, oder: »Die Demonstration ist ganz ruhig verlaufen«, sind unerträglich. Eine Bemerkung wie: »Frisch ist's heut' draußen« ist überflüssig: entweder hat's der Besucher, der ja von draußen kommt, selbst gespürt, dann braucht es ihm kein Friseur der Welt zu bestätigen; oder er ist unempfindlich, dann nützt die richtigste Ansicht des Friseurs nichts. Derlei Kalamitäten wäre einfach durch eine Verordnung beizukommen; ähnlich wie der Sitte der Wiener Gasthauskellner, eine bestellte Speise, mit dersich die Geschmacksnerven schon fünf Minuten lang beschäftigt haben, mit der Bemerkung

»Kann leider nicht mehr dienen« abzusagen, das heißt, so lange mit der Streichung der nicht mehr vorrätigen Ware zu warten, bis sich ein Besteller gefunden hat, der aufsitzen kann. Aber eine Verordnung, die die Unterbrechung der Denkarbeit durch ein Friseurgespräch untersagt, würde in Wien auf Widerspruch stoßen. Woher nähmen die meisten Menschen ihre politischen Ideen? Ich habe es selbst nicht geglaubt, als ich einst Zeuge der folgenden Szene war: Ein gut angezogener Herr, sein Gesicht in einer Waschschüssel abspülend, ruft, da ihm das Wasser über den Mund rinnt, zu dem hinter ihm stehenden Barbiergehilfen: »Einen Bismarck brauchten wir!«. Ich erkannte, daß solchem Menschenschlag auch ein Bismarck nicht helfen könnte. Es ist fürchterlich! . . .

In der Friseurstube, wo die Köpfe mit besonderer Berücksichtigung der Gehirne behandelt werden, kann man sie alle beobachten, nach denen das Schwarze Buch verlangt. Wenn sie, auf den Glanz hergerichtet, aus dem Laden herauskommen, hört man sie die folgenden Bemerkungen von sich geben, die in zahlreichen Zuschriften an die Redaktion des Schwarzen Buches gesammelt sind: »Bis zum ‚Lohengrin‘ gehe ich noch mit; aber was er später geschrieben hat —«; »Ein gutes Trabuckerl ist mir lieber als alle Upman und Bock«; »Der arme Zar, der hat auch nichts zu lachen«; »Mit wem lebt denn die jetzt eigentlich?«; »Sie können sagen, was Sie wollen, aber eine gute Hausmannskost —«; »Wenn man ein paar Jahre in Amerika (beliebig zu ersetzen durch Australien, Neuseeland, Madagaskar) gelebt hat, sieht man diese Verhältnisse ganz anders an«; »Ich begreife ganz gut, daß ein junger Mann — Aber muß er sich denn mit ihr zeigen?!«; »Kritisieren ist leicht«; »Ich kann die Menschen nicht leiden, die nur zerstören und nicht aufbauen«; »Ja, aber seine Haltung in der Dreyfus-Affaire!«; »Er hat ja eine ausgezeichnete Feder, aber —«; »Ein Ton von Mozart ist

mir lieber, als die ganze moderne Musik«; »Ich versteh' das Stück nicht; man weiß nicht, soll man weinen oder soll man lachen!«; »Na ja! Sie sind noch ein Idealist!«; (Zu einem Dichter:) »Sie, für Sie hätt' ich einen Stoff! Hören Sie, was mir passiert ist!..«; (Im Zwischenakt einer Ibsen-Aufführung im Deutschen Volkstheater:) »Können Sie ibsen?« oder wenigstens: »Sie können noch eine Schinkensemmel essen? Mir ist der Appetit schon längst vergangen«; (Bei einer Hochzeit zu der im Alter nachfolgenden Schwester der Braut:) »No, jetzt kommst du d'ran«; (Bei der Besichtigung einer von Adolf Loos eingerichteten Wohnung:) »Gnädige Frau, mach' Ihnen mein Kompliment — reinste Sezession!«; (Beim Zitieren eines Satzes aus der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘:) »Du wirst mir doch nicht mit Nietzsche kommen? Der hat doch bekanntlich im Irrenhaus geendet«; »Haben Sie schon den neuesten Pollack-Witz gehört?« . . .

Das ist so ziemlich der Geist, der in Schauspielhäusern, Konzertsälen und Kunstausstellungen die Entwicklung der Dinge bestimmt. Ein Grauen erfaßt einen. Bei besonderen Gelegenheiten, im Foyer einer Sensationspremière, im Trubel einer Silvesternacht, stinkt diese ganze fürchterliche Öde des Bildungsphilisteriums auf. Das sind die Menschen, die von der Kunst verlangen, daß sie sie »erhebe«: »den Schmutz der Gasse haben sie zuhause«. Man würde sie wonnegrunzen hören, wenn man sie bei der Lektüre eines Feuilletons von Paul Goldmann ertappte!



Seitdem Klio auf dem Strich geht, seit der Enjournalisierung der Weltgeschichte haben wir an so viele Ereignisse glauben müssen, die sich nicht zugetragen haben, daß wir jene, die uns nicht berichtet wurden, kaum vermissen. Die Zufriedenheit und respektvolle Andacht des Zeitungslesers wird nicht einmal durch die Enthüllung erschüttert, daß die Weltgeschichte manchmal durch den Metteur-en-pages beeinflußt wird, dem zum Sieg der russischen Revolution gerade noch eine halbe Spalte fehlt, die er ärgerlich von der Nachredaktion heischt. Da parieren denn die Geschichtsschreiber. Rußland ist groß — in der Hilfe bei redaktionellen Verlegenheiten . . . So wird denn einst ein Wiener Gelehrter, der die russische Revolution darstellen will und sich zu diesem Zweck an die Quelle der ‚Neuen Freien Presse‘ begibt, auf die folgende sensationelle Tatsache stoßen, die am 19. Dezember 1905 dem österreichischen Publikum offenbart worden ist:

Die Ursache der Verhaftung des Präsidenten des Arbeiterrates.

Wien, 18. Dezember.

Wie die heute hier eingetroffene ‚Nowoje Wremja‘ meldet, ist die Verhaftung des Präsidenten des Petersburger Arbeiterrates, Chrustalew, darauf zurückzuführen, daß der Rat der Arbeiterdeputierten ernste Vorbereitungen zur Inhaftnahme des Ministerpräsidenten Grafen Witte getroffen hätte.

Sollte der Wiener Gelehrte, der wahrscheinlich an dem Verständnis und der Übersetzungskunst der ‚Neuen Freien Presse‘ nicht zweifeln wird, die Absicht haben, die Verhaftung des Ministerpräsidenten Witte durch den Rat der Arbeiterdeputierten in seiner »Geschichte der russischen Revolution« zu erwähnen, so wird er mir gewiß für eine rechtzeitige Warnung dankbar sein. Ein Leser der ‚Nowoje Wremja‘ teilt mir nämlich mit, daß dort eine Plauderei erschienen ist, in der der Satz steht:

»Ich war so fest überzeugt, daß eines schönen Morgens Herr Chrustalew Herrn Witte samt seinem ganzen Kabinett verhaften lassen und alle Gouverneure durch seine Genossen ersetzen werde, daß ich direkt nicht glauben konnte, Herr Witte habe die Kühnheit gehabt, Herrn Chrustalew zu arretieren.«

. . .

Erotik der Keuschheit.

Ich erlaube mir zunächst eine kleine Denunziation. Ich denunziere hiemit die stolzeste und gepriesenste der christlichen Haupttugenden, die Tugend der Keuschheit — soweit sie nicht auf sexueller Taubheit beruht, also ein physiologischer Defekt ist, und soweit sie nicht die natürliche Folge ablenkenden intensiven Schaffens ist — als verhaltene, ins Geistige vertriebene Begierde, als eine sublimierte Art der Erotik, als Anbetung der Sünde in der Form des heroischen Widerstandes.

Die Keuschheit im Sinne der christlichen Tugend ist ein Produkt der Sündenlehre. Für die Erfindung der Sünde, und mit ihr der Tugend der Keuschheit, müssen alle Schätzer erotischer Komplikationen dem Geiste des Katholizismus ewig dankbar sein, einem Geiste, der übrigens als solcher unendlich hoch über dem Geiste des modernen Positivismus steht. Ihm, der eine Fülle neuer erotischer Möglichkeiten schuf, ihm, dem Erschaffer der erotischen Tragik, ist vor allem die erotische Vertiefung der Kunst zu danken. Allerdings ist er für dieses Gute, das er den Wenigen und Auserlesenen brachte, so wenig verantwortlich wie für das Schlimme, das er zu allen Zeiten durch die Beeinflussung des praktischen Lebens hervorrief. Seine Absichten wurden immer von seinen Wirkungen ad absurdum geführt.

Man kann in einem gewissen Sinne behaupten, daß mit dem Begriff der Sünde die Erotik, wie wir sie verstehen, überhaupt erst geboren wurde. Wir sind — wenn ich mich der katholischen Terminologie bedienen soll — durch die Abkehr von der »Sünde« so sündhaft und verderbt geworden, daß uns die Erotik der antiken Welt und des Orients (soviel wir davon wissen) gerade wegen ihrer freien Größe unbeseelt und naiv dünkt. Selbst in ihren höchsten Ekstasen scheint diese Erotik sich nie

über ihre rein physiologische Wesenheit zu erheben. Nur die Sexualität sehen wir in dieser Welt groß, frei, ausschweifend und intensiv. Von jener düsterglühenden immanenten Erotik, die unserer ganzen Kunst- und Gedankenwelt ihren geheimen seelischen Rhythmus aufzwingt, verspüren wir in der nichtchristlichen Welt kaum einen Hauch. Der Mann ist in ihr ein bedenkenlos Genießender, das Weib eine hemmungslose Gewährerin. In ihrer Urform finden wir die beiden repräsentativen Typen des sexuellen Menschen der Antike im Satyr und in der Mänade, gebändigt und veredelt durch die Umwelt einer hohen Kultur erkennen wir sie in einer späteren Zeit am ausgeprägtesten im hedonistisch empfindenden Lebenskünstler und in der Hetäre wieder.

Der Sündenbegriff legte den Begierden der Natur Zaum und Zügel an, das neue Ideal der Keuschheit wurde eine Mauer, die den Menschen vom weiten Horizonte der Antike abschloß, die Unschuld des Genießens zerbrach unter dem Hammer des Gewissens. Die Welt war eng, unfrei, schuldbewußt, — bewußt geworden. Tief und im Bösen wissend. Das Christentum hat die Sexualität geknechtet und verstümmelt, aber zugleich vergeistigt und so die Erotik — wenn auch nur im Hirne der Kranken und der Künstler — verfeinert und kompliziert. Die Idee der Sünde hob das Sexuelle in die Sphäre des Supernaturalen und verlieh ihm einen bisher ungekannten Glanz und Nimbus. In dem Worte »Sünde« erklingt für den Menschen der christlichen Welt alles Verlockende und Verführerische, alles, wonach sein geheimstes Wünschen schreit. Es gibt kein anderes Wort von gleichem Zauber, kein anderes, das mehr von Erotik durchglüht wäre. Unter Sünde schlechthin versteht nämlich der Christ die Sünde, die Sünde der Sünden, die Unkeuschheit. Wo die Idee der Keuschheit regiert, dort gibt es naturnotwendig auch ein Apostolat der Unkeuschheit. In der Unkeuschheit manifestiert sich Satan, der Geist der christlichen Erotik selbst, ihr weicht sich Satans zahlloses Gefolge. Die Ästhetik der Antike, halkyonische Klarheit und Sicherheit, verwandelt sich in eine Ästhetik des Pittoresken und Grauenhaften, des Phantastischen und Verwirrenden. Eros, der heiter lächelnde Knabe, ist nicht mehr, und Psyche, die träumerische Freundin des Lebens, wird zur bleichen, wahnsinnsverzerren Hexe, zur Buhlerin des Teufels . . .

Die Geschichte des Satanismus, die einen breiten Raum in der Geschichte der Kirche einnimmt, ist für den Psychologen der Erotik das Lehrreichste, das es gibt. (Interessierten sei Przybyszewski's ausgezeichnetes Buch »Die Synagoge des Satan« empfohlen). Im Satanismus sehen wir die Idee der Sünde ungeheure erotische Phantasien gebären, neben denen alle sexuellen Tatsächlichkeiten verblassen. Hier tritt auch zum erstenmale der Charakter der Erotik, die vom Sexuell-Wirklichen losgelöste souveräne Phantasie, rein und mächtig in die Erscheinung. Die Orgien des Altertums und Orients bedeuten nichts gegen die Phantasieschöpfung des Hexensabbats, die berühmten indischen und persischen Liebesbücher sind das Armseligste an erotischer Erfindung gegen die kasuistischen Phantasien mittelalterlicher und neuzeitlicher Mönche, die alten Kunstwerke im Neapler pornographischen Museum sind harmlos gegen die erotische Glut Beardsley'scher und Rops'scher Zeichnungen, die, meist ohne das Hilfsmittel der Pornographie, die erotische Phantasie durch die Idee der Sünde in Schwingung versetzen. Ich rechne den kasuistischen Mönch nicht unbedacht zu den Satanisten und mache auf eine Gravure von Rops »De castitate« aufmerksam, einen ausgemergelten Mönch darstellend, dem beim Abfassen einer Abhandlung über die Keuschheit die Unkeuschheit, die seine Phantasie erfüllt, als Weib von obszöner Nacktheit erscheint.

Es ist nämlich auch die Keuschheit im Grunde ein Apostolat der Sünde. Sie macht das Leben zu einem endlosen Zweikampf zwischen Gott und Satan. Sie fordert eine unablässige Achtsamkeit auf die Fallen und Schlingen des Bösen, die Phantasie des Keuschen ist fortwährend erfüllt von den Bildern der Sünde. Je strenger die Tugend geübt wird, desto mehr wachsen die Begierden, und in dem zerquälten Hirn des Heiligen tauchen von Zeit zu Zeit erotische Visionen auf, die in ihrer halluzinatorischen Kraft die Erotik Neros und Heliogabals beschämen. Der Heilige nennt es »Versuchung«. Die Phantasien eines keuschen Backfisches, der im Kloster erzogen wird, sind manchmal lasterhafter als die Taten Messalinas und Theodoras. Als vor einiger Zeit bei einem Händler mit obszönen Photographien die Geschäftskorrespondenz saisiert wurde, zeigte es sich, daß ein Großteil der Bilderbesteller Zölibatäre waren.

Die Keuschheit und ihre physiologische Kehrseite (»Die Anfechtung« in der Sprache der katholischen Ideologie) ist eine Art masochistischen Zustandes. Das geheimste Geheimnis der Keuschheit ist ihre Hoffnung, von der Sünde überwältigt zu werden. Mit bewundernswertem Psychologeblick zeigt dies Wedekind in dem Gedicht »Die Keuschheit«. Dieses Gedicht, das wohl die wenigsten verstanden haben, stellt die durchaus masochistischen Zwangsvorstellungen eines keuschen Herzens dar, es zeigt, was keusche Herzen eigentlich wünschen.

Der Mann der christlichen Welt, der sich für die in ihm auftauchenden Begierden verantwortlich fühlte, der das Natürliche als unnatürlich empfand, der Mann, der zum »Sünder« geworden war, suchte die »Schuld« von sich abzuwälzen und schob sie dem Teufel als Versucher in die Schuhe. Im Weibe aber erkannte er das eigentliche instrumentum diaboli — und in der langen Zeit des Hexenwahns hielt sich das Weib auch wirklich für die Gehilfin des Teufels. Im Sinne der Antike stiegen Wert und Ansehen des Weibes mit der Lust, die es zu spenden vermochte; im Christentum häufte sich damit seine Schuld. Nur wenn es sich seiner natürlichen Bestimmung entzog, wenn es sich dem Teufel als Werkzeug der Versuchung versagte, war es schuldlos. So entstand aus der Sündenlehre die der alten Welt völlig unbekannt metaphysische Wertschätzung der Virginität. Um das Haupt der Jungfrau wob sich die Gloriole göttlichen Verdienstes. Dadurch aber erhielt die Virginität auch für den Erotiker einen erhöhten Illusionswert. Die geheiligte Reinheit einer Jungfrau zu beflecken — welche Sünde könnte dem Satanisten verlockender erscheinen! Es wäre denn die Vergewaltigung kindlicher Unschuld. (Vergl. hiezu den Fall Gilles de Rey's, Marschall des allerchristlichsten Frankreich, des Mystikers und Beschützers der Jungfrau von Orleans. Huysmans, Là-bas.) Das hysterische Schamgefühl der religiösen Keuschheit zu verletzen — welch unvergleichlicher Genuß der Grausamkeit! In der Tat fand der männliche Sadismus in der Heiligung der Virginität seine kräftigste Nahrung. Die römischen Kaiser, die die christlichen Jungfrauen in der Arena nackt den Blicken der Menge preisgaben, waren die ersten Sadisten im Geiste des Christentums.

Bis hieher versuchte ich die Psychologie der Keuschheit

anzudeuten. Nun aber komme ich zu einem ernsteren Kapitel, zur **Wirksamkeit** der Keuschheitslehre im Leben. Und hier ist für mich kein Zweifel, daß selbst der fanatischste Wertschätzer psychologischer Verfeinerung diese als keine ausreichende Kompensation für die ungeheure Schädigung erachten könnte, die das Christentum durch seine praktische Wirksamkeit der Gesundheit und Harmonie des Lebens zugefügt hat. Zumal dem Weibe gegenüber war das Christentum von einer Grausamkeit, deren Folge eine sadistische Verrohung des Mannes war. Den wenigen Exemplaren einer erotischen Verfeinerung steht eine Allgemeinheit sexuell verkürzter Frauen und erotisch verpöbelter Männer gegenüber. Die Heiligung der Virginität ist real genommen eine sinnlose Grausamkeit am Weibe. Der Zwang langer Enthaltbarkeit macht es hysterisch, die ihm aufgezwungene Monandrie macht es vorzeitig sexuell und erotisch stumpf, die Gefahr des gesellschaftlichen Boykotts im Falle seines »Falles« macht es furchtsam, heuchlerisch, unfrei, und die unnatürliche Prüderie des auf dem Virginitätswahnsinn beruhenden Mädchenerziehungs-Systems entwürdigt es eigentlich zum bloßen Opfer einer kurzen sadistischen Ausschweifung. Denn — man gestehe es sich nur ein — unsere Mädchenerziehung, die unwissende »Engel« produziert, die das natürliche Schamgefühl ins Groteske steigert, ist eine offenkundige Förderung der sadistischen Deflorationsmanie. Der unwissende »Engel«, den die Mädchen-erziehung für den passionierten Deflorateur formt, ist überdies gewöhnlich so sehr von unklaren, aber überhitzten Sündenvorstellungen erfüllt, daß er von der wirklichen Sexualität unbefriedigt bleibt. Aus der schämig-lüsternen virgo wird die femme incomprise, — beides Typen der erotischen Hysterie.

Während der Mann, für den die Sexualität nur eine der vielen Seiten des Lebens ist, aus dem Wahnsinn der Sündenlehre in wenigen Fällen als sublimierter Erotiker, gewöhnlich aber als brutaler Sadist hervorgeht, wird das Weib, dessen ganzes Sein durch die Sexualität bestimmt ist, durch eine künstliche Stauung seines Lebensquells nicht verfeinert und kompliziert, sondern desharmonisiert und zerstört oder entwertet. Das weibliche Produkt des Keuschheitsideals ist am häufigsten die Hysterikerin. Im Beginn der Neuzeit tritt die erotische weibliche Hysterie als Hexenwahn epidemisch auf. Die Opfer der Hexenverfolgungen waren durchaus

nicht lauter »Unschuldige«, wie die moderne Ignoranz gern behauptet. Es gab natürlich auch viele solche, die überwiegende Mehrzahl aber war »schuldig« in dem Sinne, daß sie — als ausgesprochene Hysterikerinnen — an die Realität ihrer Halluzinationen glaubten. Przybyszewski will deshalb der Hexenverfolgung das — allerdings unbewußte — Verdienst zugute halten, die epidemische Hysterie mit Erfolg ausgerottet und unsere Zeit dadurch vor einer furchtbaren Menschheitsgeißel bewahrt zu haben.

Durch die ethische Belastung der Sexualität ist das Weib in einen tragischen Konflikt mit der sozialen Welt geraten. Jener Typus, der einst am höchsten geachtet wurde, ist heute am meisten geächtet. Daß es überhaupt noch Hetärennaturen gibt, erfahren wir nur durch das — für den künstlerischen Betrachter allerdings unvergleichlich wundervolle — Schauspiel ihres Untergangs. Wir erleben es, wenn sich — selten genug — solche Freudenbringerin in unsere erbärmliche Zeit verirrt. Kämpfend gegen alles, was Geltung und Anerkennung besitzt, isoliert von allem, was sie stützen und schützen könnte, jeder Roheit preisgegeben, gepeinigt durch ihre eigene Unbegreiflichkeit, sich selbst bezweifelnd, an sich verzweifelnd, sich betäubend mit allen Giften, zerbrochen, mißbraucht, besudelt — so geht die Hetäre zugrunde.*)

Man muß diesen tragischen Gewinn der Sündenlehre gutschreiben. Sonst aber ist durch sie die Sexualität, vor allem die des Weibes, verarmt, und der Mann bedarf der Keuschheit nur

*) Der tragische Konflikt zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft — nicht zu verwechseln mit dem alltäglichen traurigen Konflikt zwischen Unzulänglichkeit und Beruf (»Tagebuch einer Verlorenen«). Die auch geistig hochstehende Ausnahmshetäre, die als grande amoureuse sich gegen eine Welt durchzusetzen weiß, ist wohl nur eine Konstruktion erotischer Wünsche, die das Schauspiel eines Sonnenuntergangs verewigen möchten. Daß höhere Bewußtheit selbst noch die Zügellosigkeit lenken, mit der erotischen Sublimierung des Sinnenlebens auch seine Sicherung bewirken könnte, ist unwahrscheinlich. Zumeist ist die Frau mit Geist eine gefährliche Schachkünstlerin der Sexualität, oder sie ist asexuell und stellt das Greuel der Emanzipierten dar, die in der Hochzeitsnacht die Wahlreform erörtert, eine Bach'sche Fuge liest oder eine Integralrechnung ausführt, ohne zur Potenz erheben zu können.

als Deflorateur. Man könnte die Apostel der Keuschheit heute, wo der Glaube nicht mehr stark genug ist, das Ideal zu rechtfertigen, füglich als die Zutreiber von Jungfrauen bezeichnen. Ich habe die ideellen und künstlerischen Verdienste der Sündenlehre gewürdigt, ich vervollständige nun noch meine Anklage. Die Predigt der Keuschheit erfüllt heute das ganze Leben mit widerlicher Heuchelei und fördert die versteckte und verkrochene Erotik. Sie erzeugt Onanie und Pornographie, ein ausbeuterisches System der Kuppelei und verschärft die Sklaverei der Prostitution. Fördert, was sie bekämpft und führt sich unaufhörlich selbst ad absurdum. Mögen nun neue Ideale uns vor den Schäden eines veralteten bewahren, unserm Blick wieder Weite und Freiheit, unserm Herzen wieder den Mut der Unschuld geben, nicht der Unschuld, die noch nichts von der Sünde weiß, sondern der Unschuld, die weiß, daß es keine Sünde gibt.

Lucianus.



Attila*)

Novelle von **August Strindberg**.

Es schien, als habe Europa ausgeblüht, aber es schien nur so. Die Geschichte ging nicht geradeaus wie ein Strich, sondern machte Umwege, und deshalb sah es aus, als wäre die Entwicklung in Unordnung geraten, irre gegangen. Das war sie aber nicht. In Rom begann eine neue Weltmacht aufzusproßen, eine geistige, die in der Stille eine neue Kaiserkrone schmiedete, um sie dem Würdigsten zu übergeben, wenn die Zeit erfüllt war. Und der Erbe war von Tacitus angekündigt worden, ein neues Volk aus dem Norden, gesund, ehrlich, gutmütig.

Da tritt ein noch neueres Volk auf den Schauplatz, dessen Herkunft unbekannt war; und die Verheißung, die den Germanen gegeben war, schien zurückgenommen zu sein. Denn plötzlich saßen die Hunnen in Ungarn und erhoben Steuer von allen Nationen der Welt; um ein Holzschloß mit einigen Baracken

*) Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Emil Schering.

am Theißfluß sammelten sich Griechen, Römer, Byzantiner und allerhand Germanen vor einem Thron, auf dem ein Wilder saß, der einem Fleischklumpen glich.

Im Jahre 453 sollte dieser König nach manchem Schicksal eine von seinen vielen Hochzeiten halten, und er hatte die großen Herren von ganz Europa berufen; berufen, denn ein Fürst ladet nicht ein. Auf Pferden kamen sie, aus Norden, Süden, Osten und Westen.

Von Westen, am Donauufer entlang, gleich unterhalb deren Biegung bei dem jetzigen Gran, kamen zwei Männer an der Spitze einer Karawane geritten. Mehrere Tage waren sie den lieblichen Ufern des grünen Flusses mit seinen Binsen und Erlen und seinen Schwärmen von Enten und Reihern gefolgt. Jetzt wollten sie die kühlen Schatten der Waldregion verlassen und sich nach Osten gegen die Salzsteppe wenden, die sich bis an den gelben Theiß erstreckte.

Der eine Leiter der Truppe war Römer und hieß Orestes, war bekannt und berühmt; der andere war Rugier, von der Ostseeküste und trug den Namen Edeko, war Fürst und war gezwungen worden, Attila zu folgen.

Wenig hatten die großen Herren bisher gesprochen, denn sie mißtrauten einander; als sie aber auf die weite Steppe hinaus kamen, die sich klar und hell wie eine Meeresfläche öffnete, schienen sie selbst sich aufzuklären und alles Mißtrauen fallen zu lassen:

— Warum reisest du zur Hochzeit? fragte Orestes.

— Weil ich nicht ausbleiben wage! antwortete Edeko.

— Ganz wie ich.

— Und die Braut! die Burgunderin wage nicht nein zu sagen.

— Die? Doch, die hätte es schon gewagt.

— Sie sollte also diesen Wilden lieben?

— Das habe ich nicht gesagt.

— Vielleicht haßt sie ihn denn? Eine neue Judith für diesen Holofernes?

— Wer weiß! Die Burgunder lieben den Hunnen nicht, seit er auf seinem letzten Raubzug durch Burgund Worms zerstörte.

— Unbegreiflich ist jedenfalls, daß er sich von der Niederlage auf den katalaunischen Gefilden wieder erholt hat.

— Unbegreiflich ist alles, was diesen Menschen angeht, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen kann.

— Du hast recht! Er soll dem Bruder seines Vaters, Rua, von dem wir nichts wissen, nachgefolgt sein; er hat seinen Bruder Bleda ermordet. Zwanzig Jahre haben wir ihn wie eine eiserne Rute über uns gehabt, — und als er jüngst vor Rom stand, kehrte er um.

— Aber er hat seinen Soldaten versprochen müssen, daß er ihnen einmal Rom geben wird.

— Warum schonte er Rom?

— Das weiß man nicht! Man weiß nichts von diesem Mann, und er selbst scheint über seine Person in Unkenntnis zu sein. Er kommt von Osten, sagt er; das ist alles. Das Volk sagt, die Hunnen seien von Hexen und Dämonen in Wüsten geboren. Fragt man Attila, was er will und wer er ist, antwortet er: Gottes Geißel. Er gründet kein Reich, baut keine Stadt, aber er herrscht über alle Reiche und zerstört alle Städte.

— Um auf die Braut zurückzukommen, die Ildico heißt, so ist sie wohl Christin?

— Ja, was kümmert das Attila? Er hat ja keine Religion.

— Eine muß er wohl haben, da er sich Gottes Geißel nennt und behauptet, er habe das Schwert des Kriegsgottes gefunden.

— Aber er ist gleichgiltig gegen die Formen. Sein erster Minister Onegesius ist Grieche und Christ . . .

— Sehen wir uns den sonderbaren Mann an, der statt in Byzanz oder Rom zu sitzen, sich in einer Salzsteppe niedergelassen hat.

— Das soll von der Ähnlichkeit dieses Landes mit seinen Ebenen fern im Osten kommen. Der gleiche Boden, die gleichen Kräuter und Vögel; er fühlt sich hier zuhause . . .

Sie verstummten, da die Sonne stieg und die Hitze zunahm. Niedrige Tamarisken, Wermut- und Sodapflanzen gaben keinen Schatten. Steppenhühner und -lerchen waren die einzigen Wesen, welche die Wüste belebten . . . Die Herden von Rindvieh, Ziegen und Schweinen waren verschwunden, denn Attilas halbe Million Soldaten hatte sie aufgegessen, und seine Pferde hatten jeden einzigen genießbaren Grashalm abgeweidet.

Zur Mittagszeit blieb die Karawane ganz plötzlich stehen,

denn am östlichen Horizont war eine Stadt mit Türmen und Zinnen zu sehen, jenseits eines blauen Sees.

— Sind wir da? fragte Edeko.

— Unmöglich, es sind ja noch zwanzig Meilen, drei Tagereisen.

Aber die Stadt war dort zu sehen, und die Karawane beschleunigte ihren Gang.

Nach einer halben Stunde war die Stadt nicht näher gekommen, sondern schien sich im Gegenteile zu entfernen, sich zu verkleinern und unter den Gesichtskreis zu versinken.

Nach einer neuen halben Stunde war die Stadt verschwunden und der blaue See auch.

— Zaubern können sie, sagte der Römer, das aber übersteigt alles.

— Es ist eine Luftspiegelung, erklärte der Wegweiser.

Die Karawane machte gegen Anbruch des Abends Halt, um über Nacht zu ruhen.

Auf dem Landstreifen zwischen Bodrog und Theiß hatte Attila sein Standlager, denn eine Stadt konnte man es nicht nennen. Der Palast war aus Holz, das in grellen Farben lackiert war, und glich einem kolossalen Zelt, dessen Stil wahrscheinlich aus Sina, dem Seidenland geholt war. Das Frauenhaus, das dicht daneben aufgeführt war, hatte eine etwas abweichende Form, die mit den Goten von Norden gekommen sein konnte, oder auch von Byzanz, denn das Haus war mit Rundbogen aus Holz verziert.

Die Einrichtung schien von allen Völkern und allen Ländern zusammengestohlen zu sein; viel Gold und Silber, seidene und samtne Behänge; römische Möbel und griechische Gefäße, gallische Waffen und gotische Gewebe. Es glich der Wohnung eines Räubers, und war es auch. Hinter der Umzäunung des Palastes begann das Lager mit seinen verräucherten Zelten. Eine Menge Pferdetauscher und Pferdediebe wimmelte in den Straßen, und es waren ebenso viel Pferde wie Menschen da. Außerhalb des Lagers weideten Herden von Schweinen, Schafen, Ziegen und Rindern, lebender Proviant für diese unerhörte Horde, die nur verzehren und zerstören, aber nichts hervorbringen konnte.

Jetzt am Morgen des Hochzeitstages bewegten sich in diesem Lager tausende kleine Menschen mit krummen Beinen und breiten Schultern, in Rattenfelle gekleidet und die Waden mit Lappen umwickelt. Neugierig blickten sie aus den Zelten heraus, wenn Fremdlinge, die zum Fest geladen waren, angeritten kamen.

Auf der ersten Zeltgasse trat der Thronfolger, Attilas Sohn Ellak, den vornehmen Gästen entgegen; mittelst eines Dolmetschers hieß er sie willkommen und führte sie in das Haus der Gäste.

— Ist das ein Prinz? Und sind das Menschen? sagte Orestes zu Edeko.

— Das ist ein Pferdetäuscher und die andern sind Ratten, antwortete Edeko.

— Larven oder Lemuren, Vampyre, im Traum aus den Phantasien eines Berauschten geschaffen! Sie haben ja keine Gesichter; die Augen sind Löcher, und der Mund ist eine Schmarre; die Nase ist von einem Totenschädel und die Ohren Topfhenkel.

— Wahrhaftig! Und vor diesen Halbnackten, die keinen Harnisch und keinen Schild haben, sind die römischen Legionen geflohen! Es sind Kobolde, die sich »fest« machen können.

— Die Welt erobern sie nicht!

— Wenigstens nicht in diesem Jahr!

Und dann folgten sie dem Prinzen Ellak, der jedes Wort gehört und verstanden hatte, obgleich er so tat, als kenne er die Sprache nicht.

Im Haus der Frauen saß die Favoritin Cercas und nähte am Brautschleier. Ildico, die schöne Burgunderin, stand am Fenster, in Gedanken versunken. Sie hatte in Worms den Helden gesehen, vor dem die Welt zitterte, und sie war wirklich verhext worden von dem majestätischen Wesen des kleinen Mannes. Selbst herrschsüchtig und eigensinnig, war sie verlockt worden von der Aussicht, die Macht zu teilen mit dem Mann, vor dem alles und alle sich beugten; darum hatte sie ihm ihre Hand gegeben. Sie hatte aber keine rechten Begriffe von den Sitten und Gewohnheiten des fremden Volks gehabt, deshalb hatte sie sich ihre Stellung als Gattin und Königin ganz anders vorgestellt. Und erst heute Morgen hatte sie erfahren, daß sie beim Hochzeitfest überhaupt nicht erscheinen dürfe, den Thron nicht teilen würde,

sondern ganz einfach mit den anderen Frauen im Frauenhaus eingeschlossen bliebe.

Cercas, die Favoritin, hatte mit Schadenfreude ihre Nebenbuhlerin über das alles aufgeklärt, und die stolze Ildico war jetzt im Begriff, einen Entschluß zu fassen. Freunde besaß sie nicht im Palast, und sich den fremden Fürsten zu nähern, war unmöglich.

Cercas nähte und sang dabei ein wehmütiges Lied aus der Heimat im fernen Osten:

Tiger folgt des Löwen Spur
Dalai-Nor,
Dalai-Nor;
In der Steppe meiner Flur.
Urgan, Kalgan, Kesse-gal,
Klaun aus Kupfer, Zähn aus Stahl.
Siddi Khur,
Siddi Khur;
Bist du kommen in sein Haus,
Kannst du niemals mehr heraus,
Siddi Khur!

. . . Ildico schien ihre Gedanken geordnet zu haben.

— Kannst du mir eine Nadel leihen? sagte sie; ich will nähen.

Sie bekam eine Nadel, die war aber zu klein; sie verlangte eine größere und wählte die allergrößte. Die steckte sie in ihren Busen und nähte nicht.

Jetzt erschien in der Tür ein Wesen, so verabscheuenswert häßlich und von so boshaftem Aussehen, daß Ildico glaubte, es sei ein Dämon. Er war kohlschwarz wie ein Libyer aus dem heißen Afrika, und sein Kopf saß lose auf dem Magen selbst, denn die Brust fehlte. Es war ein Zwerg und ein Buckliger, hieß Hamilkar und war Hofnarr bei Attila. Der Narr war damals kein Witzbold, sondern ein naiver Dummkopf, der alles glaubte, was man sagte, und darum ein Gegenstand des Hänselns war.

Er steckte nur einen Brief in Cercas' Hand und war verschwunden.

Als Cercas den Brief gelesen hatte, wechselte sie die Farbe und wurde eine andere. Von Wut ergriffen, konnte sie zuerst nicht sprechen, sondern sie sang:

Tiger folgt des Löwen Spur . . .

— Ildico, du hast eine Freundin bekommen! brachte sie schließlich hervor. Du hast eine Freundin hier im Zimmer, hier am Fenster, hier an deiner Brust!

Und sie warf sich dem Burgundermädchen an die Brust, weinte und lachte abwechselnd.

— Gib mir deine Nadel, deine große schöne Nadel, ich werde sie einfädeln, nein ich werde sie an meinem Stahl schärfen, nein ich will sie in mein Nadelkissen stecken, nein ich will sie in mein Riechfläschchen tauchen, in mein ganz besonderes kleines Riechfläschchen, und dann wollen wir zusammen dem Tiger das Maul zunähen, daß er nie mehr beißen wird! Siddi Khur! Siddi Khur!

— Lass' mich deinen Brief lesen, unterbrach Ildico sie.

— Du kannst nicht! Ich werde dir den Inhalt sagen! — Er, unser Herrscher freit wieder — um die Tochter des Kaisers Valens, Honoria, und diesmal droht er, uns alle zu verbrennen — das nennt er uns ein ehrliches Begräbnis geben.

Ildico reichte ihr ihre Hand zur Antwort.

— In dieser Nacht also! Und durch einen einzigen Nadelstich wird die Welt ohne Herrscher sein.

Edeko und Orestes hatten in der Herberge gegessen und nach der Reise ausgeruht. Zur Mittagszeit, als sie ausgehen wollten, fanden sie die Tür geschlossen.

— Sind wir Gefangene? Sind wir in einen Hinterhalt gelockt? fragte der Römer.

— Und kein Essen haben wir bekommen, antwortete Edeko.

Da waren zwei Stimmen von draußen zu hören:

— Wir erwürgen sie; das ist wohl am einfachsten!

— Ich denke, wir stecken das Haus in Brand! Der Lange ist stark . . .

— Und sie haben geglaubt, wir verstünden ihre Sprache nicht.

Die beiden Eingeschlossenen, die kein reines Gewissen hatten, wurden bestürzt, und glaubten, ihr Ende sei nahe.

Da öffnete sich eine Luke in der Wand, und der Narr Hamilkar zeigte seinen schrecklichen Kopf.

— Ob du der Teufel bist oder nicht, antworte uns auf einige Fragen! rief der Römer.

— Sprecht, ihr Herren! sagte der Neger.

— Sind wir Gefangene, oder warum bekommen wir Euern König nicht zu sehen?

Prinz Ellaks Kopf erschien jetzt in derselben Luke.

— Den König bekommt man erst heute Abend beim Gastmal zu sehen, sagte der Prinz mit einem böshaften Grinsen.

— Sollen wir bis dahin hungern?

— Wir nennen es fasten, und das tun wir immer, wenn wir ein Gastmal vorhaben, um dann desto mehr essen zu können.

— Können wir denn wenigstens hinaus?

— Noh! antwortete der Prinz mit seiner Roßtäuscherphysiognomie. Man muß sich in die Sitten des Landes finden!

Und damit wurde die Luke geschlossen.

— Glaubst du, daß wir mit dem Leben davonkommen? fragte Edeko.

— Wer weiß! Attila ist aus Falschheit geschaffen. Du weißt nicht, daß er einmal zwei Briefe schrieb; den einen an den König der Westgoten, Diterich, und darin bat er ihn um ein Bündnis gegen die Römer als den gemeinsamen Feind; am selben Tag schrieb er einen ähnlichen Brief an die Römer, in dem er um ein Bündnis gegen die Westgoten bat. Der Betrug wurde entdeckt, und Attila hatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt.

— Er scheint unsterblich zu sein, sonst wäre er doch wohl einmal im Kampf getroffen worden, da er immer an der Spitze geht.

Bis zum Abend blieben die Reisekameraden eingesperrt, dann wurde die Tür schließlich geöffnet, und ein Zeremonienmeister führte sie in die Halle, wo das große Gastmahl stattfinden sollte.

In dem großen Saal waren unzählige Bänke und Tische, mit den kostbarsten Geweben überzogen und mit Trinkgefäßen aus Silber und Gold gedeckt. Die Gäste waren versammelt, unsere Reisenden aber sahen keine bekannten Gesichter, und sie spähten vergebens nach dem Bräutigam und der Braut.

Als ihnen ihre Plätze angewiesen waren, begann ein leises Gemurmel unter den Gästen. Man sprach halblaut und fragte sich, wo der Großkönig sich zeigen würde.

Orestes und Edeko untersuchten mit den Augen Wände und Decke, ohne sehen zu können, wo das Wunder geschehen sollte;

denn diese kindlichen und hinterlistigen Männer pflegten die Gäste mit Überraschungen und scherzhaften Possen zu ergötzen.

Plötzlich stand die ganze Versammlung auf. Der Behang der Wand im Hintergrund war fortgezogen worden und auf einer Estrade saß ein kleiner unbedeutender Mann, allein mit einem Tisch vor sich und einem Ruhesofa neben sich. Auf dem Tisch stand ein Holzbecher.

Er saß ganz unbeweglich, nicht einmal die Augenlider bewegten sich.

Etwas tiefer als er stand sein Minister, der Grieche Onegesius, der seine Blicke unablässig auf den Herrscher geheftet hielt, der durch die Augen zu ihm sprechen zu können schien.

Der Minister gab ein Zeichen, und die Gäste setzten sich.

Attila blieb sitzen, wie er saß, die Beine gekreuzt und die rechte Hand auf dem Tisch. Er grüßte nicht, beantwortete die Grüße nicht.

— Er sieht uns nicht! Er zeigt sich nur! flüsterte Orestes.

— Er sieht wohl!

Onegesius erhielt einen Befehl aus dem Auge des Herrschers; hob seinen Stab; ein Dichter trat vor, mit einem Instrument, das einer Harfe und einer Trommel zugleich glich. Nachdem er die Saiten und das Trommelfell geschlagen, begann er zu rezitieren. Es war ein Lied von allen Taten Attilas, stark aufgetragen, und es wäre endlos erschienen, wenn die Versammlung nicht in den Refrain eingefallen wäre und dabei mit ihren kurzen Schwertern auf den Tisch geschlagen hätte. Der Dichter schilderte die Niederlage auf den katalaunischen Feldern als eine ehrenvolle, aber unentschiedene Schlacht.

Als die Fremdlinge eine Zeitlang den unbedeutenden Helden in seinem einfachen braunen Lederanzug betrachtet hatten, wurden sie von der gleichen unwiderstehlichen Achtung ergriffen wie alle, die ihn gesehen.

Es lag mehr als Eitelkeit in dieser selbstbewußten Ruhe; diese sichtbare Verachtung von allem und allen. Er wandte den Gästen fortwährend das Profil zu, und niemand außer dem Minister konnte seine Blicke auffangen.

Als das Loblied zu Ende war, erhob Attila seinen Becher, und ohne einem zuzutrinken, nippte er daran.

Das war jedoch das Signal zum Beginn des Trinkgelages, und der Wein floß in goldene und silberne Becher, die bei jedem Zug geleert werden mußten, denn es ergötzte den Herrn, selbst nüchtern seine Umgebung berauscht zu sehen.

Nachdem man eine Weile getrunken hatte, trat der Neger Hamilkar vor und gaukelte.

Da erhob sich der Großkönig, kehrte erst der Versammlung den Rücken, und legte sich dann auf das Sofa. Aber in jeder seiner Bewegungen lag Majestät; und als er so sinnend dalag, die Kniee hinaufgezogen und die Hände unterm Nacken, die Augen gegen die Decke gerichtet, war er noch imponierend.

— Aber die Braut, und die Hochzeit? fragte Orestes einen von den hunnischen Gästen.

— Bei uns spricht man nicht von seinen Frauen; sollte man sie da zeigen? antwortete der Hunne.

Das Trinken nahm seinen Fortgang, aber Speisen kamen nicht auf den Tisch. Mitunter sang die ganze Versammlung und schlug auf den Tisch. Mitten im Rausch und Lärm war der Saal plötzlich voll Rauch und das Gebäude stand in Flammen. Alle stürzten auf, schrien und suchten die Flucht, der Minister aber schlug mit seinem Stab auf den Tisch, und die Versammlung brach in ein Lachen aus.

Es war ein Hochzeitsscherz, und man hatte nur einige Ladungen Stroh draußen angesteckt.

Als die Ruhe wieder eingetreten war, war Attila nicht mehr zu sehen, denn er hatte den Saal durch eine Paneeltür verlassen.

Und jetzt begann das Gastmal, das bis zum Morgen dauerte.

— — — — —

Als die Sonne aufging, saß Orestes mit einem avarischen Fürsten noch beim Becher. Das Aussehen des Saals war unbeschreiblich, und die meisten Gäste tanzten draußen um Feuer.

— Das ist auch eine Hochzeit! sagte Orestes. Die vergessen wir nicht so bald; aber gern hätte ich mit dem merkwürdigen Mann gesprochen; kann man das nicht?

— Nein, antwortete der Avare, er spricht nicht ohne Not. Wozu soll das dienen, sagt er, dazustehen und einander voll zu lügen? — Es ist ein kluger Mann, und nicht ohne Züge von Wohlwollen und Menschlichkeit; er duldet keine unnötige Blut-

vergießung, rächt sich nicht an einem Geschlagenen, verzeiht gern.

— Hat er Religion? Ist er bange vorm Tod?

— Er glaubt an sein Schwert und seinen Beruf, und der Tod ist ihm nur das Tor zur wirklichen Heimat. Darum lebt er nur als Gast hier unten, oder wie auf einer Reise.

— Also ganz wie die Christen!

— Eigentümlich ist es, daß er Respekt vor dem Papst Leo unten in Rom bekam. — Was ist nun los?

Draußen erschallte ein Geheul, das erst aus dem Palast zu kommen schien, sich dann aber durchs Lager verbreitete. Eine halbe Million Menschen heulten, und es klang wie Weinen.

Die trinkenden Gäste eilten hinaus und sahen alle Hunnen tanzen, sich mit Messern das Gesicht ritzen und hörten sie unbegreifliche Worte ausstoßen.

Edeko kam hinzu und riss Orestes mit sich durch die Haufen:

— Attila ist tot! Gelobt sei Jesus Christ!

— Tot? Das ist Ildico!

— Nein, sie saß an der Leiche, verschleiert, weinend.

— Das ist sie!

— Ja, aber diese Wilden sind zu hochmütig, um zu glauben, Attila könne von einem Menschen getötet werden!

— Welches Glück für uns!

— Schnell nach Rom mit der Neuigkeit! Das Glück des zuerst Kommenden ist gemacht! — —

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kriminalist. Von dem auch in weiteren Kreisen bekannten »Bezirksgericht Josephstadt in Strafsachen« sind erbauliche Dinge zu melden. Einige Ehrenbeleidigungen gegen »illustre Persönlichkeiten« — wie sie der Gerichtsreporter nennt — wurden »auf Grund von Vorerhebungen ohne Anordnung einer Verhandlung a limine abgewiesen«. Da solche Praxis noch nie einem in den Tiefen der Menschheit Gebornen zugutekam, so ist wohl anzunehmen, daß die »Vorerhebungen« darin bestehen, daß man die Generalien, Geburt, Rang und Stand des Beschuldigten, also nicht sein Verschulden, sondern sein Verdienst feststellt. Daß in Österreich der Mensch beim Baron anfängt, ist eine

antiquierte demokratische Behauptung. Wahr scheint nur zu sein, daß in Österreich der Angeklagte beim Baron aufhört. Kompromittiert sich ein Graf durch die Geschäftsverbindung mit einem Börseaner und werden zufällig beide der Ehrenbeleidigung beschuldigt, so wird die österreichische Justiz Gnade für Unrecht ergehen und auch den bürgerlichen Börseaner der neuen Amtswohltat teilhaftig werden lassen. Graf bleibt Graf, aber Herr Knöpfelmacher wird in der Reihe jener »illustren Persönlichkeiten« pardonnirt, über deren Ehrenbeleidigungen »ohne Anordnung einer Verhandlung« entschieden wird. Die Verbindung Kinsky & Knöpfelmacher hat sich in jeder Beziehung rentiert. Der gerichtliche Erfolg war umso sicherer, als der Kläger, der der Justiz zu imponieren meinte, die Unvorsichtigkeit beging, den Fürsten Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujest, als Zeugen zu führen, in dessen »Bureau« die Beleidigung geschehen sei. Das Bezirksgericht Josephstadt beschloß wegen zu starken Herzklopfens auf die Einvernahme des Herzogs zu verzichten. Es ging zur passiven Resistenz über und stellte das Verfahren ein. Das Landesgericht freilich machte ihm Mut und zwang es, den Herzog vorzuladen. Vermutlich ging die höhere Instanz von der Ansicht aus, daß angesichts der Mittäterschaft des Herrn Knöpfelmacher die rasche Erledigung des Falles doch nicht tunlich und daß zur Einstellung des Verfahrens auch nach der Einvernahme des Herzogs noch immer Zeit sei. Wiewohl das goldene Vließ längst vom goldenen Kalb bezogen wird, hat die österreichische Amtlichkeit den Respekt vor den Hochgebornen nicht verlernt. Die und der Gerichtssaal können nun einmal nicht zusammenkommen Entweder scheuen sie ihn oder scheut er sie.

Liberaler. »Was für ein Aufruhr! Was sind das für wilde Tiere, die da heulen? — Das sind die Juden. Sie sind immer so.« Gespräch der Soldaten in »Salome«. Aber auch jedem, der die Berichte über eine »Protestversammlung der Kultusgemeinde« und die Leitartikel der rituellen Presse liest, könnte die Aufklärung werden, daß »sie immer so sind«. In Wien macht allemal eine Dummheit die andere gefährlicher, und wenn nicht eine dritte käme, die die beiden ersten vergessen läßt, stände es schlimm um die Sicherheit der Stadt. Eine unsinnige Rede des Bürgermeisters wirbt dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus Anhänger. Eine jüdische Protestversammlung treibt die neuen Gläubigen und mit ihnen viele alte dem Antisemitismus in die Arme. Programmgemäß rückt eine gräßliche Kundgebung nach der andern an, »und um die Ecke brausend bricht's wie Tubaton des Weltgerichts . . .«

»Und dann der Baurat Stiaßny«. Er hat in der ‚Neuen Freien Presse‘ einen wehmütigen Vergleich zwischen dem Bürgermeister von Wien und dem Lord Mayor von London gezogen. Der Vergleich war nicht glücklich. Die Äußerung des Lord Mayors trieft zwar von philosemitischer Gesinnung, enthält aber auch den Satz: »Bekümmert und entmutigt durch die Behandlung, welche ihre mit Füßen getretenen Glaubensgenossen in anderen Ländern zu erdulden hatten, vermochten sie dennoch ihre gerechte Empörung zu unterdrücken, damit einerseits das freundliche Einvernehmen mit ihren Mitbürgern in diesem Lande keine Störung erleide und andererseits durch feindselige Demonstrationen ihre freundschaftlichen Beziehungen zu anderen, weniger gesitteten Ländern keine Änderung erführen.« Die ‚Neue Freie Presse‘ und ihr Einsender haben sich wohl auf die Dummheit der antisemitischen Journalistik verlassen. Sie hat es sich entgehen lassen, die wohlwollenden Bemerkungen des Lord Mayors über die Londoner Judenschaft für den Standpunkt des Wiener Bürgermeisters auszuschroteten. In London und in Wien war von der Stellung der einheimischen Juden zu den russischen Ereignissen die Rede, dort wie hier wurde von der Möglichkeit einer Störung des freundlichen Einvernehmens zwischen den Juden und ihren Mitbürgern gesprochen. Nur daß in London Wunsch blieb und Lob der Klugheit, was in Wien die Form der Drohung annahm — für den Fall der Unklugheit. In dem häßlichen Kommentar, den Herr Dr. Lueger seiner Rede gab — häßlich, weil er die Drohung aufrechthielt, indem er sie scheinbar in Abrede stellte und darauf bestand, er habe »bloß« gemeint: »wenn die Juden usw.« — hat er sich nicht allzuweit vom Standpunkt des Lord Mayors entfernt, der ja auch das Stillschweigen zu dem Leid der Stammesbrüder als die Grundlage des Friedens bezeichnete. Der Unterschied ist bloß der Unterschied der Londoner und der Wiener Manieren.

Sozialdemokrat. Der Kamn schwillt. Und mit ihm die Kühnheit der Behauptungen. Dr. Viktor Adler hat am 5. Dezember in einer Volksversammlung, die gegen die Wahlrechtsgegner des Herrenhauses protestierte, nach dem Bericht der ‚Arbeiterzeitung‘ vom 8. Dezember die Worte gesprochen: »Denen (den preußischen Junkern) hat es nämlich Bismarck mit jener Genialität, die ihm Lassalle soufflierte, erspart, sich durch die Niedertracht eines Kampfes gegen das allgemeine Wahlrecht zu kompromittieren«. Jetzt ist's am Tage. Und die Null Bismarck wird hoffentlich bald von der Rechentafel der Geschichte ge-

löscht sein, auf der in Zukunft überhaupt nur mehr die »250.000«, die auf der Ringstraße für das Wahlrecht demonstrierten, figurieren werden.

Wiener. Ich ärgere mich immer, daß ich so spät erst von all den Dingen, die ich tue, erfahre. Immer später als die anderen, unbeteiligten Leute. Da habe ich hinter meinem Rücken ein modernes Cabaret gegründet. Alle Leute wissen es, die Kaffeehäuser sind voll davon, die Blätter schreiben darüber. Schreckliche Vereinshumoristen erzählen, ich hätte sie bereits engagiert. All dies erfahre ich als der letzte. Und freue mich der mythenbildenden Kraft, die ich mir in Wien bereits erworben habe. Ich werde wohl einst aus den wohlwollenden Nachrufen der Wiener Presse erfahren, daß ich gestorben bin. Die jüngste Neuigkeit freilich ward mir in so bestimmter Form gemeldet, daß ich mich fragen muß, ob's denn nicht vielleicht doch wahr ist, daß ich das Nachlokal »Brady« gekauft habe und dort ein Cabaret eröffne. Aber so sehr ich ins Schwanken gebracht werde, schließlich erinnere ich mich doch ganz bestimmt, daß es nicht der Fall ist. Daß ich in Gesellschaft des Leiters Mr Henry und seiner Mitarbeiter zu sehen bin, ist unbestreitbar; auch daß ich ab und zu in szenischen Dingen mit Rat helfe. Aber im Ganzen habe ich zu dem Cabaret, das gegründet wird, keine andere Beziehung als die des Interesses, das ein Kunstfreund an einer künstlerischen Gründung nimmt, und die der Hoffnung, daß sie dem Stil der Gattung näher kommen wird als jene im Souterrain gelegene Herberge des Stumpfsinns und der Talentlosigkeit, die Schiller gewiß gemeint hat, als er die Worte schrieb: »Da unten aber ist's fürchterlich«.

Sammler. Wenn Sie's durchaus nicht missen wollen, sei's hier nachträglich erwähnt. Nach einer »Unterredung mit dem spanischen Minister des Äußern, Don Pio Gullon« — diplomatische Interviews in der ‚Neuen Freien Presse‘ sind immer lohnend — war (am 14. November) zu lesen: »Er (der Schmock) hatte, als er den Mann mit dem schneeweißen Haar und der gebeugten Gestalt vor sich sah, den Eindruck, als ob Don Pio Gullon neben dem jungen König von Spanien dastehe wie Fenelon neben Telemach«. — In der ‚Sonn- und Montagszeitung‘ — der alte Schmock lebt noch — ward kürzlich berichtet, eine Konzertsängerin habe einige Lieder »mit feinem Geschmack, gut geschulter Stimme und schönem Erfolg vorgetragen«. Der Referent soll mit dem lange gesuchten Verfasser jener kleinen Anekdote identisch

sein, nach der ein Soldat in der Instruktionsstunde auf die Frage, womit er sein Gewehr putze, die Antwort gab: »Mit Liebe, Pasta und Sorgfalt«. — Auch sonst ist manches in der letzten Zeit geschehen, das wert wäre, in die Sammlung aufgenommen zu werden. Aber der wichtigste Grundsatz ist — nicht vollständig zu sein und lieber der Phantasie als der Neugierde zu dienen.

Stilist. Kein Vergnügen wird so ehrlich empfunden wie das, der ‚Fackel‘ eine sprachliche Entgleisung nachweisen zu können. Selbst wenn der Nachweis nicht erbracht werden kann, ist das Vergnügen groß. Ein Esel hält mir vor, daß ich kürzlich einmal in einer Glosse über die Hutmodewahl den Hut »Weisse« mit den Worten zurückweisen ließ: »Den ziehe ich nicht an!« Man ziehe einen Hut nie an, sondern setze ihn auf. Unsinn! Ganz abgesehen davon, daß man einen Hut, der ein Bekleidungsgegenstand ist, sehr wohl anziehen kann — man zieht ihn eben »an sich« —, hat es sich dort um die Anwendung einer üblichen Redensart gehandelt. Die Anwendung ist richtig, auch wenn die Redensart noch so falsch wäre. Je schlampiger, je lokaler der Ausdruck ist, umso notwendiger ist seine Anwendung dort, wo man ohne Gänsefüßchen zitiert. Aus dem kleinen Willomitzer aber lernt man keine stilistische Perspektive. — Ein unverfälschter deutscher Schwachkopf hält sich über die im Schluß der Abhandlung »Die Kinderfreunde« enthaltene Wendung auf: »Wie, wenn sich der Fall — der sich gewiß nie zugetragen hat — wiederholte«. Ja, kann sich denn ein Fall, der sich nie zugetragen hat, wiederholen? Und der deutsche Mann glaubt, daß ich solche Unmöglichkeit nicht selbst zu bedenken imstande war. Aber soll ich ihm das Fremdwort »Oxymoron« übersetzen? Es bedeutet einen »Gedanken, der einen scheinbaren Widerspruch enthält«. So etwas gibt's nämlich im deutschen Stil. Das Oxymoron — nennen wir's alldeutsch »scharfsinnige Dummheit« — ist eine Redewendung, deren sich zu allen Zeiten die besten Schriftsteller bedient haben. Man kann z. B. von einem lauten Geheimnis sprechen, von einer redenden Stille, einem beredten Schweigen, und von deutschvolklichen Blättern, die nicht deutsch können. Auch von Witzblättern, die nicht witzig sind. Da ist z. B. die ‚Muskete‘, die zur Vermehrung der vaterländischen Langweile neulich in die Welt gesetzt ward. In fetten Lettern triumphiert sie, die ‚Fackel‘ habe in Nr. 189 den Satz enthalten: »Ein Konkubinat in der Hand ist besser als eine Kinderschändung auf dem Dache«. Ja, aus dem Zusammenhang gerissen, würde der Satz mir selbst den Eindruck machen, als ob sein Verfasser

glaubte, daß man ein Konkubinat mit der Hand und Kinderschändungen auf dem Dache zu begehen pflege. Lese ich aber die ganze Stelle, so bin ich der Meinung, daß ich eine Justizhetze, die einen der Kinderschändung Beschuldigten »wenigstens« durch den Nachweis eines Konkubinats herabsetzen möchte, nicht besser als durch die Paraphrasierung des bekannten Zitats charakterisieren konnte. Ich glaube, daß die ‚Fackel‘ nicht so humorlos geschrieben ist wie die ‚Unverfälschten deutschen Worte‘ oder die ‚Muskete‘; aber an stilistischem Gefühl nimmt sie’s mit ihnen auf.

Arzt. Das Ansehen, dessen sich die Wiener medizinische Fakultät weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in den kaufmännischen Kreisen erfreut, erfährt mit jedem Tage neue Förderung. Herrn Professor Monti, den bewährten Hausarztverdränger, der in schweren Fällen, bei denen er als Konsiliarius zugezogen wird, sich selbst den Patienten verordnet und dessen Methode hier einmal demonstriert wurde, hat die Disziplinierung creilt. Aber der akademische Senat scheint sich für die Anschauungen der Ärztekammer nicht erwärmen zu können. Sicherlich billigt er auch das Tun jenes andern Universitätsprofessors, der sich bei diesen schlechten Zeiten gezwungen sieht, sich mit einer Papierhandlung zu assoziieren. Wie das? Sehr einfach. Seit einiger Zeit macht unser öffentliches Leben die sogenannte »Gärtner-Kur« durch. Was ist die Gärtner-Kur? Was bezweckt sie? Sie bezweckt durch systematische Dosierung der menschlichen Nahrung ihren Erfinder fetter zu machen. Wenn nebenher noch die Entfettung des Patienten ohne weitere schädliche Folgen für seine Gesundheit erreicht wird, umso besser. Nach der Gärtner-Kur drängt, an der Gärtner-Kur hängt doch alles! Ach wir Armen! Seit allzu langer Zeit liegt uns außer der Wahlreform nur noch die Gärtner-Kur am Herzen. Wer in Wien zur guten Gesellschaft gezählt sein will, speist nur mehr unter Anleitung des Professors Gärtner. Ob er dabei das Messer in den Mund steckt, tut nichts zur Sache. Dem Erfinder der Kur soll diese in wiederholten Fällen sehr gut angeschlagen haben. Trotzdem ihre Methode, wie in ärztlichen Kreisen versichert wird, keineswegs neu ist. Auch vor Professor Gärtner’s rituellen Speisegesetzen soll nämlich schon in medizinischen Lehrbüchern die Speisewage als Werkzeug menschlicher Entfettungsbestrebungen empfohlen worden sein. Herrn Professor Gärtner gebührt bloß das Verdienst, die Methode in seine eigene Praxis eingeführt und zur sogenannten »Gärtner-Kur« rationell ausgestaltet zu haben. Haarwuchsmittelerzeuger

lassen den gewissen Inseratenmenschen, dem ein dichter Wald das einst unbehaarte Haupt krönt, mit der tiefempfundenen Versicherung eines, der's überstanden hat, uns täglich in den Ohren liegen: »Ich war kahl«. Solch kosmetischen Beglückern der Menschheit liefert wohl eine oder die andere Schauspielerin ein Reklamefeuilleton, in dem sie der Welt die Heilsbotschaft bringt, daß nichts über »Javal« gehe. Jeder Toiletteartikel verlangt seine Darstellerin. Die Gärtner-Kur hat ihre Niese gefunden, und die tüchtige Komikerin, die ihre Popularität lieber als ihr Körpergewicht zunehmen fühlte, soll in Wort und Schrift und indem sie sogar unter den Auspizien des Professors Gärtner ihre Mahlzeiten einnimmt, jener Dankspflicht obliegen, die sich in der pietätvollen Versicherung betätigt: »Ich war dick«. Die Gärtner-Kur und kein Ende. Und so kommt man nicht einmal dazu, über die Zusammenhänge zwischen der medizinischen Forschung und einer Papierhandlung nachzudenken. Hier sind sie: Ein Leser, seines Zeichens Frauenarzt, teilt mir das folgende Erlebnis mit: »Eines Tages wollte ich für meine zuckerkrankte Mutter in der Papierhandlung F (folgt die Adresse) eine »Speisewage nach Professor Gärtner« kaufen. In dem Geschäft wurde mir gesagt, ich könne die Wage ohne eine Anweisung des Herrn Professors nicht erhalten; doch würde er, der in demselben Hause wohne, mir, dem Kollegen, den notwendigen Zettel ohne weiters ausfolgen . . . Ich ging zu meinem Freunde K (folgt die Adresse) und erzählte ihm die Geschichte. Er begab sich sofort ans Telephon, rief den Herrn Professor auf, und es entwickelte sich das folgende Gespräch: »Wer dort? — Hier Professor Gärtner! — Persönlich? — Jawohl! — Ich bitte, ich wollte mir heute beim F. in der Sch straße eine Speisewage nach Ihrem System kaufen. — Wer dort? — Hier K — Ja, diese Wagen sind nur für meine Patienten bestimmt. — Ach, muß man da also erst bei Herrn Professor Visite machen? — Ja gewiß! — Danke! Schluß!« — Soweit der Einsender. Dieses Telephongespräch ist als Beitrag zur Erforschung der Zusammenhänge zwischen wissenschaftlicher Theorie und — Praxis gewiß lehrreich. Es wäre interessant zu erfahren, ob sich der Professor und der Papierhändler mit der gegenseitigen Rekommandation begnügen oder ob der Papierhändler auch noch von jedem Patienten und der Professor von jeder Wage einen Vermittleranteil bezieht. Die Agenden sind übrigens ungleich verteilt. Denn der Papierhändler schickt gewiß nicht alle seine Patienten — etwa die Käufer von Ansichtskarten — zum Professor,

während dieser wohl seine sämtlichen Kunden zum Papierhändler schickt. Dafür ordiniert wieder der Papierhändler den ganzen Tag, und der Professor ist bloß einige Stunden im Geschäft tätig.

Chirurg. Widerlich sind die Berichte der ‚Neuen Freien Presse‘ über den Beinbruch des Erzherzogs Karl. Der Preßkötter kann sich an den Knochensplittern einer so hohen Persönlichkeit nicht satt nagen. Was eine ›informierte Seite‹ sagt. Was eine ›andere Seite‹ sagt. Was man uns Abends meldet. Was man uns Nachts meldet. Was der Eislauflehrer erzählt. Was der Eismeister berichtet. Was eine ›ärztliche Seite‹ meint . . . ›Mit dem Automobil der Rettungsgesellschaft wurde der Erzherzog in das Augartenpalais gebracht, wo schon der Chefarzt, kaiserlicher Rat Dr. Charas, der inzwischen verständigt worden war, auf den Transport wartete‹. Wozu? ›Zur Untersuchung mit Röntgen-Strahlen wird Erzherzog Karl morgen ins Sanatorium Löw gebracht werden.‹ Die Nachricht wird vielleicht dementiert werden, so daß also das Sanatorium Löw noch einmal genannt werden kann. Was der Kaiser sagte. Was die Erzherzogin Maria Josefa sagte. Was der Erzherzog Otto sagte. Einer sagte, daß der Verband der Rettungsgesellschaft ›sehr schön‹ ist. Das war aber nicht, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte, eine der vielen höchsten Persönlichkeiten, die sich über den Unfall geäußert haben, sondern bloß der Professor Hohenegg.

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Die Erhöhung des Preises der einzelnen Nummer auf 30 Heller ist nicht bloß deshalb erfolgt, weil sich die Herstellungskosten seit dem 1. Jänner 1906 verteuern und weil längst das Verlagsbudget durch die Autorenhonorare überlastet wird, mit denen die ‚Fackel‘ allemal den Verlust von Käufern, die sich für wertvolle künstlerische Beiträge nicht interessieren, bezahlt. Die Erhöhung des Preises soll vor allem dem österreichischen Lesepublikum die hier hundertmal gepredigte Erkenntnis fühlbar machen, daß die materielle Wohlfahrt eines publizistischen Unternehmens nicht von seiner Ausdehnung abhängt. Die ‚Fackel‘ ist die bei weitem verbreitetste Revue Deutsch-Österreichs. Ein Blick auf ihren Inseratenteil aber wird den Kenner, der die großen Kosten der ungewöhnlich sorgfältigen Herstellung erwägt, über das Mißverhältnis zwischen Extensität und Prosperität, das fast so groß ist wie das Mißverhältnis zwischen der Arbeitsleistung des Redakteurs und seinem Einkommen, belehren. Ein Exemplar unserer

dickbäuchigen Sonntags- und gar eines der Weihnachts- oder Osterblätter, das etliche Bücher belletristischer Literatur aufwiegt, wird weit unter dem Herstellungspreise verkauft. Dem Inseratenertrag und dem dunkleren Nebengewinne, nicht der Auflage haben unsere großen Blätter ihr Millionengeschäft zu verdanken. Je größer die Auflage, desto größer das Defizit. Aber je größer die Auflage, desto fetter auch der Inseratenverdienst. Zu schmutzigem Nebengewinn bedarf es nicht einmal des Nachweises einer bestimmten Verbreitung. Die Revolverpresse gedeiht in Österreich, und ihre Herausgeber zahlen, da ihre Blätter kaum in sichtbare Erscheinung treten, bei einem großen Einkommen eine minimale Erwerbsteuer. Publikum und Steuerbehörde bemessen die Einkünfte eines Blattes ausschließlich nach seiner Verbreitung. Eine hohe Erwerbsteuer ist in Österreich das Strafgeld auf die Herausgabe eines unabhängigen Blattes. Daß eine Zeitschrift wie die ‚Fackel‘ neun Zehntel der ihr angebotenen Annoncen nicht aufnehmen kann, daß sie sich die ergiebigste Einnahmsquelle österreichischer Publizistik fast ganz verstopfen muß, rührt weder das Publikum noch die Behörde. Sie ist das in der Wiener Zeitungsgeschichte erste Beispiel für die Daseinsmöglichkeit eines Blattes »an sich«, dafür, daß ein Blatt ohne nennenswerten Inseratengewinn aktiv sein, daß es ausschließlich von seinen Lesern leben kann. Daß es von den Lesern bei weitem nicht so üppig lebt wie das miserabelste Erpresserblatt, das den hundertsten Teil der Auflage der ‚Fackel‘ hat, von seinen Nichtlesern, das heißt von jenen, die es sich für eine Abzahlung vom Halse halten, ist traurige österreichische Wahrheit. Das Publikum, das in den Weihnachtsfeiertagen für 8 bis 12 Heller alle neuen belletristischen Erscheinungen aller Nationen sich schenken läßt, erzieht die Tagespresse zur Korruption. Und die korrupte Tagespresse macht durch die lächerliche Verbilligung der Literaturpreise das Bestehen anständiger Zeitschriften fast unmöglich. Ein Blatt wie die ‚Fackel‘, das aus sich selbst heraus es zu einer in Österreich unerhörten Verbreitung gebracht hat, ist schon eine Ausnahmerscheinung, weil es nicht passiv ist. Schlechtere Zeitschriften müssen, um bestehen zu können, doppelt so teuer sein und doppelt so skrupellos in der Annahme von Inseraten. Will die ‚Fackel‘ das lächerliche Mißverhältnis zwischen ihrer Verbreitung und ihrem Erträgnis um ein geringes mildern, so kann sie nur im Verkaufspreis, nicht in der Gestaltung ihres Annoncentheiles eine Reform eintreten lassen. Die Verteuerung der Herstellungskosten hat diese Reform unabweislich gemacht.

Die Bedingungen für die nach dem 1. Jänner 1906 angemeldeten, beziehungsweise erneuerten Abonnements sind auf der 4. Umschlagseite veröffentlicht.

DIE FACKEL

NR. 193

WIEN, 19. JÄNNER 1906

VII. JAHR

Kaiserworte.

Und wieder hat der Inseratenagent als Flügeladjutant fungiert. Der österreichische Patriotismus, der fast so wehleidig ist wie der österreichische Katholizismus, zeigt sich unglaublich tolerant, wenn das »Gott erhalte« zur Formel für eine Inseratenquittung wird, und jener Staatsanwalt, der einst die Denunziation einer Majestätsbeleidigung als die vornehmste Pflicht des Bürgers bezeichnet hat, sitzt jetzt im Preßbureau, inspiziert die Tagespresse und »macht nicht mau«, wenn sich die Schweinepriester der öffentlichen Meinung von den für fingierte oder entstellte Kaiserworte abgepreßten Firmengeldern mästen. Wenn die Majestätsbeleidigung sich mit Erpressung paart, drückt der Staat ein Auge — just das Auge des Gesetzes — zu. »Der Kaiser in der Kochkunstausstellung.« Welche Devise für einen Raubzug! Hat Se. Majestät eine Ahnung, welches Handwerk er, in der landesväterlich frommen Absicht, dem Gewerbe auf die Beine zu helfen, fördert? Weiß es der Kaiser? Er weiß es nicht. Und das Gesinde wagt es nicht, es ihm zu sagen. Hat so ein Obersthofmeister die Rache der Preßmaffia, die ja in ihrem Raubbezirk gefährlicher sein mag als die Kamarilla, zu fürchten? Gewiß nicht. Aber — »der Weltgeist will's«. Der Kaiser muß nun einmal herhalten, wenn eine Liqueurfirma eine wirksame Reklame braucht. Und einem Nachtkaffeetieser muß er gesagt haben:

›Ja, ja, ich kenne Ihr Geschäft, und es ist sehr schön, daß Sie sich so betätigen‹.

›Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln!‹ Der klassische Spruch steht gewiß nicht über den Türen der Wiener Preßhöhlen angeschrieben. Österreich ist halb erheitert, halb angewidert von dem journalistischen Zeremoniell, das bei jedem Rundgang des Kaisers durch eine Ausstellung eingehalten wird, ein Zivilrichter hat es ausgesprochen, daß die Abmachung eines Annoncenbureaus, das Kaiserworte vermittelte, mit einer Firma (die sie nicht bezahlen wollte) ein unmoralischer Vertrag war, und die Bellegardes, Paars und Kielmanseggs führen den alten Monarchen noch immer mit dem gleichen Ernst zwischen den Spießruten der Erpressung und Reklamesucht hindurch. Und alles findet er, der seine Güte nicht mißbraucht fühlt, ›sehr schön‹ . . . Aber diesmal ward der Trug frecher betrieben. Nicht nur daß der Kaiser vor jeder Cognacfirma bewundernd verweilen, bei jeder Obstkonservenhandlung sich erinnern sollte, daß er sie von früher her kenne, und mit dem Paprika-Schlesinger über die Schlechtigkeit der Menschen klagte, die Fälschungen von Paprika auf den Markt bringen, — diesmal mußte er auch der Presse, die für ihre patriotische Vermittlertätigkeit den Undank der ‚Fackel‘ geerntet hat, ein tröstendes Kaiserwort widmen. Was also sagte er zu dem ›Obmann des Preßkomitees‹, der ihm vorgestellt wurde? Ich denke mir Rede und Gegenrede etwa so: ›Ah, der Bernhard Münz! Ich kenne Sie schon von früher. Es freut mich sehr, daß auch die Presse wieder vertreten ist. Sie haben hier wohl viel Mühe gehabt?‹ ›Majestät, die Presse stellt sich gerne in den Dienst der guten Sache, wenn sie etwas trägt.‹ ›Ich weiß, ich weiß. Es muß Ihnen viele Mühe machen, die Worte, die ich nicht sprechen werde, zusammenzustellen und mit jedem einzelnen Firmainhaber über den Preis einig zu werden. Es

ist sehr schön, daß Sie nicht unter fünf Gulden per Zeile heruntergehen.« Von dieser Unterredung wird natürlich nur ein Bruchstück den Lesern der ‚Neuen Freien Presse‘ übermittelt. »Sie haben hier wohl viel Mühe gehabt?« Herr Bernhard Münz erwiderte, daß sich die Presse gerne in den Dienst der guten Sache gestellt habe. Der Kaiser bemerkte darauf: ‚Die Presse hat hier ein gutes Werk gefördert, wenn es ihr auch Mühe machte.‘ . . . Daß aber bei der sorgfältigsten Stilisierung der Kaiserworte, die ja oft noch im letzten Moment Preisschwankungen unterworfen sind, Irrtümer unterlaufen können, ist nur zu begreiflich. Auf ein bedenkliches Beispiel ungenauer Wiedergabe der vom Monarchen gespendeten Anerkennung macht mich ein Strafrichter aufmerksam, der seiner Verwunderung Ausdruck gibt, daß man ein Blatt, das den Kaiser von Österreich im Serenissimumton sprechen lasse, nicht konfisziert habe. »Näher tretend apostrophierte der Kaiser« — so schreibt das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ — »Herrn Riener, auf die Forellen im Teiche weisend: ‚Das sind schöne Forellen, sie schwimmen wie natürlich.‘ . . . Ob man aber die Form, in der das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ und die ‚Zeit‘ eine andere freundliche Bemerkung des Monarchen wiedergaben, als Irrtum oder als Racheakt bezeichnen müßte, bleibe dahingestellt. Die Sache ist inzwischen gewiß witzblattreif geworden; der ‚Fackel‘ wurde der Zeitungsausschnitt in einem halben Hundert Exemplaren zugeschickt. Ein Teil der Einsender vertritt die Ansicht, daß nur eine Enttäuschung der Administration die folgende schmeichelhafte Reklame verschuldet haben könne: »Vor der großen Ausstellung der Firma Jakob Neumayer & Komp. wurden die Firmainhaber Neumayer sen., Heinrich Schedl und Nimmrichter vorgestellt. Der Kaiser sagte: ‚Das sind ja kolossale Prachttiere. Das findet man selten.‘ . . .

Die Firmeninhaber würden, auch wenn sie

solchen Insulten nicht ausgesetzt wären, die publizistische Verwertung kaiserlichen Lobes nicht durchaus als Wohltat empfinden. Wie zahlreiche Beschwerden, die ich auch diesmal wieder aus industriellen Kreisen erhielt, beweisen, weichen viele bloß der sechsläufigen Drohung der dreimal gespaltenen Zeile. Das Machtmittel der Druckerschwärze, bei patriotischem Anlaß verwendet, wirkt verheerend. Die Bedrohten müssen es sich zur Ehre anrechnen, für das, was ihnen ein Kaiser gesagt hat, einen Journalisten bezahlen zu dürfen. Dieses durch alle Ausstellungen raunende »Was hat er gesagt?« gebückter Reporter bedeutet eine fürchterliche Steuer, die der Staat im Staate der Industrie abpreßt. Aber von dem Urtext bis zu der veröffentlichten Fassung ist ein weiter Weg des Feilschens. Nichts ist praktikabler als ein Kaiserwort. Jener betriebsame Tapezierer, der eine »Dekoration« auf dem Umweg der patriotischen Gründung einer Arbeiteraltersversorgung erreichen möchte, läßt ein Zirkular versenden, in dem ein Kaiserwort nicht mehr wiederzuerkennen ist. Der Monarch hatte angeblich zu ihm gesagt: »Es würde mich sehr freuen, wenn auch weitere Kreise sich für Ihre so lobenswerte Absicht interessierten.« So ließ er in der ihm geneigten Presse verkünden. Das Zirkular, das vom Minister des Innern, dem Grafen Bylandt-Rheidt, als »Ehrenpräsidenten des Komitees« unterzeichnet ist, wird zudringlicher, vermeidet es aber, von der kaum mehr zu drapierenden »Absicht« des patriotischen Tapezierers zu sprechen, und läßt den Kaiser zur Firma Jaray also reden: »Ich hoffe und wünsche, daß sämtliche Hof- und Kammerlieferanten dieser Vereinigung beitreten, um so etwas Großes zu schaffen.« Das Kaiserwort, das in den Zeitungen schon unwahrscheinlich klang, ist im Zirkular des »Kaiser Franz Josefs-Vereins« wirksam abgeändert. In fetten Lettern wird es den Angeschnorrtten zugerufen. Wer früher nicht beitrug, war kein Patriot.

Wer jetzt nicht zahlt, ist ein Hochverräter. . . Analysieret die schwarzgelbe Schminke, und ihr werdet finden, daß sie aus 50% reiner Furcht und 50% schmutziger Hoffnung gemischt ist!



Aus einem Aufsatz, den der Münchener Hygieniker Hofrat M. Gruber unter dem Titel »Die Scheu vor Wien« in der »Neuen Freien Presse« veröffentlicht hat, erfährt man interessante Dinge. Vor allem, daß ein Mann, den, wie er ausdrücklich zugibt, »die unglaubliche Indolenz« der österreichischen Unterrichtsverwaltung aus seiner Vaterstadt vertrieben hat, die gute Laune aufbringt, die tieftrauernde und zurückgebliebene medizinische Forschung Wiens zu trösten und über ihre Zukunft zu beruhigen. Schlimmer kann's nicht mehr kommen? Nein, Hofrat Gruber meint, es stehe gar nicht so schlimm um die Fakultät. »Machen wir Wien doch nicht kleiner, als es ist!« Man glaubt sich zu erinnern, daß Herr Hofrat Gruber unter dem berüchtigten Universitätsverderber Hartel österreichmüde wurde? Man glaubt, daß er von der Demission Hartels die Besserung datiert? Was wir jetzt erleben, sei, versichert er, bloß »die Neige des bitteren Kelches, den Kurzsichtigkeit, Trägheit und politische Feigheit eingeschenkt haben«. Wessen Kurzsichtigkeit, wessen Trägheit, wessen politische Feigheit? Doch die des Herrn v. Hartel? Mit nichten. Zukunftsfröh ruft der Münchener Professor, der heute so wenig mehr unter der österreichischen Unterrichtsverwaltung leiden, wie der Exminister der Universität gefährlich

werden kann: »Wenn nur das Werk tatkräftig fortgesetzt wird, das großzügig geplant und begonnen zu haben das unvergängliche Verdienst des Ministers v. Hartel ist!« Herr Hofrat Gruber also, der vor drei Jahren vor Herrn v. Hartel nach Deutschland geflohen ist, würde heute bloß deshalb keine Berufung nach Wien — dem in hygienischen Dingen leider schattenfrohen — annehmen, weil — nun weil Herr v. Hartel nicht mehr Minister ist. Mit der Begeisterung eines Mannes, den die »unglaubliche Indolenz der österreichischen Unterrichtsverwaltung« befeuert hat, zählt er auf, was alles in den letzten Jahren für die Wiener medizinische Fakultät geschehen ist, was geschehen wird und — was geschehen könnte. »Sorgen Sie nur dafür,« ruft er den Redakteuren der ‚Neuen Freien Presse‘ zu, »daß die anderen Kliniken rasch nachfolgen, insbesondere die intern medizinischen, die doch immer den Grundstein der medizinischen Fakultät bilden. Wenn erst diese neuen internen Kliniken stehen werden, ausgestattet mit dem ganzen großen chemisch-physikalisch-physiologisch-bakteriologischen Apparat zur exakten Forschung, den sie heute brauchen — Sie werden die ersten Kliniker nicht mehr vergeblich zu rufen brauchen!« Das ist mehr als einleuchtend. Wenn nicht alle die Ursachen beständen, die die ausländischen Gelehrten Wien in weitem Bogen ausweichen lassen, würde kein ausländischer Gelehrter mehr Wien in weitem Bogen ausweichen. Wien hat seine Vorzüge: »denn wo sonst auf deutschem Boden,« ruft Hofrat Gruber, »fänden sie ein reicheres und interessanteres Krankenmaterial . . . als in Wien?« Wie wahr! Der Ruf Wiens als Krankenstadt bleibt unbestritten und nimmt offenbar in demselben Verhältnisse zu, in dem sein Ruhm als Stätte medizinischer Forschung abnimmt. So viele polnische Juden kommen täglich vom Bahnhof in die Spitäler, und kein Arzt ist unter ihnen, bloß lauter Kranke. Aber nur

Mut! Wenn wir auch keinen »Nachfolger Nothnagels auf der Lehrkanzel eines Skoda« kriegen können, so haben wir doch den Staub und die Kehrichtwalze, die die Krankheiten wahrlich schneller erzeugen, als der Professor und seine Schule mit ihnen fertig würden.

. . .

Das war eine Sylvesternacht! Die Hölle schien ausgespien. Die Bande heiliger Ordnung entzwei. Durch die Kärntnerstraße rast ein Bacchuszug. Faune, die bis dahin Hilfsbeamte waren, necken Nymphen, die bis dahin an der Schreibmaschine saßen. Was Hände hat, knutscht; was Lippen hat, küßt: »Das Volk, zerreißend seine Kette, zur Eigenhilfe schrecklich greift«. Lehrer tanzen um einen Kirchturm, ein Bürokrat sieht ein Einspannerpferd für den Amtsschimmel an und besteigt es, Bürgerfamilien kampieren auf dem Stefansplatz . . . Der schrecklichste der Schrecken: Der Philister hat das Dionysische bekommen! »Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu; der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei«. Ja, die Prostituierten haben für diese eine Nacht die Kärntnerstraße den Bürgerfamilien geräumt, und infolgedessen ist das Schamgefühl gröblich verletzt worden, ist es zu ärgerniserregenden Auftritten gekommen. Weit und breit kein Wachmann. Sie, die sonst peinlich darauf achten, daß die Blicke der Strichmädchen nicht zu auffallend seien und daß das Angebot nicht zu laut die Nachfrage übertöne, haben heute, wo sich die Ehrbarkeit unzüchtig gebärdet und der Familiensinn, der von Dirnen nicht belästigt sein will, sich austobt, in der Kärntnerstraße nichts zu suchen. Die Polizei ist mit der Prostitution verschwunden, das freie Bürgertum behauptet das Feld. Es ist, als ob die Geistlosigkeit eines ganzen Jahres in dieser Nacht rekapituliert würde. »Ein

älterer Herr drängte sich mit verzweifelten Gebärden durch die Menge, im Jammerton ausrufend: ‚Ich habe meine Schwiegermutter verloren!‘. ›Ein alter Herr hatte seinen Stadtpelz umgekehrt, mit dem Rauhen nach außen.‹ ›Ein junger Mann, elegant gekleidet, ließ sich von einem Dienstmann auf einem Schubkarren fahren.‹ Jugend und Alter aber vereinigten sich, die Tür eines Wagens, in dem eine kranke Frau und ihre Tochter saßen, mit den Worten aufzureißen: ›Außa mit die Menscher!‹ Das war, wie Schmöcke berichten, ›nicht der harmlose Wiener Humor mit seiner leichtlebigen Fröhlichkeit.‹ Wie sich der betätigt, weiß man. Wenn einst an die Vertreter aller Nationen die Frage gestellt werden wird, was sie auf Erden zum Fortschritt der Menschheit beigetragen haben —: der Rechenschaftsbericht des Wieners vor seinem obersten Richter wird — man singt ihn allnächtlich — lauten: ›Mir ham an Schampas trunken, a Bier dazu, an Wein . . .‹ Nichts von dieser bloß der Briefftasche gefährlichen Harmlosigkeit war in der Sylvesternacht zu spüren, in der die wachgewordenen Lebensgeister des Philisteriums die körperliche Sicherheit gefährdet haben. Und die Polizei? Sie hat sich, wie gesagt, bloß um Prostituierte zu kümmern. Und überdies glaubte sie auch deshalb nicht intervenieren zu müssen, weil die Verkehrsstörung, die sie sonst erst arrangieren müßte, bereits im besten Gange war. ›Die Schutzleute,‹ sagt Herr Henry in der deutsch-französischen Einleitung zu seiner Pariser Straßenszene, ›sind dort ebenso apathisch wie hier in Wien — vorausgesetzt, daß kein Verlangen nach die allgemeine Wahlrecht vorhanden ist.‹ Die Polizei ist bloß zur Stelle, wenn sie ein Redakteur der ‚Neuen Freien Presse‘ ruft. Vor dem rechtfertigte ein ›maßgebender Funktionär‹ am andern Tage die Haltung seiner Behörde. Die Polizei ist unbewußt wie eine schöne Sünderin. ›Wir haben mehrfache

übereinstimmende Meldungen, daß es in der Sylvesternacht in der Innern Stadt eine ungewöhnlich große Menschenbewegung und lautes, zuweilen lärmendes Treiben gab. Doch seien »bei den Sicherheitswachmännern keine Beschwerden vorgebracht worden.« Das klingt plausibel, und die einzigen Beschwerden, die vorgebracht wurden, betreffen auch wirklich bloß die Abwesenheit der Sicherheitswachmänner, bei denen man Beschwerden vorbringen wollte. Der maßgebende Funktionär muß sich ferner dagegen verhalten, daß man behauptet, in der Innern Stadt habe sich »Pöbel« Rendezvous gegeben: »Es war zum Teil elegantes, meist gut bürgerliches Publikum.« Aber müßte sich nicht eigentlich der Pöbel, in dessen Bezirken in der Sylvesternacht musterhafte Ordnung geherrscht haben soll, gegen die Verwechslung verhalten?



Zwei Skizzen*)

von Egon Friedell.

Der Panamahut.

Ich kaufte mir also einen Panamahut. Alle hatten gesagt ich müßte doch endlich einen Panamahut haben. Er kostete sechzig Kronen. Ich setzte ihn auf und begab mich in eine möglichst belebte Straße.

*) Der Verfasser hat sie einigemal im neuen Cabaret »Nachtlicht«, das mit vielen Talenten und gutem Glück die Schaulust des Wiener Publikums gegen die Harthörigkeit des Wiener Publikums verwertet, zum Vortrag gebracht. Mit nicht allzu starkem Erfolg bei den Hörern und bei der Wiener Kritik. Eben darum bringe ich sie zum Abdruck. Daß namentlich die »Bolette« in Kreisen, deren Lebenslement

Gleich sah mich einer meiner Bekannten und sagte: »Ah bravo, bravo! Ein Panamahut. Steht Ihnen fa-mos. — Aber Vorsicht, Vorsicht! Ein Regenspritzer und er ist futsch.« Ich wollte ihn noch um nähere Auskünfte bitten — er war aber schon vorbei.

Der zweite sagte: »Sehr chic. Wirklich. — Nur muß man dazu eine anständige Kravatte und anständige Handschuhe tragen. Von den Stiefeln gar nicht zu reden. In dem Toilette-Ensemble stört der schöne Hut bloß.«

Professor Müller sagte: »Ei, mein junger Freund, welcher prächtiger Hut! — Aber warum nicht lieber ein gutes Buch? — Dieser Hut kostet doch mindestens acht Kronen. Dafür bekommen Sie schon vier Lieferungen von ‚Weltall und Menschheit‘. Illustriert!«

Einer sagte bloß: »Dazu haben Sie Geld.« Er wußte nicht, daß ich auch den Panamahut noch schuldig war.

Endlich kam mein Freund Adolf Loos, der in unserer Stadt als erster Fachmann in Toilettefragen gilt. Er warf einen prüfenden Blick auf meinen Hut und sagte: »Was hat er gekostet.«

»Sechzig Kronen« erwiderte ich stolz.

»Ach so!« sagte Loos. »Dann ist ja gut. Ich fürchtete nämlich schon, Du wärest hereingefallen. Für sechzig Kronen kann er ja nichts wert sein. Ein echter Panamahut kostet mindestens zweihundert Kronen. Du mußt nämlich wissen: sie werden unter Wasser geflochten . . . « Er erklärte mir die Prozedur näher.

Aber ein anderer trat herzu und sagte: »Unsinn! Unter Wasser oder ober Wasser, — das ist gleichgiltig. Die Hauptsache ist, daß er hübsch ist, und das ist er — das heißt, bis auf die Form. Die ist freilich furchtbar geschmacklos.«

Schon aber mischte sich ein anderer ein und sagte: »Lassen Sie sich nur nichts einreden. Die Form ist sehr gut, — sie paßt

die Terminologie des Hausadministrators ist, unwirksam bleiben muß, ist begreiflich. Ich halte den Nachweis, wie der Menschenverstand immerzu von der »Fachlichkeit« überrumpelt wird und alles aufgibt, um ihr zu entinnen, für Humor. Und ich glaube, daß in diesen kleinen Skizzen, daß in dem einen Satz, den der Verfasser der Studie über »Lehrmittel« (Nr. 191) dem Demonstrator der Elektrisiermaschine in den Mund legt, mehr Perspektive und Lebensbeobachtung steckt, als ein Dutzend Wiener Feuilletonisten und Sonntagshumoristen zuwegebringt. Man wird mir, wenn ich das sage, nicht vorwerfen können, daß ich einen Mitarbeiter gelobt habe.

Anm. d. Herausgeb.

nur nicht zu Ihrem Kopf.« Und er fügte nachdenklich hinzu:
»Vielleicht . . . haben Sie überhaupt keinen Kopf für Panamahüte . . .«

Inzwischen war auch jenes Wesen erschienen, demzuleibe ich mir eigentlich den Panamahut gekauft hatte. Sie sagte: »Ich weiß nicht, was ihr von ihm wollt. Ich finde den Hut einfach reizend. Das Stroh ist fein, die Form ist hübsch, und ich finde auch, daß er ihn ausgezeichnet kleidet. — Nur . . . eines hab ich dran auszusetzen, aber . . . das ist meine ganz persönliche Privatsache. Nämlich . . . Gott, es ist vielleicht eine Marotte von mir . . . aber ich kann eben Panamahüte überhaupt nicht leiden!« — — —

Infolgedessen schenkte ich meinen Panamahut einem befreundeten Droschkengaul, der ihn jetzt mit vielem Stolz als Sonnenschützer trägt. Mir selbst aber kaufte ich um zwei Kronen fünfzig einen Filzhut, dessen Form und Farbe niemand zu bestimmen vermag. Ich hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß schöne und wertvolle Dinge ein sehr lästiger und störender Besitz sind, weil sie die Kritik der Menschen herausfordern, während man mit schlechten und billigen Sachen das ruhigste Leben von der Welt führen kann.

Die Bolette.

Ich weiß nicht, ob es allgemein bekannt ist, daß ich ein Haus besitze. Es würde mich nicht wundern, wenn es einige nicht wüßten, da ich selbst nicht viel davon weiß. Zeitweise wird es mir nicht schwer, es ganz zu vergessen, da das Jahr für mich selten mehr als ein Zinsquartal hat und auch dieses ziemlich dürftig ausfällt. Ob das nun an dem bißchen Wasser liegt, das sich bei unfreundlicher Witterung in den Wohnungen befindet oder an was sonst — kurz, das Häuschen erfreut sich nicht jener Frequenz, die man wünschen könnte.

Eines Tages aber faßte ich einen energischen Entschluß und schrieb an meinen Hausadministrator. Ich habe nämlich einen Hausadministrator, weil ich von diesen Dingen gar nichts verstehe. Er antwortete postwendend: »In höflicher Erwiderung Ihres Wertes werde morgen[?] vorsprechen und Bolette mitbringen.« Ich dachte zunächst: »Bolette? Sollte er mich für die ungünstigen Ver-

mietungen dadurch entschädigen wollen, daß er mir ein schönes Mädchen mitbringt?« Er kam jedoch allein. Ich sagte mit Entlassermiene: »Mein Lieber, so geht das nicht weiter. Sie werden mir jetzt genaue Rechnung legen und davon wird es abhängen, ob ich einen Personalwechsel eintreten lasse oder nicht. Denn die Zustände des Hauses sind mehr als bedauerliche.«

Er kam aber gar nicht in Verlegenheit, sondern erwiderte sofort: »Wem sagen Sie das? Glauben Sie, ich sage das nicht? Erst gestern hab ich es zu meiner Frau gesagt! Aber ich werde Ihnen alles vorrechnen. Bitte! Bei mir gibt es keine Unordnung und keine Malversationen. Hier ist die Bolette. Also: Wohnung Nummer 1. Ja, das war eine schöne Geschichte. Also wie ich den Saldo-Umtrag mach, bemerk ich, daß die Skonto-Überlage nicht stimmt. Ich seh in der Bolette nach — richtig: der Kommunal-Netto-Umschlag macht 209 Kronen 44 Heller! Also schreib ich gleich ins Steueramt: »Wie kommen Sie zu 209 Kronen 44 Heller? Die Kataster-Umlage geht doch per 43/28 Prozent.« Darauf haben die geantwortet: »Der Überbrutto ist doch per diskont!« Kaum sind aber die von der Kommunalüberlage nicht heruntergegangen, haben die vom Katasterumschlag gesagt: »wir haben doch Saldomatriken« und haben im Brutto-Transport aufrecht limitiert. Die Leute glauben nämlich immer, wir haben Eskompte-Boletten. Also hab ich wieder geschrieben: »Bitte, ich kann Ihnen aus den Kommissions-Tratten nachweisen, daß der Vortrag sub contocorrent ist.« Inzwischen hat sich auch herausgestellt, wie recht ich hab: nämlich sie haben die Skonto-Strazzen per comptant gerechnet. Da wär aber der Netto-Vorschlag im Saldo-Corrent per cassa ultimo übersolvent, und die Tratten-Rimessen wären in der Handfaktura unterkollationiert. Nämlich die Saldo-Brutto-Netto-Conto-Loco-Limit-Valuta-Bolette im Strazzen-Tratten-Akzept-Eskompt-Diskont-Kataster — —

»Halt!« rief ich, »Ich habe mich nunmehr von Ihrer vollen Vertrauenswürdigkeit überzeugt. Tun Sie von nun an, was Sie wollen: vermieten Sie oder vermieten Sie nicht. Aber um eines flehe ich Sie an: betreten Sie nie wieder mein Zimmer!«

Ich habe ihn seither nicht wiedergesehen. Ich richte aber an alle Leser die höfliche Anfrage: Was ist eine Bolette?

•
•
•

Wer nie das Elend sah.

Wer nie das Elend sah mit seinen hundert Armen:
 Hunger, Krankheit, Angst und Not —
 Zumal wenn's ohne Schuld sich weiß —
 Wie's stündlich, täglich, nächtlich frißt und bohrt,
 Im Schlafe aufschreit und zusammenfährt,
 Erwacht und nun gelähmt an allen Gliedern liegt,
 Die Augen schließt, den hoffnungslosen Morgen
 nicht zu sehen:

O der begreift es nicht, begreift es nicht,
 Wenn sich ein Wahnsinnsschrei der Brust entringt:
 Aus welchen Qualentiefen auf er dringt.
 O der begreift es nicht, begreift es nicht,
 Wenn jähe Mordlust aus der Seele bricht
 Mit Flüchen, die das Heiligste nicht schonen —
 Und er begreift ihn nicht, begreift ihn nicht,
 Den blutend wehgeborenen Entschluß
 Der Mutter, die zur Hure werden muß,
 Weil sie ihr Kind verkommen sehen muß.
 Er hat den großen Ekel nie empfunden
 Vor der Gemeinheit, die die tausend Wunden
 Dem preisgegebenen Opfer hat geschlagen,
 Vor der Gemeinheit, die aus allen Enden
 Wie Schlangen auf das arme Opfer schießen,
 Vor der Gemeinheit, die am schlimmsten ist,
 Wo sie mit kaltem Blick ihr Opfer mißt,
 Wo sie mit Allen ein Gewissen teilt
 Und eigne Schuld an fremdem Schuldig heilt,
 Zum Schluß das Opfer selber schuldig spricht,
 Bis es vernichtet jäh zusammenbricht.
 Wer's nicht gesehn, wie ich es sehen mußte,
 Wer's nicht am eignen Leibe spüren mußte,
 Der kann die Wollust nimmer mit mir fühlen,
 Die süße Lust, in Schinderblut zu wühlen.

München.

Ludwig Scharf.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Schulhub. Es ist unbedingt notwendig, das Gedicht, das der Statthalter Graf Kielmansegg verfaßt und bei der Sylvesterfeier des Wiener Männergesangsvereines vorgetragen und das die ‚Neue Freie Presse‘ veröffentlicht hat, hier noch einmal zu reproduzieren:

Wiener Männer, edle Sänger,
Kann nicht halten an mich länger,
Euch zu danken, weil seit Jahren
Ich nur Bestes hab' erfahren
Von Erfolgen Eurer Kunst
Und von mir gewährter Gunst.
Wenn ich heut' das Wort nun nehme
Das Gefühl ich kaum bezähme
Meines Herzens, das sich regt,
Weil doch sind zurückgelegt
Heut zehn Jahr', seit der Verein
Zum Sylvester lädt mich ein.
Dies mein Jubiläum heuer,
Sagt mir nun, wie lieb und teuer
Der Verein mir war seit je,
Weil ich doch verkörpert seh'
In ihm Wiener Ideale,
Die gleich einem Sonnenstrahle,
Allen gleich zu Herzen geh'n,
Die sich auf Gemüt versteh'n.
Zehn Jahr' lang ich bei Euch lernte
Wien'risch denken. Diese Ernte
Bleibt für mich ein rechter Segen
Stets auf meinen Lebenswegen!
Darum spricht aus meinem Munde
Heut' mein Herz in dieser Stunde
Der Sylvesterfeier, der ich fern
Nie geblieben, vielmehr gern

Und mit wahrster Freude angewohnt,
Weil's für Euern Freund sich lohnt!
Olaubt an meine Freundschaft, Treue
Und empfanget heut' aufs neue
Meinen Wunsch auf Glück und Segen,
Die auf allen ferneren Wegen
Euch der Himmel möge geben:
Wiener Sänger, Ihr sollt leben!

Ich weiß nicht, wie alt der Statthalter ist — daß er bereits erwachsen ist, steht fest —, aber ich bin fest davon überzeugt, daß er dieses Gedicht selbst verfaßt hat. Das Sylvesterpoem, das der neue Vorstand der Künstlergenossenschaft, Herr Professor von Angeli — wenn ich nicht irre, auch bereits erwachsen — zum besten gegeben hat, war überflüssig. Es sind Verse, wie sie jeder Dilettant zustande bringt, nicht besser, aber auch nicht schlechter: »Meine sehr verehrten Gäste! Heute beim Sylvesterfeste . . . « Es ist traurig, daß Leute, die auf einem bestimmten Gebiet etwas Tüchtiges oder Brauchbares leisten, plötzlich dem Ehrgeiz nachgeben, »laut und um gehört zu werden«, »öffentlich oder vor mehreren Leuten« (und wie die juristischen Merkmale der Ehrenbeleidigung sonst heißen) zu dichten. Es ist traurig. Aber schließlich nicht weiter aufregend. Einem großen Maler, der fühlt, daß ihm kein Gedicht gelänge, wird es gewiß nie einfallen, korrekte Gelegenheitsverslein, die jeder Schuster herstellt, aufzusagen, sondern er wird laut und vernehmlich schweigen. Der Philister exzediert oder dichtet in der Sylvesternacht, und ein Vorstand der Künstlergenossenschaft ist in der Regel — kein großer Maler. Er mag in seinem Fach ganz Tüchtiges oder Brauchbares leisten. So regt man sich denn nicht weiter auf, findet bloß, es sei überflüssig gewesen, und wünscht von Herzen, daß er's im neuen Jahr nicht wieder tue. Die Produktion des Statthalters war nicht überflüssig. Es ist ersprießlich, zu erfahren, wie der geistige Horizont jener Persönlichkeit beschaffen ist, die die oberste Instanz in Dingen der Wiener Theaterzensur vorstellt. Man wird nicht sagen können, daß der Graf Kielmansegg als Politiker und Verwaltungsbeamter etwas Tüchtiges oder Brauchbares leiste. Die Eingebungen seiner allzu zahlreichen Mußstunden dürfen mit umso größerem Interesse beurteilt werden. Es ging schon lange das Gerücht, daß der Statthalter von Niederösterreich

kunstsinnig sei. Man erzählte, daß er bei einem Vereinshumoristen namens Kornau, der seit Jahren die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder mit seinen schlechten Schauspieler-Kopien unsicher macht, das Coupletsingen erlernt habe. Solange er eine öffentliche Probe dieser Fähigkeit nicht gegeben hat, glaube ichs nicht. Erst seit seinem Sylvestergedicht ist der Kunstsinn des Statthalters von Niederösterreich hieramts bestätigt. Und das ist gut. Denn es ist absolut zuträglich, zu wissen, von wem man regiert wird.

Chauffeur. Selbst die Abneigung gegen den Automobilsport wird einem hierzulande verleidet. Vor allem muß man gegen die biederen Landbewohner sein, die sich viel langsamer an das neue Vehikel gewöhnen als ihre Pferde. Man soll nur einmal das grenzenlose Erstaunen des stets im Wagen schlafenden Schwerekutschers gesehen haben, der sich die Augen reibt, wenn seine Oäule nach längerem Zögern sich feldwärts zu kehren entschlossen haben. Die Flüche der Erwachsenen und das Gaudium der Kleinen sind die typischen Begleiterscheinungen einer Automobilmfahrt. Habt ihr je eine unternommen, ohne daß sich die Kinder des flachen Landes mit Indianergeheul, langen Nasen und Steinwürfen an ihr beteiligt hätten? Welche phantasievollen Formen der Haß gegen das Automobil annehmen kann, zeigt eine Gerichtsverhandlung, die kürzlich in Wiener-Neustadt gegen einen Grafen durchgeführt worden ist und die auch ohne den Strafausschließungsgrund des Adels mit einem Freispruch hätte enden müssen. Aus der Anzeige, auf die hin ein Staatsanwalt den Humor hatte die Anklage zu erheben, stinkt einem das provinzierliche Grauen vor dem Unfaßbaren entgegen und die Lust, ihm mit Lügen und Übertreibungen beizukommen. Der Nummernzwang besteht schändlicherweise noch immer nicht. Trotzdem scheint es leichter möglich als man glaubt, ein Automobil, das auf einer Schnellfahrt Unheil angerichtet hat, zu verfolgen. Graf Hoyos-Sprinzenstein soll wie ein Rasender drauflosgefahren sein. Hören wir, wie es gelang, seiner habhaft zu werden: >Am 9. September l. J. war bei Theresienfeld die Reichsstraße wegen Wegarbeiten nur für den Ortsverkehr geöffnet. Als trotz der dort angebrachten Tafel an diesem Tage ein großes Automobil mit vier Personen die Straße befuhr, wurde den Insassen bedeutet, daß die Durchfahrt nicht möglich und auch nicht gestattet sei. Das Vehikel fuhr ohne Rücksicht auf die Verständigung auf dem Gehweg weiter. Vor dem Ge-

meindeamt wurden die Automobilisten von dem beedeten Polizeikommissär Johann Lipp und dem Gemeindediener Leopold Weiner angehalten. Die Herren wurden angewiesen, die Rückfahrt anzutreten. Diese Weisung befolgten sie aber nicht, sondern fingen plötzlich an, in einem derartigen Tempo zu fahren, daß der Polizeikommissär im Laufschrift folgen und der Gemeindediener sich vorn an das Automobil anhängen und mitschleppen lassen mußte, um nicht überfahren zu werden. Sie fuhren im raschesten Tempo durch alle auf der frischgewalzten Straßenstrecke aufgestellten Schranken zickzack gegen Wien davon. Zwischen den Häusern Nr. 56 und 57 wollte der Straßeneinräumer Franz Pramer das Automobil anhalten, was ihm aber bei dem rasenden Tempo nicht möglich war. Pramer wurde vom Automobil erfaßt und erlitt eine Verletzung an einem Finger der rechten Hand. Bei der Walzmaschine auf der Straße beim Haus Nr. 80 angelangt, wo eben sämtliche Arbeiter beschäftigt waren, wurden der Maschinist und Führer der Maschine Gottlieb Miskes und der Heizer Alois Sabatil beinahe überfahren. Der Heizer Sabatil erlitt übrigens eine Verletzung am Kopf. Endlich wurden die Automobilisten von der höchst erregten, inzwischen zahlreich angesammelten Ortsbevölkerung gezwungen, das Fahrzeug anzuhalten und der inzwischen nachgekommene Polizeikommissär Lipp und der Gemeindediener Weiner mußten alle Mittel anwenden, um die Beanständeten vor Schlägen zu schützen. Man sah also das Automobil in rasendem Tempo »zickzack gegen Wien davonfahren«. Zwischen den Häusern Nr. 56 und 57 wollte es einer anhalten. Mit unerhörter Geschwindigkeit erreichte es endlich das Haus Nr. 80. Aber erst ein paar Häuser weiter konnte es zum Stehen gebracht werden. Man denke: das Automobil fuhr so rasch, daß der Polizeikommissär nur im Laufschrift folgen konnte. Wäre er gegangen, hätte er das Automobil gewiß nicht mehr erreicht. So aber war er — freilich, nachdem schon allerlei Unglück geschehen war — »inzwischen nachgekommen«. Ein beklagenswertes Opfer dieser tollen Fahrt war der Herr Straßeneinräumer. Er erlitt tatsächlich eine Verletzung an einem Finger der rechten Hand. Der Angeklagte konnte das nicht leugnen. Er gab zu, daß sich dem Automobil ein Mann mit einer Flasche entgegengestellt habe, die er drohend und unter unverständlichen Zurufen schwang. »Der Mann schleuderte schließlich die Flasche gegen das Automobil, so daß sie an dem Vorderrade zerschellte. Dann hörte man ihn sagen: W e g e n

dem muß ich mich noch schneiden!« ... Eine Automobillfahrt, die ein Polizeikommissär im Laufschrift mitmacht und bei der sich ein Straßeneinräumer mit einer Flasche schneidet, gehört zu jenen österreichischen Dingen, die man nicht glaubte, wenn nicht das Unglaublichste einträte: die Erhebung einer Anklage.

Verzweifelter Leser. Sie schreiben: »Ich habe das Pech gehabt, fünf Jahre meines Lebens in Rußland, speziell im Kaukasus zubringen zu müssen, bin deshalb seit Jahr und Tag den ärgsten Qualen beim Lesen unseres ‚leitenden Tagesblattes‘ ausgesetzt und mußte leider schon diverse Untertassen, Wassergläser und dergleichen Ableiter sporadischer Wutanfälle in Kaffeehäusern, Restaurants etc. bezahlen. . . Was sich nämlich diese aus sittlichster Weltanschauung, gereiftester politischer Weisheit und gediegenster Überzeugungstreue — die universellste, geradezu erschreckende Bildung nicht zu vergessen — zusammengesetzten Größen an allem nur erdenklichen Unsinn leisten, sobald das unglückselige Rußland aufs Tapet kommt, geht schon über die Hutschnur, respektive unter das ‚Deutsche Volksblatt‘. Es scheint Prinzipiensache zu sein, alle russischen Namen von Orten, Generalen, Judenschlächtern en gros und en détail etc. falsch oder verstümmelt abzudrucken, auch sonst alle nur möglichen Blöðheiten zu verüben. Was ist bloß an dem seligen Roschdestwensky gesündigt worden! Was wird täglich an den Ortsnamen gefrevelt — speziell an den kaukasischen —, wo doch ein Blick in ‚Meyer‘ den Schmock sofort auf den Pfad der Tugend und des Rechtes führen würde! — Was ich aber im Montag-Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse‘ lesen mußte, hat mich dermaßen erschüttert, daß ich mich um Trost und Rat an Sie wenden muß. Es steht nämlich in gesperrten Lettern die katastrophale Nachricht: ‚Irkutsk ist von Batum abgeschnitten‘. Man sucht unwillkürlich ein Pendant zu diesem Jammerbild wie: ‚Die direkte Schnellzugsverbindung zwischen Shangai und Honolulu ist durch Bergsturz unterbrochen‘ oder ‚Die Züge auf der Strecke Peking—Hacking kamen gestern infolge Schneeverwehung verspätet an‘ u. dgl. Kann man denn wirklich gar nichts dagegen tun?«

Habitué. Ja, wenn ein Professor der Mechanik ein Theaterstück schreibt! Dann ist die Wiener Kritik um einen Witz nicht verlegen. Und das Gute ist, daß sich der Witz »wenden« läßt. »Man sollte nicht glauben«, sagt der Extrablatt-Humorist, »daß ein Professor der Mechanik als Dramatiker technisch so hilflos sein kann.« Aber der

Gedanke kann auch für ein Lob gerettet werden: ein anderer Volkstheaterkritiker schreibt, Ferdinand Wittenbauer sei »auch als Dramatiker ein famoser Techniker«. Ich habe einer gewissen Wiener Kritik schon öfter nachgerühmt, daß sie um eines Kalauers willen eine Existenz opfert. Beim Schauspieler nämlich rührt der Tadel eines einflußreichen Rezensenten an die Existenz (sonst wäre das Liebedienern wirklicher Künstler vor amüsischen Witzbolden nicht begreiflich). Herr Julius Bauer war vielleicht gar nicht einmal von der Talentlosigkeit eines jungen Burgtheaterdebütanten, der früher Zahnarzt gewesen sein soll, überzeugt. Nur ist seine stilistische Kunst seiner Freude an dem Wortwitz, der ihm gerade einfiel, nicht gewachsen; er konnte ihn nicht »halten« oder wenigstens so anbringen, daß kein schwerer Tadel draus wurde, und mußte deshalb schreiben, man werde Herrn A., der früher Zahnarzt gewesen sei, schmerzlos ziehen sehen. Und wenn A. das größte schauspielerische Genie wäre! An dem Fall Wittenbauer sieht man, wie unschwer es ist, einen epochalen Witz nach rechts und nach links zu wenden. Herr Bauer kann's nicht. Er, der noch weniger kritisches Temperament hat, als irgend einer der Herren, die in Wien über Theaterdinge richten, glaubt, daß die Negation zum Handwerk gehöre. Wie anders Rudolf Lothar, der Lobspucker! In der ‚Kritik der Kritik‘, einer deutschen Monatsschrift, hat er seine Anschauungen über die Wiener Theaterkritik niedergelegt. Da ist natürlich alles rosig. In jeder Zeile der heimlich heiße Wunsch, daß die ganze Wiener Kritik nur einen Hintern hätte, damit die Arbeit des Herrn Lothar nicht gar so kompliziert wäre! »Ich möchte Julius Bauer, ohne ihm nahetreten zu wollen, mit Sarcey vergleichen. Nicht nur weil er heute in Wien den gleichen Einfluß übt wie s. Z. Sarcey in Paris, sondern auch weil er wie dieser immer die Stimme des gesunden Menschenverstandes, des guten Geschmacks zu Worte kommen läßt. Natürlich ist er viel moderner, reicher im Gemüte, empfänglicher für Verschiedenartiges wie Sarcey«. Nun, mit diesem Kompliment tritt Lothar Herrn Bauer doch bedenklich nahe. Er hätte gewiß nicht gewagt, dem Pariser das ins Gesicht zu sagen, was er hinter dem Rücken des Wieners so dreist vorbringt. Und in so üblem Deutsch. Denn es ist zwar möglich, daß Herr Bauer »empfänglicher für Verschiedenartiges« ist als Sarcey — reicher im Gemüte wie Sarcey ist er gewiß nicht. Und ob gerade »guter Geschmack« die hervorstechendste Tugend des Extrablatt-Mannes

ist, muß dahingestellt bleiben. Aber es kann nicht oft genug gesagt werden, daß Herr Bauer nach einer Aufführung von »Antoniuss und Cleopatra« geschrieben hat: »Und die Moral davon? Kaufen Sie Busenschützer!«, und nach einer Wiederbelebung des »Oedipus«: daß zum Schluß auf der Bühne »Ausfich« geschenkt werde. Einen »Künstler«, den »Heine der Wiener Kritik« nennt der Schwätzer Lothar den Mann, den Shakespeare und Sophokles zu solchen Rülpsern des Geistes anregten. Möglich, daß Herrn Bauer, der für Verschiedenartiges empfänglich ist, nächstens ein Drama des Herrn Lothar in wehevollere Stimmung versetzen wird. Herr Lothar hat ganz recht, für seine künftigen Durchfälle vorzubauen. Aber nachdrücklich muß dagegen protestiert werden, daß dem Ausland als der führende Geist der Wiener Theaterkritik, die immerhin Erscheinungen wie Speidel, Uhl und Hevesi aufwies, ein Journalist vorgestellt werde, welcher kaum in seinen geschickten Kopierverslein, geschweige denn in einer völlig unpersönlichen Prosa über die Dürftigkeit eines Witzes zu täuschen vermag, der, aus keiner Tiefe des Denkens oder Fühlens von keinem Temperament geschneilt, an der Oberfläche der Dinge seine Mäusezähnelein scharft wetzt.

Arzt. Wird nicht der Dr. Charas in der letzten Zeit zu viel genannt? Wurde nicht vom Beinbruch des Erzherzogs Karl ein allzu üppiger Gebrauch gemacht? Man sieht den Dr. Charas ins Palais eilen, nachdem das Bein bereits verbunden ist. Man sieht ihn im Automobil den Patienten und die Erzherzogin-Mutter ins Sanatorium geleiten. Gleich darauf erfährt man, daß er mit dem Aufzug in das Röntgeninstitut im dritten Stock gefahren ist. Nun glaubt man, daß er müde sein werde. Nein, wir erfahren, daß der Erzherzog, nachdem er eine Zigarette geraucht hat, »unter Oberaufsicht des Chefarztes der Freiwilligen Rettungsgesellschaft Dr. Charas von zwei Sanitätsdienern in das Automobil der Rettungsgesellschaft gebettet« wurde. Jetzt sitzt der Dr. Charas wieder im Automobil. Und selbst die trügste Phantasie eines Lesers der Neuen Freien Presse' kann sich bereits ausrechnen, daß der Dr. Charas auch bei der Rückkehr des Erzherzogs ins Palais zugegen sein werde. Nein, es muß ausdrücklich gemeldet werden, daß die Sanitätsdiener — wir erfahren auch ihre Namen — die Bahre bis zum Krankbett trugen, »auf das der Erzherzog dann unter Aufsicht des kaiserlichen Rates Dr. Charas gehoben wurde«. O du mein Wien!

Eingeweihter. Wie viel ich für meine Artikel über den Beer-Prozeß von dem sehr vermögenden Angeklagten bekommen habe? Damit Sie ganz und gründlich informiert sind, will ich's Ihnen verraten: 10.000 Gulden — genau so viel, als Herr Dr. Steger für den »Vertreter der Privatbeteiligten«, Herrn Dr. Wolf-Eppinger, der im Prozeß als Zeuge gegen den Professor Beer auftrat, von diesem bekam. Sind Sie nun zufrieden? Man sucht in Wiener Kretinkreisen nach einem »Motiv« für meine Haltung? Hier ist es. Und wie freue ich mich über den Erfolg meines Wirkens! Sieben Jahre habe ich Mißtrauen gegen gedruckte Meinung gesät. Kann ich mir eine bessere Ernte wünschen, als den Zweifel, daß meine eigene Druckerschwärze, die ich aufwandte, um den Zweifel an der anderen zu wecken, echtfärbig sei? Ich fühle mich so gar nicht als Person getroffen, wenn subalterne Gehirne nach »Motiven« für meine Urteile fahnden. Ordnungshalber würde ich, wenn solches Interesse den greifbaren Ausdruck einer Beschuldigung annähme, eine Klage überreichen und gerichtlich feststellen lassen, daß ich weder von Herrn Professor Beer noch von sonst irgendjemand gekauft worden bin. Natürlich würde ich auf solche Feststellung nicht weiter stolz sein, da ich es für mein geringstes Verdienst halte, mich von der Wiener Presse durch die Unverkäuflichkeit meiner Ansichten zu unterscheiden. Wohlwollende Urteiler versichern, daß mir meine letzte Publikation zum Prozeß Beer, die Veröffentlichung der nachträglichen Zeugenaussage des Realschulprofessors, »geschadet« habe. Mag sein. Aber ich verkaufe einen Artikel nicht bloß für baares Geld nicht: ich unterdrücke ihn auch nicht, wenn man mir vorher schwarz auf weiß erklärt, daß seine Publikation mir »schaden« wird. Die »Fackel« wird nämlich im Gegensatz zu anderen Journalen vom Herausgeber und nicht vom Publikum redigiert. . . Man sagt also »in Advokatenkreisen«, aus der Veröffentlichung jener Zeugenaussage habe allzu deutlich die Tendenz gesprochen, eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu bewirken? Ich hätte dem Werk des Herrn Regierungsrates Dr. Bachrach »vorgearbeitet«? Zu albern, eine Absicht, die ich doch weder verschleiern wollte noch konnte, durch Verkuppelung mit einem bei der »Fackel« sonst übel berufenen Namen zu verdächtigen. Also: ich habe das Protokoll von Herrn Dr. Bachrach, mit dem ich nichts zu schaffen habe, nicht bekommen. Ich hätte es, da momentan Wichtigeres auf dem Spiel stand als die Lösung der Frage, ob Herrn Bachrach's Hofskandal-

verhinderungstätigkeit ein sauberes Handwerk sei, beruhigt auch aus seinen Händen empfangen können, ohne mich ihm zu verpflichten. Daß ich die Wiederaufnahme des Verfahrens für geboten halte, konnten nicht ganz schwachsinnige Leser schon aus meiner ersten Abhandlung erraten. Wichtiger als die Verteidigung des unschuldig leidenden Individuums aber ist mir — in allen Fällen — die Brandmarkung eines Systems. Um das Verfahren, das gegen den Professor Beer eingeschlagen wurde, anschaulicher zu machen, habe ich den zweiten Artikel veröffentlicht. Und als jene freiwillige Zeugenaussage des Realschulprofessors zu meiner Kenntnis gelangte, fand ich, daß ihre kommentarlose Wiedergabe das wirksamste Mittel sei, die Ungeheuerlichkeit der ganzen Prozedur den letzten Zweiflern vor Augen zu führen. Eine Existenz durch den richterlichen Glauben an die Aussage eines hysterischen Schuljungen zertrümmert, der richterliche Glaube gepölyt durch die Aussage einer Mutter, daß ihr Söhnlein ein »Fanatiker der Wahrheit« sei. Und nun kommt ein Lehrer des Kronzeugen und bezeichnet ihn als Fanatiker der Unwahrheit. Der Lehrer meldet sich freiwillig, da das Gericht — gegen alle amtliche Gepflogenheit — eine Erkundigung in der Schule unterlassen hat. War, wer die Abhandlung über »die Kinderfreunde« geschrieben hatte, zum Bericht über solches Nachspiel nicht verpflichtet? Herr Dr. Beer könnte ein viel ärgeres Scheusal sein als die Meute, die ihn hetzt, zu glauben vorgibt — das Gerichtsverfahren selbst gehört, nachdem die Aussage jenes Lehrers bekannt geworden ist, zu den österreichischen Denkwürdigkeiten.

Höfling. »Nur so viel darf gesagt werden, daß ein beide Teile befriedigender, vornehmer Ausgleich zustande gekommen ist. Prinzessin Louise erhält als Unterhaltsbeitrag, unveräußerlich und unbelastbar 400.000 Kronen, und überdies monatlich 7000 K . . . Die Klageführung in Budapest unterbleibt.« . . . Ich glaube — sie »weiß was auf wem«.

Gentleman. Bezirksgericht Josefstadt in Strafsachen. Die Gerichtssaalberichte variieren. Eine verheiratete Frau wurde von einem oder zwei Männern auf der Straße zum Souper geladen und hat, da sie nach dem Souper ein Übriges zu tun sich weigerte, zwei oder eine Ohrfeige erhalten. Jedenfalls so wuchtiger Art, daß die Ärmste zu Boden fiel und sich verletzte. Das »gerichtliche Nachspiel«, das solche Affairen haben,

ist ein Shakespearescher Tanz der Rüpel, an dem sich der Richter beteiligt. Man würde glauben, daß in unserem Falle die schwerste nach dem Gesetz zulässige Strafe zu verhängen sei, daß nichts, nicht einmal die Enttäuschung des erregten und darum unzurechnungsfähigen männlichen Sexualtiers eine mildere Beurteilung des Roheitsaktes bewirken könne, daß vielmehr die Hemmungslosigkeit der männlichen Psyche, die solche Straftat ermöglicht, an sich sträflich sei. Von dem Bezirksgericht Josefstadt wird der Mann zu vierundzwanzig Stunden verurteilt, und die ethische Verdammnis trifft die Frau. Wie die es sich einfallen lassen konnte, die Einladung zum Souper anzunehmen! »Wissen Sie«, ruft Herr Dr. Schachner, »wenn eine Frau so mir nichts dir nichts der Einladung fremder Herren Folge leistet, muß man wohl mancherlei dahinter vermuten. Der Herr wird sich wahrscheinlich gedacht haben, daß es beim Souper allein nicht bleibt, und in seinem Zorn über die Enttäuschung hat er sich zu der Mißhandlung hinreißen lassen«. Man fragt sich, was es den Herrn Dr. Schachner, der ja nicht als Sittenrichter im Bezirksgericht Josefstadt fungiert, im Grunde angehe, wenn und aus welchen Gründen eine Frau sich zum Nachtmahl laden läßt. »Mir nichts dir nichts« hat sie die Einladung wohl nicht angenommen. Appetit und Neugierde dürften ihr den Gedankengang nahegelegt haben: Mir das Essen, dir nichts. Ein österreichischer Richter hält es für ein illoyales Geschäft. Er billigt dem enttäuschten Attaqueur sozusagen ein »Recht auf die Leistung« zu. Die Frau hatte vielleicht ursprünglich die Absicht, sich für das Souper zu revanchieren, überlegte sich's später oder spürte Reue, sah — ganz im Sinne des Herrn Dr. Schachner — die Unschicklichkeit ihres Vorgehens ein. Zu spät! Ein österreichischer Richter ist der Ansicht, daß es da kein Zurück mehr gibt, daß sie sich mit der Annahme des Soupers stillschweigend zu einer Gegenleistung verpflichtet hat. Die Sache gehört eigentlich ins Gebiet des Zivilrechts. Hätte der Mann anstatt zur brutalen Selbsthilfe zu greifen, die man, weil's das Strafgesetz will, mit vierundzwanzigstündigem Arrest ahnden muß, den Rechtsweg betreten, das Zivilgericht hätte — versteht sich, wenn dort Männer vom Schlage des Dr. Schachner sitzen — ausgesprochen, daß die Frau zur Ersatzleistung, in Geld oder in — Naturalien, verpflichtet sei. Die Rechtsfindung fußt auf dem Standpunkt des schlichten Mannes, mit dessen Geliebter ein Tischnachbar im Wirtshaus anbandelt: »Sie Herr,

entschuldigen's. Ham Sie das Madl mitbracht? Zahn Sie den Kas?« Ein Mädchen könnte den für eine Liebesleistung bedungenen Geldbetrag nie einklagen. Causa turpis! Offenbar aber ein Mann die für einen Geldbetrag nie versprochene Liebesleistung . . . Das Urteil des Herrn Dr. Schachner ist unhaltbar. Der Appellsenat (Herr Adamu) wird es abändern und den Angeklagten zu einer Geldstrafe von fünf Kronen verurteilen.

Nebenmensch. Schwarzbuch-Aspiranten: »Ich bin nur neugierig, was mit dem allgemeinen Wahlrecht noch herauskommen wird«. »Ja, das ist eine Seeschlange, die Lösung der Fragen mit Ungarn; da heißt's: biegen oder brechen«. (Bei einer Vorstellung:) »So, so, Chemiker! Die Chemie muß eine sehr interessante Wissenschaft sein und hat noch eine große Zukunft. Erfinden S' das künstliche Eiweiß! Wer das zusammenbringt, wird über Nacht Millionär«. »Lassen S' mich aus mit den modernen Stücken! Wenn ich einmal ins Theater geh', will ich mich unterhalten und lachen.« Ferner alle Leute, die auf die an sich lästige Frage: »Wie geht's?« antworten: »Na, so so, la la, könnte mir noch geholfen werden«, oder: »Danke, man lebt«. Alle, die die Frage stellen: »Wohin werden Sie denn heuer auf's Land gehen?« und alle, die darauf antworten: »Am liebsten blieben ich und meine Frau in Wien, wenn's uns nicht um die Kinder zu tun wär'; die Bequemlichkeit wie zuhause hat man doch nirgends.« Alle, die auf der Tramway einem, der sich über das Gedränge beklagt, den Rat geben, sich »einen Fiaker zu nehmen«. Alle, die die schöne Bezeichnung »Der Fackel-Kraus« anwenden, alle, die sich ihm als »Anhänger« vorstellen und darauf verweisen, daß sie »jede Nummer in der Trafik kaufen« und alle, die ihn, nachdem sie schon manches — auch ob es der Wedekind ernst meine — erfahren haben, fragen: »Jetzt sagen Sie mir, bitte, noch eines: Wie groß ist eigentlich die Auflage einer Nummer?«. Alle, die ihn mit den Worten apostrophieren: »Auf die Gefahr hin, daß Sie mich ins schwarze Buch bringen«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Druck von Iahoda und Siegel. Wien. III. Hintere Zollamstraße 3

DIE FACKEL

Nr. 194

WIEN, 31. JÄNNER 1906

VII. JAHR

Die Wahlreform.

Ein offener Brief an Karl Kraus.

Ich müßte die suggestive Kraft Ihrer Worte geringer einschätzen, als ich es tue, wenn ich es gleichgiltig hinnehmen sollte, daß Sie sich in einem geschichtlichen Augenblick und in einer großen Sache vergreifen. Mir liegt dabei auch das Bild am Herzen, das ich mir von Ihrem Geiste mache und das ja auch einmal ein geschichtliches sein wird. Dies bewegt mich vor Allem, bei Ihnen vorstellig zu werden, wegen der Haltung, die Sie in der Wahlrechtsfrage einnehmen. Hier, fürchte ich, werden Sie auf Granit beißen.

Ich gehöre nicht zu jenen, welche Ihnen kleine persönliche Motive in irgend einer öffentlichen Sache zutrauen. Im Gegenteil, ich schätze an Ihnen die Fähigkeit, sich über alle persönlichen Verhältnisse hinwegzusetzen. Ich habe Sie einmal bei Gelegenheit einer öffentlichen Affäre von wirklicher Empörung und Bekümmertheit erzittern gesehen und weiß seit jenem Tage, daß Ihnen die öffentlichen Dinge als Erlebnisse ans Herz greifen und daß hinter jedem Ihrer Worte die echte Leidenschaft steht.

Was hat Ihnen nun die Wahlreform getan, daß Sie dieser mächtigen Erscheinung so feindlich gegenüberstehen? Warum greifen Sie die Männer an, welche die größte Kulturtat geleistet haben, die in diesem

Lande seit Menschengedenken vollbracht wurde, und durch die beispiellose Ausdauer ihrer Agitation und Organisation die Fundamente dieses Staates erneuern?

Sie selbst — wir wissen das sehr genau — leiden an Österreich. Ihr Auftreten gehörte zu den Vorzeichen einer neuen Ordnung, und ein künftiger Geschichtsschreiber wird die ‚Fackel‘ vielleicht zu jenen Erscheinungen rechnen, welche der Neugestaltung Österreichs vorausgegangen sind. Sie gaben einer unerträglichen Spannung der Gemüter, die durch ein Jahrzehnt aufgespeichert war, einen klassischen und vehementen Ausdruck, wie er in dieser Pracht bei uns noch nicht erhört war. Ihre Attacke richtete sich gegen den gemeinsamen Feind des Künstlers, des Genies und des Volkes: den Bourgeois. Sie spießten die Insekten und trafen mit Keulenschlägen die fetten Monopolherren der geistigen und materiellen Güter, Sie brachten es zuwege, daß Analphabeten zu Lesern wurden, daß Freund und Feind Ihre Worte mit gleicher Neugier verschlangen, Sie schrieben Furchen in den Geschmack der Zeit, Sie bewirkten eine Umwertung der Werte, — kurz, Sie taten Alles mit Ausnahme der positiven fruchtbaren Tat, die anderen Männern vorbehalten war.

Als ein Erwählter des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts der Leser gingen Sie aus der Urne der Öffentlichkeit siegreich hervor. Ihre große kritische Leistung war ein Bedürfnis der Zeit und kann durch nichts mehr rückgängig gemacht werden.

Sie wissen am besten, was es heißt, in Österreich leben und wirken wollen. Aber Sie hatten niemals Sümpfe trocken zu legen und in Ackerboden zu verwandeln. Sie kennen den Kleinkampf um große Gedanken nicht aus eigener Erfahrung, Sie können nicht ermessen, was Energie, Zähigkeit, organisatorische Arbeit an Leidensinhalt bedeutet. Aber Sie wissen mit Nietzsche, daß der höchste Mut derjenige ohne Zeugen ist. Und den hatten jene Männer, welche die Arbei-

terklasse erzogen und organisiert haben. Dieses Unternehmen war ein fast hoffnungsloses. Nur der entschlossene Wille, sich ganz einfach aufzuopfern, um späteren Geschlechtern zu beweisen, daß nicht alle Zeitgenossen dumpf und stumpf gewesen sind, brachte diese Leistung zuwege. Wenn die Führer der österreichischen Arbeiterschaft kein anderes Verdienst hätten, als daß sie binnen fünfzehn Jahren den Rechtsstaat erzwungen und das Gesetz in Österreich eingeführt haben, so hätten sie den Nobelpreis verdient. Bezirk um Bezirk mußte das erarbeitet werden. Der Weg führte durch einige Gefängnisse, aber er wurde zurückgelegt. Gleichzeitig wurde die gewaltigste Spararbeit, die peinlichste Schonung des anvertrauten Menschenmaterials durchgeführt, die ganze Spannkraft nach innen gekehrt und in Überzeugung verdichtet. Vergessen wir nicht jenes Organ, dessen Sprache schon ein Ereignis war, das durch lange Zeit die einzige Zufluchtsstätte jeder Art von Wahrheit gewesen ist. Nun endlich betritt diese Klasse unseres Volks nach unvergleichlichen Mühen und Leiden den sicheren Boden der lebendigen Geschichte.

Sie sehen in dem Allen nur die Demokratie, die geringzuschätzen Sie sich ästhetisch verpflichtet fühlen. Aber täuschen Sie sich nicht! Sie haben nur akademisch, nicht politisch-praktisch eine andere Wahl, als die Bejahung alles Bestehenden oder den beherzten Anschluß an die neuen treibenden Kräfte, keine andere Wahl, als zwischen dem Spieß, der Sie verabscheut, und dem Volk, das Sie gar nicht kennen, weil es erst entsteht.

Denn wo wäre in Österreich die Aristokratie, von der Sie träumen? Zeigen Sie uns erst die Aristokraten, die sich mit den geistigen Spitzen zu verbrüdern bereit sind, zeigen Sie uns den Esprit des Rokoko, und wir nehmen seine Laster in Kauf. Wir wollen von Herzen gern gegen den Adel galant sein, — aber sehen möchten wir vorerst, daß er

irgendeine Art Geist, sei es einen Staatsgeist, sei es einen ästhetischen, besitzt. Aber den suchen wir vergeblich. Hier gibt es keine graziösen Abbés, keine Renaissance-Kardinäle, mit denen wir über Plato konversieren können, keine kunstsinnigen Marquis, sondern höchstens Sportbarone, auch keine englischen Lords, deren Hochzucht uns imponieren könnte. Ach, wäre nur erst der Adel da! Wäre nur erst die Bourgeoisie da! Wäre nur erst der böse, schöne Feind da, den man hassen, aber achten könnte! . . . Aber wir finden nur die abgelebte Schar der beutegierigen Pfründner; keine Pflicht des Besitzes, keine Mäzene und Fürstenhöfe, sondern eine Clique von Bevorrechteten ohne Geist, ohne Anmut, ohne Bildung, ohne Geschmack, ohne Würde.

Da bieten die Kolonnen der Arbeiterschaft doch größere ästhetische Befriedigung, der Arbeiter, die, wie Sie freilich nicht wissen dürften, schon heute eine hohe Organisation des Kunstgenusses besitzen, deren Versammlungen, seien sie nun politischen oder künstlerischen Inhaltes, niemals weniger als tausende von leidenschaftlich interessierten Menschen vereinigen.

Will ich Sie damit etwa zur Demokratie überreden? Nein, ich meine nur, daß das gar nicht in Ihrer freien Wahl steht.

Seien wir immerhin für die Auslese. Aber lassen wir doch erst die Menschen in die Arena kommen, lassen wir doch erst das ungemünzte Gold, die Fülle der Talente aus dem Schoß des Volkes steigen. Dann erst wird der Seher auch den Hörer finden und die ersehnte Resonanz haben. Nicht das Genießen, sondern der Drang zum Genusse entscheidet; — verwechseln wir aber die reinliche Pflege vorzüglich gewaschener Schweine nicht mit — Ästhetik!

Nun erst vom politischen Standpunkt: da handelt es sich vor allem darum, aus dem Irrgarten herauszukommen und endlich einmal den Kegel, der auf der Spitze tanzt, auf die Basis zu drehen. Wollen wir

nicht endlich die Voraussetzung zum geistigen Schaffen, den geistigen Konsum begründen? Alle produktiven Menschen werden durch eine fundamentale Umwandlung nur gewinnen.

Mir dürfen Sie es glauben, der Anstrengungen gemacht hat, gerade im Bürgertum zu wirken und es für eine Kulturpolitik zu begeistern. Wenn ein Instinkt vorhanden wäre, hier war der Boden, um abseits von der Tagespolitik eine Macht zu entfalten. Warum verharret das Bürgertum in seiner Trägheit, warum ist es nicht möglich, die ästhetischen Geister mit den sozialpolitischen zu einigen? Warum ist es nicht durchzusetzen, auch nur zur Betätigung der eigenen Gesinnung die Leute zu zwingen? Warum sind die Liberalen nicht liberal, die Antisemiten nicht antisemitisch, warum kann niemand an seinem Nerv gerührt werden? Weil nicht einmal der Wille zur Macht da ist. — Und nun kommt der Sturm, der die ganze Lüge und Erbärmlichkeit hinwegfegt, nun erbleichen alle die, deren angemessene Herrschaft Sie, Karl Kraus, mit so großer Leidenschaft bekämpft haben. Aber anstatt zu jubeln, anstatt dem großen Totengeläute mit Begier zu lauschen, — wenden Sie sich mit Kälte ab.

Es ist ja gewiß zweifelhaft, ob wir noch auf eine neue Jugend hoffen dürfen — es mag ja sein, und es bestehen Gründe für die Meinung, daß fruchtlose Selbstverbrennung unser von der Geschichte prädestiniertes Los ist —, aber wenn es noch eine Karte gibt, auf die man setzen kann, wenn Licht in diese Wirrnis kommen kann, dann wird es von jener geheimnisvollen Macht ausstrahlen, der wir alle mit mystischem Staunen, viele mit Grauen, am 28. November ins Auge geblickt haben, an jenem denkwürdigen Tag, an dem nicht eine Klasse der Bevölkerung, sondern ganz Österreich, nicht nur eine Schlacht, sondern einen Feldzug gewonnen hat.

Robert Scheu.

»Nun sag', wie hast du's mit der Wahlreform?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hält'st nicht viel davon.«

»Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.«

»Das ist nicht recht, man muß d'ran glauben!«

»Muß man?«

Da sich genug Leute bereit zeigen dürften, die Anerkennung, die der Briefschreiber meinem Wirken zollt, abzuwehren, aber keiner, mich gegen seinen Tadel zu verteidigen, so fühle ich mich bloß an die eine der beiden Aufgaben gebunden. Wenn der freundliche Tadler behauptet, daß ich mich in einer großen Sache, in der Frage der Wahlreform, vergreife, so beweist er, daß er sich in einer kleinen vergreift: in der Beurteilung meines publizistischen Willens. Weil ich von diesen Dingen zu wenig verstehe, so weiß ich nicht, ob er die Bedeutung der Wahlreform überschätzt. Sicher überschätzt er die Bedeutung des literarischen Lebensplanes, dem ich meine Kraft gewidmet habe. Und unterschätzt sie, weil er sie verkennt; weil er dem künstlerischen Zweck, sich selbst zu genügen, populäre Wirkungen aufzupropfen möchte. Die Seiten dieser Zeitschrift, die meine eigene Feder beschrieb, zeigen alle menschlichen Untugenden außer dem Ehrgeiz, Politik zu machen. Welch weites Gebiet publizistischer Erregung blieb noch dem Wunsche, sich selbst zu befreien und, wenns ging, Gleichgesinnten das erlösende Wort zu prägen. Die Erkenntnis, daß nicht in den »Vertretungskörpern« — herrliches Gegenwartswort, das den Kontrast zu den einsamen Seelen bedeutet —, daß nicht in den Parlamenten, sondern in den Redaktionen die wirkenden Mächte am Werk seien, hat dieser Zeitschrift die politikfremde Richtung gewiesen. Die Erkenntnis, daß weder hier noch dort das Glück

der Menschheit bereitet werde, hat mich Stimmungen zugänglich gemacht, die mich für den dringlichsten Ansturm der Tagesfragen unzugänglich machen. Ich weiß nicht, welcher Grad der Parteibegeisterung den freundlichen Verfasser des offenen Briefes zu einer so augenfälligen Verkenntung meiner Absichten vermocht hat. Sie scheinen schon ganz in jenen roten Dunst getaucht, den die Erhitzung am Parteiideal den besten Köpfen jetzt vormacht und in dem der Verstand schließlich vom Schlagwort getroffen wird.

Und wieder einmal ist, wer nicht mit ihnen ist, gegen sie! Ich stehe der Wahlreform »feindlich gegenüber«, weil ich, der fanatische Nichtpolitiker, mich mit ihr nicht befaßt habe, weil, wo hundert sachverständige Federn sich regen, meine glücklich erworbene Unkenntnis dieser Dinge mir Schweigen auferlegt. Wann habe ich denn »die Männer angegriffen, die die größte Kulturtat geleistet haben«? In kurzen Worten wehrte ich dem orthodoxen Eifer, der die Wahlreform über die irdische Nützlichkeit hinaus in eine Frage des ewigen Seelenheils verwandeln möchte, wies ich nach, daß selbst der Horizont sozialdemokratischer Kunstauffassung von einem Plakatideal verhängt ist. Ließ mich vom Siegesrausch der Nüchternheit nicht fassen, vom Dünkel glanzlosester Diktatur nicht blenden. Habe ich das Martyrium der »Mutigen ohne Zeugen« — im eroberten Parlament werden sie Ohrenzeugen haben — vermehren geholfen? Hat sie die Not der Zeit so wehleidig gemacht, daß sie es schon als persönlichen Angriff empfinden, wenn ein Schriftsteller der Meinung ist, daß die Behandlung eines Gerichtsskandals seinem Temperament, seinem Stil und seiner Erkenntnis von der Erbärmlichkeit österreichischer Zustände besser liege, als die Entrüstung über den Wahlrechtswiderstand der »Herrenhäusler«? Daß ich über die Stellung der Wiener Polizei zur Wahlreform Worte gefunden habe, die zwar nicht so laut, gewiß aber kränkender

für die Autorität geklungen haben als die des sozialdemokratischen Organs, zeigt doch, daß ich nicht so ganz verhärtet bin, zeigt, daß in den Grenzen meines publizistischen Vermögens, die zu erkennen mein publizistischer Vorzug ist, etwas dergleichen noch Platz hat, was der Parteimensch aller Eigenart, aller Begabung, allem Temperament vorzieht: »Gesinnung«. Und dieser Tugend, die ein Mann meiner Beschaffenheit nicht gern mit Leuten gemein hat, die von parteiwegen dazu verpflichtet sind, war doch in sieben Jahrgängen der ‚Fackel‘ ein erklecklicher Spielraum gegönnt. Die Zustandskritik an den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft ward hier mit stärkerem Impetus — mit der geringeren Dauerwirkung, aber mit der größeren Eindrucksfähigkeit des Einzelkämpfers — getrieben als auf irgendeiner parteibeglaubigten Tribüne.

Der Briefschreiber gibt zu, daß sich meine Attacke gegen den Bourgeois gekehrt habe, den er den »gemeinsamen Feind des Künstlers, des Genies und des Volkes« nennt. Aber darin unterschied sie sich von der Parteikritik, daß sie zwischen Bourgeois und Volk nicht unterschied, wenn es galt, die Feinde des Künstlers und des Genies zu treffen. Ich glaube — trotz der ausgesprochenen Neigung der Arbeitervereine für die Gesangspossen des Herrn Costa — an die »hohe Organisation des Kunstgenusses«, die der Verfasser des Briefes seiner Partei nachrühmt. Aber sollte nicht das edelste Streben, die Genußfähigkeit der Massen zu erziehen, in der Eroberung bourgeoiser Kunstideale münden? Ich glaube, daß im Zerstörungskampf gegen die künstlerische Persönlichkeit jede Masse zur »Bourgeoisie« wird, mag sie das Recht Abgeordnete zu wählen, besitzen oder erstreben, mag sie aus Bürgern zusammengesetzt sein oder aus Proletariern. Oder aus Aristokraten. Ich weiß nicht, durch welche Bekenntnisse der ‚Fackel‘ die Vorliebe ihres Herausgebers für die

Sportbarone und Wohltätigkeitskomtessen bewiesen werden könnte. Ich zweifle nicht, daß sich die Frage, wo in Österreich die Aristokratie ist, von der ich »träume«, schwer beantworten ließe. Aber sollte es nicht mehr Utopistenrecht sein, von Zuständen zu träumen, die es nicht gibt? Nicht nur die Märtyrerpflicht, unter Zuständen, die es gibt, zu leiden, teile ich mit der Sozialdemokratie.

Fruchtlose Selbstverbrennung unser Los? Oder das Ende der bürgerlichen Herrschaft unsere Hoffnung? In jedem Falle soll die Aschenurne Wahlzwecken dienen. Ich habe mich gegen den Vorschlag nicht gesträubt, mich nicht, anstatt dem großen Totengeläute des alten Österreich »mit Begier zu lauschen«, mit Kälte abgewendet. Ich spreche bloß nicht, ich lausche. Und nehme die unerhörte Bereitwilligkeit der Regierenden, Österreich zu erneuern, ernst. So wahr mit sozialdemokratischer Hilfe der Rechtsstaat bereits erzwungen und das Gesetz in Österreich eingeführt ist, so sicher wird die Vergrößerung sämtlicher Reibungsflächen — auch der nationalen —, wird die ungeheure Vermehrung klerikaler Mandate die Renovierung Österreichs bewirken. Die Herrschenden wünschen nichts sehnlicher. Sie sind ganz erfüllt vom Geiste einsichtsvoller Nachgiebigkeit. Etwa wie jener hohe Herr, den man auf die Undurchführbarkeit einer Transaktion aufmerksam machte. »Wenn ich es wünsche, wird doch das Gericht nachgeben?« ,Ja, aber das Gesetz, Hoheit, verbietet es!« »Wenn das Gericht die Wahl zwischen dem Gesetz und meinem Wunsch hat, wird es doch meinen Wunsch befolgen?« ,Ja, aber das Gesetz, Hoheit, ist von Sr. Majestät sanktioniert!« »Ach so, wenn es ein von Sr. Majestät sanktioniertes Gesetz ist, dann freilich — ... Und wenn der Kaiser die Renovierung Österreichs will? Dann freilich — wird ein neues Plakatideal gefunden werden müssen, dessen Zauber hoffentlich wieder bis zu seiner Verwirklichung vorhalten wird.

Eine Wahlreform in Österreich mag die nützlichste und notwendigste Sache von der Welt sein. Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist sie die nüchternste. Und daß mit Totschlag bedroht wird, wen das Thema nicht in ekstatische Stimmung versetzt, ist unerträglich. Der organisatorischen Begabung gebührt Respekt, die alle Gestionen der Partei bis zu dem großen Aufmarsch der Demonstranten als eindrucksvolle Beschämung der Staatsgewalt wirken ließ — deren Autorität und Verwirrungstechnik bis auf weiteres brachliegen. Aber zur mystischen Verklärung des 28. November fühle ich mich nicht verpflichtet. Nicht alle Teilnehmer waren von dem Zweck ihres Marsches unterrichtet; doch gewiß auch nicht alle von der Heiligkeit ihrer Mission durchdrungen. Wissen sie von der Bedeutung dessen, was im Parlament geschieht, mehr, als etwa von der Bedeutung der plastischen Gruppe, die die Verhäßlicher Wiens vor das Parlament gepflanzt haben? Ob das Riesenweib, das eine Seifenfabrik der Renovierung Österreichs gewidmet zu haben scheint, die Muttergottes oder die Kaiserin vorstellt: zwischen diesen Meinungen hörte man proletarische Betrachter schwanken. Sie sind auch der echten Kunst gegenüber zu besserem Urteil nicht verpflichtet und bleiben als Wilde doch bessere Menschen. Ihre hohe Organisation des Kunstgenusses scheint mir in der Welt jener Ideologen zu bestehen, die dem Proletarier das Brot nicht ohne Buch verabreichen wollen und immerdar überzeugt sind, daß er zuerst das Buch verschlingen werde. Sie wollen, daß die Arbeiterschaft, deren Bildungsdrang nicht mehr zu halten sei, dieselben Kulturgüter erraffe, an denen sich die Bourgeoisie zu Tode gefressen hat. Daß die Kultur vergiftet ist, daß der Unbildungstrieb zu einer reineren führen könnte, so anarchisches Denken würde Fortschrittsgeistern nicht ziemen . . .

Ich freue mich, daß ich diesen so oft gefallen habe. Aber es betrübt mich nicht, daß ich sie öfter

enttäuschen muß. Ich trage als Publizist nur die Verantwortung für meinen Glauben, nicht für die Wahrheit meines Bekenntnisses. Ich schreibe, weil ich zufällig in dem Drehen von Brotkügelchen nicht den mich befriedigenden Ausdruck meines Innenlebens finde. Aber ich schreibe nicht, um dem zu dienen, der lesen will. Darum muß ich nicht »Stellung nehmen«. Und darum muß ich auch nicht zwischen der »Bejahung alles Bestehenden« und dem »beherzten Anschluß an die neuen treibenden Kräfte« wählen. Wozu Wahl? Wozu Anschluß? Wenn ich von zwei Übeln das geringere wählen soll, wähle ich keines. Ich warte die Erneuerung Österreichs ab und hoffe, daß ich dann noch immer genug zu tun bekommen werde. Der freundliche Verfasser ahnt gar nicht, wie schön das Leben ohne organisierte Ideale ist. Aber ich will es nicht unterlassen, ihm dafür, daß er mir den Vorwurf »persönlicher Motive«, den die Dummköpfe aller Parteien gegen mich erheben, ausdrücklich erspart, von Herzen zu danken. Wie übermenschlich müßte mein Temperament sein, wenn persönlicher Anstoß meine Betrachtung zu der Perspektive erheben könnte, die sie der kleinsten Sache abgewinnt! Ich weiß nicht, von welcher Affäre er spricht, an der er mich im Innersten beteiligt gesehen hat. Aber daß ich ein Mensch bin, »an dem man mehr gesündigt, als er sündigte«, daß mich die Erscheinungen dieses Staatswesens heftiger angreifen, als ich sie angreife, darf meinen Feinden zum Trost gereichen.



Die Klassiker.

Es gibt eine fürchterliche Sorte von Leuten, die ich Bildungs-Nekrophilen nennen möchte. Sie sind vom Nimbus der fürnehmsten geistigen Abgeklärtheit umwoben und ihr billiger Kniff besteht darin, immer, wenn von Gegenwärtigem die Rede ist, mit hieratischen Gesten die Vergangenheit zu beschwören und mit dem milden Lächeln allesverstehender Güte auf die sogenannten Klassiker zu weisen. Der hirnloseste Flachkopf wird in der »gebildeten Gesellschaft« als Kulturbringer verehrt, wenn er nur bei jeder Gelegenheit salbungsvoll »Mehr Goethe!« lispelt. Wer aber gar einen Vereinsvortrag »Zurück zu Schiller!« hält und als Broschüre drucken läßt, der braucht um seinen Ruf als ernster Denker sein Lebelang nicht mehr besorgt zu sein. Je unverschämter ein solcher Geistesindustrieritter mit seinen arrogierten Beziehungen zur Klassik flunkert, desto sicherer wirkt er damit auf den Pöbel, der allem zujubelt, was seiner Instinktwut gegen die lebendige Kultur entgegenkommt.

Man braucht nur zu beobachten, in was für eine verzweifelte Erbitterung so ein Bildungssumper gerät, wenn er ein aufrichtiges Wort über einen jener toten Schriftsteller hört, deren unverstandene und unvergessene Lektüre seine Bildung ausgemacht. Sie haben eine eigene schlechtgespielte Verachtung für diese intellektuelle Ehrlichkeit erfunden. Man gehört nicht mehr zu den »gebildeten Menschen«, nicht mehr zu ihnen, man ist Luft für sie. Aber der Haß, der sich als Verachtung maskiert, verrät sich jedesmal. Nicht die Klassiker erfüllen ihr Herz, sondern der gemeine Haß des Gesindels gegen alles Echte, Noble und Unbekümmerte. Nicht daß »Schiller zum alten Eisen« geworfen wird, betrübt diese Guten, aber darüber sind sie außer sich, daß es Menschen gibt, die eine wirkliche Kultur besitzen, für die sie keine Organe haben. Ihre Liebe zu den Toten ist nichts als der Vorwand für den grundlosen und deshalb fanatischen Haß gegen die Lebenden und gegen alle jene, die nichts, auch nicht die Klassiker, mit ihnen gemein haben wollen. Es gereicht mir daher zur aufrichtigen Befriedigung, durch einige unbefangene Bemerkungen über die deutschen Klassiker und die deutschen Philister meinen Anspruch auf den Schandtitel eines im Sinne deutscher Philister »gebildeten Menschen« zu verwirken.

Die »deutschen Klassiker« sind eine bloße Erfindung der leider wirklichen deutschen Philister, ich brauche also nicht zu sagen, daß sie eine geschmacklose Erfindung sind. Ich wundere mich immer wieder, daß noch nicht laut gegen den Unfug protestiert wurde, ein Dutzend wehrloser toter Schriftsteller vom verschiedensten Rang und Wesen durch das Philisterwort »Klassiker« zu verkoppeln, auf das Podium der ordinärsten und scheinheiligsten Standbilder- und Jubiläumsbegeisterung zu stellen und den lebenden, mit ihren eigenen Problemen ringenden Schriftstellern als unerreichbare Vorbilder aufzwingen zu wollen. Der Schaffende kennt keine anderen Klassiker als diejenigen, die er auf dem genugsam mühevollen Weg zu seinem eigenen Selbst findet. Er weiß am besten, was seiner Art ist und ihn zu befruchten vermag, und muß jede Einmischung in seine urinnersten Angelegenheiten zurückweisen. Aber auch das bloße Interesse an wirklicher Kultur, der gute Geschmack, verpflichtet dazu, den Versuch des Philisteressentiments, eine Afterkultur zu oktroyieren, tapfer abzuwehren. Es würde allerdings nichts nützen, denn — Gott sei's geklagt! — es gibt Klassiker-Verleger und Literaturprofessoren, und diese Gattung hat den unbedingten Willen zum Leben, zum Geschäft und zur Fortpflanzung! Ohne die Klassiker aber würde sie aussterben. Und ohne die Klassiker hätten die Mikrokephalen keine Gelegenheit mehr, ihren Geist zu dokumentieren . . .

Die Erfindung der deutschen Klassiker ist eine posthume Beleidigung Goethes. Wenn das jubiläenfeiernde Geschmeiß ein Hundertstel von dem geheuchelten Respekt vor Goethe und ein Millionstel von dem angemessenen Verständnis für Goethe hätte, es hätte ihm nicht mit solcher beispiellosen Banausenfurchheit einfach eine Reihe »Kollegen« gegeben. Daß ein Volk nach hundert Jahren den Rangunterschied zwischen Goethe und Schiller nicht begriffen hat, beide auf ein Postament stellt und von den »beiden Dichturfürsten« spricht, ist eigentlich betrübend. Aber für ein Volk, bei dem dank der Klassikerkollegialität auch die Verbindung »Goethe und Körner« oder »Goethe und Hauff« möglich wäre, ist eine Erscheinung wie Goethe umsonst gewesen, einem solchen Volke geschieht kein Unrecht, wenn es zum Gaudium der Welt unter der Spitzmarke »Volk der Denker« aus der Gemein-

schaft internationaler Kultur ausgeladen wird. Es ist unglaublich, was als Goethes »Kollegen« sich auf dem Podium der Klassiker herumtummelt. Leute von kleiner bürgerlicher Herkunft mit unerträglich olympischen Gesten. Jeder hat den Gott im Busen, jeder wird von Inspirationen gebläht, kommt aus höheren Sphären und ist nur uneigentlich auf Erden. Der Grund alles Seins bemüht sich persönlich um ihn. Er ist Seher, Richter und Heiland. Er ist mit Pallas Athene aus Zeus' Haupt gekrochen. Seine Sprache geht auf Stelzen und ist heiser wie die aller Demagogen. Aber nichts gefällt dem Volke besser, als wenn einer gut blitzen und donnern kann. Dann muß er ja wohl mit dem Himmel verwandt sein. Goethes Kollegen!*)

Für den deutschen Bildungsphilister konnte das Phänomen Goethe nichts bedeuten. Goethe ist nicht in seinen 36 Bänden eingeschlossen und pflegte nicht zu blitzen und zu donnern. Der deutsche Bildungsphilister braucht einen gehobenen Busen. Die Bedeutung eines Genies liegt in seiner Persönlichkeit, in seinem bloßen Dasein, in der Impression, die es ausstrahlt, ich möchte sagen, eben in seiner Phänomenalität. Sein Vorhandensein ist bereits alles, seine »Werke« sind eine Begleiterscheinung, das unvollständige und unvollkommene Protokoll seiner Entfaltung, seines Sich-Erlebens. Und diese Protokolle — man denke z. B. an die »Wahlverwandtschaften« — werden mit der Zeit immer unverständlicher und wertloser. Was von Goethe noch lebt, lebt nur

*) Die höchste Schätzung Schillers muß in die Spaltung jenes Doppeldenkma's einwilligen. Der deutsche Hochgedanke, der für Poesie und Normalwäsche den Weg durch Einheit zur Unreinheit wählt und der die Individualitäten nur im »Verein« duldet, hat diese fatale Verbrüderung ausgeheckt. Auch wer Schiller vor der Begeisterung der Flachen schützen möchte, muß gegen die Paarung mit Goethe protestieren. Vermutlich hat der Trottelrespekt vor den »Xenien«, jener unbedeutenden Laune zweier Großen, die noch heute Literaturprofessoren auf die Suche nach der speziellen »Autorschaft« treibt, die Dioskurenidee genährt. Aber wahrlich, dem Volk der Denker, dem Compagniefirmen imponieren, stehen Loeser & Wolf noch immer näher.

Anm. d. Herausgeb.

in Lebendigen. Der Künstler zeugt sich in Künstlern fort, die Werke sind dem Untergang geweiht. In den lebenden Dichtern — es macht wenig aus, ob sie auch wirklich »Gedichte« machen — steckt ein tieferer und größerer Goethe als in »Goethes Werken«. Und wer »Mehr Goethe!« sagt, weiß nicht, was er redet, denn es kann nicht mehr Goethe sein, als in den Lebenden lebendig ist. Weil du Goethe liest, wird er noch nicht lebendig; du sollst es dir sogar ersparen, wenn er nicht zu dir spricht. In anderen wirst du ihn, ohne es zu wissen, hören, aus anderen ihn in dich aufnehmen. Aber plage dich nicht fruchtlos mit »Goethes sämtlichen Werken«, sonst fährt die Seele eines verstorbenen Literaturprofessors in dich hinein — und nie wirst du dann Goethe hören! Genies, mein Freund, wollen weniger gelesen und besser gehört sein. Horch in dich und horch ins Leben, sei dein eigener Klassiker und — laß dich deine Unbildung nicht verdrießen! . . .

Lucianus.



Ein Manuskript Oskar Wilde's, das auch im Englischen noch nicht veröffentlicht ist und darum hier in beiden Sprachen erscheint:

To Mrs. Langtry.

Could we dig up this long buried treasure,
Were it worth the pleasure?
We never could learn love's song,
We are parted too long.

Could the passionate past that is fled
Call back its dead?
Could we live it all over again,
Were it worth the pain?

I remember we used to meet
By an ivied seat,
And you warbled each pretty word
With the air of a bird.

And your voice had a quaver in it
Just like a linnet,
And shook as the blackbird's throat
With its last big note.

And your eyes they were green and grey
Like an April day,
But lit into amethyst
When I stooped and kissed.

And your mouth, it would never smile
For a long, long while,
Then it rippled all over with laughter
Five minutes after.

You were always afraid of a shower
Just like a flower,
I remember you started and ran
When the rain began.

I remember I never could catch you,
For no one could match you,
You had wonderful luminous fleet
Little wings to your feet.

I remember your hair, did I tie it?
For it always ran riot
Like a tangled sunbeam of gold;
These things are old.

I remember so well the room
And the lilac bloom
That beat at the dripping pane
In the warm June rain.

And the colour of your gown
It was amber-brown
And two yellow satin bows
From your shoulders rose.

In your voice as it said good bye
Was a petulant cry,
On your hand as it waved adieu
There were veins of blue.

And the handkerchief of French lace
Which you held to your face,
Had a small tear left on a stain?
Or was it rain?

• You have only wasted your life •
(Ah, that was the knife!)
When I rushed through the garden gate
It was all too late.

Could we live it over again,
Were it worth the pain?
Could the passionate past that is fled
Call back its dead?

Well, if my heart must break,
Dear love, for your sake,
It will break in music, I know;
Poet's hearts break so.

But strange that it was not told
That the brain can hold
In a tiny ivory cell
God's heaven and hell.

•

An Mrs. Langtry.

Von Oskar Wilde.

Wieder heben den Schatz, den verscharrten,
Lohnt's das Erwarten?
Doch wie lernen der Liebe Sang,
Schon getrennt so lang?

Und riefe die Zeit voll Glück
Ihre Toten zurück —
Alles leben zum zweitenmal,
Wär' es wert die Qual?

Ich weiß noch unsern Gang
Zu der Epheubank,
Und dein Zwitschern, es klang so traut
Wie Vogellaut.

Deine Stimme bebte von Seele
Wie des Hänflings Kehle
Und schloß wie die Amsel im Lenz
So voll die Kadenz.

Wie Apriltage grau sonst und grün,
Doch sah ich erglühn
Deine Augen zum Amethyste,
Wenn ich stehn blieb und küßte.

Und dein Mund, Lieb, lächeltest du
Nimmer mir zu,
Lachend jubelte er
Fünf Minuten nachher.

Du konntest bang erzittern
Wie Blumen vor Gewittern,
Ich weiß noch wie du in Angst
Dann mir entsprangst.

Ich weiß noch, ich konnt' dich nicht fangen —
Wem wär's besser ergangen?
Trugst Flügel ganz leicht und licht
An den Füßen du nicht?

Ich weiß noch, dein Haar — wollt' ichs knüpfen,
Sah ich stets es entschlüpfen.
Wie ein wirrer Goldsonnenstrahl.
Das war einmal!

Ich weiß noch so gut das Zimmer;
Seh den Flieder noch immer
In Juniregentagen
An die Scheiben schlagen.

Und dein Kleid, noch glaub ichs zu schaun,
Es war bernsteinbraun,
Und die Schultern schmückten beide
Gelbe Maschen von Seide.

In der Stimme, die Abschied mir bot,
War ein Schrei wilder Not,
In der Hand, die mir winkte, der bleichen,
Blauer Adern Zeichen.

In dein Spitzenmouchoir
Von den Augen, fürwahr,
Löst ein Tränlein sich los?
War's Regen bloß?

»Du hast nur verwüstet dein Leben . . .«
O wie ließ mich's erbeben!
Als ich durchs Gartentor lief,
War der Schmerz schon zu tief.

Es leben nun noch einmal,
Wär' es wert die Qual?
Ruft je jene Zeit voll Glück
Ihre Toten zurück?

Wohl, muß denn brechen vor Schmerz,
Um dich mein Herz,
Ein Dichterherz, bricht es, sieh,
In Melodie.

Und seltsam, daß man nicht denkt,
Wie der Geist doch umfängt
In Elfenbeinschale die Völle
Von Himmel und Hölle.

Cabarettlied.

Von Peter Altenberg.

Ich fange mir mit meinen Blicken
die Männer ein — — —!
Was kümmert's mich, ob sich's mag schicken —
mein Mann schaut zu in Seelenpein.
Ich seh' ihn blaß und blässer werden —
ich bin sein höchstes Gut auf Erden!
Er würde sich zu Tode kränken,
tät ich mich Einem ganz verschenken.
Doch meine jungen Nerven müssen
die Sehnsuchtsqual von Männerherzen spüren.
Ich lasse mich nicht einmal küssen —
sie aber träumen Alle vom Verführen!
Ich muß mir selber meine Macht beweisen,
dadurch, daß ich unselig machen kann;
Denn in geordneten Geleisen
gibt sich der »Pflicht des Lebens« hin der dumme Mann!
So aber seh' ich Alle blaß und blässer werden —
ICH bin ihr höchstes Gut auf Erden!
Mein Mann tut mir aufrichtig leid
bei allem diesen bösen Spiele;
Doch, ließ' ich ihn in völliger Sicherheit,
wer weiß, ob ich ihm dann noch so gefiele?
Am besten ist's, ich bleib' so wie ich bin — — —
wie lange dauert's, ist man alt und hin!?

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Zeitgenosse. Eine Gerichtsverhandlung: Dem Richter wird der Vagant F. H. wegen verbotener Rückkehr vorgeführt. — Richter: Sie wissen, daß Sie abgeschafft sind? — Angekl.: O, ja! — Richter: Warum kamen Sie zurück? — Angekl.: Daß i wieder eing'spirrt werd' ... jetzt im Winter gibt's ka Arbeit nôt! — Das Urteil lautet auf einen Monat strengen Arrests. — Angekl. (enttäuscht): An' Monat? — Richter: Sie können berufen! — Angekl.: Dös is mir ja z' wenig!... I will drei Monat', daß i im Summer außi kumm, wann's wieder a Arbeit gibt! — Da es kein Rechtsmittel eines Verurteilten gegen zu geringe Strafe gibt, wird H. zur Strafverbüßung abgeführt. — Weiter können wir's in dieser besten aller Welten wohl nicht mehr bringen! Der strafende Staat, der Momo der Erwachsenen, hat seine Schrecken eingeblüßt — auf freiem Fuß sein bedeutet Schmach und Jammer. Es gibt eine Verurteilung zur Freiheit. Aber F. H. braucht nichts anzustellen, um die Unfreiheit so oft er will zu genießen. Er muß bloß nach seiner jedesmaligen Enthftung und Abschiebung in die »Heimatsgemeinde« nach Wien zürückkehren. Fand er dort nicht Arbeit, so findet er hier Verpflegung. Ein Staat, der mehr Arreste als Arbeitsstätten hat und der den armen Teufel verhungern ließe, wenn's nicht Gesetze gäbe, die der arme Teufel übertreten kann, ist ein Musterstaat. Wenn der Revertent es schließlich zu einer lebenslänglichen Verköstigung im Prytaneum bringen könnte, wäre die Strafarei endgiltig ad absurdum geführt. Unsinn wird Vernunft, Plage Wohltat.

Betschwester. Zwei österreichische Gerichtsaffären. Zuerst sollte ein Salzburger Bauer »eingespirt« werden, weil ihm etwa der folgende Ausruf entfahren war: »Ach was, i fürcht mi vor kein Teufel. Den Teufel hab i zuhaus, mei Weib!« Nicht wegen Beleidigung des Weibes, sondern wegen Beleidigung des Teufels, wegen Herabwürdigung einer »Einrichtung der katholischen Kirche« — eine solche ist nämlich der Teufel — sollte der Mann »eingespirt« werden. Es gehört nämlich zu den unverlierbaren Rechten des österreichischen Staatsbürgers, zu jeder Stunde und bei jedem Anlaß »eingespirt« zu werden. Der Mann wurde auffallenderweise freigesprochen. Wie schwer es aber in Österreich ist, keine Religionsstörung zu begehen, zeigt der andere Vorfall, über den mein Mitarbeiter Lucianus die folgende Glosse schreibt: »In Olmütz warf ein Friseur bei der Beerdigung seines Freundes eine Erdscholle auf den in die Tiefe gesenkten Sarg mit den in tschechischer Sprache aus-

gerufenen Worten: ‚Lebe wohl, Ferdinand, auf der ganzen Linie!‘ Er wurde wegen Religionsstörung angezeigt und — obwohl er angab, daß er dem toten Freunde nur dessen Lieblingsworte ‚auf der ganzen Linie‘ nachgerufen habe, ohne die entfernteste Absicht, jemand zu beleidigen oder ein Ärgernis zu erregen — zu drei Tagen strengen Arrests verurteilt! — Für jeden Menschen, der diesen Namen verdient, ist ohneweiters klar, daß der Friseur, als er dem toten Freunde jene Worte nachrief, die dieser im Leben als Redensart zu gebrauchen pflegte, ausschließlich von einem Zärtlichkeitsgefühl für den Toten beherrscht war, daß er in seiner Art natürlicher und menschlicher handelte als die meisten Leidtragenden in der konventionellen steifen Schmerzensepose. Und sicherlich war ihm dabei kein Gedanke fremder als der an Beleidigung und Ärgernis. Es waren aber ein paar Leute dabei, die nicht den Namen Menschen verdienen, vermutlich feminini generis, vorgerückten Alters und nur mehr dem lieben Gotte lebend. Sie fühlten sich verpflichtet, an dem liebenswürdigen und gewiß harmlosen Ausruf ein ‚Ärgernis‘ — die ganze Betschwestererei stinkt aus diesem Wort — zu nehmen und den Mann ‚anzuzeigen‘. Und es fand sich in diesem Lotterie-, Polizei- und Kirchenstaat von idealer inneren Harmonie ein Staatsanwalt, der eine ‚Anklage‘ erhob, und es fand sich ein Richter, der die für Menschen unfaßbare Betschwesterpsychologie durch sein Urteil sanktionierte. Mit einem Wort: ein Sieg der Betschwesteren — auf der ganzen Linie!« Ob das neue Strafgesetz solche Siege unmöglich machen wird? Ob es verhüten wird, daß der ahnungslose, blinde oder andersgläubige Passant, der eine Prozession nicht grüßt, »eingespirt« werde? (Während der religionsstörende Kooperator, der auf dem Gang zu einem Sterbenden innehält und Spaziergängern den Hut vom Kopfe schlägt, straflos bleibt.) Wer kann's wissen? Rechtsgut wird wohl auch künftig nicht die Religion, sondern die Empfindlichkeit der Betschwesteren sein. »Marandjosef!« lautet ein für allemal die Klage, die der österreichische Staatsanwalt erhebt. Und was die Kirchhofwanze sinnt, wird der österreichische Richter immerdar in Tat umsetzen.

Bewohner der Kleinen Schiffgasse. Die ‚Neue Freie Presse‘ feiert manchmal häusliche Feste, zu denen nur die engere Familie geladen ist. Wenn sie ganz unter sich sind, sich ganz rückhaltlos geben können, dann weiß die eine Hand nicht, was die andere tut: denn die eine führt das Essen zum Munde und die andere versichert, daß es gut sei. Ein solches Fest war offenbar das Huberman-Konzert,

oder vielmehr seine Nachfeier in der ‚Neuen Freien Presse‘ (14. Jänner). Das Blatt hat vielleicht nie so ehrlich bekannt, wessen Sprache es spreche, nie so ehrlich sich als das Organ jener Deutschen in Österreich deklariert, die in ihren Gotteshäusern den Hut auf dem Kopf behalten. Zuerst ergreift Herr Korngold, der Musikreferent, das Wort und macht ein Aperçu: Für tiefere Naturen, wie Huberman, gebe es noch immer höhere Gipfel . . . Daß ein größeres Genie als Huberman das Podium bis heute nicht betreten hat, versteht sich von selbst. Das ist aber nur die kritische Einleitung zu dem Stimmungsbericht. »Nicht nur in dem heißblütigen Beifall, auch in der Physiognomie des Saales gab sich das außerordentliche Interesse kund, welches das Publikum für Huberman hegt«, »Bewunderung . . . Genie . . . leidenschaftlicher Enthusiasmus . . . tosender Beifall (Gemeint ist möglicherweise der Beifall Tausender) . . . Triumphe . . . begeisterte Stimmung«. Das Publikum? Natürlich ein »glänzendes«! »Ganz besonders fiel in einer Loge der zarte und doch schon entschiedene Linien zeigende Charakterkopf des kleinen Virtuosen Mischa Elman auf, der mit allen Fibern dem faszinierenden Meister auf der Estrade zuhörte«. Die Hörerinnen trugen natürlich »blitzende Diamanten«. Alles echt. Das Wesen Hubermans ist natürlich »interessant«. Und das Merkwürdige ist: man sieht es ihm gar nicht an, daß er vor nicht langer Zeit ein ernstes Leiden überstanden hat. Hier beginnt die Tendenz zur Abwehr des Antisemitismus mit der internen Medizin zusammenzuprallen, und schon fällt auch der ‚Neuen Freien Presse‘ zum Glück der Name »Nothnagel« ein. »Es wird interessieren, daß er (Huberman) Heilung vor allem durch ausschließliche Pflanzenkost fand, die auch jetzt noch seine einzige Nahrung ist, und daß Nothnagel es war, der ihn in den letzten Tagen seines Lebens mit diesem Rate der Kunst und der Lebensfreude rettete. Nothnagel widmete dem genialen Geiger nicht nur die Sorgfalt des Arztes, sondern auch die Fürsorge des wohlwollenden älteren Freundes. Im Juli las Huberman, der sich damals in London befand, in einer dortigen Zeitung die telegraphische Kunde von dem jähen Tode des großen Arztes. In demselben Augenblicke — er war seiner Erschütterung noch nicht Herr geworden — brachte der Hoteldiener auf silberner Platte einen Brief Nothnagels, in welchem dieser ihm auf zwölf Seiten Ratschläge für alle Einzelheiten seiner Lebensführung gab«. Auf silberner Platte! Natürlich wiederum echt! Überhaupt alles echt: der

Schmuck von Diamanten, die Platte von Silber und die Kritik von Korngold. So echt, daß ein Heiratsvermittler, der im Konzertsaal plötzlich auftauchte, ausrufen müßte: »Ich bitt' Sie, wer borgt denen Leuten?«

Kinderfreund. In der Berliner 'Täglichen Rundschau' vom 20. Jänner ist der folgende Gerichtssaalbericht zu lesen: »Die Gefährlichkeit der Aussagen von Kindern beleuchtete eine Verhandlung vor dem Schöffengericht I wegen Diebstahls gegen den dreizehnjährigen Schulknaben Plöger. Am 9. August 1905 sah die Schlächterfrau Grunwald, daß der Angeklagte in der Gleim-Straße vor einem Blumengeschäft einen Blumentopf mit Blechgestell wegnahm und sich dann zusammen mit einem Mädchen entfernte. Sie eilte mit der Verkäuferin den beiden nach und nahm ihnen in dem Hause, in dem sie wohnten, den Topf ab. — Der Knabe Plöger behauptete, daß dies alles nicht wahr sei; er habe den Topf von einem gewissen Hinze geschenkt erhalten. Zufällig aber war Hinze zu der kritischen Zeit in Friedrichshagen zum Angeln gewesen und hatte sich auch mit seinem Begleiter in das Fremdenbuch am Teufelssee eingeschrieben. Trotzdem blieb der Junge bei seinen Angaben, die von seiner achtjährigen Schwester mit großer Bestimmtheit bestätigt wurden. Sie beschrieb sogar ganz eingehend die Umstände, unter denen die Schenkung sich vollzogen habe. Der Vorsitzende betonte, ihm sei in seiner zehnjährigen Praxis so etwas noch nicht vorgekommen. Er, die Schöffen und der Staatsanwalt bemühten sich in langer Verhandlung, den Jungen und seine Schwester zum Bekenntnis der Wahrheit zu bringen. Der Vorsitzende wies unter anderem darauf hin, wie gefährlich eine so bestimmte, überzeugend klingende und auf unzählige Einzelheiten gestützte Aussage, wie die der kleinen Plöger, werden müßte, wenn sie in einer Sittlichkeitssache abgegeben würde, wo manchmal auf die bloße Aussage von Kindern hohe Strafen verhängt werden könnten. Darauf wies auch der Verteidiger hin, der im übrigen bat, den Jungen mit einem Verweise davonkommen zu lassen und ihn nicht auf zehn Tage ins Gefängnis zu schicken, wie es der Staatsanwalt beantragt hatte. Das Gericht erkannte auf 4 Tage Gefängnis.« Merk's Feigl!

Liberaler. In der 'Neuen Freien Presse' ist am 26. Jänner das fünfzigste Feuilleton über »Nathan den Weisen« erschienen. Diese

Toleranzedikte des Herrn Schütz, für den sein Lessing noch immer der Vorwand ist, die Ablösung des Herrn Noske durch den Herrn Bielohlawek zu beklagen, werden mit der Zeit den überzeugtesten Verächter des Antisemitismus in einen Abonnenten des ‚Kikeriki‘ verwandeln. Und welche Vorwände sucht er, um den Vorwand Lessing benützen zu können! »Nathan der Weise« braucht nur außerhalb des Burgtheaters zu wohlthätigem Zweck gespielt zu werden — hat ihn schon! Oder Herrn Nathan Weisse, Direktor des Volkstheaters, juckt der schauspielerische Ehrgeiz — hat ihn schon! Was gilt die Wette: Herr Schütz bringt's noch auf das doppelte Maß von Nathan-Betrachtungen! In unverminderter geistiger Schwäche — wird's einst heißen — beging er das Jubiläum seines hundertsten Feuilletons über »Nathan den Weisen«.

Administrator. Die ‚Neue Freie Presse‘ ist bekanntlich so entstanden, daß eines Tages in der Administration der alten ‚Presse‘ die Adreßschleifen fehlten: die Abonnenten bekamen das neue Blatt und das alte konnte nicht expediert werden. Nun ist Adolf Werthner, der Gründer der ‚Neuen Freien Presse‘ gestorben, und das Blatt ist so ehrlich, ihm (im Abendblatt vom 26. Jänner) die folgenden Wahrheiten nachzurufen: »Die ‚Neue Freie Presse‘ wäre nicht entstanden, wenn Werthner damals nicht den Mut gehabt hätte, mit Mitteln, die heute gering erscheinen, die Einrichtung des Werkes zu übernehmen« und »Gleichzeitig mit Max Friedländer und Michael Etienne trat Adolf Werthner im Jahre 1864 aus dem Verbande der ‚Presse‘ aus, um ein neues Blatt ins Leben zu rufen, die ‚Neue Freie Presse‘. Mit dem größten Stolz wies er darauf hin, daß die Sympathien des Publikums schon in der ersten Stunde die Fortexistenz des Blattes erleichtert haben. Noch vor dem Erscheinen der ersten Nummer der ‚Neuen Freien Presse‘ am 1. September 1864 hatte sie die Gewißheit, daß sie über viele tausend Leser verfügen werde«... In einem Kondolenzschreiben an die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse‘ erklärt denn auch Herr Lippowitz, daß er in dem Verstorbenen »einen der intelligentesten und tatkräftigsten Zeitungsadministratoren Österreichs« verehere... Wie die ‚Neue Freie Presse‘ aus der alten ‚Presse‘, so entstand das Szeps'sche Tagblatt aus dem ‚Neuen Wiener Tagblatt‘. Damals kam im Reichsrat die sogenannte lex Szeps zustande. Die erste Anwendung dieses Gesetzes traf jenen intelligenten und tatkräftigen Verleger, der die ‚Fackel‘ durch eine ‚Neue Fackel‘ abzulösen gedacht hatte.

Nebennensch. Aus dem Faschings-Schwarzbuch: »Haben Sie heuer schon viel mitgemacht?« »Jetzt, ohne Rabensteiner, heißen die Bälle nichts mehr«. »Ich hab' die Quadrille nur gern zum Sitzen«. »Ohne links tanzen zu können, darf man heute auf gar keinen Ball gehen«. (Mädchen:) »Eingeführt werde ich eigentlich erst nächstes Jahr«. (Alter Herr:) »Ja, wie wir beim Sperl getanzt haben, das war was, aber die heutigen jungen Leut!«. »Das Schlafen hab' ich mir schon abgewöhnt; alles Gewohnheit«. (Auf dem Heimweg:) »Ich schau' nur noch ins Europ'«. (Dialog:) »Was sagen Sie, wie dieses Café geht? Tag und Nacht voll.' »Eine Goldgrube!«. »Wenn Du eine Zigarette im Mantel hast, kannst Du mir eine geben«. (Auf eine Aufforderung, zu »Maxim« mitzukommen:) »Ich bin zu jeder Schandtat bereit«.

Philosemit. Sie übermitteln mir die folgende Beschwerde: »Daß der Verein zur Abwehr des Antisemitismus mit Hilfe der Wiener Juden Festlichkeiten veranstaltet, mit deren Erträgnis er die berüchtigten 'schwarzen Banden' in Rußland unterstützt, klingt unglaublich. Und doch muß es wohl so sein: Bei der 'Akademie', die der Verein am 17. d. M. in den Sophiensälen veranstaltete, erhielt jeder Besucher ein Programm, auf dem deutlich zu lesen stand: 'Konzert-Akademie zu Gunsten der russischen Judenmassacres'. Wahrscheinlich war der Zweck dieser Veranstaltung schon vorher ruchbar geworden denn der Saal war halb leer«.

Sammler. Daß die 'Neue Freie Presse' (Abendblatt vom 17. Jänner) aus Herrn v. Bacheracht, dem Vertreter Rußlands bei der Marokko-Konferenz, einen Bachrach macht, ist begreiflich. Der Name ist ihr sympathisch, auch wenn ihr sein bedeutendster Träger nicht so sehr an's Herz gewachsen wäre. Und warum könnte unser Hof- und Staatsvermittler nicht auch in Marokko seine Hand im Spiele gehabt haben?

Leser. Die Bemerkung in Nr. 193 war irrig. Tatsächlich ist der Nummernzwang für Automobile seit dem 7. Jänner eingeführt. Der Skandal besteht also bloß darin, daß die Polizei noch vor ein paar Tagen viele Herrschaften die Verordnung stolz ignorieren ließ.

Lebemann. Ein Wiener Prozeß. Eine junge Dame verklagt die Agentin eines Rendezvous-Hauses, deren Antrag sie zurückwies und die

ihren Stolz durch die Bemerkung zu bändigen versuchte, man wisse doch, daß sie »zur Sachs um 200 fl. gehe«. Die Agentin wird zu einer Geldstrafe verurteilt, die sie bald hereinbringen wird, wenn dieselbe Zumutung von anderen Frauen nicht als Ehrenbeleidigung empfunden werden sollte. Wien ist, wie nach allen Ereignissen, zu denen gebildete Menschen Stellung nehmen müssen, in zwei Lager gespalten. Die einen, die bis heute nicht gewußt haben, daß Gelegenheit auch Liebe macht, entrüsten sich darüber, daß die Frauenehre erst im Gerichtssaal Schutz suchen müsse. Die anderen machen sich über die junge Dame lustig und finden die geräuschvolle Betonung ihrer Unnahbarkeit bedenklich. Mit Unrecht. Man kann die höllische Sexualmoral der ‚Fackel‘ vertreten, muß die Prostitutionsfähigkeit des Weibes nicht mit dem Schwergewicht männlicher Ethik belasten: trotzdem mag man es begreifen, daß eine Frau aus irgendeinem Grunde auf die gerichtliche Feststellung Wert legt, daß sie nicht »zu haben« sei. Solche Rücksichtslosigkeit gegen die Kupplerinnen ist hin und wieder recht heilsam. Man kann nämlich auch in diesem Punkt so gottlos wie die ‚Fackel‘ denken und die staatliche Verfolgung sonst unnützer alter Weiber, die durch die Vermittlung der Gelegenheit zwischen zwei willigen und mündigen Menschen ihre Existenzberechtigung erweisen, für den ausgemachtsten Blödsinn erklären. Jedenfalls aber wird man dafür eintreten, daß die Kuppelei wegen — Vorpiegelung falscher Tatsachen verfolgt werde. Die Kupplerinnen überschreiten zumeist die Lizenz zur Lüge, die die Natur dem Weib erteilt hat, und führen in ihren Katalogen Namen von Frauen, von denen sie bisher noch nicht einmal hinausgeworfen wurden. Hin und wieder wird also durch die Gelegenheitsmacherei das Rechtsgut der Ehre verletzt. Das Rechtsgut der »Moral« gegen sie zu schützen, war der Einfall einer schwachsinnigen Kriminalistik. Ein vernünftiger Staatsanwalt wird ihr am liebsten mit dem Wucherparagraphen an den Leib rücken. So ist’s neulich in Laibach geschehen, wo die Besitzerin eines Freudenhauses, die sich des besonderen Schutzes des Polizeidirektors erfreute, wegen unmenschlichster Ausbeutung der Mädchen verurteilt wurde. Der Polizeidirektor floh nach Amerika. Mit Unrecht. Er hatte bloß dem Gesetz Nachdruck gegeben. Das Gesetz nämlich, das die Moral schützt, fördert die wucherischen Tendenzen der Kuppelei, die sich das Strafrisiko bezahlt machen muß. Da in Wien noch immer die Verletzung der Sittlichkeit verfolgt wird, so mag man verlangen, daß wenigstens gleiches Unrecht

gegen alle gelte. Aber man weiß, wie der armen Offizierswitwe, die ein Zimmer als Absteigequartier vermietet, mitgespielt wird, und man hat in den Berichten über die Ehrenbeleidigungsklage gegen die Agentin eines Rendezvoushauses gelesen, wie alle Prozeßparteien unaufhörlich eine Frau Sachs im Munde führten, ohne daß der staatsanwaltschaftliche Funktionär und der Richter auch nur das geringste Bedenken gegen die Legitimität solcher Berufung erhoben. Ich unterschätze die Verdienste der Frau Sachs nicht. Sie ist gewiß eine österreichische Staatsnotwendigkeit, hat den Besten ihrer Zeit genug getan und verdient es, gleich der verstorbenen Kupplerin Felix ernst genommen zu werden, deren Name bekanntlich in dem Wahlspruch: »Tu Felix Austria . . .« in untrennbare Verbindung mit Österreich gebracht erscheint. Das Anzengruber'sche »'s kann d'r nix g'scheh'n« kann heute wohl niemand mit größerer Berechtigung zitieren als Frau Sachs, die mit den Attesten hoher Persönlichkeiten den Teufel und den Staatsanwalt bannt. Vielleicht protegiert sie Polizeibeamte und erspart ihnen selbst die Flucht nach Amerika. Vielleicht sorgt sie für die wirtschaftliche Sicherheit ihrer Klientinnen, indem sie sie durch den Zwang, ihr Parfüms abzukufen, davor bewahrt, das verdiente Geld auf andere Weise auszugeben. Kurz, sie hat ihre Meriten. Nur glaube ich, daß das Maß ihrer offiziellen Ehrung übertrieben ist. Es mag hingehen, daß sich Gerichtsfunktionäre totstellen, wenn der Name einer hohen Kupplerin genannt wird. Aber nächstens wird der Verhandlungsleiter »nervös« werden und einer armen Angeklagten, die sich wegen zu kleinen Betriebes zu verantworten hat und auf die erdrückende Konkurrenz anzuspüren wagt, die Mahnung zurufen: »Ich bitte, die Frau Sachs nicht in die Debatte zu ziehen!« . . .

Höfling. Der Thronfolger, der in Vertretung des Kaisers den Industriellenball besuchte, hatte nur unter der Bedingung sein Erscheinen zugesagt, daß mit den Cerclegesprächen, die er führe, kein Inseratengeschäft gemacht werde. Die Herausgeber der großen Blätter mußten resignieren. Singen aber jetzt ununterbrochen »Gott erhalte . . .«

DIE FACKEL

Nr. 195

WIEN, 10. FEBRUAR 1906

VII. JAHR

Status cridae.

Eine Stimme zur Beamtenfrage.

Jede Talentlosigkeit der Regierenden, jeder Mißgriff in der Auslese der Berufenen, jeder einzelne Fall von Protektion, jeder Sieg der Korruption — ist ein Stoß ins Fleisch der Gesamtheit, ein Blutverlust des ganzen Volks, der sich mit mathematischer Sicherheit in Tuberkulose, Paralyse, Syphilis und Verelendung umsetzt; muß in irgendeinem lebenden Körper gebüßt werden.

Das große Summenergebnis aber, die endemische Armut, wird wie eine verhaßte Steuer zwischen allen Klassen der Bevölkerung hin- und hergewälzt. Die Kräfte der Gesellschaft werden von diesem heißen Ringen zum Teil aufgerieben und der Produktion entzogen. Ein stilles unsichtbares Morden wie im rauchlosen Feuergefecht findet statt. Der bleierne Druck, der über uns allen schwebt, pflanzt sich wie einem physikalischen Gesetz zufolge nach allen Dimensionen gleichmäßig fort. Bald senkt er sich auf die materielle Produktion, bald auf die politische Fruchtbarkeit, bald auf den Geist, dessen Schwungkraft er lähmt, bald auf das Temperament, das er verödet und ausdorrt. Bald entladet er sich als Wut der Zünfte, bald als ekelhaftes Haschen nach Sonderbegünstigungen, aber immer ist es dieselbe gemeinsame Not, die ein

Stand dem andern mit List und Gewalt aufzuhalten sucht.

Die gesellschaftliche Not zeigt sich in den verschiedensten Gestalten: als Unterkonsum, ausgedehnte Arbeitslosigkeit bei gleichzeitiger Überbürdung der ins Joch gespannten Glieder, als stille Trauer, Erstarrung der Unternehmungslust. — Der Staat aber, dessen schleichende Krankheit eigentlich die Grundursache der gesellschaftlichen Armut ist, beteiligt sich am Überwälzungskampf, wobei er sich seiner organisierten Überlegenheit bedient. Er verdreifacht seine Härte, um seinen Anteil sicherzustellen, verschärft die Exekutionen und scheucht die Armut, das gehetzte Wild, mit dem Bajonett in die Gesellschaft zurück. Während rings das Volk immer dürftiger wird, wühlt er noch in reicher Beute und ergänzt sein Defizit durch rücksichtslosen Raubbau. Aus dem Fleisch der Allerärmsten schneidet er unverdrossen sein Shylock-Pfund. So ist der Staat noch reich, während die von ihm repräsentierte Gesellschaft bereits verarmt ist. Im Kampf der Überwälzungen hat er sich die wirksamsten Waffen gesichert.

Die wahre Grundlage dieses Gebäudes ist der verschleierte heimliche Konkurs.

Der schleichende, geschickt verhüllte, unerbittlich überwälzte Konkurs ist das wahre Wesen dieser derouten Ordnung.

Die Entschleierung dieses Konkurses ist eine eminent sozialpolitische Tat. Seine Offenbarung und Rückwälzung auf den wahren Schuldigen eine verlockende Aufgabe für den Reformator.

Solange bloß die produktiven Stände, die Arbeiterschaft, die Industrie, die Landwirtschaft still verbluten, gelingt die Verschleierung des wahren Tatbestandes ausgezeichnet. Der zugrundeliegende Bankerott tritt erst dort in Erscheinung, wo der Staat als Unternehmer und Arbeitgeber auftritt: hier ist seine **Insolvenz**

nicht so leicht zu verbergen. Darum ist die Frage des sogenannten Beamtenelends eine so tiefgreifende und nimmt mit Recht die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in Anspruch. Denn hier gibt sich der Staat eine Blöße, hier hat seine Hornhaut eine weiche Stelle.

Als Arbeitgeber und Unternehmer kann er die Überwälzung der eigenen Armut auf die Gesellschaft nur in der Form ausüben, daß er durch ein System der Kraftausbeutung und Unterentlohnung seiner Pflicht entrinnt. Als Ausbeuterin ihrer Arbeiter, genannt Beamten, enthüllt die Staatsmacht ihr eigentliches Geheimnis: die Überwälzung des ihr zur Last fallenden Defizits auf das Volk.

Der Staat anerkennt offen, daß er diese Dienste weder entbehren noch entlohnen kann. Aber durch ein ebenso kompliziertes wie abgeschmacktes System von Listen, durch ein planvolles Wehrlosmachen, durch eine Unsumme mysteriöser Formeln gelingt es ihm, die Beamtenschaft dazu zu zwingen, daß sie seine Krida entweder mit ihrem Blute bilanzieren oder im Wege individueller Verschuldung auf die übrigen Stände überwälze.

Die Schulden der Beamten sind in Wahrheit nichts anderes als Schulden des Staates, zu deren Übernahme sie durch einen Druck der Macht gezwungen werden. Der Staat kann nur dadurch bestehen, daß er die individuellen Schulden seiner Arbeiter zwischen sich und die Gesellschaft schiebt und die Überwälzung durch das Medium unzähliger individueller Insolvenzen unsichtbar macht. Er verfährt dabei wie ein Schmierendirektor, der seinen Komparsen nahelegt, sich vom Publikum bezahlen zu lassen. Nur mit dem Unterschiede, daß der Staat sich dabei vorbehält, sittlich entrüstet zu sein, wenn der Tatbestand als wirtschaftliche Deroute seiner Diener zu seiner Kenntnis gelangt. Die verelendeten Beamten erleiden dasselbe Schicksal wie die übrigen Stände: die Arbeiter,

die Industriellen, die Kaufleute; alle diese decken mit ihrer Brust den Staat, sie nehmen die ihm zugedachten Schläge auf sich, sie setzen den Konkurs der Gesamtheit in ihren persönlichen Konkurs um, sie brechen zusammen, fallieren, gehen ins Kriminal, — aber nur beim Beamtenstand wird der wahre Sachverhalt offenbar.

Die Argumentation des Finanzministers: ehe man dem Beamtenstand aufhelfe, müsse erst den anderen noch leidenderen Klassen geholfen werden, ist daher zwar richtig, insofern die anderen Stände ebensosehr die Opfer der Staatsausbeutung sind; sie ist aber verhängnisvoll wegen der Rückschlüsse, die sich daraus ergeben.

Wenn daher die Beamten ihrer Verelendung entgegengetreten, so kämpfen sie allerdings für die Gesamtheit; insofern nämlich, als sie den bankerotten Stand der gesamten Gesellschaft entschleiern und so die Wurzel des Übels entblößen; außerdem dadurch, daß sie die schleichende Krise zu einer akuten gestalten.

Der Staat, der wohl erkennt, daß er zur Liquidierung gezwungen wäre, sobald sich diese Geheimnisse offenbaren, trifft alle Maßregeln und schafft sich kunstvoll solche Verhältnisse, wie sie für ihn als Unternehmer, als Arbeitgeber möglichst günstig sind. Dazu gehört das System, von Staatswegen für ein nie versagendes Überangebot von Händen zu sorgen und lieber eine krankhafte Entartung als eine gesunde Restriktion zu fördern. In dieser Erkenntnis macht er die Erziehung des Durchschnittsbeamten zum eigentlichen und letzten Staatszweck. Dieses Ziel wird schon in der Schule vorbereitet, wo nicht Menschen, nicht Individualitäten, nicht einmal Staatsbürger, sondern Staatsbeamte herangezüchtet werden. Die Rekrutierung beginnt schon in der Mittelschule, die von Beamten, nicht von Lehrern geleitet wird. Diese, selbst unter eisernem Reglement stehend,

werden zum Drill gedrillt. Die Universität setzt das System fort. Das Mandarinentum ist das vom Staate dem Volke aufgezwungene Lebensziel.

Sein Überangebot an Händen schafft er sich ein zweitesmal, indem er die heranwachsende Generation systematisch entmutigt. Er bricht den Gewerbsinn, den Freiheitsdrang, er hetzt sein Wild solange, bis es zum Beamtentum reif ist. Dabei dehnt er seine Machtsphäre mit Vorliebe aus, um wieder dieses Überangebot zu plazieren. Die Auflösung des Volkstums im Beamtentum ist der natürliche Instinkt des Leviathan.

Es liegt darum nicht nur in seinem Interesse, sondern in der ganzen wirtschaftlichen Folge des Systems, daß seine Helotenschar arm ist. Dieser Zustand ist aber auch willkommen. Der Beamte soll immer hoffen, zittern, frieren. Die normalen Mittel im Lohnkampf werden ihm schlau entwunden, man macht zum Gesetz der Disziplin, daß er jede Verbesserung seiner Lage als unverhoffte Gunst erhalte. In diesem Dienst- und Arbeitsverhältnis wird der eine Teil jeder Äußerungsmöglichkeit beraubt. Im Hintergrund lauert als letztes Ideal — der Chinesengeist.

Gegenwärtig verteidigt der Staat seine auf Konkurs gegründete Existenz mit Hilfe des Wuchers und der oktroyierten äußersten Entbehrung. Dies gelingt ihm solange, als die Beamtenschaft sich willig zum Opfer darbringt. Das einfachste Mittel, die Dinge auf den wahren Stand zurückzuführen, läge darin, daß die Beamten ihre Schulden wieder dazu machen, was sie ihrem Wesen nach sind: zu Staatsschulden. Sie müßten sich nur künftig nicht mehr dazu hergeben, ihren Brotherrn mit ihren Leibern zu decken, sondern es ganz einfach darauf ankommen lassen.

Die Millionenschulden, die heute wie die Last des Atlas auf den Schultern der staatlichen Arbeiter liegen, können mit einem kühnen starken Ruck ab-

geschüttelt und auf den Allvater Staat zurückgeworfen werden. Das wäre ziemlich einfach durch absolute Passivität im wirtschaftlichen Kampf zu erreichen. Wenn die Herren Beamten den Wucherern nicht mehr die Türen einrennen und sich in keiner Weise mehr bemühen wollten, ihre Haut zu Markte zu tragen, sondern es vorzögen, stehenden Fußes und sehenden Auges, solidarisch und programmäßig ihren wirtschaftlichen Zusammenbruch zu erwarten — wenn dies gleichzeitig tausende täten, und auf solche Art das Geheimnis ihrer Privatwirtschaft offenbarten: dann würde der gesamt-soziale Charakter dieser Erscheinung offen zu Tage treten, das Ereignis seines scheinindividuellen Ansehens entkleidet sein und als wirtschaftliches Erdbeben wirken. Wer würde diese Tausende von Kridataren schuldig sprechen? Die Gläubiger sollen sich dann dorthin wenden, wo der eigentliche Schuldner ist, an den großen Brotgeber, der alles bevormundet und nun auch die Konsequenzen seiner Allmacht tragen möge.

Dann werden die gewerbetreibenden Stände an einem Tage plastisch wahrnehmen, worüber sie heute erst umständlich aufgeklärt werden müßten: daß sie doch in letzter Linie für das Elend der Beamten aufzukommen haben. Kein anderer Stand hat diese Macht, die ganze Wucht seiner Sorge als Waffe zu verwenden und auf den Urheber zurückzuwerfen.

Dieser neuartige Streik: die demonstrative akute Krida von Tausenden, der organisierte Konkurs wäre zugleich die Gemütsbefreiung von Legionen und weiterhin vielleicht die Entschleierung der wahren wirtschaftlichen Lage des ganzen Volkes. Staatsbeamte, überwälzt eure Haftung auf den Beamtenstaat und rettet euch aus der Konkursmasse in den Massenkonkurs!

Reformator.

. . .

Kind und Kirche.

Wem für das Unglück in der Altlerchenfelder Kirche die »Schuld« aufgebürdet werden soll, ist ein müßiges Problem. In jeder Versammlung kann durch irgendeinen Zwischenfall eine katastrophal endende Panik entstehen, und allen denkbaren Vorichtsmaßregeln zum Trotz werden sich solche Unglücksfälle immer wieder ereignen. Soviel allerdings ist gewiß, daß die Entstehung einer Panik bei Ansammlungen in Kirchen durch die verwirrende und erregende Atmosphäre von hieratischem Prunk, Weihrauch und Verzückung besonders begünstigt wird, daß dies in noch weit höherem Maße von Kinderversammlungen in Kirchen gilt und daß speziell eine Predigt, die immer — auch wenn sie keine »Hetzpredigt« ist — auf eine möglichst tiefgehende Erschütterung der Gemüter abzielt und daher notwendigerweise mit den stärksten Effekten arbeitet, die schon vorhandene Spannung in Kindergemütern bis zu Psychosen steigern kann, die nur des geringsten Anlasses bedürfen, um sich in einer Panik auszulösen. Man mag sich ferner wundern, daß zwei- und dreijährige Kinder, daß epileptische Mädchen zu einer Predigt geführt, daß sieben- und achtjährige Kinder ohne Aufsichtsperson in die Kirche eingelassen werden. Man darf auch füglich zweifeln, ob der, welcher einst sagte: »Lasset die Kindlein zu mir kommen«, es so gemeint habe. Man muß sich aber vor Augen halten, daß diese Erscheinungen, denen manche die Schuld an dem Unglück beimessen wollen, in einem unser ganzes Leben in seinen Bannkreis ziehenden System wurzeln, für das die gesammte Öffentlichkeit mitverantwortlich ist.

Die Kirche hat sich bekanntlich aller liberalen Gesetzgebung zum Hohn beinahe denselben unumschränkten Einfluß auf den Geist der Masse bewahrt, den sie während des langen Mittelalters ausübte. Sie duldet die Einmischung des Staates nur, soweit diese ihrem ungestörten Wirken zugute kommt und soweit sie des Staates als ihres Büttels bedarf. Sie zeigt aber ihre wahre, unbotmäßige Natur sofort, wenn sie ihren Einfluß auf die Massen, vor allem auf die Schule, bedroht sieht. Es ist ihr gar nicht recht, wenn man ihr die Gewalt über das bildsame Gemüt des Kindes

entreißen will. Und die Vorherrschaft in der Schule, die ihr in einem vorgeschrittenen Lande jetzt bestritten wird, die Gewalt über die kommende Generation wird ihr bei uns noch recht lange ungeschmälert erhalten bleiben. Sie kann sich leicht darüber trösten, daß unsere liberalen Schulgesetze nur mehr von einer »sittlich-religiösen« und nicht mehr von einer »religiös-sittlichen« Erziehung sprechen, solange der Katechet alle Bemühungen des Lehrers, die Kinder zu vernunftgemäßem Denken zu erziehen, durch seine geheiligte Metaphysik, durch den ihm zur Verfügung stehenden kirchlichen Apparat paralisieren kann. Ein viel größeres Unglück als in der Altlerchenfelder Kirche geschah, geschieht täglich in allen Schulen, in denen in der Entwicklung begriffene, für alle Art Romantik empfängliche Gehirne gewaltsam deformiert und zu ihrer natürlichen Funktion, Ursache und Wirkung, Grund und Folge zu erkennen, für immer oder für längere Zeit untauglich gemacht werden.

Ich behaupte dies in vollstem Ernste. Während ein wahrer Lehrer bestrebt ist, den Schülern die Erscheinungen des Lebens und der Natur in ihrem organischen Zusammenhange verständlich zu machen, sie sehen und beobachten, folgern und denken zu lehren, sie geistig soweit auszurüsten, daß sie — wie die profane Pädagogik das Ziel der Erziehung definiert — beim Austritt aus der Schule imstande sind, ihre eigenen Erzieher zu sein, pflanzt der Priester, dem es nicht behagt, daß der Mensch mündig werde, eine ganz andere, völlig abstrakte und imaginäre Welt in ihre Gehirne und lehrt sie, daß die wirkliche Welt nur Produkt jener imaginären Welt, der Mensch ein Spielball der höheren Mächte und das Leben nur die Vorbereitung für das Jenseits sei. Die durch solche Dämonologie verdorbenen Gehirne halten dann ihre natürlichsten Wünsche für eine Versuchung des Bösen, einen Glücksfall für das Walten des Schutzengels, Epilepsie für ein Besessensein vom Teufel, ein Elementarereignis für die Strafe Gottes, einen Zufall für ein Wunder, Lourdeswasser für ein Heilmittel gegen Lues, und Leintücher für Gespenster. In armseligem Größenwahn empfinden diese Ewig-Unmündigen sich selbst als Zankapfel von Himmel und Hölle; ihr Leben ist ein ständiges Duell zwischen dem Teufel und dem Schutzengel und die Kirche ihr natürliches Refugium. Daß auch im »Hause Gottes« eine

Katastrophe den Gesetzen der Natur gemäß sich abspielen kann, daß auch ein Kirchturm einen Blitzableiter braucht und daß im Weihwasser Diphtheriebazillen ihr Fortkommen finden können, dürfte ihnen verwunderlich erscheinen. Priester sind die Vermittler zwischen den Menschen und den höheren Mächten. Gewiß, sie dienen dem transzendenten Bedürfnis der Kreatur. Sie geben dem armseligsten Dasein die romantische Würze. Und Ihre Verheißung ist künstlerischer und dekorativer als der Himmel des Marxisten. Aber sie möchten, daß ein Opiat die ausschließliche Volksnahrung sei. Sie wollen der Seele auch dort habhaft werden, wo sie auf irdischen Pfaden sich ergeht. Der Priester tauft die Menschen, wenn sie geboren werden, lehrt sie in der Schule den wahren Glauben, vernimmt ihre Sünden, reicht ihnen den Leib des Herrn, fleht die Gnade des heiligen Geistes auf sie herab, verheiratet sie, tauft und erzieht ihre Kinder, steht an ihrem Totenbette und geht hinter ihrem Sarge. Die Kirche darf sich über den Mangel an Einfluß auf das menschliche Leben nicht beklagen, er reicht in geschlossener Kette von der Wiege bis zur Bahre, und selbst der fanatischste Atheist empfängt seine Frau aus den Händen der Kirche, überläßt seine Kinder dem Katecheten und seinen Leichnam oder wenigstens dessen Asche dem konfessionellen Friedhof.

Es scheint, daß die Ränke des Teufels ungeheuerlich sind, da sie einen so ungeheuren Apparat, wie ihn die kirchliche Seelsorge darstellt, zu ihrer Bekämpfung notwendig machen. Es lohnt sich also gewiß, sich über den Teufel gehörig zu informieren. Erst kürzlich wurde ein Salzburger Bauer angeklagt, weil er in sträflicher Furchtlosigkeit die Existenz des Teufels bezweifelte. Der »Kleine Katechismus«, der in den untersten Volksschulklassen die Grundlage der Glaubenslehre bildet, hätte das Bäuerlein leicht eines besseren belehrt. »Nicht alle Engel«, heißt es im Katechismus, den ich zitiere, weil er den Extrakt der erwähnten Dämonologie wiedergibt und weil die Schüler diese Formeln auswendig lernen müssen, »haben die Gnade Gottes bewahrt; viele haben sie durch die Sünde der Hoffart verloren. — Gott hat die hoffärtigen Engel bestraft, indem er sie auf ewig verworfen und in die Hölle verstoßen hat. — Die verworfenen Engel nennt man böse Geister oder Teufel. — Gott hat die gut gebliebenen Engel mit der ewigen Seligkeit im Himmel belohnt. — Die Engel, welche Gott besonders zu unserem Schutze

bestimmt hat, nennen wir Schutzengel. — Wir haben die Pflicht unsere Schutzengel zu verehren und anzurufen, ihren Einsprechungen zu folgen und ihnen dankbar zu sein. Wer nun etwa die »Einsprechungen« seiner Schutzengel nicht hören sollte, ist freilich übel daran, aber selbst wenn er der Verführung der bösen Geister erlegen ist, kann er durch das Sakrament der Buße wieder in den Stand der heiligmachenden Gnade gelangen. Noch ist der Himmel nicht verloren. Der sündige Mensch muß zunächst — man lernt es in der vierten Volksschulklasse — sein »Gewissen erforschen«. Das ist nun freilich komplizierter, als man glaubt und als es für Kindergemüter faßbar scheint. »Bei Erforschung des Gewissens«, heißt es im »Kleinen Katechismus«, »kann man sich der Zahl der Sünden erinnern, wenn man nachdenkt, ob die Sünde alle Tage, alle Wochen oder Monate und wie oft im Tage, in der Woche, im Monate geschehen sei. — Das notwendigste Stück beim Sakramente der Buße ist die Reue, weil ohne Reue keine Sünde vergeben wird. — Die Reue muß innerlich, über alles groß, allgemein, übernatürlich sein. — Die Reue ist über alles groß, wenn wir die Sünde für das größte aller Übel halten und sie mehr verabscheuen als jedes andere Übel. — Die Reue ist übernatürlich, wenn der Sünder mit Hilfe der göttlichen Gnade und aus übernatürlichen Beweggründen die Sünde bereut. — Die bloß natürliche Reue ist zur Vergebung der Sünden nicht hinreichend. — Die übernatürliche Reue ist zweifach: sie ist entweder vollkommen oder unvollkommen. — Die Reue ist vollkommen, wenn wir die Sünde aus vollkommener Liebe zu Gott bereuen, weil wir nämlich Gott, das vollkommenste und liebenswürdigste Gut, beleidigt haben. — Durch die vollkommene Reue erlangt man sogleich, auch schon vor der Beichte, Vergebung der Sünden; jedoch ist man schuldig, sich über dieselben in der nächsten Beichte anzuklagen. — Die Reue ist unvollkommen, wenn wir die Sünde aus unvollkommener Liebe zu Gott bereuen, weil wir nämlich durch die Sünde den Himmel verloren und die Hölle sowie andere Strafen verdient haben, oder weil die Sünde im Lichte des Glaubens überaus häßlich erscheint. — Durch die unvollkommene Reue erlangt man Vergebung der Sünden, wenn man zugleich das Sakrament der Buße empfängt« . . .

Die großen Reformatoren des Unterrichts, Comenius und

Pestalozzi, haben vom Unterrichts in erster Linie die Anschaulichkeit gefordert. Nur durch die Anschauung, meinten sie, könne wirkliche Belehrung vermittelt werden. Comenius zeichnete seinen Schülern einen primitiven orbis pictus, unsere fortschrittliche Zeit aber hat den Anschauungsunterricht durch sinnreiche Rechenmaschinen und illustrierte Lehrbücher, durch künstlerische Wandbilder und Modelle, Naturaliensammlungen und Experimentierapparate, durch die Führung der Schüler in die Natur, in Museen und Ausstellungen beträchtlich vervollkommenet. Die Kirche, die sich rühmt, jedem »wirklichen« Fortschritt zu huldigen und die bildungsfreundlichste Einrichtung der Welt zu sein, sollte hinter dem »Profan-Unterricht« nicht zurückbleiben und dem Anschauungsprinzip in noch ausgiebigerer Weise als dies durch die Bibelillustrationen und die Abbildung der Engel, die »keinen Leib«, wohl aber ein Gewand und Flügel haben, geschieht, zum Siege verhelfen: vor allem durch ein gelungenes Modell der »übernatürlichen unvollkommenen Reue«.

Ein ehemaliger Lehrer des
Katholischen Schulvereines.

. . .

Der ärarische Tod.

Die Gefahr, die die in einem Kohlenbergwerk Arbeitenden täglich bedroht, sie scheint eine kleine Unbequemlichkeit neben dem furchtbaren Risiko, das jene Ärmsten übernehmen, deren Beruf zu einem längeren Aufenthalt in einem österreichischen Amtszimmer verpflichtet. Und manch einer ist vom Großglockner heil zurückgekehrt, der später unter den Strapazen einer mehrstündigen Postsparkassenarbeit in die Kniee brach. Jetzt, da an einem Tage unter mehr als vierzig Verunglückten die Bergung jener achtzehn durch die Freiwillige Rettungsgesellschaft glücklich ist, ziemt es, eine Warnung an jene

ergehen zu lassen, die sich dem gefahrvollen Beruf eines österreichischen Beamten widmen wollen. Es mag ja besonders verwegene Postsparkassenbeamte geben, denen die Höhenluft eines österreichischen Amtszimmers unentbehrlich geworden ist. Sei es! Die Nachstrebenden zu warnen, ist Pflicht der Humanität, damit nicht der bekannte Bericht unter der Spitzmarke »Ein Opfer des Postsparkassenamtes« zur ständigen Rubrik werde. Man muß darauf hinweisen, daß für die Verpflegung der am Schreibtisch Verunglückten in durchaus unzureichender Weise gesorgt ist. Ein Arzt ist weit und breit nicht erreichbar. Statt seiner fungiert ein Beamter, dem die Direktion eine Handtasche zur Verfügung gestellt hat, die Kramperltee, Hofmannstropfen, einen Rosenkranz und — für besonders schwere Fälle — Cognac enthält. Die Schutzhütte hat wohl ein Telephon, aber den Beamten ist streng untersagt, es zum Anruf der Freiwilligen Rettungsgesellschaft zu benützen. Weil die Direktion das »Aufsehen« und nicht den sanitätswidrigen Zustand der Bureaus für das Grundübel hält.

Mein Freund Ärarius glaubt nämlich, daß es ohne den gewissen Pissoirgeruch keine Autorität gibt. Wenn's nicht muffelt, freut ihn das ganze Familienleben nicht mehr, kann er nichts mehr in Erwägung ziehen, nichts ins Auge fassen und keine Erhebungen pflegen... Ärarius ist ein frommer Mann und daß er's zum Himmel stinken läßt, weiß man seit dem »Tod der Kalkulantin Hahnel«.

Die Interpellationsbeantwortung durch den Handelsminister war Kramperltee für den Todeskampf dieses Staatswesens. Die Verbrechen, die hierzulande geschehen, haben nie einen Schuldigen und immer einen Entschuldiger. Die Regierung verspricht, daß sie künftig »tunlichst« — das heißt so viel wie: »mit Gott« — unterbleiben werden. Länger als zwei Stunden wand sich die der Simulation verdächtige

Beamtin unter furchtbaren Schmerzen. Sie war schon blau und grün im Gesicht, aber der Vorstand hielt es für schwarz-gelb. Da schlich sich ein Kollege in ein nahes Kaffeehaus, um die Rettungsgesellschaft anzurufen. Dem Beamten ward hiefür eine Rüge, die Beamtin starb, und die Direktion ordnete Feiertagsdienst an, um die Beteiligung der Kollegenschaft am Begräbnis nicht allzu demonstrativ wirken zu lassen. Nur kein Aufsehen! Die »Stimme von oben«, die, als einst — beim Ringtheaterbrand — Alles gerichtet war, die Worte »Alles gerettet!« rief. Dann der Hausmeister der Postsparkassa, der der Rettungsgesellschaft mit den Worten entgegenkam: »A bisserl Magenweh!«. Und die ministeriellen Beschwichtigungen, die immer den Ton der Schödl-Anekdoten haben: Auf die Bemerkung der trauernden Witwe, daß ihr Mann an einer schweren Lungenentzündung gestorben sei, wird die trostreiche Antwort gegeben: »Na, 's wird doch nõt so arg gewesen sein!« . . . Wenn nur der Herr Sektionsrat Bauer am Leben geblieben ist, ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Er wird seinem Amt erhalten bleiben. Er wird es, auch wenn der ärarische Tod rings um ihn Erntefeste feiert. Aber so pessimistisch muß man nicht in die Zukunft blicken. Statt der Handtasche wird künftig ein Arzt ordinieren, und wenn sich die Überbürdeten vor einem Unwohlsein schützen wollen, so dürfen sie sich bei der Arbeit die Nase zuhalten.



Herr Jarno.

Gegenüber dem Andrang markanter Wiener Individualitäten, die der kritischen Behandlung harren, habe ich, um jeder zu ihrer Zeit gerecht zu werden, keine zu übersehen und alle zu überblicken, die Methode gefunden: Abwarten, bis eine Gerichtsverhandlung kommt! Sie kommt nämlich immer. Und entweder ist dann der Angeklagte oder der Richter, der Verteidiger oder der Staatsanwalt die längst für die kritische Judikatur vorgemerkte Persönlichkeit. Diesmal ist's der Angeklagte und heißt Josef Jarno. Der Gerichtssaalbericht als Behelf der Erinnerung sagte mir, daß die publizistische Beschäftigung mit Herrn Jarno dringend sei. Die Berichte demütiger Theaterklaven, die ihr Gejammer in die Bitte um Diskretion ausklingen lassen, die Aussagen von Zeugen, die »nicht genannt« sein wollen, die Beschwerden jener Ärmsten, die aus einer Misère herauskommen, aber in keine Affäre »hineinkommen« möchten, konnten mich bis heute zu keiner publizistischen Äußerung über Herrn Jarno's Betragen bestimmen. Mein Untersuchungsapparat entbehrt des Nachdrucks, dem die Wahrheit gerichtlicher Zeugenaussagen auch dann nachgeben muß, wenn ein Theatertyrann angeklagt ist. Jedenfalls nachgeben müßte, wenn ein nicht allzu naiver Richter sie zu hören wünscht. Aber selbst das aus dem Abhängigkeitsverhältnis der Zeugen gerettete Endchen Wahrheit, das eine Gerichtsverhandlung offenbart, ermöglicht schon die publizistische Urteilsfällung.

Herr Jarno zählt dank der besonderen Unfähigkeit anderer Wiener Theaterdirektoren zu den überschätztesten Persönlichkeiten des Wiener Kunstlebens. Seine besondere Fähigkeit bewährt er in der Erhaltung eines unverdienten Rufes. Dem Mann,

der fast in jeder Wiener Redaktion einen Autor sitzen hat, konnte es an kritischer Förderung nicht fehlen, und er hat den Herren durch die Entziehung der Freilogen nur imponiert, wenn er durch deren Verkauf ihre Tantiemen mehrte. Die Geriebenheit eines Händlers mit Theaterwerten, der Strindberg zum Selbstkostenpreis gibt, wenn er an Buchbinder verdient hat, gilt in Wien für »wundervollen Flair«. Die Geschicklichkeit des Schauspielers Jarno ist Mangel an Persönlichkeit, die Geschicklichkeit des Regisseurs schnurgerade Routine. Wenn ich Herrn Jarno's Farblosigkeit, in deren Bewunderung die literarische Kritik Wiens ihren Bilderreichtum ausgibt, sinnfällig machen wolite, müßte ich unbedingt zu der Parallele greifen, er spiele so, wie Herr Kanner schreibt, wobei ich dann auch an die Verwandtschaft ihrer temperamentlosen Grobheit im Verkehr mit den Angestellten dächte. Wer sich an die Darstellung des Marquis von Keith erinnert, in der Herr Jarno von der »Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb« den Philosophen schuldig blieb und den Pferdedieb zu einem R. Stäuscher verdarb, weiß, was er von dieser schauspielerischen Physiognomie zu halten hat, die eben noch kapabel ist, ihre Lebllosigkeit als »Schlichtheit« wirken zu lassen. Aber schließlich versteht Herr Jarno als Schauspieler so gut wie als Regisseur und Theaterkaufmann sein Handwerk, und er wäre in allen diesen Berufen gewiß eine erfreuliche Erscheinung neben Herrn Weisse, wenn die Literaturkritik zwischen Wien und Berlin sich's nicht in den Kopf gesetzt hätte, ihn zum »literarischen Direktor« auszurufen. Weil er »Was ihr wollt« als die Devise seines dramatischen Warenhauses erwählt hat; weil er mit der rechten Hand das Werk Shakespeare's zu Provinzeffekten bringt und mit der Hand, die seinem Herzen näher ist, das Werk Buchbinder's zu einer künstlerischen Sensation macht. Aber Girardi konnte von Herrn Jarno bloß mißbraucht, nicht mehr ent-

deckt werden, und die tüchtige Frau Niese, die nicht ganz so tief in der Wiener Volksseele wurzelt wie der Reklamelärm glauben machen möchte, war eine beliebte, nur nicht ganz so preßverwöhnte Komikerin, ehe sie Frau Jarno wurde. Die besten Kräfte seines Ensembles, Maran, Frau Pohl-Meiser und Herr Straßny, hat der literarische Direktor von seinem Vorgänger, einem Theateragenten, übernommen, ihnen kaum zwei oder drei neue Talente gesellt. Aber Herr Jarno hat nicht nur die Notizenschreiber, sondern auch die Literaturrichter in der Tasche, und selbst die Feuilletonlyriker rücken aus, um seine Herrlichkeit zu preisen und, weil er das Jantsch-Theater gepachtet hat, sinnige Beziehungen zwischen der Praterlandschaft und seiner Geschäftstüchtigkeit herzustellen. Herr Paul Wertheimer, der ein Drama unter dem Herzen trägt und darum so lyrische Töne zum Preise eines Direktors findet, sucht uns einzureden, daß der Pächter des Jantsch-Theaters sich vom Nachtigallenruf bestimmen ließ, als er den geeigneten Platz für eine Lustspielbühne suchte. Auf »Taxishecken, Brunnenrauschen und Fliederduft«, die das Schloßtheater in Schönbrunn als den charmantesten Rahmen für ein Theatergeschäft erscheinen lassen, mußte leider verzichtet werden, und »in einem pochenden Mittelpunkt« darf ein Lustspieltheater nicht stehen — Herr Jarno hätte das Haus des Deutschen Volkstheaters wahrscheinlich nicht geschenkt genommen —: also blieb nur der Wurstelprater übrig. Früher hieß es Jantsch-Theater und ward — trotz einer Aufführung des »Julius Cäsar« — in Notizen abgetan; jetzt sagt man im Feuilleton, »ein liebenswürdiges Heim liebenswürdiger Plauderdinge blinke uns entgegen«. Und das alles um des bißchens Renovierung willen. Der Bau selbst blieb unverändert. Aber als Herr Jantsch, auch ein Routinier, das Haus übernahm, war's ein Theater wie ein anderes. Jetzt wird der sinnige Vergleich gefunden: »In blanken Farben, auf offenem

Platz, wie es dem echten Komödienhause, der echten Komödie geziemt, grüßt das Theater: frei und aufrecht ist auch der Mann, der diesem heiteren Werke gebietet«. Der Lyriker, der das Ressort »Jarno« in der »Neuen Freien Presse« hat, macht noch weitere Entdeckungen: »Ein Österreicher — wär' ihm sonst der bewegliche Lustspielsinn zu eigen? — ist Josef Jarno vor ein paar Jahren aus dem Reiche heimgekehrt und wieder bei uns gelandet«. In Wahrheit ist aber Herr Jarno ursprünglich aus Ungarn gekommen und auf dem Umweg über das Reich bei uns gelandet, und den Budapestern ist bekanntlich der bewegliche Lustspielsinn so sehr zu eigen wie der Familienname. »Fürwahr«, ruft Herr Wertheimer, dem von der Jarno-Reklame der letzten sechs Jahre noch nicht übel ist, ungeduldig: »zu seinem Lobe muß einmal ein deutliches Wort gesprochen werden«.

Aber die Erzverlogenheit, die einem uralten Theaterbau dem neuen Direktor zuliebe nachzusagen wagt, er sei »ganz nahe wehenden Buchen und der Heimlichkeit einsamer Wege in diesem Frühjahr aus dem Pratergrunde hervorgeschossen«, findet kein »deutliches Wort«, wenn sich herausstellt, daß das »allerliebste zierliche Theaterchen« auch unweit von einem Bezirksgericht liegt, und breitet über Herrn Jarno's Gang dahin den Schleier, den die Heimlichkeit einsamer Wege verlangt. Den Glauben, daß Herr Jarno »der Typus des modernen Menschen in dem erfreulichsten Sinne, einer von denen, die unserer Vaterstadt not thun«, ist, wird Herrn Wertheimer auch das Ergebnis der Gerichtsverhandlung nicht nehmen. In der Tat wurde bewiesen, daß der Mann »voll gespannter Energien, tapfer und taten-tüchtig« ist. Er sagte nämlich einem jungen Mädchen, das bei ihm für erste Rollen mit einer Monatsgage von 120 Gulden engagiert ist, daß sie ein »Dreck« sei und

ein »Gefrieß« habe, und stieß sie mit einem Fußtritt zum Hause hinaus.

Wer der fürchterlichen Verbürgerlichung der Theaterkunst nicht das Wort spricht, wird ihr — zu ihrem Heil — die Wohltat verminderter Empfindlichkeit in Ehrendingen zuerkennen. In einem Theaterprozeß, den ich einst führte, habe ich die Behauptung gewagt, daß es auch eine Bühnenperspektive für Ehrenworte gibt. Die Entrüstung der beteiligten Theaterkreise wehrte sich gegen solche Zumutung; und ich ward verurteilt. Im Prozeß Jarno meinten die Bediensteten des Angeklagten, daß man die Ehrenbeleidigungen beim Theater nicht tragisch nehme. Ein Regisseur, der sich als einen Ausbund von Höflichkeit empfahl, erklärte als Sachverständiger, er wäre bis heute nicht aus dem Arrest herausgekommen, wenn man ihn für all die Schimpfworte, die ihm auf Proben entfuhrten, gerichtlich belangt hätte. Auf den — inzwischen zum Zivilgericht versetzten — Richter schien solches Gerede, gegen das die Theaterleute mit vollem Recht protestieren, Eindruck zu machen. Auch die Aussage abhängiger Zeugen, die den Fußtritt nicht gesehen haben wollten. Er hätte den Herrschaften scharf ins Gesicht sehen, ihnen bedeuten müssen: daß sie sich der Aussage entschlagen können, wenn sie ihnen zum Schaden gereicht, daß sie aber, wenn sie sprechen, nicht glauben dürfen, sie unterständen auch vor Gericht der Regiegewalt des Herrn Jarno. Mit der Theatergrobheit steht's nämlich so: Der szeneführenden Persönlichkeit ist sie gestattet. Kein Schauspieler und gewiß keine Schauspielerin empfindet die Energie, mit der ein Temperament sich mitzuteilen, mit der es die Unfertigkeit aufzupeitschen sucht, als Kränkung. Was aber für einen Albert Heine gilt, gilt nicht für den Herrn Groß, dessen uninteressante Strenge wohl jeder Schauspieler mit Unbehagen empfinden wird. Und es unterliegt gar

keinem Zweifel, daß auch Herrn Jarno die suggestive Kraft fehlt, ohne die die Grobheit unerträglich ist. Sonst hörte man nicht, seitdem er bei uns »gelandet« ist, an jedem Tag neue Klagen seiner Leute, die sich nie künstlerisch erzogen, sondern immer nur angeschrieen fühlen. Was selten genug im Reich der Bühnengewaltigen als eine Art sadistischer Kraftübertragung wirkt, wirkt allzuhäufig als Ehrenbeleidigung. Und daß eine Schauspielerin einmal den Mut hatte, die Kränkung öffentlich zu bekennen, dafür verdient sie den Dank ihrer engeren Kollegen und ihrer Kolleginnen auf allen Bühnen Deutschlands und Österreichs, die dem Publikum immerzu die huldreichste Weiblichkeit servieren müssen und hinter den Kulissen ausgebeutet, gehunzt und getreten werden, ob sie nun willfährig sind oder geschickt genug, zwischen den Wünschen sämtlicher Direktoren, Sekretäre, Regisseure, Agenten, Inspizienten und Preßbengel hindurchzukommen. Auch für die Berührung des Gagenthemas mag man der Klägerin dankbar sein, zumal da es sich um die Belastung eines Theaterleiters handelt, dem bekanntlich die Förderung der modernen Kunst über das Geschäft geht. Die Theaterkasse wird gewiß nie das Luxusbedürfnis einer Schauspielerin decken können, wohl aber die Grenze einhalten müssen, unter der die Kuppelei beginnt. Daß Theaterdamen sich bei Aushaltern und »Aufführfrauen« einen Nebenverdienst holen, sei ihre Privatangelegenheit, und nie sollten die Aufführherren die Verantwortung dafür tragen müssen. Jedenfalls bleibt es die eines literarischen Direktors und Shakespeare-Entdeckers würdige Tatsache, daß die Dame, deren Toiletten für die Hauptrolle in »Was ihr wollt« 1500 Kronen kosten, 240 Kronen Monatsgage bezieht.

Welch eine Gerichtsverhandlung! Der Richter, Herr Dr. Drawe, dereinmal einen Viehhändler wegen Beleidigung eines Viehhändlers zu mehreren Monaten

strengen Arrests verurteilt hat, sanktionierte den Viehhändler ton gegenüber einer Dame und verurteilte Herrn Jarno, dem der Ministerialerlaß über die Beleidigungsstrafen unnützen Schreck eingejagt hatte, zu einer Geldstrafe von 50 Kronen. Des Fußtritts konnte er Herrn Jarno nicht für »fähig« halten! Das Fräulein hat ihn gespürt, aber der Richter will sich den Glauben an die Menschheit bewahren. Er verurteilte den Angeklagten bloß wegen der Bezeichnung »Dreck« und des Zurufs »Ich schmeiße Sie hinaus!«. »In dem Ausdruck ‚Gefrieß‘ erblickte der Richter« — so sagt der Gerichtssaalbericht kommentarlos — »eine Kritik«. Ob einer der Zuhörer von dem Recht der Kritik auf der Stelle Gebrauch gemacht und dem Richter zugerufen hat, er möge doch kein solches Gefrieß schneiden, wenn ihm ein so lichtvolles Urteil gelungen sei, meldet keine Zeitung. Leider erfahren wir auch nicht, welche Einsicht die Strafmilderung eigentlich bewirkt hat. Nur in der Verantwortung des Herrn Jarno finden wir eine Stelle, die einen Fingerzeig gibt: »Der Herr Richter begreift, daß ein Regisseur, der im Jantsch-Theater das Wagnis durchführt, Shakespeare aufzuführen, eine gewisse Erregung fühlt.« Die ganze Welt begreift es. »Des Himmels Antlitz glüht, ja diese Feste, dies Weltgebäude erzittert«, weil das unerhörte Wagnis, ein tantîemenfreies Stück aufzuführen, vollbracht ward. Man erinnert sich zwar nicht mehr, ob auch der selige Jantsch getobt hat, als er »Julius Cäsar« aufführte und noch dazu an einem Abend, der auf dem Theaterzettel nicht ausdrücklich als »Literarischer Abend« angekündigt war. Aber man weiß, daß Herr Jarno mit ganz anderen Nerven bei der Sache ist. Er muß sich, der Heraufkömmling aus Ungarns Gefilden, der Unsichere, täglich den Glauben an seine literarische Sendung festigen. Der geborene Finder einer neuen Theaterkultur würde sich's an Strindberg

genügen lassen. Herr Jarno braucht Shakespeare zur Stärkung seines Selbstbewußtseins. Herr Jarno bietet, was gut und nicht zu teuer ist. Nach außen: Was ihr wollt. Innen: Viel Lärm um nichts . . .

Speidel's Tod.

Wie fern Ludwig Speidel's Größe dem Gebiet wuchs, auf dem der Journalismus täglich zweimal seine Schlachten mit der deutschen Sprache schlägt, hat der Nachruf der ‚Neuen Freien Presse‘ gezeigt. Dem »starken Stilisten« — so nennt ihn der fette Stilist Harden in seiner Kondolenzdepesche — hat seine Redaktion Stilblüten aufs Grab gestreut. Sie kann nicht anders. Peinlicher — und beklagenswerter selbst als der Todesfall — ist das Zeremoniell, das die ‚Neue Freie Presse‘ veranstaltet, so oft jetzt einer der ihren das Zeitliche segnet. Ludwig Speidel starb — und wir müssen den Dahingang Oppenheim's beklagen. Denn Oppenheim war der ruhige und sympathische Lokalredakteur des Blattes, der, solange er lebte, dem Einbruch jener wilden Geschmacklosigkeit gewehrt hat, die heute das Begräbnis eines berühmten Schriftstellers zu einer Reklameorgie himmelhoch betrübter und zu Tode jauchzender Leidtragender gestaltet. Wer nie im Leben Aussicht hatte, seinen Namen in der Zeitung gedruckt zu sehen, dem geht sein Sehnen endlich in Erfüllung. Man braucht jetzt bloß der ‚Neuen Freien Presse‘ zu kondolieren, so oft einer ihrer Mitarbeiter stirbt. Es bleiben immer noch genug Leute in der Redaktion, die das eingelaufene Beileid nicht wägen, sondern zählen. Denn anstatt in solchem Falle einfach festzustellen, daß der ganze »Lehmann« kondoliert habe, beginnt die ‚Neue Freie Presse‘ den Lehmann nachzudrucken. In der Regel dauert es eine Woche, bis sich der Strom jener Leidtragenden verlaufen hat, die von dem Verstorbenen nicht mehr wissen, als daß er verstorben ist. Die ‚Neue Freie Presse‘ scheint sich von solcher unermeßlichen Revue der Unbekannten eine Mehrung ihrer Hausmacht zu versprechen und würde bedenkenlos auch fünfhundert erfundene Namen, die ihr ein einziger treuer Leser lieferte, in die Liste setzen. Sie weiß, daß sich die Gefälligkeit, die sie den Kondolenzparasiten kostenlos erweist, rentiert. Darum dürfen jetzt Analphabeten öffent-

lich erklären, daß sie durch den Tod eines Speidel erschüttert sind. Ihnen ist er gestorben! Und welche Charaktere stehen in der vordersten Reihe der Leidtragenden? Nichts ist bezeichnender für die innerste Beziehung der heutigen ‚Neuen Freien Presse‘ zum Andenken Ludwig Speidel's, als daß sie an erster Stelle die Kondolenz des Herrn Lippowitz veröffentlicht, der den Hingang des »berühmten Kritikers« beklagt. Freilich vermag gerade er, weiland Chef Bernhard Buchbinder's, den Schmerz mitzuempfinden, den eine Redaktion erleidet, wenn der Mund eines berühmten Kritikers verstummen muß. Trotzdem wirkt die Verbindung der Namen Speidel und Lippowitz störend und als unverdiente Herabsetzung der Eigenart des ‚Neuen Wiener Journals‘. Speidel's Feder war lange nicht so produktiv wie Lippowitz' Schere, und überdies hat der ziemlich einseitige Schriftsteller immer nur seine eigenen Aufsätze geschrieben, während der Herausgeber des ‚Neuen Wiener Journals‘ sozusagen die verschiedenartigsten Gebiete umfaßt und ohne dem Leser seine eigenen Anschauungen aufzudrängen, den Arbeiten anderer Autoren die interessantesten Seiten abzugewinnen weiß und sie in der selbstlosesten Weise so herausbringt, als ob es seine eigenen wären. Wenn sich in dem, was er weise verschweigt, der Meister des Stils zeigt, dann, wahrlich, hat diesen Ehrennamen eher Lippowitz als Speidel verdient. Es war also unbillig, die Nennung des Herausgebers des ‚Neuen Wiener Journals‘ durch das Andenken an Ludwig Speidel zu kompromittieren. Wenn Lippowitz kondoliert hat, so hat er sich einer privaten Höflichkeitspflicht entledigt. Daß sich die ‚Neue Freie Presse‘ wie ein Geier auf die Zuschrift stürzen und mit ihr Reklame für Speidel machen werde, konnte Lippowitz nicht ahnen. Die anderen Leidtragenden wissen wenigstens, daß sie selbst von der Kondolenz profitieren, daß ihre Teilnahme am Schmerz auch eine Teilnahme am Ruhm eines Tages bedeutet. Das Gedränge ist darum enorm. Das ganze parasitäre Wien, dem eine Metternich-Redoute so erwünscht ist wie das Begräbnis Speidel's, wenn's die Drucklegung des Namens gilt, diese ganze scheußliche Legion der Mitgeher ist auf den Beinen, und schier acht Tage dauert das Reklamento, das sie anstimmen, um die Welt, die eben daran ist, an die Vergänglichkeit des Irdischen zu glauben, von der Dauerhaftigkeit ihrer eigenen Existenz zu überzeugen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Nebenmensch. Der Notschrei eines Lesers: »Hochverehrter Herr! Es ist entsetzlich! Das Schwarze Buch war die unglücklichste Idee von der Welt. Nie wurde noch dem Unverstand, der allgemeinen Borniertheit und Trottelhaftigkeit ein schärferer Ansporn gegeben, sich zu betätigen; und gerade das Übel, dem gesteuert werden sollte, hat wie eine Epidemie verheerend um sich gegriffen. Sie sagen ja selbst: „Auch viele, die ins Schwarze Buch gehören, machen sich erbötig, es zu ergänzen.“ Hinter diesen Worten scheinen mir bereits Gewissensbisse verborgen zu sein, über die Sie sich hinweghelfen wollen, indem Sie schreiben: „Immerhin zeigt die Fülle der Zuschriften von der gesunden Erkenntnis etc.“ Ach nein, bloß von der Anpassungsfähigkeit einer Gesellschaft, die, selbst unproduktiv, jede Gelegenheit ergreift, nachzuempfinden und nachempfindend Aferprodukte hervorzubringen. Außerdem: Wie viel schmierig gesinnte Kerle — sehr „gescheite“ Menschen — sind glücklich, einen Abfluß für ihre Witzkloake gefunden zu haben! Wie viel Hohlköpfe selig, ein neues Feld für ihre seit Urzeiten nimmer rastende Betätigung zu erobern! Welches Fressen für jeden Snob, über seinen Nebenmenschen sagen zu können: „Der gehört ins Schwarze Buch.“! Mit einem Wort, das Schwarze Buch ist bereits eine ausgemachte Platitude und für mich zum Schiboleth geworden, an dem ich jeden erkenne, der zu der unausrottbaren Riesenarmee der ekelhaften Kerle gehört. Im Kaffeehaus, in Gesellschaft, auf Bällen — das Schwarze Buch ist geradezu das beliebteste Ballgespräch der „Saison“ — in den Foyers der Theater, auf dem Eislaufplatz, überall hört man das gottverlassene Wort. Der ganze Verkehr ist davon durchsetzt und alle Guten sind mit Erbitterung erfüllt, wenn ich nicht sagen will, dem Wahnsinn der Verzweiflung nahe, wenn sie hören: „Das gehört ins Schwarze Buch!“ oder: „Sie haben doch schon vom Schwarzen Buch gehört? Gut! Was?“ Ich darf wohl hoffen, daß Sie soviel Ehrgefühl haben werden, sich in Ihren Federstiel zu stürzen, sobald diese entsetzliche Sache einmal in den Zeitungen „ventiliert“ wird und es sich zeigt, daß auch der mit den Errungenschaften seiner Zeit stets schritthaltende Schmock sich die köstliche Vokabel bereits zu eigen gemacht hat . . . Jedenfalls hat noch nie eine Maßregel verkehrter gewirkt. Allein dies war vorauszusehen und eigentlich ganz selbstverständlich. Ein Schlagwort — und alles grunzt vor Vergnügen! Ich darf aber jedenfalls annehmen, daß Sie in Ihrer Einsicht dies selbst voraussahen, und bitte Sie daher, diesen Zuruf nicht

für eine jener vorlauten Stimmen aus der Zahl Ihrer Freunde — Gott bewahre Sie vor ihnen! — zu halten, die Sie mit Belehrungen, wohlgemeinten Ratschlägen usw. langweilen und ärgern . . . «Der Verfasser der Zuschrift hofft schließlich, daß ich die Menschheit von der Seuche des Schwarzen Buches befreien und klipp und klar aussprechen werde, daß jeder, der es noch zu zitieren wagt, hineingehört, weil er und nur er durch diese Einführung getroffen werden sollte. Was hiemit geschieht. Aber der ideelle Wert einer Institution wird durch ihren Mißbrauch nicht berührt. Bloß der praktische. Es ist ja klar, daß der Banalität ein Ventil offen bleiben muß. Wird sie durch das Schwarze Buch gefesselt, so macht sie sich Luft, indem sie flink sich an die neue Erkenntnis klammert und durch Selbstpersiflage schwerer unsern Nervenfrieden belastet, als sie es in ihrer ursprünglichen, harmloseren Gestalt vermocht hat. Herr, die Not ist groß! Aber ich hab's geahnt und werde die Geister, die ich rief, sehr bald los sein. Der Philister, der sich zu Vorschlägen für das Schwarze Buch erbötig macht und sich dank so gemeiner List von der Rotte der Geistlosen abheben möchte, ist der schrecklichste der Schrecken. Ich winke ihm hiemit ab und klappe das Schwarze Buch vorläufig zu, das, wie ich verraten kann, einer Idee Otto Erich Hartlebens (von dem auch eine der ersten Eintragungen stammt) seine Entstehung dankte. Ich stelle hiemit das Chaos einer Geistlosigkeit wieder her, die für die öffentliche Verachtung noch nicht reif ist.

Dichter. Ich kenne Gerhart Hauptmann's Glashüttenmärchen »Und Pippa tanzt!« noch nicht, aber hoffentlich wird die Lektüre des Buches nicht völlig den schönen Eindruck verwischen, den das Werk nach der verhöhnenden Feuilletonkritik des entsetzlichen Paul Goldmann auf mich gemacht hat. Daß es eine besonders feine und dichterische Sache sein muß, geht so ziemlich aus jeder Zeile des besonders gemeinen Geschmieres hervor. Ist's nicht eine Schmach, daß im Zentralblatt deutsch-österreichischer Bildung andauernd ein Depeschenreporter im Börsenjargon über Werke der Literatur richten darf? Scheut die anerkannte Geschmacklosigkeit des Herrn Benedikt vor solcher Blamage nicht zurück? Wird er die moderne Dichtung nicht endlich von jener Zecke befreien, nicht endlich dafür sorgen, daß in seinem Blatte von den Autoren Hauptmann und Wedekind annähernd mit derselben Achtung gesprochen werde, die den Dichtern Triesch und Brüll längst gesichert ist? Gerhart Hauptmann könnte seit den Tagen der »Weber« und des »Hannele« den tiefsten Fall gemacht, die bitterste Enttäuschung

den Schätzern seiner großen Stimmungskunst bereitet haben, noch immer wird der feixende Reporterhohn erbittern, der mit den Worten anhebt: »Das Amüsanteste am Abend der neuesten Hauptmann-Première war das Verhalten der Anhänger des Dichters«. Und wie Herr Goldmann diesmal in die Kontremine geht! »Wer das Rätselraten liebt, möge nicht versäumen, sich Gerhart Hauptmann's neues Stück anzusehen. Als Drama hat es keinen Wert; aber als dramatisierter Rebus verdient es Beachtung«. Dieser originelle Einwand wird in neun Spalten ausgewalkt. Eine unendliche Klage darüber, daß man am Abend nach Abwicklung der Börsengeschäfte im Theater von einem Dichter geplagt werde, der »Rebussen aufgibt«. In der Tonart der Leute, die auf die Frage, wie ihnen »Tristan« gefallen habe, antworten: »Man lacht«. »Erschreckt stehen die Freunde vor dieser Verworrenheit und begreifen nicht, woher sie auf einmal gekommen ist. Woher sie gekommen ist? Sie ist schon in manchen früheren Werken Gerhart Hauptmanns da-gewesen« . . . »Da ist nämlich der alte Wann, eine Art Zauberer. Ferner ist da der alte Huhn, ein ehemaliger Glasbläser«. Huhn tut auf dem Höhepunkt des Dramas den Ausruf: Jumalai! »Was heißt Jumalai?« Herr Goldmann vermißt im Glashüttenmärchen die »Logik«. Die Logik verlange, daß der alte Huhn den Michel Hellriegel durchprüfle, »da« er ja den Knüttel ergriffen habe. »Aber die Logik hat in diesem Stück nichts zu sagen«. Herr Goldmann erlaubt schon, daß ein Drama symbolisch sei, aber dann müssen die Begebenheiten »eine bestimmte Bedeutung« haben und die Bedeutung muß so klar sein wie im realistischen Stück die Begebenheit. Man muß sich auskennen. Muß wissen, daß der Esel kein wirklicher Esel ist, sondern Zettel der Weber, und der Literaturkritiker kein wirklicher Literaturkritiker, sondern Goldmann der Esel. Ich kenne »Pippa« nicht, möchte mir mein Urteil über die Dichtung, das ich mir nach dem Feuilleton gebildet habe, vorläufig nicht durch ihre Lektüre erschüttern lassen. Die Bemerkung »Es ist wie eine Vision zusammenhangloser und widersinniger Begebenheiten aus einem Alpdrucktraum« nimmt ja ganz besonders für das Werk ein. Daß in der hier einst veröffentlichten Dichtung Strindbergs der träumende Lotse plötzlich eine Schlange als Halsband trägt, ist in der Tat unlogischer als ein »Lozelach«, und in Reporterträumen hat sich noch nie begeben, was die Geschichten der E. T. A. Hoffmann und Edgar Allan Poe so unwahrscheinlich macht. Vielleicht ist überhaupt eine eigene Disposition zum genauvollen Erfassen einer Dichtung notwendig, und gar einer, in der Hexen

mit Fischmäulern hausen, und vielleicht muß ein Märchen überhaupt nichts »bedeuten«. Es soll doch einmal diesen Flachköpfen gesagt werden, daß es sie im Grunde gar nichts angeht, ob der Dichter etwas und was er »sich dabei gedacht hat«. Und daß er schon ein Dichter ist, wenn es ihm gelingt, sie soweit zu bringen, sich endlich einmal etwas zu denken. Daß sich die Natur, als sie den Wald, das Gebirge, das Meer schuf, auch gar nichts gedacht hat und daß dennoch Wälder, Berge und Meere an so vieler Gedankenarbeit genießender Menschen mitgearbeitet haben. Herr Goldmann spottet über das Bemühen, »Wasser zu Kugeln zu ballen«. Davon ist im Drama Pippas die Rede, und Herr Goldmann glaubt natürlich nicht, daß man's kann. Ich weiß nicht, ob es Zufall oder Anregung ist: Im »West-östlichen Divan' (»Lied und Gebilde«) heißt eine Strophe: »Löscht' ich so der Seele Brand, Lied es wird erschallen; Schöpft des Dichters reine Hand, Wasser wird sich ballen«. Verworren, nicht wahr? Und im zweiten Teil einer dramatischen Dichtung desselben Autors sollen noch abstrusere Dinge stehen, neben denen das »Jumalai« ein wahrer Gemeinplatz des Verständnisses ist. Furchtbar gescheit meint Herr Goldmann: »Daß dem Zuschauer die Aufgabe übertragen wird, in das Stück den Sinn hineinzubringen, ist doch wohl nicht die richtige Art der dramatischen Produktion, als deren Grundsatz bisher wenigstens immer gegolten hat, daß der Autor das Stück schreibt und nicht das Publikum«. Aber Herr Goldmann und seinesgleichen, die dem Publikum den Sinn einer Dichtung wie Schmalz auf's Brot schmieren möchten, haben die Frechheit, einen Dichter zu schulmeistern, weil er eben sein Stück zu schreiben gewagt hat und nicht das Stück des Publikums.

Habitué. Einer der schwärzesten Alben ist auch Herr Hugo Ganz, der die »Frankfurter Zeitung« aus Wien bedient. Er gehört zu jenen literarischen Sittenrichtern, die ihre Feuilletons durch die Enttarnung über die moralischen Gräueltaten, die sie auf der Bühne zu sehen bekommen, pikant zu machen suchen. Daß in der Literatur nicht mehr bloß entjungfert wird, »darüber kann kein Mann weg«. Das »Perverse« hat es dem Herrn Ganz angetan. André Gide's »König Kandaules« wurde im Deutschen Volkstheater aufgeführt, ohne beim Publikum und bei der seiner würdigen Kritik einer Spur des Verständnisses für das erotische Problem des Werkes zu begegnen. Herr Ganz wurde wenigstens schamrot. »Nun erwarten wir« ruft er, »nur noch ein Stück, das nach allerlei Brimborium die athenische Hetäre selbst auf die Bühne bringt, die ihre Richter durch den Anblick ihrer nackten Schönheit blendet, und

dann sind wir wieder ganz im sonnigen Attika. Fehlt den neuen Attikern nur das bißchen attische Salz. Die Griechen, die das Nackte weder im Leben noch in der Kunst gescheut haben, hätten einen Poeten gesteinigt, der es gewagt hätte, sie durch eine Nuditätenszene ins Theater zu locken«. Das wäre ja schrecklich, wenn man die leibhaftige Phryne auf die Bretter bringen wollte! Aber mit den Griechen stand es so: sie nahmen an dem Nackten im Leben keinen Anstoß und hätten darum den Dramatiker gesteinigt, der sie mit einer Nuditätenszene belästigt hätte, hätten im Jargon unserer Zeitgenossen gesprochen: »Die Kunst soll uns erheben. Das Nackte haben wir auf der Gasse«. Unsere armselige Gegenwart, die im Leben heuchelt, muß sich in der Kunst die verlorenen Menschlichkeiten zusammenklauben.

Dramaturg. Theaterkritik:

»Intimes Theater . . . Eine atemlos lauschende Gemeinde, die nach allen Akten Zeichen der Ergriffenheit, der Begeisterung gab. Es war die hundertste Vorstellung dieser Bühne, die, vielleicht zuweilen auf recht wunderlich verworrene Weise, doch immer nur der Kunst zu dienen den schönsten Willen hat. Wo ist in Wien eine zweite, die dies von sich sagen darf? . . . Und was mir mehr gilt: hier ist kein Stück aufgeführt worden, das nicht um Hohes gerungen hätte, kein einziges, das auf das Geschäft geschielt hätte. Wo ist in Wien eine zweite Bühne, die das von sich sagen darf?

H. B.

Gerichtssaalbericht: »Frau Bertha Antal, die Gattin des Kaufmannes Samuel Antal, hatte ihr einkichtiges Volksstück, 'Der Wittiber' dem 'Intimen Theater' zur Aufführung überreicht. Die Direktion nahm das Stück zur Aufführung an, unter Bedingungen, die in einem Vertrag mit dem Gatten der Dichterin fixiert wurden. Herr Antal mußte sich verpflichten, dem Theater einen Betrag von 400 Kronen als 'Ersatz für die dem Theater entgehenden Einnahmen', ferner 70 Kronen für das Orchester und 40 Kronen Plakatierungskosten zu bezahlen. Dafür wurden ihm die Kasseneinnahmen nach Abzug von 400 Kronen zugesichert. Wenige Tage nach der Aufführung erhielt Antal einen Kassenrapport zugestellt, aus dem sich ergab, daß er dem Theater noch einen Betrag von 261 Kronen zu leisten habe. Da Herr Antal die Zahlung verweigerte, klagte der Verein 'Intimes Theater' den Betrag beim Bezirksgerichte Leopoldstadt ein.«

Sammler. An jenem Nachmittag, da Ludwig Spedel starb, war in der ‚Neuen Freien Presse‘ der folgende Satz zu lesen: »Die Vornahme der Operation wurde jedoch von der Obrigkeit abgelehnt, weil sie nicht wollte, Gerschuni in ein Krankenhaus zu überführen und so diesen gefürchteten Revolutionär in Berührung mit fremden Personen zu bringen«. — Am 30. Jänner heißt es von einem verstorbenen Monarchen, er sei »wie man sich erzählt, unerkannt auf der Straßenbahn gefahren«. Seinen Namen werdet ihr nie erfahren: es war der König Christian von Dänemark. — Aus dem Tasso-Feuilleton (19. Jänner): »Mitten in einer Liebesszene . . . zieht er (Kainz) das Taschentuch und schneuzt sich! Den Olympier in seiner Weimarer Theaterloge hätte der Schlag getroffen. Dann aber, im vierten Akt, wie hätte er aufgehorcht! . . . « — Wieder eine physiologische Merkwürdigkeit am 21. Jänner: »Wie alljährlich, hat auch heuer Fräulein Molly Mayerhofer, die blinde Liedersängerin, ihren Liederabend gegeben . . . Fräulein Mayerhofer sah sich einem zahlreichen Publikum gegenüber, das lebhaftesten Beifall spendete.« — Ein akustisches Kuriosum aber wußte das ‚Neue Wiener Tagblatt‘ am 10. Jänner aus dem Konzertsaal zu melden: »Ein Prolog . . . wird der Aufführung vorangehen, während der Wiener Männergesangverein Mozart's Bundeslied singen wird.«

Hofballbesucher. Das System bedarf noch der Vervollkommnung. In einigen Jahren aber wird, so hofft eine Leserin, der Hofballbericht der ‚Neuen Freien Presse‘, der jetzt schon wie eine Revue von Pessl's Haarwellen, Schneideradressen und Champagnerfirmen anmutet, also lauten: »Als die jungen Komtessen A. mit ihrer Mutter in den Saal traten, richteten sich sofort alle Blicke auf die reizende Gruppe und man bemerkte mit Wohlgefallen, welch günstigen Einfluß die Gärtner-Kur auf die Erscheinung der Frau Gräfin A. genommen hat. Der Tanz begann, die Paare flogen über das mit Ceresin blitzblank gewichste Parkett. Einige der Damen, so Prinzessin X, Gräfin Y, Gesandtin Z, ließen es sich trotz einer Unpäßlichkeit nicht nehmen, den Hofball zu besuchen. Sie bedienten sich der Luna-Binde, und so ging alles gut von statten. Unter den illustren Gästen verließ als einer der letzten die fürstliche Familie B. die Redoutensäle. Der Fürst brauchte nicht zu fürchten, später als die anderen Ballbesucher sein Heim zu erreichen; denn es wartete auf die Herrschaften ein Fiat-Automobil neuester Konstruktion, welches denn auch alsbald mit rasender Eile und gewohnter Präzision durch die Straßen sauste.«

DIE FACKEL

Nr. 196 WIEN, 19. FEBRUAR 1906 VII. JAHR

Quer durch Österreich.

Mürzzuschlag.

«In Mürzzuschlag» hatte sich schon lange vor 4 Uhr zahlreiches Publikum auf dem Perron des Bahnhofes sowie vor dem Bahnhofe und in den Straßen angesammelt. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Leute, je näher die Stunde herarrückte, da der Zug einfahren sollte. Die Bahnhofsausgänge waren vom Publikum geradezu verammelt, und die gesamte Wachmannschaft bemühte sich, die Passage aufrecht zu erhalten. Um 4 Uhr 55 Minuten fuhr der Zug ein. Der Justizfeldwebel fragte den Gendarmierpostenführer: «Ist ein Wagen da?» «Wir brauchen keinen Wagen, wir gehen zu Fuß. Gehn wir. Wenn Sie einen Wagen hätten haben wollen, hätten Sie einen telegraphisch bestellen sollen», antwortete der Postenführer. Die Menge undrängte die Mörderin und schrie: «Da ist sie ja, die Mörderin! Schaut! Euch nur den Fratzen an!» Auch Beschimpfungen würden ausgetrieben. Marie Zeller zuckte zusammen, als sie diese Rufe hörte, zog rasch ihr Sacktuch aus der Tasche hervor und hielt es vor das Gesicht. Nun wurde der Gang zum Rathause angetreten. Postenführer Ulrich schritt voraus, um in den anstürmenden Menge eine Gasse zu machen, ihm folgten die beiden Justizsoldaten, welche die Zeller in ihre Mitte nahmen. Ein Gendarm mit einem Ortspolizisten bildete den Schluß der Eskorte. Unter Jodeln und Schreien ging es dann über den Perron, dem schmalen Ausgange zu. Nur mit Mühe konnte sich die Eskorte einen Weg bahnen; Alles drängte nach und an den Ausgangstür entstand ein lebensgefährliches Gedränge. Frauen stürzten zu Boden, Kinder schrienen nach ihren Müttern. Dazwischen die Beschimpfungen, die der Mörderin zugeschleudert wurden. Die Eskorte schritt vorwärts. In geradezu wilder Jagd liefen die Leute nach, jeder wollte die Mörderin sehen. Immer ärger und ärger wurde das Gedränge, ein fortwährendes Schieben und Stoßen durch den meterhochliegenden Schnee. Eine Frauenstimme schreit: «Da ist sie ja, meine Schulfreundin, die Mitzl! Pfui Deixel!» Es hatten sich nämlich auch zahlreiche Personen aus Neuberg, dem Geburtsorte der Verhaf-

teten, hier eingefunden. »Aber a schön's Madel is halt doch!« rief eine andere Summe. Etwa eine Viertelstunde dauerte der Leidensweg der Verhafteten. In den Straßen, die sie durchschreiten mußte, bildeten die Leute Spalier. An den Fenstern drängte man sich Kopf an Kopf. Die Leute, die vor ihren Geschäftsläden standen, schrieten, als sie der Zeller ansichtig wurden: »Spuckt sie an, anstatt ihr nachzurrennen! Diese Bestie! Sie hätte verflucht werden sollen! Ein so junges Madel und schon Raubmörderin!« Bei jedem dieser lauten Rufe, die an ihr Ohr drangen, zuckte die Verhaftete zusammen. Sie begann zu weinen und drückte ihr Taschentuch an die Augen. Immer wilder wurde das Toben der Menge hinter ihr. Die Eskorte war in die Rathausstraße, dann in die Wienerstraße eingebogen und hielt vor dem Rathause. Auch hier war eine große Menschenmenge angesammelt, die mit lauten Rufen das Erscheinen der Eskorte empfing. »Pfui Teufel! Pfui Teufel!« erscholl es im Chore. Eine ältere Frau, die beim Tor des Gerichtsgebäudes stand, spuckte vor Marie Zeller aus. Nur wenige Schritte noch und Marie Zeller war den Blicken der Menge entzogen. Das Tor des Rathauses schloß sich hinter ihr. Sie wurde über die Stiege mehr getragen, als geführt. Man brachte sie in die Gerichtskanzlei. — — — — —

Als sie in Kapellen eintraf, war es noch nicht 7 Uhr früh. Der eisige Wind treibt ihr den Schnee in's Gesicht, verhindert sie am Gehen, sie droht zu stürzen und der Gendarm muß sie führen. Aus den kleinen Häuschen, den armseligen Hütten laufen die Bewohner auf die Gasse und Alles folgt der Eskorte . . . Man brachte Marie Zeller in die »gute Stube«. Vor den Fenstern drängten sich die Leute und begafften die Gefangene, die müde auf einer Bank niedersank, das Sacktuch vor die Augen hielt und weinte. Die Rufe der Leute, die sich bei den Fenstern drängen, werden im Zimmer hörbar. Die Delinquentin hört Ausrufe wie: »Du Fratz kannst an Mord verüben!«, »So jung und schon so schlecht!« Den Leuten genügt es nicht mehr, bei den Fenstern zu stehen, sie drängen in die Stube selbst, sie versuchen mit Marie Zeller zu sprechen. Die Gendarmen machen aber diesen Szenen ein Ende und weisen die Neugierigen hinaus. Marie Zeller bittet, man möge doch die Vorhänge schließen, damit sie Ruhe habe. Ihre Bitte wird nicht erfüllt. Schlitten auf Schlitten fährt im Orte vor. Ganze »Vergnügungszüge« wurden ausgerüstet. Aus allen Orten der Umgebung, in denen die verhafteten Schwestern wohl bekannt waren, sind Neugierige heute gekommen, welche sich vor den Fenstern drängen, hinter denen Marie Zeller zu sehen ist. Das Publikum stürmt das Gasthaus des Bürgermeisters Wengger sowie das Gasthaus »zum braunen Hirschen«, kein Plätzchen ist hier zu haben. Ausgelassenste Stimmung herrscht hier, lautes Lachen, Singen und Zitherspielen erfüllt die Gasträume. Die Einbringung der Schwestern wird als Volksbelustigung

aufgefaßt. »Kirtag is!«, hört man die Leute rufen. Einer fragt den Andern, ob er Marie Zeller genau gesehen habe, und Einer erinnert den Andern daran, daß sie um ½11 Uhr bei der Bahn sein müssen, wenn Friederike gebracht werde. — — — — — Die Zeit der Ankunft des Zuges, der Friederike Zeller brachte, war herangerückt. Die Gasthäuser leerten sich, die Ortsbewohner verließen ihre Häuser, Alles strömte dem Bahnhofe zu . . . Um ½11 Uhr vormittags fuhr der Zug ein. Noch selten war ein Zug dieser Bahn so dicht besetzt, wie der, der die Mörderinnen brachte. In Mürrzuschlag waren »Vergnügungsreisende« eingestiegen, welche die Eskorte hatten sehen wollen. Sie füllten die Coupés bis auf das letzte Plätzchen. Zuerst sah man den Gendarm und hinter ihm kam Friederike Zeller aus dem Coupé heraus. Es wiederholten sich nun jene lärmenden Szenen, wie bei der Einlieferung der jüngeren Schwester in Mürrzuschlag. Johlen und Schreien erfüllte die Luft. Die Eskorte verläßt mit der Arrestantin das Bahnhofgebäude, und obwohl zahlreiche Schlitten zur Verfügung standen, gewährte man der Verhafteten diese Wohltat nicht, sondern ließ sie zu Fuß den Weg durch den Ort machen. Die Menge drängte der Eskorte nach, schrie wie besessen und plötzlich hörte man die Rufe: »Schmeißt sie in den Schnee!« »Lieber glei' in die Mürr!« »Wart' nur, Du Mörderin, heut' werd'ns Dir schon einheizen!« Endlich ist die Eskorte mit der Verhafteten beim Gasthaus »zum braunen Hirschen« angelangt.«

•

Postsparkassa.

»Die Untersuchung der sanitären Mißstände hat gestern bereits zu Rencontres zwischen den Beamten und einzelnen Vorgesetzten geführt, die es als nicht zulässig bezeichneten, daß die Beamten selbst dem Sanitätsorgan die erforderlichen Auskünfte erteilen. Als gestern vormittags der Sanitätsinspektor im Buchungsbureau der II. Sektion erschien, wollten einzelne Beamte dem Delegierten selbst ihre Klagen über die in jenem Bureau besonders argen sanitären Verhältnisse vorbringen. Kontrollor Springer vertrat demgegenüber den Standpunkt, daß dies nur seine Sache als Vorgesetzter sei. Hierauf entspann sich eine lebhaftete Kontroverse, die schließlich tumultuöse Formen annahm. Die Beamten holten ihren Vertrauensmann herbei, der es sich nicht nehmen ließ, persönlich die Beschwerden des Personals vorzubringen. . . . Vorgestern machte ein junger, an einem Lungenleiden laborierender Beamter des Buchungsbureaus IV den Vorstand dieses Bureaus, Oberkontrollor Völkl, darauf aufmerksam, daß die vorgeschriebenen Lüftungspausen trotz einer Lufttemperatur von 23° R nicht eingehalten würden. Oberkontrollor Völkl forderte den remonstrierenden Beamten auf, ihm zum Sekretär zu folgen, der kategorisch erklärte:

»Diese Dummheiten (die Lüftungspausen) hat es 23 Jahre nicht gegeben und wird es auch in Zukunft nicht geben.« Von dem Beamten aufmerksam gemacht, daß bei jeder Partie ein Lungenkrancker sei, soll der Sekretär erwidert haben: »Das haben sich die Herren nicht im Amte geholt.« Der Sanitätsinspektor revidierte das Buchungsbureau IV, in dem der Beamte arbeitete, und bezeichnete die Atmosphäre tatsächlich als direkt gesundheitswädrig. Gestern setzte der Delegierte seinen Rundgang fort. Auf dem Gange nächst dem Schecksaldobureau wurde beanständet, daß sich das Buffet unmittelbar neben offenen und total verunreinigten Klosetts befinde, die einen mephitischen Dunst verbreiten. In einer Garderobe des zweiten Stockwerkes, die trotz ihrer Enge von dreihundert Beamten frequentiert wird, fanden sich uralte Staubmassen. Die Garderobe steht ständig offen und es sind deshalb auch öfters Diebstähle vorgekommen. Beamte erzählen, daß ihnen Butterbrote, die sie in der Garderobe in ihren Überrocken verwahrt, häufig von Mäusen angefressen worden sind. Im Schecksaldobureau wird gegen die Mäuse Rattengift verwendet. Erst aus dem sich von Zeit zu Zeit bildenden Verwesungsgeruch werde das Vorhandensein von toten Mäusen entdeckt. Von einer Personalvermehrung merkt man noch nichts. Der Platz der verstorbenen Kalkulantin Hanel ist noch nicht neu besetzt. Auch vorgestern und gestern sind viele leichtere Erkrankungen zu verzeichnen. Gestern vormittags mußten nicht weniger als zwölf Beamte wegen Unwohlseins ihren Dienst unterbrechen und sich nach Hause begeben. Die Mehrzahl der Herren gehört dem Katasterbureau an, wo der Dienst ein ungemein schwerer ist. Es müssen nämlich die je 600 Karten enthaltenden, bis zehn Kilogramm schweren eisernen Schubladen behufs Revision fortwährend hin- und hergeschoben werden und zwar von jedem Beamten mindestens siebenhundertmal täglich. Dadurch entwickelt sich ein derartiger Staub, daß die Athmungsorgane fortwährend gereizt werden. Tatsächlich ist der Krankenstand dort und auch in den anderen Abteilungen ein abnormal hoher.

Tetschen.

»Aus Tetschen wird gemeldet.« Vor dem hiesigen Bezirksgerichte hatte sich gestern die 18jährige Kellnerin Martha Knebel aus Dresden zu verantworten. Die Genannte hatte in der Nacht vom 25. auf den 26. Jänner auf dem Perron des Bödenbacher Bahnhofes in übermütiger Laune einem fremden Manne einen Kuß gegeben. Der betreffende Herr ließ das Mädchen durch die Bahnhofspolizei verhaften. Der Richter verurteilte die Kußräuberin zu 14 Tagen Arrests, verschärf durch 4 Fasttage. Nach verbüßter Strafe wird die Knebel nach Dresden abgeschoben werden.

Duell und kein Ende.

Jedes Zeitalter hat eine zweifache Arbeit zu leisten: es hat die Sitte fortzubilden, als deren Quelle die Lebenserfordernisse der Stände, das gesamte jeweilige Wissen und das Vorbild machtvoller Persönlichkeiten zu betrachten sind. Einblick in die Werkstätte der Sittenbildung gewährt uns die schöne Literatur, vor allem das Theater. Die zweite Aufgabe, die sich staaten- und länderweise aufteilt, besteht in der beständigen Vergleichung der Sitte mit der Rechtsordnung. Diese nicht ruhen zu lassen, ist Aufgabe der Wissenschaft, sie in ihren lebendigen Konsequenzen zu verfolgen, Sache der Gesetzgebung, in erster Linie der Parlamente.

Die beiden Aufgaben: Sittenbildung und Rechtsbildung streng getrennt zu halten, die Grenzlinie jeweils zu erraten, erfordert hohen Takt, Geistesklarheit, Wachsamkeit und ein hellseherisches Eindringen in das Bewußtsein der Zeitgenossen. Jede Generation hat nicht nur dem Beruf, sondern auch die Pflicht zur Gesetzgebung; sie hat sich periodisch die Frage vorzulegen, ob die Sitte überhaupt feststeht; deren Ausdruck das Gesetz sein wollte; ferner ob die Sitte des Gesetzes weiterhin bedarf; sie hat strenge Bilanz zwischen diesen beiden Mächten zu ziehen und darf sich nicht dabei beruhigen; einen Konflikt festzustellen, sondern muß einen Schluß ziehen, ein Endurteil fällen. Dazu gehört Aufrichtigkeit gegen sich selbst und Mut zur Wahrheit. Konflikte zwischen Sitte und Gesetz sind unvermeidlich, weil das Flüssige mit dem Starren nicht dauernd übereinstimmen kann; wo sie aber permanent sind, dort gibt es nur eine Schlußfolgerung, nämlich die, daß das Gesetz im Unrecht ist. Ganz einfach aus dem Grunde, weil es das Künstliche ist.

Man präjudiziert sich daher durchaus nicht, wenn man hinsichtlich des Konflikts zwischen Duellzwang und Duellverbot einbekennt, daß die Rechtsordnung eine Niederlage erlitten hat. Hier liegt eine Probezeit vor, die nicht

weniger als ein halbes Jahrtausend umfaßt. Denn schon Montaigne konstatiert den Widerstreit zwischen staatlicher und ritterlicher Auffassung und stellt schon alle Argumente so erschöpfend dar, daß heute nichts hinzuzufügen ist. Es ist daher gewiß nicht mehr voreilig, wenn man die Materie für spruchreif erklärt und rundweg fordert, daß die Gesetze, die das Duell unter Strafe stellen, aufgehoben werden.

Der Fehler in der Behandlung dieses Gegenstandes lag bisher darin, daß man die Frage des Gesetzkonfliktes nicht genügend von der eigenen Gesinnung isolierte, daß man das Formelle vom Materiellen zu trennen nicht den Mut besaß. Erst wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, kann das Problem unbefangen in Angriff genommen werden. Es ist von solcher Kompliziertheit, daß es sich nur schrittweise zerlegen läßt. Man kann sich hier nur durch einen Vergleich aus der physikalischen Wissenschaft verständlich machen.

Es gibt in der Technik zweierlei Erfindungen. Die eine, sozusagen die elegante Klasse ist dadurch ausgezeichnet, daß ein einziger Gedanke, eine Inspiration, ein Genieblitz die ganze Aufgabe gelöst hat, daß Geist und Körper der Erfindung eins sind. Sie entspringen dem Haupt ihres Schöpfers wie die Minerva, mit Schild und Speer, ausgewachsen und reif, in einer glücklichen Stunde. Die zweite Klasse ist anders geartet. Es sind Erfindungen, deren Urheber kaum genannt werden können, weil erst die aufgespeicherte Arbeit Vieler die Voraussetzungen geschaffen hat, die im Wege unzähliger Annäherungen zum Ziele führten. Eine Erfindung der zweiten Art ist beispielsweise das moderne Zweirad, eine Kollektiv- und Annäherungserfindung, die sozusagen aus einer Kette von Verbesserungen besteht und in den verschiedensten Techniken schrittweise ihre Voraussetzungen erlebte.

Das Problem des Ehrenschatzes gehört nun offenbar zu jenen, welche in eine Summe von Teilaufgaben zerfallen, Teilaufgaben, die einander vielleicht sogar wider-

sprechen und selbst nur Annäherungslösungen vertragen. Man darf daher nicht, wie es gewöhnlich geschieht, die Antwort mit Gewalt erzwingen wollen, etwa, indem man seinen persönlichen Geschmack ausspielt, oder ein allgemeines Prinzip mit größerer oder geringerer Leidenschaft in die Wagschale schleudert. Man hat vielmehr die ganze Konstellation zu erforschen und die verschiedenen Kräfte nachzuweisen, die sich gegenseitig stützen oder reiben.

Die Gleichung hat mehrere Unbekannte. Zunächst ist die soziale von der psychologischen Antagonie loszulösen. Auf der einen Seite handelt es sich um einen Kampf zweier ständischer Auffassungen, nämlich der ritterlichen und zivilen Persönlichkeit; auf der andern Seite um den Kampf der Individualpersönlichkeit mit der Rechtsstaatsordnung. Diese beiden Antagonien decken sich nicht, sie kreuzen sich nur mit einem kleinen Teil ihres Umfangs. Kriegerische Wertung und individualistische Rache — das sind die beiden Stützen des Duells in der heutigen Gesellschaft; aus zwei entgegengesetzten Welten stammend, aber allerdings sich gern kombinierend und durchdringend.

Das Duell als militärische Einrichtung beruht auf der Hochwertung des kriegerischen Spieles und ist auch historisch aus dem scherzhaften Turniere hervorgegangen. Es ist ganz natürlich, daß der Offizier den Kampf um die Ehre in seiner Berufsform austrägt. Der Offizier, sofern er mit seinem Beruf nicht zerfallen ist, muß den persönlichen, physischen Kampf für den selbstverständlichen Ausdruck der Persönlichkeit halten, da die Anerkennung einer andern Waffe den Grundtrieb seines Berufes negierte. Nicht, weil seine Ehre eine empfindlichere ist, sondern weil infolge der Spezialität seiner Ehre der Degen wesentlich zum Ausdruck seiner Persönlichkeit gehört, ist der Offizier an das Duell gebunden. Müssen ja auch kriegführende Staaten den Begriff der Waffenehre krampfhaft steigern, weil sie einmal an die Waffen appelliert haben und ein Widerspruch darin läge, das Werkzeug der Ultima Ratio nicht zu glorifizieren.

Ganz getrennt von diesen marschieren jene Duellverehrer, welche an diesem Institut hängen, um sich dem amtlichen Richter zu entziehen. Für sie ist das Duell ein Mittel, den Instinkten freien Lauf zu lassen und sie vor den Eingriffen einer kaltblütigen Zivilisation zu schützen. Aber wie verschieden sind nun wieder die Gründe, aus denen das Duell gefordert und aus denen es verfolgt wird!

Was bekämpft der Staat im Duell? Man ist darüber einig, daß das geschützte Rechtsgut nicht das Leben, sondern die Sittlichkeit sei. Es ist das Spiel ums Leben, das von den Duellgegnern verdammt wird. Ist dies aber auch der wahre Bestimmungsgrund für die staatliche Gesetzgebung, soweit sie sich im Strafgesetz offenbart? Mißtrauen ist hier am Platze. Der Instinkt unseres Strafgesetzes ist ein anderer. Diesen zu erraten, geben uns die Bestimmungen über die Notwehr genügend Anhaltspunkte. Der Staat entwaffnet die Bürger. Wenn er dann als Militärstaat mit sich selbst in Widerspruch gerät, so offenbart sich darin nur seine höhere Konsequenz. Weit entfernt davon, sich selbst ins Gesicht zu schlagen, führt er nur seinen leitenden Gedanken aus, eben den Gedanken der ungleichen Bewaffnung der Stände, des ungleichen Selbstgefühls, das zu erziehen er sich vorgenommen hat. Nicht um Sittlichkeit und Unsittlichkeit handelt es sich ihm, sondern um das Vorrecht der Selbstbestimmung, um das Vorrecht der Waffe, um die Entwindung des Degens.*) Wenn dies praktisch als Konflikt zwischen dem Strafgesetz und der militärischen Vorschrift in Erscheinung tritt, so nimmt dies eben der Staat in den Kauf, da die Form des Konfliktes die einzige ist, in der die Ungleichheit aufrechterhalten werden kann. Besitzt man doch das glückliche Korrektiv der Begnadigung, durch die dem zwiespältigen Zustand das Gefähr-

*) Vor allem wohl aber um das Monopol des Ehrenschatzes. Der Staat straft im Zweikampf ebenso wie in der Erpressung mittelbar die Verletzung von Rechtsgütern — unmittelbar, daß sie durch Selbsthilfe geschieht. Anm. d. Herausgebers.

liche genommen wird. Der Widerspruch ist demnach nur ein scheinbarer, eine Maske!

Also auch aus diesem rein politischen Gesichtspunkt ergibt sich die Forderung, die das Duell bestrafenden Gesetze aufzuheben. Es erweist sich neuerdings, daß das Duell prinzipiell freigegeben werden muß, soll es effektiv bekämpft werden.

Der Militärstaat betreibt eine ganz besonders geschickte Politik, indem er individualistische Argumente für Zwecke ausspielen läßt, welche der Machtpolitik angehören. Daß aber rein individualistische Gründe bestehen, die ganz anders abzuleiten sind, macht das Problem so schwierig.

Die individualistische Idee des Duells besteht darin, daß man für gewisse Handlungen und Äußerungen mit seiner ganzen Existenz einsteht und seine Persönlichkeit verwettet, um dadurch allen Äußerungen seines Lebens ein höheres Gewicht zu sichern. Durch die zum Grundsatz erhobene Unverzeihlichkeit all seiner Worte und Taten hebt der Duellpflichtige das Niveau seines ganzen Lebens, weil nun alles belangreich, inhaltsschwer, relevant wird und jede Lebensäußerung über den Bereich des Augenblicks und der Laune hinausgreift. Es ist eine enorm gesteigerte Pietät, die in einer solchen Verantwortlichkeit zum Ausdruck kommt, eine Pietät, die etwas Erhabenes hat, aber schlechterdings unmodern ist, in einer Zeit wo das Individuum wieder auf seine „tausend Seelen“ stolz ist. Nicht die Genugtuung, die einer schuldet, sondern die Wichtigkeit, die er sich selbst beilegt, ist der leitende Gedanke. Darum ist es ja ein Vorrecht, also Recht und nicht Pflicht.

Der Beweis des Mutes durch das Duell ist nicht einmal etwas Sekundäres. Es gehört schon viel Feigheit dazu, um auf diesen Gesichtspunkt überhaupt zu verfallen; Mut wird vorausgesetzt. Die Ehrlosigkeit des Duellverweigerers liegt nicht in der Feigheit, sondern in der Gleichgültigkeit gegen seine eigenen Gesinnungen, die

als zu unwürdig erscheinen, um mit dem Degen verteidigt zu werden. Liegt ja auch im Vorwurf der Lüge nach ritterlicher Auffassung das Beleidigende nicht etwa in der imputierten Verletzung einer religiösen Wahrheitspflicht, sondern einzig und allein in der darin eingeschlossenen Zumutung der Abhängigkeit, also in dem Angriff auf unsere Souveränität. In der Diplomatie beispielsweise, wo dieser Verdacht nicht mitspielt, ist die Lüge eine anerkannte Tugend.

Um die Komplikation voll zu machen, tritt in dieses Wirrsal noch ein unbewußtes Motiv ein, nämlich die Sehnsucht nach einem Korrektiv siegestrunkenener sozialer Übermacht. Wir leben in einem Zeitalter fortschreitender politischer Freiheit, aber gleichzeitig sich verdichtender sozialer Abhängigkeiten. Durch die Notwendigkeit, sein Leben irgendwie als Carrière zu konstruieren, gerät der moderne Mensch in ein unüberschaubares Netz von Rücksichten und Zwangsanstalten, die jeden seiner Schritte zur Resultante von lauter Notwendigkeiten machen. Immer bedenklicher verstärkt sich das Gewicht der wirtschaftlichen Rücksichten, immer vollkommener setzen sich Verstellung, Unterdrückung der natürlichen Affekte durch. Der Druck der vielseitigen Abhängigkeit ist so stark angewachsen, daß selbst die Rechtsdurchsetzung illusorisch wird. Der formale Anspruch, beruhe er nun auf dem Straf- oder Zivilrecht, wird vernachlässigt; denn die Ausübung und Durchsetzung der Rechte steht nur demjenigen zu, dessen Macht von vornherein größer ist. Wo bereits das Übergewicht feststeht, dort kann es durch Verträge gesteigert werden; dagegen sind Verträge für die wirtschaftlich Schwachen ohne Wert. In diesem entsetzlichen Druck des schweigenden Duldens liegt der Grund unserer Nervosität. Das Abreagieren verschwindet aus der Ökonomie unseres Gemüts.

Da ist denn die Aussicht und Möglichkeit eines Duells immerhin eine Beruhigung für den entnervten Staatsbürger. Soweit es sich um die landesüblichen

Ehrenbeleidigungen handelt, kann durch eine nachdrückliche Strafverfolgung eine Auflösung der Spannung bis zu einem gewissen Grade erzielt werden, und insofern ist der Kalkül richtig, daß durch eine Reform der bezüglichen Gesetze eine Verminderung der Duelle herbeigeführt werden kann. Bei sonstigen Eingriffen in die Persönlichkeit — wie beispielsweise in die Sexualsphäre — kann die noch so energische Intervention eines Dritten keine wahre Genugtuung schaffen. Daher kommt es, daß gerade die unritterlichste Zeit an diesem Erbstück mit einer gewissen Zähigkeit festhält. Das Duell ist hier ein psychologisches Hilfsmittel, in dem Sinn, wie man gesagt hat, der Gedanke an den Selbstmord sei ein Trost, mit dem man über manche böse Nacht hinwegkomme.

Indem wir zu unserem Gleichnis zurückkehren, wiederholen wir die Meinung, daß die Lösung dieses Problems nur durch einen konzentrischen Angriff von mehreren Seiten herbeigeführt werden kann: Zur Klärung und Demaskierung ist vor allem der Konflikt zwischen Gesetz und Gesellschaft aufzuheben und das Duell prinzipiell freizugeben. Durch diesen Schachzug, der der Aristokratie scheinbar entgegenkommt, wird es in Wahrheit seinen aristokratisch-militärischen Charakter einbüßen und auf seine individualistischen Motive zurücksinken. Durch eine strengere Verfolgung der vulgären Ehrenbeleidigung kann das Gemüt einigermaßen entlastet werden, bei tieferen Eingriffen in die Persönlichkeit, wie beispielsweise beim Ehebruch, wird man die Entscheidung den Betroffenen überlassen müssen und es inzwischen der philosophischen Erleuchtung überantworten, neue Konventionen und Grundanschauungen vorzubereiten. Eine verfeinerte gesellschaftliche Kritik, gesteigerter Gerechtigkeitssinn und Rückkehr zum natürlichen Empfinden werden gleichfalls die Spannung entlasten. Aber die hervorragendste Aufgabe fällt einer höheren Sozialpolitik zu, welche neue Gegengewichte schafft und die Nerven entlastet. Wer gedenkt da nicht jener herrlichen Stelle in der Orestie, wo endlich dem Schlachten ein Ziel gesetzt,

die Blutrache entthront und der Areopag von der Göttin Athenē gegründet wird. Wie von Firnenlicht übergossen strahlt die Szene und ein erhabener Schauder verkündet das beginnende Regiment der Menschlichkeit. . . Heute gilt es, einen neuen Areopag zu gründen, der den Stachelndraht einer überspitzten Ordnung zerschneidet, die Rechte des Gemütes zum Siege führt und eine höhere Freiheit erfindet.

Robert Schau.



Alt.

Von Heinrich Mann (Florenz).

Leonhard schloß die Tür und wünschte sich, sie nie wieder zu öffnen; die Straße, die er nun ging, zum letzten Mal zu beschreiten. Er fand, diese Frau habe ihm den bitteren Becher wieder einmal voll genug gegossen, auf die Neigen, die noch von den anderen darin waren. Ihrer Aller Herrschbegier, ihre Sucht, einen auf die Probe zu stellen, die Ruhelosigkeit ihrer Empfindungsart und ihre Unfähigkeit, uns Freund zu sein: ihm dachte, er habe von alledem, um die Mitte der Vierzig, zum Sterben genug. Er erinnerte sich eines einsamen Hauses am Wege nach Süden; weiß stand es vor tiefem Wald; dort ließ sich ruhen: er wollte hin! Noch Nachts packte er ein. Schloß er die Lider, stand das Haus darin. Vor Jahren hatte er's besichtigt, es hatte Wasser an den Grundmauern. Er fand es noch immer leer und kaufte es.

Die Vorderseite sah weiß besonnt ins Hügelland. Aber hinten stieg Leonhard von der feuchtgrünen Terrasse in den Wald hinein, der ihn in starke Arme nahm, besänftigte und kühlte. Leonhard ging baarhäutig, ließ die Zweige ihre Tropfen an seinem Gesicht abstreifen, legte sich in Bäche, saß lange regungslos auf einem Baumstumpf, und nichts war zu hören in dieser Schattentiefe, als der Laut des von Rehen abgerupften Grasses.

Ein der Reife weidete so nahe, daß er es mit seinem Stock hätte berühren können. Nun hob es seine großen, schwachsichtigen Augen auf ihn, ganz unwissend, in einer Haltung, wie wenn es fröre; und auf einmal begriff es und tat, um zu fliehen, einen Rückpuls riß es sich los. Allmählich gewöhnten sie sich an seine stille Form; und ihm war, wenn sie um ihn her die sanften Häuse wendeten, wie bei Wesen, die er behütete und die ihm vertrauten.

Den Winter erwartete er unschlüssig in seinem Zimmer; aber als er kam, war er gut und fruchtbar. Durch die Gänge, die leeren Säle klapperte, stieß und schleppte der Wind bis an Leonhards Tür. Drinnen hatte er's warm, hatte sein Bett, seine Felle, seinen Tisch mit Büchern, — und sah er auf, krümmte drunter, hinter den fünf hohen Fenstern, das leisige Hügelland sich unter Stürmschlägen. Nur unwirtliche Straßen führten in die entbehliche Welt; Leonhard beglückte es, daß er sie entbehren konnte. Er staunte, wie er nicht früher gemerkt habe, Landschaften und Bücher ersetzen die Menschen. Scham und Grauen berührten ihn bei dem Gedanken, er hätte immer weiter, unabsehbar weiter Alles was sein war, an das Lächeln und die Launen von Frauen gehängt, an die regellosen Dinge, die in ihren Köpfen geschahen. Er fühlte sich aus großer Unordnung gezogen, befestigt und verjüngt. Es ward wieder Sommer und nochmals Winter. Leonhard gab sich frei; er erlaubte sich, kehre zurück, da bist geheim und vernünftig. Aber er blieb und wollte das Verdienst, daß er um sich erwarb, das Verdienst, entsagt zu haben, nicht vorschnell vergeuden. Er sammelte Einsamkeit und geizte mit ihr. Schließlich bedrückte sie ihn, wie ein allzu schwerer Schatz. Er lernte wünschen, ihn Jemandem hinzuschütten, sich mitzutheilen, die Sicherheit und Weisheit, die geklärte Menschlichkeit, allen Segen dieser fünf Jahre auf ein Anderes zu übertragen, nicht eigensüchtig und unnütz einst zu enden. Ein Kind ersehnte er. Von fahrenden Leuten nahm er eins an, ein siebenjähriges Mädchen, schwarzlockig und feinknochig, mit Augen, die der Hunger schwermütig umrändert hatte. Die Kleine wußte nur von Hunger und Schlägen, von den Kniffen, womit man Schlägen entging, und der Kunst, Essen zu ergattern. Leonhard lehrte sie menschliche Güte kennen und versuchte, von den großen Mar-

monien der Natur einen schwachen, spielerischen Widerhall in ihr zu bewirken. Sie öffnete weit die Augen und schmiegte sich an ihn. Er war glücklich. Als er sie betroffen hatte, wie sie jungen Vögeln die Hälse umdrehte, weinte sie vor Reue, bis ihm bange ward. Kurz darauf sah er sie ein Kätzchen quälen. Sie lächelte dabei naschhaft. Wie er dann hervortrat, trug sie plötzlich eine innig versunkene Miene und drückte sich das Tier gegen die Wange. Vor Bestürzung schwieg er; auch vor Scham und beinahe vor Furcht.

Er lobte sie für ihre Freundschaft zu der kleinen Idiotin, die in der Küche diente. Überall kamen sie ihm zusammen entgegen; und Vinella hielt die Andere umschlungen, als wäre sie ihr sonst entlaufen, und küßte ihr das Gesicht, das jene offenbar gern versteckt hätte. Leonhard fand sie einmal, wie sie auf ihre Hände weinte, und sah die Fingerspitzen alle verbrannt. Sie wollte nicht sagen, wie es geschehen sei. Da gewahrte sie Vinella und lief davon. Unruhig befragte Leonhard Vinella. Sie antwortete sicher. Sie hatte einen kleinen entschiedenen, nachsichtigen Ton und ein Lächeln, als sagte sie: »Ich weiß, was du denkst«. Er fühlte sich betreten und machtlos.

Selten bat sie, und nur um Dinge, die er sicher bewilligte und an denen ihr nichts lag. Die anderen nahm sie heimlich. Auf weiten Umwegen erreichte sie die Erfüllung von Wünschen, die sie nur faßte, weil sie den seinen entgegen waren. Nie verschmähte sie Ausflüchte, führten sie nur von dem Spazierwege fort, den er sich vorgenommen hatte. Verschwörungen zettelte sie an, damit ein von ihm bestelltes Gericht nicht auf den Tisch komme. Und er mochte erschrecken, er mochte sich fragen, was er tue: ihr Streich machte ihm größeres Vergnügen, als wenn sie ihm folgte. Ihre Schlauheit, ihre Lügen um der Kunst des Täuschens willen, unterhielten ihn. Wenn sie ihm am Halse hing, wußte er dennoch, daß er ihren Liebkosungen glauben dürfe; und daß sie ihn ehrlich hasse, kam er ihr irgendwo in die Quere. Schon war er ganz in dies Wesen eingesponnen, das versteckt und doch wahr, und das unschuldig in der Tücke war. Je mehr sie heranwuchs, desto deutlicher erinnerte sie ihn an lauter schon Erlittenes. Bei ihr schien Alles runder, entschiedener; er ließ in ihr noch einmal etwas über sich ergehen wie eine Zusammen-

fassung aller Anderen; und er erlebte sie ein wenig aus der Ferne, mit einem nachprüfenden Lächeln.

Er entschuldigte sich: »War es etwas Anderes als Selbstsucht, da ich sie zu meinen seelischen Neigungen drängen, sie meiner Persönlichkeit unterjochen wollte? Vielleicht hätte eher sie das Recht, weil sie vollständiger und stärker ist als ich? Wirklich gehört ihr in meinem Leben ein gewisser Platz; und ich bin nicht sicher, daß ich einen in ihrem habe. Erziehung? Was für einen Schwärmer damals die Einsamkeit aus mir gemacht haben muß! Ich hätte also eine Tigerin zum Droschkengaul zähmen sollen?«

Noch immer, obwohl sie nun groß war, übernachtete sie oft im Walde. In ihren flatternden seidenen Kleidern setzte sie Tieren nach und kletterte auf Bäume. Ihr Zimmer war kokett möbliert; und Spuren waren auf den weißen Fellen, dem weißen Lack, wie von Tieren, die sich gewälzt hätten. Wochenlang mochte sie nur Haselnüsse und Beeren; plötzlich kamen ihrem Gaumen die schwierigsten Gelüste, und das Haus roch früh und spät nach Festen. Vinella hockte sich beim Essen auf Leonhards Kniee; schob ihm Bissen in den Mund, den sie küßte, während er kaute; gab ihm den schwarzen Wein zu trinken, in den sie kindlich ihre rote Zunge getaucht hatte; fächelte ihn mit ihrem parfümierten Fächer, bis er einschlief.

Erwachte er und sah sie nicht mehr, ward ihm beklommen und leer zu Sinn. Kein Buch ersetzte ihre Gegenwart. Er rief nach ihr, unter dem Vorwand von Geschenken. Um sie fünf Minuten länger bei sich zurückzuhalten, tat er, was er nie getan hätte. Er entließ, weil ihre Laune es wollte, seinen alten Diener. Er schoß auf die Rehe, die einst nahe um ihn her, wie in seiner Hut, geweidet hatten. Das Geld, das er seinen Neffen schicken wollte, verlangte sie für sich, und er gab ihr's. Sie hatte nie um Kostbarkeiten gebeten, außer um glitzernde. Es war ihr gleich, wem das Haus gehören sollte, durch das sie wie ein Windstoß ein und ausflog. Nur er und seine Selbstachtung, fühlte er, galten ihr als Beute. Feige, sah er, hatte sie ihn gemacht, wie jemals eine ihn feige gemacht hatte. Er tröstete sich damit, daß er's sein wolle. »Warum war ich ehemals anders? Weil es zu meinem Glück diente. Ziel ist immer nur das Glück.«

In dieser Herbstnacht schlief er nicht. Die Fenster klirrten im Sturm. Fahrende Leute waren heute dagewesen. Noch spät war das Tor gegangen. Was tat jetzt sie? War sie im Walde? Hatte sie bei sich im Zimmer den zerlumpten Burschen, mit dem sie, den Handrücken auf der Hüfte, geplaudert hatte? Leonhard drückte die Augen zu und keuchte in sein Kissen. Sie war nun siebzehn. Längst schon ängstigte er sich, so oft sie das Haus verließ. Sie hing an nichts, sie war herrenlos und gesetzlos. »Eines Tages wird sie nicht zurückkommen; und dann, was dann?« Lieber noch — er hielt den Atem an — hätte er gewollt, der Bursche wäre in ihrem Zimmer und sie zu Haus. Aber als er dies zu Ende gedacht hatte, sprang er auf, legte zitternd Kleider an, nahm den Leuchter. Die Tür flog zu, das Licht verlösch, er tastete sich über die weiten, wankenden Dielen bis an ihr Zimmer, horchte, spähte durchs Schlüsselloch und sah drinnen das Mondlicht sich auf den Boden werfen und wieder aufspringen, gleich einem Gespenst, das tanzte. Er öffnete; sie war fort.

Er stieg die Terrasse hinab und stürzte sich in den Wald, der in Aufruhr war, wie ein Meer. Die Bäume knarrten wie Masten untergehender Schiffe. Hundert tolle Lichter kreuz und quer, zuckten. Die Luft brannte einem die Haut und trieb einen zu rasendem Laufen und Schreien an. Leonhard schrie den Namen Vinella, schrie ihn, unerlösbar, in den Sturm. Als er sich wieder fand, saß er auf einem Baumstumpf, starrte wirr um sich und merkte am Ende, daß er erwartet habe, ihn würden Rebe ansehen. Er kehrte um und betraf sich dabei, daß er betete laut betete, noch einmal möchte sie wiederkommen. »Dann lasse ich sie nicht mehr. Ich führe sie in die Welt. Sie soll den Reichtum kennen lernen. Er wird sie fesseln. Sie wird begreifen, was sie an mir hat. Sie wird mich lieben.«

Im Hause wehten alle Türen hin und her; es war ganz durchtobt. Er schloß keine, auch die seines Zimmers nicht, und zündete Lichte an, so viele da waren. Und in ihrem Schein stand dort im Spiegel zum ersten Mal ein Alter! Leonhard trat schauernd auf ihn zu, dem weißes Haar wirr um das gerötete Gesicht hing. Er blickte ihm in die wilden Augen. »Ein greiser Wüstling«, dachte er, »Ich habe nicht gewußt, wie man das wird. Ich hatte von mir ein ganz anderes Bild. Wie die Namen ihren

Sinn ändern, wenn sie uns selbst meinen, und die Dinge, sobald wir drinstecken!« Noch eben, erinnerte er sich, hätte er gehofft, sie werde ihn um seinen Reichtum lieben. »Ist das schimpflich? Es kommt so sehr von selbst.« Er bedachte auch: »Nun ich wieder liebe, stellt sich's heraus, daß ich alt bin, und da steht es nun, das Alter! Unvermittelt: denn ich war so lange schon ausgeschieden und ohne Ansprüche, zeitlos vor Einsamkeit! Warum habe ich nicht, wie Andere, nach Ehren gegetzt? Sie würden mich in schmeichelhafter Weise von der Jugend entfernt haben. Unter den Verbeugungen der Welt würde ich das Alter langsam bestiegen haben wie einen Thron, — anstatt jetzt darin zu erwachen wie in einem Straßengraben. Aber ich war immer nur ein Sinnlicher. Außer den bitteren Bechern, die mir Frauen füllten, schien keiner mir trinkbar. Und wenn dieser der letzte wäre! Vinella!«

Schon merkte er nicht mehr, daß er laut gerufen hätte, — und wie er an das Tischchen beim Fenster trat und das Glas mit Wein an den Mund hob, wich die Gardine zurück vor Vinella. Ihr nachsichtiges Lächeln bedeutete ihm, sie wisse, was Alles er getrieben und gedacht habe. Er reckte die Arme aus: »Vinella!« Da sagte sie ruhig, ein wenig spöttisch, und als wäre es nichts: »Ich bin dein.«

Leonhard wich zurück; ihm schwindelte; ihm ward kalt. Er schloß, und tastete dabei mit dem Glas nach den Lippen, die Augen. Er öffnete sie wieder, als der Wein heiß in ihn hineinflaß. Dumpf war er versichert, Vinella habe, aus der Gardine hervor, in sein Glas ein Pulver fallen lassen, und er sterbe an dem Trank. Jeder Schluck brännte ihm ungeheure Wonnen ins Fleisch. Bei dem letzten stürzte er. Noch sah er sie erschreckt seinem Körper ausweichen. Er sah noch, wie sie, im Begriff zu entfliehen, ihre großen Augen über ihn hinschickte, ganz unschuldig und in einer Haltung, als ob es sie fröre.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Irrenwörter. An meinem Riff brandet der Idiotismus aller Parteien und Geschmacksrichtungen. Schreibe ich die Meinungen der „Fackel“, man würde es nicht glauben, daß so viel Dummheit in einem einzigen Lande aufgespeichert sein kann, daß sie sich so wütig an jedem Tag auf eine

Mannes Schultern werfen konnte. Ich müßte verzweifeln, wenn ich aus dem Inhalte der meisten Briefe, die ich empfangе, auf die geistigen Qualitäten meiner Leser schließen dürfte. Ich sage mir immer, daß es exzeptionelle Menschen sind, die sich hinsetzen, um mich entweder mit ihren uninteressanten Beschwerden anzuöden oder mir mit ihren peinigenden Ratschlägen und schwachsinnigen Belehrungen zu imponieren. Tatmenschen, die sich von der Menge ruhiger Durchschnittsleser, die mit meiner Indolenz und Unverbesserlichkeit sich abgefunden haben, unterscheiden wollen. Da ist der schreckliche Herr mit der kribbeligen Schrift, die ich seit sieben Jahren jede Woche einmal nicht entziffern kann und aus der ich nur auf einen unbeugsamen Charakter zu schließen imstande bin. Ich habe, wenn ich alle zehn Tage im Halbschlaf meine Zensur zu lesen bekomme, den unbestimmten Eindruck, daß der Mann bald ermunternd, bald tadelnd meine Sitten und die äußere Form meiner schriftlichen Arbeiten beurteilt. Bald preist er mich — so läßt mich manches leserliche Wort erraten — in allen Tönen, wenn ich einem jüdischen Reporter eins am Zeug geflickt habe, bald schreckt mich wüster antisemitischer Schimpf auf, weil ich es »bezeichnenderweise« unterlassen habe, den Polizeioffizier, der die berittene Wachmannschaft auf die demonstrierenden Arbeiter losließ und der doch ein »Judenstämmling« sei, namentlich anzugreifen. Hätte ich die Möglichkeit, meinem treuesten Korrespondenten die Lektüre der ‚Fackel‘ zu entziehen, ich würde es tun. Da ich’s nicht kann, bitte und beschwöre ich ihn, endlich — vor dem achten Jahrgang! — das Schreiben von Karten und Kartenbriefen zu unterlassen. Gräßlich sind auch die Kerle, die von der Meinung ausgehen, daß ich »Druckfehler« der ‚Neuen Freien Presse‘ korrigiere und entweder mir’s vorwerfen oder mir »Stoff« zu solcher Betätigung liefern. Einer schreibt z. B.: »Weit mehr wundert es mich, daß Sie in derselben Nummer das Wort ‚Gräuel‘ verwenden, respektive, wenn Sie es nicht niederschrieben, so doch stehen ließen, da besagtes Wort ‚Greuel‘ geschrieben werden muß, was jedes Wörterbuch der neuen Rechtschreibung bezeugen wird. Sie sehen, auch der ‚Fackel‘ kann etwas N. F. Preßliches passieren!« . . . Und für solche Leser schreibt man! Natürlich sind mir die Wünsche der »neuen Rechtschreibung« nichts weniger als Befehle, und natürlich ist Gräuel richtiger als Greuel. Aber daß es Menschen gibt, die wirklich glauben, daß ich gegen die (Kultur, Gesundheit, Wohlstand und Sprachschatz des Volks bedrohende) Journalistik einen orthographischen Kampf führe, ist ein Selbstmordmotiv. Mehr noch als der immer wieder hervorbrechende Drang, der ‚Fackel‘

»etwas nachzuweisen« — der ‚Fackel‘, deren abenteuerliche formale Sorgfalt zuweilen die Vernichtung tausender bereits gedruckter Bogen nicht scheut, die ein bloß für den Herausgeber sichtbares Schönheitsfehlerchen enthalten. Was aber geht wohl in dem Gehirn des Lesers vor, der Antwort auf die Frage heischt: »Sehr geehrter Herr! Was ist das ‚Schwarze Buch‘, von dem in Nr. 195 geschrieben wird?« Ehe er sich's einfallen ließe, daß vielleicht in den vorhergehenden Nummern, die er nicht gelesen hat, der Anfang einer Sache behandelt war, die in Nr. 195 ausdrücklich »beendet« wird, scheut er lieber Kosten und Mühsal einer Korrespondenzkarte nicht. Und erwartet eine Antwort. Das sind nur zwei Beispiele, die gerade zwischen Tintenfaß und Schreibpapier liegen. Aber zehntausend bewahrt mein Archiv. Schätze der Dummheit, die ich zu heben bereit wäre, wenn nicht Zeitmangel und die Furcht vor staubigen Fingern immer wieder der Absicht widerrieten. Und was sie alles haben, wissen oder lesen wollen! Ich greife aufs Geratewohl in das volle Menschenleben des Querulantentums: »Der ergebenst Gefertigte bittet um die Durchsicht des beiliegenden Briefentwurfs zu dem Zwecke, um bei Anwendung der in diesem Falle gebührenden Ausdrücke doch eine schärfere Strafe wegen Beleidigung zu vermeiden«. »Würden Sie sich bereit erklären, einen Artikel über einen ganz unfähigen Professor an der Wiener Handelsakademie in Ihre w. Zeitschrift aufzunehmen? Wenn ja, so bitte mir auf beigefügter Karte (Adresse poste restante . . .) die Bedingungen anzugeben. Speziell ob ich den Namen der Lehrkraft anführen soll oder muß, desgleichen den meinen. Hochachtungsvolleinzeitweiliger Leser«. »P. T. Geehrter Herr! Erlaube mir um Folgendes anzufragen. Ich habe das Unglück einen höheren Gerichtsbeamten als Verwandten zu haben; derselbe hat eine 25jährige Tochter, welche von Ballsaal zu Ballsaal gefahren wird, ohne einen Bräutigam aufzutreiben; sie hat immer Kopfweh und ist so bissig wie ihre Eltern und die wollen sie also um jeden Preis anbringen. Da sie ihr Einkommen auf lauter Luxus vergeuden und noch mit Zahlungen dazu im Rückstand kommen, so sind sie auf mich verfallen — ich soll diesen biederen zärtlichen Verwandten durchaus den Gefallen erweisen, entweder geschwind zu krepieren oder närrisch zu werden damit sie alles zusammenpacken könnten (der Tochter eine Mitgift auf diese Weise zu beschaffen.) Seit 14 Jahren also dauert schon dieses Kessel-treiben aber sie werden immer zudringlicher und rauben mir durch ihre niederträchtigen Verleumdungskünste die Sympathien der Menschen. Im Anfang habe ich gedacht, weil sie alle zwei an verschiedenen Krankheiten leiden, der Tod wird sie bald niedermähen und habe die Ränkeschmiede

noch bei mir empfangen und getan, als ob ich von allen Unannehmlichkeiten, die durch sie mir bereitet wurden, gar nichts wüßte. Ich habe ihnen noch Gutes sogar erwiesen, fast über meine Verhältnisse, aber statt Dank zu ernten, sind sie immer habgieriger geworden. Nun haben sie Schätze bei mir gewittert. Seit dieser Zeit habe ich gesehen, daß diese Leute in die Rubrik der gefährlichen Verwandten gehören. Ich lese ihre Hefischen (Fackel) und bitte mir, in einem solchen Heft, in Ihren Antworten eine Andeutung zukommen zu lassen, welchem Advokaten ich meine Sache anvertrauen könnte unter: 'Ein wirklicher Rechtsfreund.' Ich meine Hilfe durch diplomatische Ratschläge. Zu den gefährlichsten zähle ich jene, die mir einen gleichgiltigen Rechtsstreit vorzutragen wünschen oder mich ersuchen, »einen meiner Herren« ich bin mein eigener und einziger Herr — zu der Verhandlung zu schicken; ich würde mich überzeugen, »welch enges Maschennetz Lüge und Korruption hierbei gewoben« und »nicht ermangeln, dasselbe unter die Beleuchtung der Fackel' zu nehmen. Ich mag auch jene nicht, die mich auf einen »Übelstand« mit den Worten aufmerksam machen, daß da »ein bissl aufmischen, ein bissl auffrischen« nicht schaden könne. Hier lenkt einer zum so und sovietlen Male meine Aufmerksamkeit auf die »Vorgänge an der Technik«, dort glaubt ein anderer, daß ich mich für die Menage eines Militärinvalidenhauses besonders interessieren werde. Da berührt es fast als wohlthuende Abwechslung, daß mir eine sexuelle Deutung des Goetheschen Zauberlehrlings angeboten wird, die sensationelle Enthüllung, daß Goethe in diesem Gedichte nichts anderes als den Fluch der entfesselten masturbatorischen Triebe habe darstellen wollen. Ich flüchte zu den Zeitungsausschnitten, die zwischen den Briefen liegen. Wie das Publikum, so die Presse. Die große Journalistik verschmäht mich, aber wie ich der kleinen schmecke, davon unterrichtet mich ein Ausschnittbureau, das die Verdauungsprodukte täglich sammelt und mir zuführt. Die ganze Geistlosigkeit deutsch-österreichischen Schrifttums stinkt mir entgegen, jene unveränderte »Lage der Deutschen in Österreich«, die durch einen Fall auf den Kopf entstanden sein muß. Am Sonntag habe ich wenigstens immer einen Masaidek im Topf. Aber die Werkeltage bringen das öde Einerlei der Provinzblattpolemik. Und blökt irgendwo ein nationaler Schöps, so blökt die ganze Herde nach. Für alle Volkswahren' und Volkswachten' scheint ein einziger Schriftleiter gedankenlos zu sein. Ein Schneeballensystem, der Dummheit, bei dem der Ursprung nicht mehr festzustellen ist. Nur ich

habe schließlich achtzig Ausschnitte in Händen, in denen irgendeine Bemerkung der Fackel auf die blödeste Art kommentiert wird. Kürzlich habe ich den sozialdemokratischen Ausspruch über die Gemalftheit, die sich Bismarck von Lassalle soufflieren ließ, festgenagelt. Es tut mir leid, denn die deutschnationale Presse freut sich, Sie zitiert die Fackel und ist voll Lob für mich. Natürlich in der Façon: »Der jüdische Fackel-Kraus bemerkt ganz richtig«. Wenn sich also schon Bismarck seine Genialität nicht vom Juden Lassalle soufflieren zu lassen brauchte, so ist es doch unbestreitbar, daß die Deutschnationalen sich ihre Wahrheiten von mir soufflieren lassen müssen. Wahrlich, diese Provinzheroen wissen, warum sie so oft den Verlag der Fackel um Freiekopie anschnorren. Aus den täglichen Zeitungsausschnitten ersehe ich aber nicht nur, daß die Fackel in den Redaktionen gelesen, sondern auch, daß sie dort nicht gelesen wird. Meiner Erklärung zum Trotz wird die Mär von der geheimnisvollen Verbindung zwischen mir und dem neuen Cabaret fortgesponnen. Der Schwachsinn hält mit der ihm eigenen Konsequenz an dem Glauben fest, daß ich der »Vater« der Gründung sei. Und so bekomme ich noch immer zu lesen, Kraus wollte jetzt beim Artistentum einen Stein im Brett haben, »Kraus möchte auf das Brettel usw. Auf so tückische Art sucht die illustrierte Schandpresse einem Unternehmen zu schaden, dessen Leiter statt dreißig Gulden bloß fünfzehn für sein »Bild« zahlen wollte. Jeder Posteinlauf bringt neue Lügen und neue Albernheiten, neue Plage in Schrift und Druck. Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß vielleicht die Briefe, die hierzulande täglich verloren gehen, all das Wahre und Vernünftige enthalten, das die österreichischen Leser und Journalisten der Fackel mitzuteilen haben.

Volkswirt. Ein bekannter Bankdirektor, so erzählen Sie, kam auf einen glänzenden Einfall. Von nun an wollte er sich nur aufs Einbrechen verlegen: so komme man doch noch viel leichter vorwärts, da Einbrecher ohnedies nicht erwischt werden und vor allem, weil niemand in einem Bankdirektor einen Einbrecher vermute. Das Objekt war bald ausgekundschaftet. Mit Kleinigkeiten hatte er sich ja nie abgegeben, also mußte es diesmal wieder etwas Großes sein. Dazu brauchte er Helfershelfer, und fand sie auch: etliche Hof- und Gerichtsadvokaten, einen Industriellen und schließlich einige Tagelöhner für die ordinäre Arbeit. Das Geschäft ging gut und erwies sich als einträglich. Als das Objekt ausgeplündert war, kam man an die Kasse. Da ereignete sich etwas Unerwartetes. Der Kassier stellte sich in den Weg und wehrte den Eindringenden. Diese versuchten es mit ihm zuerst in Güte und mit Vernunftgründen. Er aber wich nicht. Sie machten ihm die Unhaltbarkeit seiner Lage begreiflich, verwiesen darauf, daß doch das ganze

Objekt in ihrem Besitze sei; der Kassier blieb treu. Da übermannte sie gerechter Zorn über solche Dummheit und sie warfen den Kassier einfach zur Tür hinaus. So kam die ganze Geschichte in die Öffentlichkeit und vor die ordentlichen Gerichte. Der Bankdirektor und seine Helfer wurden unter Anklage gestellt, aber nicht wegen Einbruchs, sondern weil dem die Kasse so treu behütenden Kassier beim Hinauswurf der Rock zerrissen wurde. Sie wurden zum Ersatz des Rockes verurteilt. Dem führenden Blatte der Residenz aber war dieser Rechtsstreit Anlaß zu der Bemerkung, der Prozeß sei »für alle kaufmännischen Kreise von großem Interesse, weil hiebei die wichtige Frage, nach welchen Grundsätzen die Bilanz einer Textilfirma aufzustellen ist, erörtert und der richterlichen Judikatur unterworfen wurde«.

Dummer Kerl von Wien.
„Deutsches Volksblatt“, 10. Februar, Seite 1: »... So hat es ein typisches Judenblatt für notwendig erachtet, die allerdings nichts weniger als schmeichelhafte Behandlung, die sich die beiden ‚Heldinnen‘ des Mordes im Raxentale gefallen lassen mußten, als eine den Humanitätsgrundsätzen unserer Zeit geradezu hohnsprechende Grausamkeit hinzustellen. Auch wir sind der Meinung, daß sich diese Szenen hätten vermeiden lassen können, aber daß man sich über die ‚Unbill‘, welche den beiden raffinierten Mörderinnen angeblich widerfuhr, entrüstet, während man die bäuerliche Bevölkerung, welche sich in den Straßen von Mürrzuschlag drängte, nicht um gemeiner Neugier zu fröhnen, sondern ihrem Abscheu über das vergangene Verbrechen Ausdruck zu geben, beschimpft, das ist eine so verkehrte Auffassung der ganzen Sachlage, wie sie sich eben nur aus der Art, wie das Judentum zu urteilen pflegt, erklären läßt.«

„Deutsches Volksblatt“, 10. Februar, Seite 6: »Nun, unser Berichterstatter war auch bei der Ankunft der Mizzi Zeller am Bahnhofe anwesend, aber irgendwelche Beschimpfungen derselben hat er nicht gehört. Es hatte sich allerdings eine große Anzahl von Neugierigen dortselbst angesammelt, die jedoch, ohne daß der Bezirkswachtmeister Ullrich große Anstrengungen machen mußte, den Weg frei gaben. Daß es bei einer großen Menschenansammlung nicht ganz lautlos zugeht, ist ja begreiflich, doch Pfui- oder Schimpfworte wurden nicht gehört... Dieselben skandalösen Szenen — schreiben die Judenblätter — haben sich auch in Kapellen bei der Ankunft der Friederike Zeller ereignet. Das ist ebenfalls nicht wahr und, nebenbei bemerkt, war die hier angesammelte Menge überhaupt keine sehr große. Unser Berichterstatter war übrigens Zeuge eines Vorfalles, der besser wie alles andere für das gute Herz der dortigen Bevölkerung spricht...«

Politiker. Nun wird's für die Deutschen bald Tag werden! Eine bedeutsame Wendung in der Sprachenfrage: Der tschechische Direktor der Staatsbahndirektion in Pilsen, Herr Tuček, ist durch den Deutschen Herrn Strzizek ersetzt worden.

Zeitgenosse. Anton Menger starb, und die liberalen Blätter brachten die unverständliche Kunde von einer Widmung für »antiortho-

doxe Schriften«. Ich erfahre, daß es sich hier um eine felle Umschreibung des wahren Ausdrucks handelt. Menger hat verlangt, daß »antireligiöse« Schriften verlegt werden. Das Gesindel bringt also nicht einmal so viel Mut und Pietät auf, das Testament in seinem Wortlaut zu veröffentlichen!

Prager Leser. Glauben Sie denn, daß mein Pracker die journalistischen Schmeißfliegen der ganzen Monarchie berücksichtigen kann? Die mir übersandte »Ploderei« des »Prager Tagblatts« über das Professorenthema des Wittenbauer'schen Stücks interessiert mich wirklich nicht. Auch nicht, daß das Schmöckchen, welches unter dem Namen »Bob« auf der Kleinseite steht und die Literatur verunreinigt, über die Fakultätsgönnerschaften sich wie folgt ausläßt: »Wenn ich nicht irre, ist etwas ähnliches vor Jahren in der »Fackel« gestanden, aber das war ebensowenig ernst zu nehmen wie die Rede des Professors Prutz — Sensationsmacherei hier wie dort«. Nur eine kleine Probe Prager Humors. Das Feuilleton hat achtzehn Fußnoten. Darunter die folgenden: Der Feuilletonist zitiert aus dem Stück die Worte: »Der Privatdozent ist ein Fischer; er sitzt am Ufer und wartet« und bemerkt dazu: »Vgl. die Ballade »Der Fischer« von Johann Wolfgang von Goethe, geb. 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, gestorben 22. März 1832 zu Weimar«. . . »Ich bin ganz paff!«, schreibt er und macht die Anmerkung »Man kann auch baff (mit weichem b) sagen«. »Die Lukanusse können also mit der herrschenden Einrichtung zufrieden sein« — Anmerkung: »Deutschförmelnde Mehrzahl von Lukanus. Wäre nicht Lukan richtig?« Man sieht also, daß die Prager Schmöcke mit Recht so berühmt sind wie die Prager Schinken.

Kriminalist. Das Tetschener Urteil über die »Kußräuberin«, das an der Grenze zwischen österreichischem Kretinismus und sächsischer Bestialität gefällt schien, hat sogar die »Neue Freie Presse« beunruhigt. Sie beruhigt nun, nachdem sie in Tetschen »Erkundigungen« eingezogen hat, die Welt durch die folgende Aufklärung: Die Kellnerin sei »in Wahrheit wegen gewerblicher Prostitution unter den in § 5 des Gesetzes vom 24. Mai 1885 angeführten Umständen verurteilt worden und der von ihr gegebene Kuß nur die Ursache ihrer Anhaltung«. Die Verurteilte — so bemerkt das edle Blatt und unterdrückt ein zufriedenes »Na also« — »stand schon früher in Dresden unter sittenpolizeilicher Kontrolle«. Nun kann der gute Bürger ruhig beischlafen. Daß die Frauen, die ihm gefallen, dafür »eingespirtt« werden, muß ihn nicht bekümmern. Es mag ihm gleichgiltig sein, ob sie sich »nachher« unter den im § 5 des Gesetzes vom 24. Mai 1885 angeführten oder in anderen Umständen befinden. Martha Knebel ist offenbar dem 4. Absatz jenes Paragraphen zum Opfer gefallen: »Wenn solche Frauenspersonen (die mit ihrem Körper un-

zuchtiges Gewerbetreiben) durch die Öffentlichkeit ein auffallendes Ärgernis werden lassen usw. Das auffallende Ärgernis war der Kuß, den der brave Mann auf dem Perron als unentgeltliche Schmach empfand. Ohne diesen Kuß hätte Martha Knebel ihr Treiben fortgesetzt oder wäre bloß von der Ortspolizei, welche die Prostitution, die sie nicht bewilligt, straft, für ein paar Stunden in Behandlung genommen worden. So aber mußte der Strafrichter einschreiten, und Martha Knebel bekam vierzehn Tage, darunter vier Fasttage. Ich finde die Sache nach der Aufklärung der 'Neuen Freien Presse' interessanter. Früher konnte man glauben, daß man es mit einem vereinzelt Tobsüchtigen zu tun habe, der das Richtschwert als Dreschfiegel handhabt. Nun heißt wir, daß auch dieses Urteil juristisch begründet wurde. Patriot. Und nun, meine Herren, rief Herr v. Gautsch, wende ich mich zu den Ausführungen des Herrn Abgeordneten für die Landgemeinden Königgrätz. Ich frage, hohes Haus, wo in aller Welt würde es möglich sein, eine solche Rede zu halten, ohne daß die allgemeinste Entrüstung sich zu einem lauten Aufschrei vereinigen würde? Und wenn der Herr Abgeordnete die Frage gestellt hat: Wer glaubt noch an Österreich? dann brauche ich wohl nicht zu antworten: Die Millionen und Millionen, die meinen Glauben teilen, sondern ich möchte vielmehr sagen: Man könnte an Österreich verzweifeln, wenn noch öfter derartige Reden in unserer Volksvertretung gehalten würden. (Große Bewegung.) Die große Bewegung galt wohl dem Erstaunen über einen Protest, der bloß den Mut zur Unlogik hat. Der Ministerpräsident soll entrüstet sein und begnügt sich zu beklagen, daß niemand entrüstet ist. Wo in aller Welt wäre es möglich? Eben nur in Österreich. Die Regierung selbst stellt fest, daß der österreichische Patriotismus sich nicht einmal zur Abwehr des Ungeheuerlichen, das Graf Sternberg gesagt hat, aufraffen könne. In einem Athemzug aber versichert sie, daß Millionen und Millionen an Österreich glauben. Sie glauben, aber sie entrüsten sich nicht. Ein merkwürdiges Land! Und ein merkwürdiger Ministerpräsident!

Österreich. Eine wahre Tatsache. Am Montag, dem 19. Februar, hätte die Wahlreform eingebracht werden sollen. Die Wiedergeburt Österreichs mußte aber auf Dienstag, den 20. Februar, verschoben werden. Am Montag findet nämlich der Konkordiaball statt. Die Zeitungsberausgeber, die beide Veranstaltungen mitmachen wollten, gaben der Regierung einen Wink, und siehe, die Regierung ließ dem Konkordiaball den Vortritt vor der Wahlreform.

DIE FACKEL

Nr. 197

WIEN, 28. FEBRUAR 1906

VII. JAHR

Ludwig Speidel.

Seine Bedeutung als schöpferischer Geist, als Künstler, als Bewahrer großer Heimatswerte in einer Zeit vielfach zerstörender Triebe, wird ihm in der ganzen deutschen Welt, nicht bloß in Wien bestätigt und gedankt werden, sind einmal die vielen einzelnen Blätter zu einem Ganzen vereinigt, deren Sammlung er bei Lebzeiten sich spröde entzogen hatte.

Ludwig Speidel war und bleibt einer der Schriftsteller von erstem Range; auf ihn mag insbesondere die Geschichte unserer Sprache als Beispiel hinweisen, wie sie in der abhandelnden Prosa Körperlichkeit, blühendes Licht und Farbe, Wohlklang und Zartheit, männliche Führung und anmutigste Bewegung, kurz allen Reiz der Poesie selbst entwickeln könne. In eine unwürdige Tagespresse verirrt, war Speidel vielleicht der Letzte, der sie zu ertragen, ja eben dadurch zu erheben wußte und ihr reichlich zurückgab, was er ihr verdankte; denn seine Stellung war von einer Macht begleitet, die, an seine Persönlichkeit gebunden, in Zukunft kaum wieder einem unabhängigen Geiste in solchem Umfang zugestanden werden wird.

Der Journalist übt ein Metier, der Schriftsteller hat einen Beruf. Im Wesen des Schriftstellers liegt es, aus seiner Natur und Bildung zu völlig in ihm beschlossenen, nicht wahllos von außen aufgenötigten Fragen ein besonderes Verhältnis zu gewinnen und darzustellen, wodurch er wieder andere in seine Lebensrichtung zu führen vermag. Dagegen bestimmt der Journalist gar nichts, sondern macht als willenloser Zeiger des wechselnden Geschehens nur die Geberden der Aktion, während die Naturkraft der Ereignisse sich auf seine Worte überträgt und sie wie Windmühlflügel in Bewegung setzt. Für die Zeitung als solche ist der Schriftsteller nichts

als ein eitler Dekor ihres ökonomischen, mechanisch-präzisen Geschäftes; sie sucht ihn in seinen besten Kräften auszunützen, aber zugleich seiner Selbstbestimmung zu entziehen, indem sie ihm die Gegenstände seiner Arbeit aufnötigt und ihn zu einer Oberflächenbehandlung zwingt, die ihr gemäß ist, aber sein eigenstes Wesen geradezu auflöst. Aus dem Kampf, der Vereinigung, dem gegenseitigen Nachgeben, Bedingen und Beharren dieser zwei unversöhnlichen, intimsten Feinde: Zeitung und Schriftsteller ist denn auch — namentlich in Wien und durch Speidels besondere Begabung — eine Art von eigener Kunstgattung und -übung hervorgegangen: das Feuilleton. Der Geist, die Auffassung und Technik dieser kostbaren Geringfügigkeit — der Unsterblichkeit eines Tages, wie Speidel sie nannte — sind in Wien so allgemein geworden, daß man ruhig sagen kann, die Zeitung habe hier wie so viele andere Güter, auch die Poesie, das Feuilleton habe die Literatur verschlungen. Abgesehen von Speidels Arbeiten ist aber an all der gepriesenen nichtigen Gefallsamkeit nur mehr ein Schein von Kunst und tieferer Betrachtung; in Wahrheit ist der Schriftsteller aus diesem Gebiete fast ganz hinausgeschoben worden vom Journalisten. Das schlechte Geld verdrängt das bessere.

Daß aber diese Form — ausgereifte Improvisation, durchdachte Augenblicksreagenz — in ihrer paradoxen Verlockung für einen Schriftsteller, wie der Journalismus selbst, ebensoviel Anziehendes wie Abstoßendes haben mag, gerade genug sie zu suchen und wieder zu verachten, begreift sich gern. Die Natur Speidels zumal hatte etwas Impulsives, ihr schöpferischer Trieb entfaltete sich und welkte bald nach dem wirkenden Augenblick. Seine Fruchtbarkeit bestand nur vermöge der Fülle der Eindrücke, die ihm der Tag brachte, und des journalistischen Zwanges, sich mit ihnen vor dem Publikum auseinanderzusetzen. Freilich hatte dieser formschöpferische Geist, dieser gefühlige Dialektiker eine solche Ehrfurcht vor dem Unwiderruflichen, das im niedergeschriebenen Worte liegt, daß er jedesmal den ganzen Widerstand der Sprache gegen die Leichtigkeit und Eile ihres täglichen Gebrauches empfand; aber indem er ihn besiegte durch eine vertiefte, zögernde, doch in der entschlossenen Wahl sichere Weise des Ausdrucks, gewann er eben eine bildnerische Dauerhaftigkeit über Anlaß und Moment hinaus und setzte seinen Beruf gegen das Metier durch.

Diese harmonische Plastik der Prosa Ludwig Speidels, diese Monumentalität im Kleinen, der weite Horizont, der hinter allen den gefaßten und knappen Gebilden sich öffnet, werden erst ganz erkannt werden, wenn seine Schriften aus der trüben Umgebung einer fragwürdigen Institution endlich dauernd herausgestellt, sich selbst zurückgegeben sein werden. Freilich wird man dann auch die geistigen Gefühls- und Urteils widersprüche und die Grenzen seiner Eindrucksfähigkeit und Bewegung deutlicher erkennen, aber auch zu würdigen wissen, was man ihm bisher bloß anzuschulden liebte: nur der unheilvolle Mißbrauch, den die Zeitung in jedem Meinungsstreite dadurch mit ihrem Urteil treiben darf, daß sie, Richter in eigener Sache, ohne Widerspruch, mit Außerachtlassung der Gegner spricht und immer nur sich selber hören will, ließ die mächtige Subjektivität eines selbständigen Geistes als gefährliche Willkür erscheinen. Der Schriftsteller, der die Zeitung für sich hat, findet eine überlaute Resonanz, und er entbehrt jeder Gegenrede, durch die sein Für und Wider erst zum Ganzen in Harmonie gesetzt würde. So konnte etwa in dem tobenden Streit um Wagner das Speidel'sche Wort von der »Affenschande« der Wagner'schen Popularität eine mißliche Unsterblichkeit erhalten, oder der innere Widerspruch gegen die neu aufsteigende Welt von Kunstwerken und Lebensmeinungen den Anschein eines willkürlichen Preßpapsttumes annehmen. Eben indem Speidel seine Selbstbestimmung und seinen Widerspruch als Grundrecht wahrte, nahm er an Macht und Ansehen Schaden, weil er an die Stelle gefesselt war, die über alles zu entscheiden die Anmaßung und in nichts Recht zu behalten das Schicksal hat.

Aber selbst dort, wo er der aufgewachsenen Übermacht des Neuen mit der ganzen Gegengewichtigkeit seiner Natur sich zu einem von vornherein aussichtslosen Kampf stellt, bewahrt er die volle Schönheit eines reinen, unverdorbenen Empfindens und ist gleichsam unverwundbar durch eine entzückende Dialektik des Gefühls.

Und es war ein ergreifendes Schauspiel — wie immer, wenn ein Mann in der vollen Kraft seiner Entschlüsse, durch die höhere Gewalt der Zeit und der Menschheit aus seinem Selbst und darüber hinaus zu einem Gesamtgefühl geführt wird —, als die Genialität der neuen Werke, ihre Natur selbst, was in

Speidel Elementarempfinden war, zu sich zwang, bis er in der großen bleibenden Einheit der Kunst wie in einer vorzeitigen Ewigkeit beruhigt und befreit, ohne Zagen und innerlich versöhnt einging, lange ehe er starb.

Speidel war ein Schwabe und wahrte die ganze prächtige Gesundheit dieses Volksschlages, dessen Gabe und Grenze in seinem Werke so gut und lauter beschlossen ist, wie in den besten seiner Landesgenossen. Was den Dichter ausmacht: die ganze Hingabe an die Erscheinung, an die dingliche Kraft und Würze des Wortes, bestimmt auch ihn in seiner Wohlbeschaffenheit. In der geistig wertenden, dialektisch sich auseinandersetzen- den Äußerung, in seinem kritischen Bedürfnis, wird er ebenso durch die schwäbische Schule bestimmt, durch die »Schule« freilich in engerem Sinne, worunter eine germanistisch-philologische Grundlage der Bildung zu verstehen sein möchte, die das dichterische Sprachgefühl durch ein horchendes Sprachdenken und ein spürendes Sprachwissen vertiefte.

Für Schwaben ist eine besondere Methode geistiger Zucht typisch, die etwa ganz bewußt und deutlich ausgebildet erscheint im Erziehungsgange der alten »Stiftler«. Diese sollen eigentlich Theologen werden, einerlei aus welchem Wollen, Fühlen, aus welcher kindlichen und elterlichen Lebensstimmung sie herkommen. Sie lernen zu der angestammten Derbheit und Frische den Schliff der klassischen Tradition, das gesunde Holz wird sozusagen gehobelt und geglättet, wodurch erst seine schöne Maserung, sein Kern hervortritt. Ihre zugreifende Impulsivität, mit allen Salben geistlicher und geistiger Dialektik gesalbt, darf sich nun statt zur Verteidigung der heiligen Güter gerade zum unheiligsten Angriff geschmeidig fühlen. So werden sie mündig, schalten mit ihren Notwendigkeiten als mit lauter Freiheiten, ihre Sprache, durch welche die Landschaft der heimatlichen Mundart, die Gefühls- und Denkweise einer wohlerhaltenen Rasse schimmert, gewinnt zur angeborenen Kraft eine gewisse vornehme Haltung, sie blitzt von morgendlicher Schärfe und schwingt gespannt und elastisch in lebendiger Latinität; die Rede der Alten wird in diesem Deutsch wiedergeboren.

Diese Saiten sind auch bei Speidel rein gestimmt und klingen mit allem Wohl laut einfacher Harmonisierung und volks-

tümlicher Melodik, mit einer anmutigen Macht und Fülle, die man nicht vermissen möchte, wenn wir auch oft tieferen, verschlungeneren, schwierigeren Stimmen lauschen wollen, und wenn auch herbere, strengere, geistig mannigfachere, weniger bedingte und dringender bedingende, weniger abgeschlossene, aber feuriger aufleuchtende, weniger in sich ruhende, als ruhelos suchende und findende Naturen jeder Zeit, also auch der unsrigen, ihren eigensten Ausdruck geben. So war Speidel — wie fast alle seine prächtigen Landsleute in der Geschichte unserer Literatur — ein vornehm konservativer, naiv anschaulicher Geist, ein kontemplativer Idylliker, der sich in den unendlichen, erhabenen Bedingtheiten der vollendeten, nicht in den Revolutionen und Elementartrieben der werdenden Welt und Kunst wohl fühlte und das reinste seelische Behagen, den Genuß einer unerschütterten Gesundheit und Zuversicht des gegebenen Daseins mitteilte.

Im unverwirrten, unmittelbar einleuchtenden Walten der Natur und in dem klar ausgewirkten Bilde der klassischen Lebenssicherheit fand er immer neuen Anreiz bewundernder, verklärender, beseligter Gestaltung. Hier spiegelte ungetrübte Tiefe seiner eigenen durchschauenden Betrachtung entgegen, antwortete ihm eine lautere, purpurne Unendlichkeit. Das Mannigfaltigste drängte er zu einer unvergeßlichen Einfachheit zusammen und gab der Macht der Erscheinungen eine knappe, körperhafte, blut- und muskelstarke Wiedergeburt im Wort. So konnte er schauspielerische Erscheinungen in ihrer sinnlichen Spontaneität spüren wie den Liebreiz einer süßen physischen Berührung und festhalten. So hat er — wie kein Kritiker sonst — das alte Burgtheater, selbst ein Stück abgeschlossenen Lebens, gesehen und ganz nachgeschaffen. Mitterwurzer las einmal Märchen vor und Speidel fing den Klang, den verwehenden, versunkenen Tonfall der Stimme auf, wir hören ihn: »Im Märchen vom unsichtbaren Königreiche wird ein Flußtal geschildert, in das der Mond scheint. Wellen und Wald rauschen und erzählen seltsame Sachen. Durch gedehnte Worte eröffnet uns der Vorleser die Aussicht in das lange Tal, er läßt im Worte die Musik der Landschaft widerklingen, man sieht hörend die Natur. Die Beschreibung schließt mit dem Satze: ‚es war ein wunderbares Tal‘. Da nimmt sich Mitterwurzer das Wort ‚wunderbar‘ heraus. Er läßt das schöne

Wort musikalisch wirken, er läßt es klingen, ohne daß er singt. Aus dem dunkleren ‚u‘ bricht das helle ‚a‘ wie ein Tag aus der Dämmerung. Wir haben nie eine herrlichere Wortmusik gehört.

Als Kritiker trat er einem Theaterstücke wie einem leibhaftigen Wesen mit kindlich aufgetanen Augen entgegen und mochte es nur verstehen und verständlich machen, indem er es von Grund aus beschrieb. So erzählte er den Inhalt, wobei er unversehens aus der Empfindung die Meinung, aus dem Gefühl das Urteil, aus der Anschauung die Ansicht enthülste. Und dies Erzählen, diese dem Dichter, wie dem Kinde angeborene ursprüngliche Freude am Berichten, am Aufbauen ist das Bleibende seiner produktiven Kritik und unser Entzücken, mögen wir seiner Meinung noch so sehr widerstreben. Von den vielen Stücken, die er im Laufe der Jahre sah und erzählte, bestehen heute freilich nur mehr wenige, aber gerade die vergessenen und verwelkten bekommen durch seine Erzählung einen Hauch von Existenz. Und dies ist der wahre, eigentliche Wert der rezeptiven Produktion — nicht die immer nur relative und augenblickliche Giltigkeit ihres kritischen Urteils —, daß sie die ganze Literatur zur lebendigen und wirkenden Geschichte der wachsenden Dichtung verklärt und in dieser ein unsterbliches atmendes Ganzes erblickt und gestaltet, woran nichts tot, stumm, sinn- oder wesenlos bleibt.

Die volle Höhe, das absolute Gleichmaß von Inhalt und Form, von subjektivem Anreiz und gegenständlicher Würde haben seine Aufsätze, wo sie ein abgeschlossenes Bild, eine in sich zurückgekehrte Bewegung, einen Menschen, eine Landschaft, ein Erlebnis durchdringen und allseitig umfassen. Er beschreibt einmal Uhlands ehrwürdige Gestalt: »Klein, aber kräftig gebaut, mit einem Rückgrat, das eher brach, als sich bog, sein von rötlich blonden Haaren umkränzter Kopf hatte einen starken und strengen Knochenbau, aus welchem die zwei hellblauen Augen wie zwei Kinder herausgrüßten«. Oder er huldigt den ewigen Lehrern unserer Sprache, den treuen Gebrüdern Grimm: »Selbst wenn sie sich zur höchsten Vaterlandsliebe aufgeschwungen, kehren sie gern in ihre Furche zurück und vollenden da, der Lerche gleich, den Lobgesang eines Liedes, das sie in der Höhe geschmettert haben . . . In Leben und Wissenschaft ist Jakob die trotzigere und bahnbrechende Natur, wo er den Pflug ansetzt, drückt Jakob ihn tiefer ein, so daß

der Brodem der Erde hervorbricht und sich die Schollen schwer und langsam, als wollten sie sich eine Weile besinnen, zu beiden Seiten niederlegen. Ein Bahnbrecher schaltet Jakob mit Axt und Pflugschar, während Wilhelm mehr eine Gärtnernatur ist, die auf dem schon gerodeten Erdreiche ihre zierlichen Beete anlegt, sie sorgsam wartet und still begießt.

Ein wanderhafter und trinkfester Mann — die mit ihm verkehrt, wissen von mancher Wirtsstube zu erzählen, wo er zechend und sprechend der Oberste war — ging er etwa Schuberts sagenhaftem Aufenthalt in der Hinterbrühler Höldrüchsmühle, wie dem Klange der Müllerlieder selbst, an die Quelle nach. Oder er las in Mattighofen aus einer oberösterreichischen altertümlichen Bauerngegend den Geist des Volksesanges und der mittelalterlichen Dichtung aus Tracht und überkommener Sitte, aus der Gestalt der Bauernhäuser, aus der Inschrift eines verwitterten Wegkreuzes, aus dem urtümlichen Ansehen des Wald- und Ackerlandes, wie aus einem aufgeschlagenen ewigen Bilderbuche ab.

Wie er in der schönsten Wiener Landschaft — seiner zweiten Heimat — das holdselige Walten der grünen, von Licht und Blüte, Duft und Gesang durchhauchten Stunden lauschend einatmet, hat er einmal unvergeßlich geschildert und in dieser kleinen lieblichsten Prosadichtung das eigene Bild — ein Idyll der höchsten geistigen Klarheit und sinnlichen Liebenswürdigkeit — dargestellt.

So saß er ein ebenbürtiger Genosse aller deutschen Meister schon bei Lebzeiten recht eigentlich beherzt und guten Mutes an den Tischen der Götter. Was er schrieb, schien einen Morgenglanz der Unsterblichkeit auszustrahlen und hatte den rosen-schimmernden, unendlichen Grund hesperischer Tage, die Kraft, Leichtigkeit und Klarheit klassischer Sicherheit, die Wohlabgewogenheit in sich beruhenden, die Fülle genießenden, um seiner selbst willen lebenden und sinnenden Denkens, die Bestimmtheit einer Aussage, die in jedem Augenblicke sich selbst gemäß, ihre innere Wahrheit wie das eigene Schicksal herausstellt, den Laut einer Prosa, in welcher der volle, stete Rhythmus eines gesund schlagenden Herzens gleichsam an sich selbst Freude hatte. Im Inhalt dieser knappen, in jedem Satze ausgerundeten, sparsam-reichen Gestal-

tungen liegt ein dauernder Schatz ursprünglicher und unsterblicher Stammesart, in ihrer Form ist der Geist, das Herz, alles Wollen, Wissen und Können unserer Sprache lebendig.

Otto Stoessl.



Der ärarische Tod.

Von einer mit den Verhältnissen des k. k. Postsparkassenspitals vertrauten Persönlichkeit erhalte ich die folgende Zuschrift:

Sie haben sich mit dem in Nummer 195 der ‚Fackel‘ erschienenen Artikel »Der ärarische Tod« 1½ Tausend Postsparkassenbeamte und -beamtinnen zu Dank verpflichtet. Denn dort weiß man sehr wohl, daß selbst eine kleine Notiz in der ‚Fackel‘ in den »maßgebenden Kreisen« bessere Wirkung tut, als spaltenlange Artikel in den Tagesblättern.

Nach einer Meldung des ‚Neuen Wiener Tagblatts‘ vom 11. d. M. hat die Staatsanwaltschaft die Untersuchung des Falles Hahnel eingestellt. Olga Hahnel, so heißt es dort, hat längere Zeit jede ärztliche Hilfe abgelehnt und ihren Zustand, der nicht sogleich erkannt worden war — Bureauvorstände haben da ihr ärztliches Gutachten abgegeben — selbst für unbedenklich gehalten. Also ist ein fremdes Verschulden ausgeschlossen? Mag die Todesursache welche immer gewesen sein, die Tatsache bleibt aufrecht, daß die Erkrankte infolge des Verbots, die Rettungsgesellschaft zu rufen, über drei Stunden ohne ärztliche Hilfe blieb und daß der Beamte Hager, der sie dennoch rief, vom Sektionsrat Bauer zur Verantwortung gezogen wurde. Auch der Fernstehende kann erraten, warum das verschüchterte Mädchen, das ihr Unwohlsein schon

als ein Vergehen gegen die Disziplin empfand, die ärztliche Hilfe ablehnte. Ob die Staatsanwaltschaft an diesen gewiß auch ihr bekannten Fakten blinden Auges vorübergehen durfte, ist eine Frage, die Sie, hochgeehrter Herr, gewiß mit mehr Sachkenntnis zu beurteilen vermögen als ich.

Nun üben verlässliche Polizeiärzte im Postsparkassenamte ihre Praxis aus und sie wußten mit Genugtuung zu melden, daß sich innerhalb einer Woche bloß 15 Erkrankte in ihre Behandlung begaben und auch von diesen nur vier dienstunfähig waren. Sie berichteten aber nicht über die weit größere Zahl von Erkrankten, die privatärztliche Hilfe aufsuchten. Wozu auch? Jedes unliebsame Aufsehen muß doch vermieden werden, und so darf die Öffentlichkeit nicht erfahren, daß der 6½ stündige Normaldienst noch immer nicht eingehalten wird, daß die Beamten und Beamtinnen nach wie vor gezwungen werden, täglich drei und mehr Überstunden zu machen, und daß es hauptsächlich dieser Umstand ist, der eine bis dahin in ihrer Massenhaftigkeit unerhörte Nervenkrisis hervorgerufen hat.

Wie Sie ganz richtig bemerkten, wird eben auch hier, wie überall in unserem lieben Österreich, nicht die Wurzel des Übels, die Ausbeutung, sondern die Folge, das Kranksein, von unserer erleuchteten Direktion bekämpft. Und so wird es Sie interessieren, zu erfahren, daß die Beamten und Beamtinnen jetzt nicht nur im Amte, sondern auch in ihrer privaten Häuslichkeit polizeiärztlich »überwacht« werden. Zu Personen, die im Dienste zusammengebrochen sind und denen ihr Hausarzt zur Erholung eine kurze Befreiung vom Dienste verordnete, schickt man einen Polizeiarzt, der, wenn er die Erkrankten nicht gerade bei den Vorbereitungen zum Sterben oder bei der Abreise ins Irrenhaus antrifft, die Diagnose »dienstfähig« stellt und die Erschöpften ins Amt kommandiert.

Während für die »öffentlichen Mädchen« vielfach die Abschaffung der Reglementierung gefordert wird, wird sie für die Mädchen, die im öffentlichen Dienst stehen, eingeführt. Vielleicht interessiert sich die Ärztekammer für diese neugeschaffene Kompetenz der Polizeiarzte, die förmlich als eine berufsmäßige Desavouierung der privatärztlichen Gutachten ausgeübt wird.

Was an Maßregelungen und Quälereien aller Art von der Amtsleitung aus geschehen kann, geschieht, um die gekränkte Autorität wieder auf den alten Glanz herzurichten. —

Sollte Ihnen, hochgeehrter Herr, einiges von dem hier Mitgeteilten der Veröffentlichung in der ‚Fackel‘ wert erscheinen, so bitte ich darum. Sie würden damit eine Gruppe der ausgebeutetsten Staatsbeamten in ihrem wahrhaft schweren Kampfe ums Dasein unterstützen. §

. . .

Status cridae.

Zu dem Artikel in Nr. 195 sendet mir der Sekretärstellvertreter des Export-Vereines die folgenden zustimmenden Bemerkungen:

Heute leben gewiß 90 % der Bevölkerung Österreichs direkt oder indirekt von Lohn und Gehalt. Beide Begriffe sind wesensgleich und bezeichnen den Entgelt für eine Leistung ohne Berücksichtigung des Ertrages der Arbeit, ohne Rücksicht auf Gewinn und Verlust des Unternehmens. Ebensowenig wie das Postpferd ist der Postbedienstete am Ertrage der Post interessiert, beide aber wollen möglichst gutes und reichliches Futter und einen möglichst angenehmen Stall erhalten. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist nur der, daß das Pferd sein Los willig trägt, während der denkende Mensch revoltiert und

dadurch, daß er es tut, das Nationaleinkommen erhöht, den Verdienst aller Berufsklassen, die von ihm leben.

Da bei wachsender Volkszahl die Zahl der Selbständigen zurückgeht, wird die zirkulierende Lohnsumme ein immer maßgebenderer Teil des nationalen Einkommens. Daher interessiert die Höhe von Lohn und Gehalt nicht nur den Arbeiter und Beamten, sondern den Hausherrn, den Wirt, den Cafetier, den Schneider und den Greisler. Vor Allem aber den Staat, denn er erhält direkt und indirekt in Form von Hauszinssteuer, Tabak-, Petroleum-, Biersteuer, in Form von Verkehrssteuern aller Art mindestens $\frac{1}{5}$ aller Lohnerhöhungen in kürzester Zeit zurück. Da die Zahl der Privatangestellten sicher mehr als 5 mal so groß ist, als die der Staatsangestellten, so ist der Staat der Meistinteressierte, dann erst folgen der Hausbesitzer, der Ladenbesitzer und alle anderen, deren Einkommen zu 90 % auf Gehalt und Lohn basiert.

Wenn der Staat nun gezwungen wird, das zu tun, was in Privatbetrieben schon geschehen ist, so hinkt er der Entwicklung nach; er hat die Bedeckung für diese Ausgaben schon in der Hand, bevor er sie nachzuholen gezwungen wird. Gezwungen durch die Not der Beamten-schaft, subventioniert der Staat endlich die Gläubiger seiner Beamten und seine Steuerzahler, wie Hausherrn und Lebensmittellieferanten, Schuster und Schneider. Was er tut, ist nicht ein Akt der Gerechtigkeit, der Güte, ein Ausfluß weiser Sozialpolitik, nein, es ist ein Akt einfacher Vernunft. Täte er es nicht, so wäre das nicht nur sein Bankerott, weil er die Quelle seines Reichtums verschüttete, sondern die angesagte Krida des Intellektes derer, die den Staat repräsentieren.

Im Zeitalter der progressiven Überproduktion, der Riesenbetriebe und der Maschinenanwendung ist jede Lohnsteigerung barer Gewinn für die Volkswirtschaft und den Staat. Amerika wird dadurch reich, die Türkei und China gehen an den niederen Löhnen zugrunde — wenn sie nicht bald den Unsinn der Bedürfnislosigkeit abschütteln.

Dr. Julius Wilhelm.

Die Quellen des Sektionschefs Exner.

»Sektionschef Exner erklärt, daß ihm eine unversiegbare Quelle zur Liquidierung der nötigen Mittel wohl bekannt sei, er halte es aber aus verschiedenen Gründen für opportun, diese Geldquelle vorläufig noch nicht preiszugeben.«

Der unermüdliche Industriellenball-Präsident, dessen wissenschaftliche Bedeutung in Nr. 157 der ‚Fackel‘ durch den Hinweis auf jenen einstimmigen Protest aller Exner gegen eine Verwechslung charakterisiert wurde, hat sich, so schreibt mir ein Mitarbeiter, unter dem Trompetengeschmetter der ‚Neuen Freien Presse‘ als Retter der Heimarbeiter proklamiert. Dieser Wundermann weiß, wie die halbe Million notleidender Heimarbeiter wohlhabend gemacht werden kann, und weiß eine unversiegbare Quelle zur »Liquidierung« der Mittel; er sagt sie aber nicht, obwohl er sonst eher zu viel spricht. Warum dies Schweigen? Seinerzeit — siehe Nr. 157 der ‚Fackel‘ — versprach er, alle Erdäpfel in Spiritus zu verwandeln. Dies gelang zwar nicht, aber Exner wurde für die Spiritus-Ausstellung Herrenhausmitglied. Die Heimarbeiter werden nur unter der Bedingung gerettet, daß Exner Exzellenz wird. Nur als Geheimer Rat wird er die geheime Quelle enthüllen — bis dahin zerbricht sich ganz Wien den Kopf. Wie ich nun aus bester, aber gleichfalls geheimer Quelle erfahre, verhält sich die Sache so: Bekanntlich bezieht Exner gleichzeitig 1.) eine Pension als Direktor des technologischen Gewerbe-Museums, 2.) eine Pension als Professor der Hochschule für Bodenkultur, 3.) einen Gehalt als aktiver Sektionschef, endlich die Bezüge als Verwaltungsrat der Nordbahn, der Wienerberger, der Unfallversicherungsaktien-Gesellschaft und verschiedener anderer Gesellschaften mit zusammen zirka 70.000 K Bezügen. Da diese Kumulierung von Pensionen, Gehalt und Verwaltungsratseinkünften gesetzwidrig ist, beabsichtigt Exner zu Gunsten der notleidenden Heimarbeiter wenigstens auf die Verwaltungsratseinkünfte zu verzichten . . . Nach einer andern Nachricht freilich verhält sich die Sache doch nicht so, sondern Exners Geldquelle und Wissensquelle sind identisch mit dem berühmten Geldschrank der Madame Humbert. Exner aber wird

so glaubt der andere Gewährsmann, fortfahren, seinen naiven und entzückten Zuhörern aufgelesene Wissensbrocken in pikanter Vortragssauce zu servieren.



Die Wetterfahne.

Von Frank Wedekind.

Du auf deinem höchsten Dach,
Ich in deiner Nähe;
Doch die wahre Liebe, ach,
Schwankt in solcher Höhe.
Du in deinem Herzen leer,
Ich in blindem Wahne —
Dreh dich hin, dreh dich her,
Schöne Wetterfahne!

Unterhaltend pfeift der Wind,
Bläst uns um die Ohren;
Von des Himmels Freuden sind
Keine noch verloren!
Glaubst du, daß verliebt ich bin,
Weil ich dich ermahne?
Dreh dich her, dreh dich hin,
Schöne Wetterfahne!

Drehn wir uns auf hohem Turm
Immer frisch und munter!
Ach der erste Wintersturm
Schleudert dich hinunter.
Wenn dann auch verflogen wär,
Was ich jetzt noch ahne . . .
Dreh dich hin, dreh dich her,
Schöne Wetterfahne!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Tier. Sie schreiben — natürlich anonym —: »Ein Wort zu der leidigen Tetschener Kußgeschichte: Ihnen genügt also die juridische Begründung des Urteiles nicht? Hm, nun, daß Sie vielleicht pervers genug gewesen wären, sich nach den Küssen der alkoholduftenden Dirne, vor Wohlbehagen schmatzend, die Lippen abzulecken, ist Ihre Sache, und gehört weiter nicht hierher. De gustibus non disputandum est. Daß aber ein Mensch, der, wie es scheint, jedes Rechtssinnes bar ist, seit Jahr und Tag sich bemüht seine Anschauungen den Mitmenschen zu suggerieren, das ist ein Crimen, welches mehr als ‚14 Tage Arrest verschärft durch 4 Fasttage‘ verdient«. Ich glaube, daß ich, der schlimmsten Verirrung schuldig, da ich mich frei zu ihr bekenne, so verachtenswert nicht sein kann wie der Gemütsmensch, der sich hier incognito und im Namen der bürgerlichen Moral ereifert. Unterzeichnet ist der Brief — ich habe schon lange nicht einen so typischen bekommen — mit der Wage der Themis. Der Kerl, der mir Mangel an Rechtssinn vorwirft und anonym schimpft, ist also vermutlich Jurist, sitzt vielleicht in irgend einem Bezirk über Ehrenbeleidigungen zu Gericht. Wie gut, daß es die Institution der anonymen Briefe gibt! Die reine Gesinnungsschädigkeit würde sich überhaupt nicht kenntlich machen, wenn sie es nicht ohne Unterschrift dürfte, und gleichsam unter der Oberfläche ihr Werk verrichten. Anonyme Briefe erinnern daran, daß eine gute Gesellschaft lebt, die zu verachten die Pflicht der guten Menschen ist. Ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß der Mann, der meine Kritik des Tetschener Urteils auf Perversität zurückführt, eine Zierde seines Standes, der Stolz seines Berufes ist. Er hat nur den einen Fehler, daß er »seit Jahr und Tag« die ‚Fackel‘ liest. Die geht nun in den achten Jahrgang, aber der Herausgeber geht noch immer nicht in sich. Nie hat er sich bemüht, seine Anschauungen den Mitmenschen zu suggerieren, nie sie gezwungen, seine Anschauungen kennen zu lernen. Wem's nicht paßt — Aber meine anonymen Schimpfer sind meine anhänglichsten Leser. Nun, sie verschwenden des Hasses Müh'. Ihre Zuschriften ermutigen mich nicht einmal: auch ohne sie bliebe ich bei meiner Ansicht. Und bleibe es in der Tetschener Kuß-Affaire. Ich habe in Nummer 196 unter der Devise »Quer durch Österreich« das Schauderhafteste, das sich bei uns in den letzten Wochen begeben hat, kommentarlos zusammengestellt. Der Sprachlosigkeit, in die man hierzulande manchmal verfällt, glaube ich den rechten Ausdruck gefunden zu haben. Die Tetschener Notiz

darfte ich zitieren, wiewohl eine amtliche Zuschrift in der Tagespresse ihrer Tendenz opponiert hatte. An der Tatsache selbst war ja nicht gerührt worden: 14 Tage mit 4 Fasttagen für einen Kuß. An anderer Stelle — in derselben Nummer — nahm ich von der amtlichen »Aufklärung« Notiz, die der ‚Neuen Freien Presse‘ ein merkliches »Na also« entlockt hat: Das Mädchen, das geküßt hatte und dafür eingesperrt wurde, ist eine Prostituierte. Und bei dem Klang dieses Wortes hält sich die christliche Nächstenliebe die Ohren zu, und bekreuzigt sich die jüdische Journalistik. Aber ich irrte, da ich das Behagen an dem gegen eine Prostituierte verübten Unrecht für einen spezifisch bourgeoisen Zug hielt und schrieb, der gute Bürger könne nun ruhig beischlafen. Auch der sozialdemokratische Philister kann es. Denn da die letzte Nummer der ‚Fackel‘ in Druck ging, gab auch die ‚Arbeiterzeitung‘ ihre vollste Übereinstimmung mit dem Tetschener Urteil kund. Der Gerichtsvorstand teilte der Redaktion höflichst mit, daß der Kuß nicht in übermütiger Laune gegeben und die Geberin nicht wegen des Kusses verurteilt wurde, sondern daß sie »eine öfter von der Dresdener Sittenpolizei abgestrafte Prostituierte ist, die schuldenhalber aus Dresden flüchtig geworden war, sich in Bodenbach bereits seit vierzehn Tagen unterstandslos herumtrieb und schließlich vor dem Bahnhof ihr Gewerbe auf eine schamlose Weise ausüben wollte, indem sie den ankommenden Reisenden um den Hals fiel und sie mitzulocken versuchte«. Hört, hört! ruft das sozialdemokratische Blatt, bringt die Worte, die das Entsetzen der bürgerlichen Gesellschaft wecken sollen, in Sperrdruck, und revoziert die scharfe Kritik, »die wir an die falsche Voraussetzung geknüpft haben«. Denn der Richter hat »ein formell gesetzmäßiges Urteil gefällt«. Daß ein solches die Kritik mundtot macht, ist eine Auffassung, die im Rahmen der ‚Arbeiterzeitung‘ überraschend wirkt. Und daß dieser die Berufung auf die Dresdener Sittenpolizei imponieren würde, war just auch nicht vorauszusehen. Man hätte vielmehr geglaubt, daß das fürchterliche Proletarierschicksal, das die Tetschener Gerichtsbarkeit zur Begründung des Urteils benützte, in der ‚Arbeiterzeitung‘ einen Anwalt finden, daß sie den Herren Delavigne und Keibl antworten würde: Für so dumm, anzunehmen, daß selbst in Österreich wegen eines Kusses — Unsittlichkeit oder Ehrenbeleidigung? — einer Frau strenge Arreststrafe diktiert werde, sollt ihr uns nicht halten. Wir haben bloß das Urteil nicht verstanden, aber sogleich vermutet, daß der Kuß nur der »Anlaß« gewesen sein konnte. Jetzt, da wir hören,

daß es sich um eine gehetzte Prostituierte handelt, verstehen wir das Urteil und finden es grausam. Ohne den Kuß wäre das Mädchen — vielleicht — für einen Tag in den Polizeiarrest gekommen. Nun ward aber durch den Kuß das »öffentliche Ärgernis« gegeben, das hierzulande immer entsteht, wenn ein paar Funzen es empfinden wollen, und in derart kompliziertem Fall »gewerbsmäßiger Prostitution« schreitet der Strafrichter ein. Es ist wahr, daß das Strafminimum des blödsinnigen Gesetzes ein Monat ist. Indeß, wenn die Praxis nicht die Jahre in Monate, die Monate in Tage verwandelte, würde die österreichische Bevölkerung den Tag, da ihr ein neues Strafgesetz geboren wird, im Arrest erleben. Aber ein Mörder muß bloß an dem Jahrestag seiner Tat fasten und die Prostituierte — dies blieb unberichtigt — viermal in vierzehn Tagen! Nimmer wird uns ein solches Urteil zur stummen Anerkennung seiner »formellen Gesetzmäßigkeit«, zur Rückziehung unserer Kritik bestimmen können. Die bürgerliche Presse — jene ‚Allgemeine Zeitung‘ zum Beispiel, die die gemeine Zeitung ist für Alle — mag von der »Milde« des Urteils in dem Augenblick zu schwärmen beginnen, da sie erfährt, daß es eine Prostituierte getroffen hat. Wir Schützer der Ausgestoßenen werden die judizielle Schärfe, in der sich der pharisäische Haß der »Gesellschaft« zu vier Fasttagen geformt hat, verdammenswert finden. Wir sprechen das Opfer der Dresdener Sittenpolizei frei und klagen eine staatliche Ordnung an, die die Ausbeutung der Weiblichkeit an dem Weib ahndet, die so der »schamlosen Ausübung der Prostitution auf einem Bahnhof« Vorschub leistet, und die in ihrer perversen Gerechtigkeit schließlich den Hunger mit vier Fasttagen bestraft!

Geschiedener. Wir sind schon wieder, so schreiben Sie, um ein Problem österreichischer. Aber die Misere hat vor ihren Anklägern die logische Konsequenz voraus. »Die Ehereformatoren schlagen zur Lösung der Frage der katholischen Geschiedenen die folgende Kompromißformel vor, von der sie glauben, daß sie der Kirche genehm sein werde: Man gestatte die bürgerliche Trauung der geschiedenen Katholiken ohne kirchlichen Segen! Auf diesem Wege hoffen sie die Kinder der Kirche dem verpönten Konkubinat zu entreißen. Aber sie vergessen, daß ihr Kompromiß nach den strikten und unumstößlichen Lehren der Kirche nichts anderes ist, als ein Konkubinat, und zwar ein auf der Basis des Ehebruchs aufgebautes und dennoch von der staatlichen Gesetzgebung sanktioniertes, somit doppelt qualifiziertes Konkubinat.

Daß diese Formel dem allerstarrsten »non possumus« der Kirche be-
gegnet muß, weil sie dem Dogma von der Unlösbarkeit der Ehe, das
den Angelpunkt der katholischen Ehelehre bildet, direkt zuwiderläuft.
Bei seiner ganzen fabelhaften diplomatischen Geschmeidigkeit in welt-
lichen Sachen, ist der Katholizismus doch von der unbeugsamsten Starr-
heit und Festigkeit in allen Dogmenfragen. Paktieren und Kompromittieren gibt es da nicht. Die katholisch Geschiedenen sollten das
wissen und sich keinen Illusionen hingeben. Entweder sind sie über-
zeugte gläubige Katholiken: dann müssen sie sich in die Gebote ihrer
Kirche fügen und ihr individuelles Mißgeschick als ein Opfer ertragen,
das dem Ideal der Unlösbarkeit der Ehe dargebracht wird, oder sie
sind nur formell Angehörige der katholischen Kirche: dann können sie
sich um ihre Lehren den Teufel scheren und müssen auf eine radikale
— die einzig mögliche — Lösung der Frage hinarbeiten, ohne sich
der unsinnigen Hoffnung hinzugeben, daß sie durch irgendwelche
Kompromisse den Beistand der Kirche gewinnen werden. Vor-
läufig aber sollen sie soviel Mut aufbringen, durch offene und ehr-
liche Praxis des Konkubinats den an diesem haftenden sozialen Makel
aufzuheben. Freilich müßte da vor allem jenes auch für den Mutigsten und
Freimütigsten unüberwindliche Hindernis weggeräumt werden, das durch
den Aberwitz unserer strafgerichtlichen Praxis entstanden ist: die
Ahndung des Ehebruches geschiedener Eheleute«. Hier scheint mir
der schmerzliche Punkt der Ehefrage zu liegen. Hier setzt der spezifisch
österreichische Jammer ein. In einer der vielen Zuschriften, die die aktuelle
Frage behandeln, heißt es: »Wer ein Mensch ist, der erzittere vor
Wut, wenn er von der Scheußlichkeit hört, die der Scheidung einer
katholischen Ehe folgt: von der Strafsanktion auf geschlechtlichen
Verkehr überhaupt, außer mit dem geschiedenen Gatten! Diese morali-
sche Kastrierung, ungleich widerlicher als die physische des Orients,
weil sie beide Geschlechter trifft, ist die Kristallform eines Gesetzes, das
den Armen schuldig macht, um ihn der Pein zu überliefern. Man be-
schönige diese Schande nicht mit dem relativ geringen Strafausmaße
und mit der Notwendigkeit einer Klage des andern Teiles: nicht die
Strafe ist die aufreizende Roheit, sondern die Androhung, die zur Er-
pressung hier und dort zur Verzweiflung treibt, und dies alles, weil
lebensfremde Greise das Ehegesetz auslegen, das dieses Prügelsystem
nirgends ausspricht, leider aber vergaß, es klar zu verbieten. Nicht die
Strafe ist das Unglück, sondern deren Folgen, in einem Staate, wo Un-

bescholtenheit eine bessere Existenzbedingung ist, als Unfähigkeit das Gegenteil. Ein Beispiel: Ein junger Bursch verdingt sich in dem Netz einer älteren, ausgelebten und darum ehelüsteren besseren Tochter. Die Ehe beider, die niemals ein Band war, zerplatzte. Der Mann suchte seine gestörten Nerven in wohlthätigen Armen zu beruhigen. Da pochte der erpressende Bruder der geschiedenen Gattin an die Türe; denn die trügerische Heiligkeit des Hauses schützt nicht vor »Helios« und anderen weitsichtigen Schmutzwühlern. Schleunige Flucht rettete die Existenz... Es ist sinnlos, für ein Volk, das diese schmachvolle Gefahr, »eingespirt« zu werden, lethargisch auf dem beulenreichen Rücken trägt, ein gutes Ehegesetz zu verlangen. Dem Sehenden bleibt der grenzenlose Ekel.

Schmock. Ich will meinen diesjährigen Konkordiaball-Bericht in die geflügelten Worte zusammenfassen: »Der diesjährige Konkordiaball übertraf an Glanz alle seine Vorgänger«. Nun wird man mir vorhalten, daß ich nicht über eine Veranstaltung sprechen soll, die ich nicht kenne, wird nachzuweisen suchen, daß ich dem diesjährigen Konkordiaball nicht beigewohnt habe und meine Kenntnis von seinem Gelingen bloß aus den Zeitungsberichten schöpfe. Das ist ja alles ganz richtig. Aber ich kann versichern, daß ich schon vor der Lektüre der Zeitungen, vor dem diesjährigen Konkordiaball gewußt habe, daß der diesjährige Konkordiaball alle seine Vorgänger an Glanz übertreffen werde. Die Zeitungen selbst hatten das gewußt und in Vornotizen wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß »der diesjährige Konkordiaball, welcher Montag, den 19. Februar in den Sophiensälen stattfindet, seine Vorgänger an Glanz übertreffen dürfte«. Im nächsten Satze kamen natürlich die allbekannten »Spitzen der Behörden«, die trotz jahrzehntelangem Gebrauch gegen die Lockungen des Konkordialballes noch immer nicht abgestumpft sind. Der Ballbericht hielt getreulich, was die Vornotiz versprochen hatte. Flüchtiglich brandete das Schmocktum an der Estrade. Auf dieser Insel der Seligen müssen wieder schwitzende Komiteemitglieder, denen die Geistesperlen von der Stirne tropfen, die Politik mit der Kunst gepaart haben! Sind die folgenden Sätze meine Erfindung oder sind sie dem Bericht der »Neuen Freien Presse« entnommen? »Es wurde gestern im Sophiensaal viel politisiert. Alle Welt tat es. Unsere schönen Gäste aus der Kunstwelt, die Sterne des Schauspiels und der Oper, schlossen sich nicht aus. Manches Wort an den, nein an die Minister wurde gerichtet, manche Interpellation aus schönem Munde wurde gestellt und mit galanter

Bereitwilligkeit beantwortet. Die unzugänglichsten Parlamentarier hielten mit ihren Anschauungen über die Lage nicht zurück, nur sahen sie die Dinge weit rosiger und freundlicher als an gewöhnlichen Tagen . . . Die Estrade im Sophiensaal, die am Konkordiaball stets das interessanteste und farbenreichste Kaleidoskop der Wiener Gesellschaft bietet, hat auch gestern Politiker und Diplomaten, Künstler und Künstlerinnen in schier unübersehbarer Fülle vereinigt. Da hört man aus einer Gruppe das inhaltsschwere Wort ‚Demission!‘ Ein Minister hat's gesprochen; aber kein Grund zur Besorgnis um unser staatliches Wohl. Die schlagfertige Exzellenz hat das politische Gespräch mit der schönsten Wiener Operettendiva abgebrochen und die Neugierige seinerseits interviewt: ‚Ist es richtig, daß gnädige Frau dem Direktor Ihre Demission angeboten haben? . . .‘ Dort sieht man die französische Anmut der Després, hier werden Slezak und Schrödter autogrammhungrige Fächer entgegengestreckt. Frau Medelsky lacht so lieb und herzlich, daß man ihr tränenschwere Sentimentalität gar nicht zutrauen würde. Die Sterne der Oper und der Operette, Fräulein Kurz und Fräulein Bland, Frau Günther und Frau Zwerenz werden von zahllosen Trabanten umschwärmt, und Basel, der Ewigjunge, erzählt freudig, daß er seinen vierzigsten Konkordiaball mitmacht; ein schönes Jubiläum, das aufgedeckt zu haben, ein Verdienst des rührigen Komitees bildet. < Ist das lieb? Und erst die Präsenzliste! Soviel Menschen im Saal, soviel Namen in der Zeitung. Trotzdem war nicht jeder da, der genannt wird, und wird nicht jeder genannt, der da war. Wie das? Genannt wird jeder, dessen >auf Namen lautende< Karte von seinem Sohn, seinem Schneider, seinem Kommis abgegeben wurde. Auf dem antisemitischen Schriftstellerball, der sich der liberalen Methode geschickt bemächtigt hat, wurde neulich ein längst verstorbener Burgschauspieler, an dessen Adresse nach alter Gewohnheit die Einladung geschickt wird, >unter den Anwesenden bemerkt<. Man teilt aber die Menschen in zwei Gruppen: solche, die den Konkordiaball besuchen und solche, die ihn nicht besuchen. Die ihn nicht besuchen, teilt man wieder in solche ein, die >unter den Anwesenden bemerkt< werden, und solche, die >ihr Fernbleiben entschuldigen<. Diese bilden eine eigene Rubrik. >Ihr Fernbleiben<, heißt es, >hatten entschuldigt<: Erzherzog Franz Ferdinand, Fürst Montenuovo, der Ministerpräsident, der Reichskriegsminister, der Finanzminister, der Leiter des Justizministeriums, Gesandte, Generale etc. etc. Eine stattliche Liste! Aber die >Entschuldigung<, die der Thronfolger dem Kon-

kordiaball-Komitee geschrieben haben soll, würde mich interessieren. Auch ob der diesjährige Konkordiaball wirklich seine Vorgänger übertroffen hat. Nicht etwa bloß an grauenvoller Langweile, schlechter Luft, ordinärem Gedränge und ekelhaften Visagen. Das einzige ‚Neue Wiener Tagblatt‘ übertreibt nicht: »Der Konkordiaball, der Montag in den Sophiensälen abgehalten wurde«, schreibt es, »glich auf ein Haar seinen Vorgängern«. Allerdings, weil nach seiner Ansicht »eine Steigerung des traditionellen Glanzes, der tausendfältigen Attraktionen dieses Balles wohl kaum möglich erscheint«.

Liberaler. Wer beleidigt das Andenken Heines schwerer? Der antisemitische Trottel, der gegen ihn lospöbelt oder . . . ? »Unter den Besuchern, die sehr zahlreich zur letzten Ruhestätte Heines pilgern, hat sich der Brauch eingebürgert, ihre Visitenkarten in einem eigens hiefür bestimmten Behälter zurückzulassen.« Darauf wird in Wien mit Lob hingewiesen. Wie würden sich die liberalen Redakteure erst freuen, wenn sie die Widmungen läsen, mit denen die Visitenkarten beschrieben werden! »Im Kampfe um ein Denkmal für dich unterlag ich der Dummheit und deinen Feinden«, erzählt Herr Silberstern dem toten Dichter. Der anmutige Brauch soll offenbar bezwecken, daß das Andenken an die Wiener Liberalen erhalten werde und die Besucher des Grabes in der Erinnerung Heines fortleben. Wem aber sein Einfall — so berichtet mir ein Pariser Leser — zu bedeutend erscheint, um in der Fülle des Behälters zu versinken, der bricht aus einem daliegenden Kranze ein Stückchen Draht und heftet seine Karte recht auffällig an das Grabgitter. Wenn nun die Familie Kohn nach Paris kommt und im Begriffe ist, die Loreley für ein schönes Gedicht zu erklären, dann klettert Kohn jun. übers Gitter und reicht Papa, Mama und der Schwester sämtliche Visitenkarten hinüber, damit sie nachsehen, ob »wer Bekannter« darunter sei, und die poetisch veranlagte Thuswelda Kohn durch die Lektüre der reizenden Widmungen zu einem ähnlichen Produkt angeregt werde . . .

Literarhistoriker. Die ‚Neue Freie Presse‘ (11. Februar) bringt einen unveröffentlichten Brief Heines an den Bankier Friedland und einen veröffentlichten Brief August Lewalds an Heine. Zwei recht interessante Beiträge zur Heine-Forschung. Damit aber die Heine-Forscher auch wissen, wer Heine war, knüpft sie an die Publikation dreißig Zeilen »Aus dem Lebenslauf Heinrich Heines«. Er sei in Düsseldorf geboren, habe sein Elternhaus und seine Kindheit in Prosa und Versen geschildert,

habe einen Onkel namens Salomon Heine gehabt, der ihn für die kaufmännische Karriere erziehen wollte. »Heinrich Heine wurde in Deutschland und Frankreich rasch berühmt . . . In Paris erkrankte er an einem Rückenmarksleiden, das ihn jahrelang an die ‚Matratzengruft‘ fesselte, bis ihn der Tod am 17. Februar 1856 ereilte.« Zum Schlusse zwei Witze aus den letzten Lebenstagen. Dies zur raschen Belehrung der Leser, die aus den unveröffentlichten Briefen zum erstenmal von Heine erfahren . . . Heiliger Karpeles! Der wird sich auf dem Grab Heines umdrehen, wenn er diese Biographie liest! Ist man in der ‚Neuen Freien Presse‘ schon ganz gehirnweich? Sie erzählt, um ihren Lesern zu beweisen, daß Heine ein geistreicher Mann war, er habe auf die Frage des Arztes »Wie ist Ihr Geschmack?« geantwortet: »Gar keiner, wie der von Herrn Scribe«. Heine beschönigte seinen Zustand. »Wie der von Herrn Benedikt«: das war die traurige Diagnose, die der Arzt ihm gestellt hat.

Habitué. Über ein Stück des Herrn Triesch schreibe ich, ohne es zu kennen. Daß es die Umarbeitung eines Stückes ist, das ich vor zehn Jahren gesehen habe, macht mich nicht befangen. Ich erinnere mich an »Ottillie« nicht mehr und weiß doch, daß die »Schuldigen« ein Schund sind. Würde ich denn eine Woche später die »Schuldigen« kennen, wenn ich sie heute sähe? Ich mache mich jederzeit erbötig, auf Grund der Inhaltsangabe des Herrn Kalbeck das ganze Werk des Herrn Triesch zu rekonstruieren. Ich kenne die Gedankenwelt und die Sprache seiner Menschen. Denn wenn ich auch die »Handlung« von »Ottillie«, »Nixe«, »Hexenmeister« und »Komplott« vergessen habe, so werden doch meine Nerven diese Eindrücke von aschgrauer Talentlosigkeit nicht los, die sie in der Zeit früher Theaterfreudigkeit empfangen haben. Wie eine fürchterliche Verpflichtung, von einer bösen Fee auferlegt, lastet dieser Triesch-Kultus auf dem Burgtheater. Die modernsten Direktoren, die Hauptmann aufführen und die bloß für ihn »eintreten«, können sich ihr nicht entziehen. Im Jahre 1906 wird auf dem deutschen Theater der Satz gesprochen: »Vielleicht war auch der Gatte selber nicht ohne Schuld. Vielleicht hat er, nur seinem Berufe lebend — auch das ist eine Art Egoismus — sein junges Weib, das nach Liebe dürstete, nach Zärtlichkeit, nach traulichem Gedankenaustausch, darben lassen!«. »Vielleicht, ach, vielleicht!« setzt Herr Kalbeck hinzu, »Die Gewißheit wäre uns lieber gewesen. Um Frau Angela verzeihen zu können, müßten wir sie und das Verhältnis zu Mann und Liebhaber durchschauen und begreifen«. Herr Kalbeck vermißt also einen

»klarerer Einblick in die Vorgeschichte des Dramas«. Am Drama selbst hat er nicht genug. Herr Kalbeck, der feinsinnige Triesch-Kommentator, gibt sogar zu, daß Ibsen einsetzen müßte, wo Triesch versagt. Dem Triesch nämlich genügt der »Fehltritt« einer Frau, um ein Stück daraus zu machen. So ist denn also der Fehltritt der Frau Angela nicht ohne Folgen geblieben. Sätze des Kommentars, die natürlich auch im Stück vorkommen könnten: »Da ist das Unglück geschehen, in einem Augenblicke trunkener Selbstvergessenheit, der sich niemals wiederholen sollte. . . Nun haßte sie den Mann, den sie zu lieben wähnte. . . Angela wird zu spät gemerkt und erfahren haben, daß ihr Geliebter bereits Trost in den Armen einer Buhlerin gesucht und gefunden hatte, ehe er sie in die seinigen schloß. Von Abscheu und Widerwillen erfüllt, im Stolz ihrer Frauenehre beleidigt, wird sie dem nichtswürdigen Verführer mit Entlarvung gedroht haben, um, gebrochen an Leib und Seele, freudlose Tage der Reue in schwermütiger Einsamkeit zu verbringen. . .« Gibt's denn das heute noch? Eine Figur heißt »Guido von Hochwalden«. Herr Kalbeck: »Der Cousin Paulas, Guido von Hochwalden, ein flotter Husarenleutnant, der ältere Ansprüche auf die Tochter Webers zu haben meint, gibt den Anstoß zur tragischen Enthüllung des sorgfältig gehüteten Geheimnisses«. Herr Kalbeck kommt zu dem »erst, aber nicht hoffnungslos ausklingenden Ende des Stückes«. . . . Ich glaube nicht, daß ich mit einer der Personen, die darin vorkommen, drei Worte sprechen könnte. Aber ich hoffe, daß man diesem Dramatiker, der seine Stücke zuerst auf einer Vorstadtbühne zu Gunsten der Konkordia aufführen läßt und den Kritikern für alle Fälle noch Redaktionsbesuche abstattet, endlich einmal die Tür des Burgtheaters nach außen öffnen wird. Und hoffentlich wird — damit Herr Triesch nicht etwa doch bei einer andern Tür wieder hereinkommt — der Tritt kein »Fehltritt« sein! Man muß schon allerhand Respekt vor dem Eifer haben, mit dem die »erste deutsche Bühne« um die Literatur wirbt. Sie leiht den Gedanken des Herrn Triesch ihre beste Schauspielkunst und läßt ein Stück des Herrn Prévost von Herrn Siegmund Lautenburg ins Deutsche übersetzen, von jenem berühmten Herrn Lautenburg, der einst behauptet haben soll, daß es »Halluncination« und nicht »Hallucination« heiße, und da man ihm das Wort im Konversationslexikon zeigte, verächtlich rief: »Na ja, Meyer! Und noch dazu ein alter Jahrgang!«

Gourmand. In der deutschen Theaterkritik reißt jetzt eine Verzärtelung des Tones ein, die nachgerade peinlich berührt. Selbst

ein sozialdemokratischer Literaturrichter, dem man doch eine derbere Methode zutrauen würde, läßt sich — siehe das Referat der Wiener ‚Arbeiter-Zeitung‘ über Georg Hirschfeld's »Spätfrühling« — die folgende Wendung entschlüpfen: »Das Publikum, dem Hirschfeld in diesem Lustspiel eher zu viel zuliebe getan, hatte keinen Grund zu den peinlichen Insulten, die es nach jedem Akt gegen den lichtblonden zarten Dichter aufzischen ließ«. Dieser Kritiker liebt also die Lichtblonden, Zarten. Ein anderer ist mehr für die brünetten Literaten. Da schreibt ein Wiener Mitarbeiter der neuen Berliner Zeitschrift ‚Die Schaubühne‘ (der hoffentlich die täuschende Ähnlichkeit mit dem Umschlagblatt der ‚Fackel‘ nicht schaden wird) über einen der Gründer des »Akademischen Vereines für Kunst und Literatur« und nennt den jungen Mann »einen von den durch und durch lieben, sozusagen wohlschmeckenden Menschen, wie man sie, scheint mir, außerhalb Wiens auf dem ganzen Globus nicht wieder findet«. Ja, es geht eben nichts über Wien und seine pakschierlichen Schriftsteller, seine mudelsauberen Dramaturgen, seine mollerten Dichter!

Ethymologe. Ein Kopenhagener Leser schreibt: »Gestatten Sie mir, zu dem Bericht der ‚Neuen Freien Presse‘ über die Beisetzungsfierlichkeit in Roskilde eine kleine Bemerkung zu machen. Das Blatt scheint nicht nur einen Spezialberichterstatter, sondern auch einen Ethymologen nach Dänemark delegiert zu haben. So uninteressant der Berichterstatter ist, so interessant ist der Ethymologe, der einen Zusammenhang zwischen »Roskilde« und »Rothschild« wittert. Vielleicht übernehmen Sie es, den scharfsinnigen Gelehrten darüber aufzuklären, daß seine ethymologischen Versuche recht unglücklich waren. »Roskilde« bedeutet Roarskilde. Roar ist ein sagenhafter Königssohn, dessen Geschichte jeder dänische Schuljunge erzählen kann, »s« ist die Endung des zweiten Falls, und Kilde heißt Quelle. Roskilde heißt also Roars Quelle. Ich möchte noch hinzufügen, daß rot auf dänisch ród und Schild Skjeld heißt«.

Praktiker. Ein Inserat der ‚Neuen Freien Presse‘ (14. Februar): »Kanzlistin gesucht mit orthograph. u. kalligraph. schöner Schrift, welche bei der Kanzlei wohnen kann. Allein ohne Bekanntschaft und Verwandtschaft stehende, repräsentationsfähige Dame mit angenehmem Exterieur bevorzugt. Anträge mit Zeugnisabschriften u. bisheriger Verwendung unter . . . an das Ank.-Bureau d. Bl.«

Sportsman. Die Titeljagdsaison dauert in Österreich das ganze Jahr. Neuestens erregt in Sportkreisen der Rekord eines Herrn Kamillo Morgan Bewunderung. Der Mann gibt sich den Titel »Jagdschriftsteller« und ist ein Titeljagdschriftsteller von hervorragender Bedeutung. Schon in Nr. 163 erzählte ich, daß er sich »fürstlicher Rat« unterschreibe und daß auf seinem Briefpapier drei Orden abgebildet sind, unter denen sich der glückliche Besitzer als »Jagdverleger und

Jagdschriftsteller, Ritter königlicher und fürstlicher Orden sowie ausgezeichnet vom Thronfolger Österreich-Ungarns Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand durch eine Busennadel aus Brillanten, Wien, IX/4 Sobieski-Platz 4« vorstellt. Nun wird mir eine Nummer des ‚Centralblattes für Jagd- und Hundeliebhaber‘ zugeschickt, aus der ersichtlich ist, daß der Mann es seit zwei Jahren um ein hübsches Stück weitergebracht hat. Als Verfasser eines Aufsatzes über ›Pelzwerk‹ unterschreibt er nämlich wie folgt: ›Kamillo Morgan, bekannter Jagdschriftsteller im In- und Auslande, Ehrenpräsident des österr. Jagdklubs und Inhaber hoher Orden und Ehrengeschenke«. Nun werde ich freilich darauf aufmerksam gemacht, daß der höchste Orden des Herrn Morgan aus Lippe-Detmold stammt und daß der Ehrenpräsident eines nicht bestehenden ›österreichischen Jagdklubs‹ (der wohl mit dem ›Wiener Jagdklub‹ verwechselt werden soll) tatsächlich bloß ›Ehrenpräses‹ eines inferioreren ›Klubs der Wiener Weidmänner‹ ist . . . Aber Herr Morgan ist eine viel zu kleine Persönlichkeit, als daß ein Leser — der kein Kretin ist — diese Bemerkungen als einen ›Angriff‹ und nicht sofort als das auffassen sollte, was sie im Grunde sind: die Betrachtung eines typischen Falles von österreichischer Titelsucht. ›Manchmal glaube ich«, so schrieb ich in Nr. 163, ›der Spott über Ordens- und Titelsucht sei antiquiert. Aber dann höre ich wieder, daß sich einer sein ganzes Leben lang abquält, ein ‚Truchseß‘ zu werden. Über wenigens wird er in St. Moritz zum zehntenmal an Kaisers Geburtsiag die Volkshymne singen, und der Herbst wird in's Land gehen, und wir werden alt werden, und er wird noch immer nicht Truchseß geworden sein. Dann höre ich wieder, daß ein Mann umgeht, dessen einziges Ziel ist, Bahnhofsportieren die Larve vom Gesicht und die unechten Orden von der Brust zu reißen. Nein, ich halte nur den Serenissimus-Spaß für veraltet, die Dummheit der Untertanen ist akuter denn je. Orden sind noch immer die Belohnung für Fleiß und gute Sitten; aber die Vorzugsschüler des Staates sitzen auf der Eselsbank. Nichts scheint abgebrauchter als die witzige Unterscheidung zwischen Titeln und Mitteln. Aber in Österreich sind jene noch immer zugkräftiger als diese«. Und der Titel bringt mehr herein, als für ihn gezahlt wurde . . . Aber der Herr Morgan sollte persönlich nicht getroffen werden. Ein einziger Satz aus seinem Artikel über ›Pelzwerk‹ muß seine Feinde wieder versöhnen. Er schildert, wie ein Fallenfabrikant namens Weber die Füchse überlistet hat: ›Aus der Beobachtung, daß Meister Reinecke furchtlos auf jeden Stein tritt und einen auf diesem ausgelegten Fangbrocken aufnimmt, ist Altmeister Weber auf den Gedanken gekommen usw.« So überlistet der Altmeister einen Meister. Man sieht, der Titel ist ausschlaggebend . . .

DIE FACKEL

Nr. 198

WIEN, 12. MÄRZ 1906

VII. JAHR

Abfälle.

Der Klerikalismus ist das Bekenntnis, daß der Andere nicht religiös sei.

Druckfehler der Geschichte: Da die Regierungen aller Staaten sozialpolitische Einrichtungen schufen, schloß sich Österreich mit Wallfahrtsbestrebungen an.

Modernes Symbol: Der Tod mit der Huppe.

Ich begeistere mich für den »Ehrenpunkt«, seitdem ich die Beobachtung gemacht habe, daß man einer »unerledigten Affäre« die Befreiung von lästiger Gesellschaft verdankt.

Die Frauen.

Ob sündig oder sittenrein?
Laßt sie doch lieber gleich begraben!
Ich teile sie in Gefallene ein
Und solche, die nicht gefallen haben.

Eine je stärkere Persönlichkeit die Frau ist, desto leichter trägt sie die Bürde ihrer Erlebnisse. Hochmut kommt nach dem Fall.

Wenn die Sinne der Frau schweigen, verlangt sie den Mann im Mond.

Männerfreuden — Frauenleiden.

Die weibliche Orthographie schreibt noch immer »genus« mit zwei und »Genuss« mit einem »s«.

Die Erotik des Mannes ist die Sexualität der Frau.

In der Liebe kommt es nur darauf an, daß man nicht dümmer erscheint als man ohnedies gemacht wird.

Sie war schön wie die Sünde, aber kurzbeinig wie die Lüge.

Ihre Züge führen einen unregelmäßigen Lebenswandel.

Perversität ist die Gabe, Vorstellungswerte und Empfindungen zu einem Ideal zu summieren.

»Gesund« ist, wer die Virginität im allgemeinen heiligt und im besondern nach ihrer Zerstörung lechzt.

Das aktive Wahlrecht des Männchens haben die Realpolitiker der Liebe geschaffen.

»Ich mag kein Beefsteak, von dem schon ein anderer gekostet hat!«, sagte ein starker Esser der Liebe. Und ward ein Bissen für eine starke Esserin.

Eine Frau, die gern Männer hat, hat nur einen Mann gern.

Was ich weiß, macht mir nicht heiß.

Die Sexualität der Frau besiegt alle Hemmungen der Sinne, überwindet jedes Ekelgefühl. Manche Gattin würde sich mit der Trennung von Tisch begnügen.

Die Schauspielerin ist die potenzierte Frau, der Schauspieler der radizierte Mann.

Wenn ein Frauenkenner sich verliebt, so gleicht er dem Arzt, der sich am Krankenbett infiziert: Märtyrer ihres Berufs.

Der Ästhetiker: Sie wäre ein Ideal, aber — diese Hand! Der Erotiker: Sie ist mein Ideal. Also müssen alle Frauen diese Hand haben!

*
Lieber ein häßlicher Fuß verziehen, als ein häßlicher Strumpf! *

Erotik ist Überwindung von Hindernissen. Das verlockendste und populärste Hindernis ist die »Moral«.

*
Die Gesellschaftsordnung ist control-sexual veranlagt.

*
Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Nämlich: Jeder ist sich selbst der Nächste.

*
Wer Andern keine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

*
Man lebt nicht einmal einmal.



Kanonen aus Kirchenglocken.

In der Tatsache, daß ein Staatswesen sehr rückständig ist, liegt in einem gewissen Sinne auch etwas Hoffnungerweckendes; insofern nämlich, als hier ein ökonomisches und geistiges Reservoir gebundener Kräfte heimliche Energien aufspeichert. So liegt die suggestive Macht Rußlands, die auch durch seine großen Niederlagen nur zeitweilig verbleicht, in der sich aufdrängenden Vorstellung, daß hier gewaltige, unverbrauchte Kraftvorräte dem Tag ihrer Erlösung entgegenharren. In Zeiten großer allgemeiner Krisen ist die Belastung der Volkskraft mit gewichtigen Hemmungen beinahe einem Gut-

haben gleichzuachten. In diesem Sinne könnte man die katholischen Staaten als solche betrachten, die noch einer großen Expansion nach innen fähig sind, wenn sie sich einmal entschließen sollten, die gigantische Völkerspärbüchse, die Kirche zu liquidieren und deren Schätze auszuschütten. Sollte sich der große Säkularisationszauber nicht eines Tages wieder erneuern lassen?

Der Geist der europäischen Staaten ist längst ein durchaus heidnischer. Mir drängt sich immer lebhafter der Gedanke auf, daß die Staatsverfassungen im letzten Grunde der Ausdruck militärischer Notwendigkeiten sind. Vielleicht gelingt einmal einem gründlichen Kenner der Taktik und Strategie aller Zeiten der Nachweis, daß die jeweils gegebene Formation der Truppen im Felde eine bestimmte staatliche Konstitution nach sich zieht, beziehungsweise von dieser bedingt ist. Der Zusammenhang von Reiterei und Rittertum tritt schon im Wort hervor. In dem Maße, als die Bedeutung der Kavallerie im Felde sinkt, büßt auch die Gentry an politischem Gewicht ein. Der geschlossenen Schlachtlinie der Friederizianischen Zeit scheint mir der aufgeklärte Absolutismus zu entsprechen. Die Vorherrschaft der Artillerie ist durch das Bestehen großer kapitalistischer Etablissements bedingt, und der Kanonenkaiser Napoleon ist der Sohn und Heros der bürgerlichen Revolution. Das weittragende Mannlicher zwingt zur Auflösung der dichten Ziele, und die heute einzig mögliche Schwarmlinie ist auf militärischem Gebiete etwas ähnliches wie das Freilicht in der Malerei und die unendliche Melodie in der Musik, die bekanntlich Nietzsche als ein Echo der Demokratie erraten hat. Alle modernen Menschen dürfen ihre Hoffnungen beruhigt der weltumwälzenden Macht der Schwarmlinie anvertrauen. Ich für meine Person baue auf sie heilig und ziehe aus ihr den unbedingten, fast möchte ich sagen, untrüglichen Schluß, daß wir einem Zeitalter

einer streng heidnischen machtvollen Demokratie entgegengehen, die gleichzeitig wieder dem Individuum eine gewisse Amplitude garantieren wird, was ich aus dem Abstand der Kombattanten in der Schwarmlinie beinahe exakt ableiten könnte. Die moderne Feuerlinie — aufgelöste Plänklerreihe — wird und muß ihr Spiegelbild in der Staatsverfassung finden; denn es ist schlechthin unmöglich, auf Grundlage eines feudalisierenden Regimes das entsprechende Material für die Schwarmlinie zu rekrutieren, geschweige denn im Felde mit ihr zu manipulieren. Der organisierte großstädtische industrielle Arbeiter ist das beste und intelligenteste Infanteriematerial der modernen Feuer-taktik, wie übrigens jeder General bestätigen wird. Alle militärisch veranlagten Köpfe fühlen das instinktiv und sind heute im Herzen demokratisch gesinnt. Diese Empfindung kam unlängst bei der Rede des Landesverteidigungsministers gewissermaßen durch Inspiration zum Vorschein, bei jener sensationell wirkenden Rede, deren Erfolg in der unbewußten Enthüllung dieser Tatsache begründet war.

Sollte zur Entkräftung dieser Theorie von dem innigen Zusammenhang zwischen der Gefechtsformation und der Staatsverfassung etwa auf die Tatsache hingewiesen werden, daß in einem und demselben Zeitalter die verschiedensten Verfassungen nebeneinander bestehen, während die anerkannte und jeweils geübte Taktik nur eine sei, so würde ein genaueres Eingehen in die Geschichte lehren, daß die Kriege eben der Prozeß sind, durch den sich die Ausgleichung der Taktik vollzieht, und im Sieg der Waffe auch stets eine Überlegenheit der Staatsverfassung zum Ausdruck kam und anerkannt wurde. Die nachträgliche Analyse und Diskussion aller kriegerischen Auseinandersetzungen erweist die Notwendigkeit und Gerechtigkeit des Sieges; umgekehrt wirken Niederlagen unfehlbar revolutionär, was nicht mit solcher Unmittelbarkeit und Vehemenz

der Fall sein könnte, wenn es nicht geradezu die Staatsverfassung wäre, die im Gefecht unterlag.

Die europäische Opposition, gebildet aus der Summe aller nach Entbindung ringenden Kräfte, erblickt in der Kirche und der Armee ihren gemeinsamen Feind und bekämpft die auf sie gestützte Staatsmacht, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, daß die erstarkenden und gesundenden Staatswesen von immer lebhafterer Sehnsucht erfüllt werden, ihr innerliches Heidentum zu offenbaren. Das immer deutlichere Einbekenntnis zu einem kühnen Heidentum, die Abwendung des Staates von der Kirche, wie sie eben jetzt von Paris, dem Nabel der Erde, instradiert wird, ist das größte moderne Ereignis. Allmählig fühlen sich die Staatswesen hinreichend entwickelt, um der Anlehnung an die Kirche zu entraten und zu ihrem historischen Antagonismus zurückzukehren. Die europäische Opposition kämpft noch in ihrer alten Zweifrontenstellung und befestigt dadurch künstlich ein Bündnis, das nahe daran ist, aus natürlichen Gründen zu zerfallen.

Armee und Kirche sind aber innerlich verschiedene Kategorien.

Die Kirche ist der immanente Feind des weltlichen Staates und Fortschrittes. Die Armee ist es nur akzidentiell, teilweise und durch ihre Nebenwirkungen. Die Kirche haßt den Staat, weil sie ein selbständiges, mit ihm rivalisierendes Prinzip ist. Die Armee ist weit weniger herrschsüchtig, sie besitzt die Fähigkeit der Subordination und gewinnt ihr Übergewicht wie etwa ein hypertrophisches Glied eines Organismus, zu dem es aber immer noch als ein Bestandteil gehört. Die Kirche ist die Summe aller gebundenen Geister, sie ist selbst nichts anderes als das Prinzip der Gebundenheit, die Autorität um ihrer selbst willen, das mit Macht bekleidete Dogma, gleichgiltig, welchen Inhalts. Sie ist in letzter Linie die Organisation aller Schwachen. Die Armee ist eine Über-

zeugungssache der Gesamtheit; ohne diese — vielleicht irrige — Überzeugung von ihrer Notwendigkeit könnte sie kaum einen Tag bestehen. Ihre gesamten Einrichtungen, so drückend sie sind, werden ausschließlich vom Geiste der Zweckmäßigkeit diktiert, sind, den Zweck einmal zugegeben, durchaus logisch. Die Armee ist prinzipiell an der Volksbildung interessiert, ihre disziplinierende Leistung hat teilweise einen Kulturwert. Sie steht mit der Technik in Kontakt, befeuert und inspiriert die Industrie und bleibt selbst in ihrer parasitischen Entartung eine Quelle der Zucht und Kraftsteigerung. Das militärische Prinzip der Offenheit, eine gewisse mechanische Handhabung in moralischen Dingen, im Gegensatz zum subjektiven gedankenverfolgenden Raffinement der Kirche, die Aufrichtigkeit in sexueller Beziehung — all das läßt die Armee als die Inkarnation des Heidentums erscheinen.

Können wir uns in dieser Gedankenfolge mit dem Bestande der Armee nicht versöhnen, so können wir uns doch mit ihm verständigen. Andererseits nähert sich unsere Heeresverfassung ebenso wie die militärische Wissenschaft immer mehr der Erkenntnis von dem Hochwert der Milizen. Der prätorianische Haudegen wird von der modernen Figur des Zivilstrategen in den Schatten gestellt. Rekrutierung, Aufmarsch, Verpflegung, Eisenbahnen, kurz die Militärverwaltung gewinnt an Bedeutung, die Offiziere nähern sich dem Typus des Technikers. Auf Basis der Demokratisierung und Zivilisierung des Heeres überwinden wir den Militarismus sicherer und tiefer als durch gehässige Angriffe auf die Armee. Die Einführung des Rechtsbegriffes in die Armee ist das nächste große, aber nicht unlösbare Problem, zu dessen Behandlung die einsichtigen Militärs geneigter sein werden, sobald die prinzipielle Negation schwindet. Als Recompense für die Durchdringung der Armee durch das Volk winkt die Durchdringung des Volkes

durch die Armee, die heute noch notwendige Synthese, die bei der gegebenen internationalen Konstellation die Grundlage zur Auflösung des Militarismus bereiten wird.

Die Abschüttelung des entsetzlichen Spesendrucks, der *faux frais*, ist in allen Kulturstaaten eine brennende Lebensfrage geworden. Der moderne Staat erkennt seine Hauptaufgabe in der Entwicklung der Machtstellung nach außen, der handelspolitischen Expansion, einer umfassenden Sozialpolitik im Innern, der Herstellung des Gleichgewichtes und äußersten Entbindung der produktiven Kräfte und der Sicherung des Konsums. Der heidnisch-militärisch-industriell-sozialpolitische Macht- und Handelsstaat krystallisiert sich mit äußerster Rapidität vor unseren Augen. Er findet kein gefährlicheres Hindernis, aber auch kein gewaltigeres Reservoir auf seinem Wege als die katholische Kirche.

Wir in Österreich erkennen in ihr noch speziell das zersetzende Element *par excellence*, das alle Aggregationen durchbricht. Sie ist die schwere Störung unserer äußeren Politik, sie entzweit uns mit Italien, Deutschland, aber auch mit Ungarn und unserer mohamedanischen Bevölkerung. Alle am Staatsbestande interessierten Elemente und Kräfte: die Dynastie, die Industrie, die Arbeiterschaft und die Armee einander zu nähern, ist vielleicht heute die modernste Politik.

Ein herzhafter sozialpolitischer Cäsarismus, ein Kompromiß mit der Armee zugunsten einer frischfröhlichen heidnischen Staats- und Machtpolitik als Grundlage der großen Rangierung in tiefer Zerrüttung, namenloser Verbitterung und Ermüdung — hätte heute im Reiche Josefs des Zweiten ungleich freundlichere Aspekte, als zur Zeit jenes verfrühten, nie wiederholten Versuches, der noch nicht den Hintergrund eines kraftvollen Proletariats besaß.

Auf Grund dieses Programms wären dem Kaiser die Kanonen zu bewilligen, vorausgesetzt, daß sie aus Kirchenglocken gegossen sind.

Robert Scheu.

Status cridae.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

In Ihren höchst interessanten Artikeln über die Beamtenfrage haben Sie bisher zwei Theoretiker zu Worte kommen lassen. Erlauben Sie heute einem Praktiker, der das Beamtenelend sattsam am eigenen Leibe spürt, einige Zeilen an dieses Thema zu wenden.

Die zahlreichen Staatsbeamtenversammlungen, in welchen die Herren Volksvertreter von rechts und von links den Mund gewaltig vollgenommen und teils verschämt, teils unverschämt Stimmenfang getrieben haben, sind nun vorüber und die Regierung hat, zwar nicht um die Beamten, aber wenigstens um die Abgeordneten zu beruhigen, einen Gesetzentwurf eingebracht, der die Beamtenfreundlichkeit dieses Beamtenkabinetts ad oculos demonstriert und in den betroffenen Kreisen neuerlich Empörung hervorgerufen hat. Wäre es den Herren »Reichsräten« mit ihrem Interesse für unseren Stand wirklich ernst, so hätte mindestens einer von den fünfzig Parlamentariern, die in der Protestversammlung im neuen Rathaus erschienen waren, gegen diese Fopperei energisch Stellung nehmen müssen. Gelegenheit war den Herren reichlich geboten, denn dieses Gesetz — über die partielle Einrechnung der Aktivitätszulagen in die Pension — hat bereits den Budgetausschuß passiert. Es ist der nackte Hohn auf alle bisherigen Bestrebungen und Kundgebungen der Beamtenschaft.

Anstatt uns eine Dienstespragmatik zu geben, anstatt die Verkürzung der Dienstzeit auf 35 Jahre

zuzugestehen — Maßnahmen, deren erste dem Staat garnichts, deren zweite keine auch nur halbwegs nennenswerte Summe kosten würde —, will man ein Gesetz schaffen, das unseren gegenwärtigen kärglichen standard of life noch mehr herabdrückt, indem es die Staatsbeamten zwingt, die Auslagen für eine künftige Pensionsaufbesserung ganz aus eigener Tasche zu bestreiten. Was würde man etwa zu einem Fabrikanten sagen, der seinen Arbeitern auf ihre begründete Bitte um Lohnaufbesserung das Folgende antwortet: »Lohnaufbesserung kann ich euch keine gewähren, aber ich werde euch von euren Bezügen wöchentlich soundsoviel abziehen, damit ihr bei Unglücksfällen mehr herausbekommt.«? Welche Antwort erhielte der Fabrikant von seinen Arbeitern? Was würde die große Öffentlichkeit zu solcher Sozialpolitik sagen? Der Staatsbeamte aber, der natürlich zu allen Drangsalierungen kuschen muß, wird auch diese Pille schlucken, weil im Parlament sich niemand findet, die ganze Hinterhältigkeit dieses Gesetzentwurfes zu entlarven. In allen Staatsbeamtenversammlungen der letzten Zeit wurde darüber geklagt, daß die Gehaltsregulierung vom Jahre 1898 ganz unzulänglich war, daß deren Wirkungen längst durch die allgemeinen Teuerungsverhältnisse überholt worden sind, daß die erdrückende Mehrzahl aller Staatsbeamten auch weiterhin darben muß — die Regierung aber legt dem Abgeordnetenhouse einen Gesetzentwurf vor, der uns eine weitere empfindliche Schmälerung unserer Bezüge verspricht. Und das soll die halbverhungerten Beamten kirre machen, die furchtbare Erbitterung in unseren Kreisen bannen? Wäre die Beamtenfreundlichkeit der Herren Volksvertreter eine echte, sie hätten sie nicht besser dokumentieren können, als durch einstimmige Ablehnung des Gesetzentwurfes im Budgetausschusse. Das gerade Gegenteil ist, wie stets in diesem Lande der unbegrenzten Unmöglichkeiten, auch diesmal ge-

schehen. Der Budgetausschuß hat den Entwurf einstimmig akzeptiert... In diesem Ausschusse aber sitzen zahlreiche Abgeordnete, die gerade in Beamtenversammlungen das große Wort zu führen pflegen. Hoffentlich geben die bevorstehenden Wahlen auch der Beamtenschaft die gewünschte Gelegenheit, mit ihren falschen Freunden entsprechend abzurechnen.

Ein Staatsbeamter.



Erotik der Kleidung.

Die Philister oder Moralisten (oder wie man die Leute des engsten geistigen Horizontes sonst nennen will) haben eine eigene Art, die Umwelt des Menschen, die sich in vieltausendjähriger Berührung mit ihm allmählich vergeistigt hat, wieder geistlos zu machen. Sie entdecken nämlich von jedem Ding, von jeder Fähigkeit, von jedem Trieb die »Bestimmung«. Alles in der Welt hat bei ihnen einen Zweck, alles ist »zu etwas da«, und zwar hat der Ordnung halber jedes Ding nur einen Zweck und ist nur »dazu da«. Sie spannen Dinge, Fähigkeiten und Triebe in das Joch irgendeiner »Nützlichkeit« und verstümmeln sie solange, bis sie endlich »zweckmäßig« sind. Der Geist selbst zum Beispiel ist in diesem System eines harmonischen Idiotismus »dazu da«, unser ganzes Leben in das Zweckmäßigkeitsprinzip einzurenken; die Kunst, die leider einmal da ist und daher auch einen Zweck haben muß, ist »dazu da«, uns zu »erheben« (das Gesindel steckt immer im Morast und will immer »erhoben« sein); der Geschlechtstrieb ist »dazu da«, eine Nachkommenschaft zu sichern, also die Idioten nicht alle werden zu lassen; der Wein ist »dazu da«, »uns in fröhlicher Gesellschaft, mäßig genossen, die Grillen zu verscheuchen«; die Kleidung ist »dazu da«, uns gegen Kälte und Schmutz zu schützen; das Leben überhaupt ist »dazu da«, daß »du« immer

Treu' und Redlichkeit übest und die Mogelei in den Mantel der Ehrbarkeit hüllest — und die Philister sind »dazu da«, dies alles festzustellen . . . Signor Bartolo, den Spucknapf!

Weil aber die Welt nicht von den Philistern erbaut wurde, ist sie glücklicherweise ganz unzweckmäßig eingerichtet. Sie ist so unzweckmäßig eingerichtet, daß die wertvollen und köstlichen Dinge darin erst dann ihren Wert und ihre Köstlichkeit erhalten, wenn sie ihre »Bestimmung« und Utilität vergessen und, gegen diese Bestimmung und Utilität, nach ureigenen Gesetzen sich entfalten. Erst wenn der Intellekt sich über seine »Bestimmung«, seinem Besitzer das Fortkommen im Leben zu erleichtern, erhebt, wird er zum Geiste, der an seinem eigenen, zwecklosen Spiel, an seinem gefährvollen Fluge und an seinen Rätseln sich ergötzt, der ganz unnütze, ja sogar höchst nihilistische philosophische Systeme ersinnt und die Natur ganz überflüssigerweise in Kunstwerken vergeistigt. Erst wenn der Geschlechtstrieb den Frondienst der Fortpflanzung abschüttelt und, am Geiste sich emporrankend, selbstherrlich wird, wenn er, jeder fürsorglichen Einfriedung spottend, übermächtig, vernichtend anstatt zeugend, auf allen verbotenen Pfaden wandelt, dann erst — jenseits aller Utilitäten und Bestimmungen — sublimiert er sich zu der sich selbst genießenden Erotik. Und wenn die Kleidung und Wohnung des Menschen nicht mehr bloße Schutzmittel gegen Witterung und Schmutz sind, sondern Ausdrücke des Stolzes und der Macht, Abzeichen der sozialen Distanz, Betätigungen der Prachtliebe und des Kunsttriebes, dann erst sind sie ein Wertvolles, eine Emanation des Geistes, Symbole und Kunstwerke.

Vor allem die Kleidung. Ihre höchste Vergeistigung erlangt sie als Lockmittel erotischer Wünsche. In der Glut der Erotik wird sie zum glühendsten und spirituellsten aller Dinge: zum Fetisch. In vieltausend Jahren hat die Kleidung soviel des Geistes vom Menschen in sich aufgenommen, daß wir alle Probleme menschlicher Kultur begreifen würden, wenn wir den Geist der Kleidung völlig und unmittelbar verstünden. In jeder Erfindung steckt nämlich unendlich mehr Geist als in ihrem Erfinder. Aber für das, was wir immer vor uns sehen, sind unsere Augen stumpf, und so intensiv auch unser unbewußtes Leben von diesem Geiste beeinflußt wird, so ist es uns doch unmöglich, uns hierüber klar

bewußt zu werden. Während die Kleidung dem oberflächlichen Denken als eine Verkleidung, als ein Mittel der Täuschung, als Maske erscheint, welche die wahre Gestalt und das Wesen des Menschen verbirgt, spricht sie in Wirklichkeit das unbewußte Wesen eines Menschen am deutlichsten aus. Sie erzählt uns direkt und ohne Umschweife vom Innersten des Menschen, aus dem alle Wünsche, Gedanken und Erlebnisse entspringen. Aber diese Sprache hat noch keine Grammatik. Die Äußerlichkeiten der Kleidung, die vielfach vom Zufall abhängen, bedeuten wenig, sie lenken nur das Auge vom eigentlich Charakteristischen ab. Und nicht die allgemeine Form der Kleidung (die Façon) ist für den Träger absolut charakteristisch — die Form der Kleidung, die Mode, erzählt uns etwas anderes: die Geschichte der menschlichen Kultur —, sondern das Leben dieser Form an seinem Körper. Wie die Form, der Geist der Allgemeinheit sich mit dem Individuum verbindet, wie diese Form zu ihm paßt und was der Geist des Individuums aus ihr macht, wie er sie von innen umgestaltet, wie er sie belebt — darin spricht sich das Wesen eines Menschen unfehlbar aus. Die Form des Kleides, die von der Psyche einer Gesamtheit bestimmt wird, ist zugleich auch der subtilste und korrekteste Meßapparat für das Besondere und Eigene eines Menschen, für das Individuum in ihm. Das verschiedene Leben der gleichen Form an verschiedenen Trägern tritt bei der Uniform am reinsten in die Erscheinung. Für einen guten Beobachter ist das individuelle Leben der Kleidung bei Uniformierten am frappantesten und bezeichnendsten. Eine interessante erotische Verwendung findet die Uniform beim Ballet. Hier wirkt die Gleichheit der Kleidungsform, unterstrichen durch die Gleichheit der Bewegung, bereits als konkreter, sinnfälliger Organismus, dessen individualisierende Analyse dem Betrachter den erotischen Reiz einer intimen Enthüllung bietet. Die Mode oder Uniform ist der Ausdruck einer Entwicklungsstufe der Gesamtheit, in der alle vorausgegangenen Entwicklungsstufen einverleibt sind; die Kleidung des Individuums ist der Reflex der Gesamtheit am Persönlichen. Für den Psychologen ist die Verfolgung gerade dieses Reflexes wertvoll, weil er von allen gleichartigen der direkteste und am meisten unbewußte ist. Ich beschränke mich jedoch auf eine kurze, andeutungsweise Schilderung der allmählichen Verbindung von Kleid und Erotik.

Die Erotik hat durch die Erfindung der Kleidung erst ihren wesentlichen Inhalt bekommen. Die Ausgestaltung der Erotik ist mit der Ausgestaltung der Kleidung Hand in Hand gegangen und in unserem unbewußten Empfinden sind Erotik und Kleidung überhaupt nicht mehr zu trennen. Wir wissen kaum, wie sehr unsere ganze Erotik eine Erotik der Kleidung ist. Selbst unsere Vorstellung der Nacktheit ist noch unlöslich mit der Vorstellung der Kleidung verbunden. Wir empfinden das Bekleidetsein als den natürlichen Zustand und das Nackte ist für uns in erster Linie das Entkleidete und erscheint uns als Blöße, als Nudität.

Dies trifft nicht etwa nur auf Frömmler und »Nuditäten-schnüffler«, sondern, einige Maler oder Bildhauer, die ihr Auge mühsam umerzogen haben, vielleicht ausgenommen, auf die Gesamtheit zu. Unser Auge ist durchaus der Optik der Kleidung angepaßt und die Erotik der Nacktheit ist für uns zum allergrößten Teile eine Erotik der Entblößung. Was der Mann im allgemeinen an weiblicher Nacktheit sieht, ist zumeist eine stückweise Nacktheit, eine Entblößung. Das Erregende einer Entblößung besteht darin, daß ein Körperteil durch die bekleidete Umgebung isoliert zur Schau gestellt wird. Während die Harmonie des völlig nackten Körpers das Auge zur synthetischen Erfassung eines Organismus zwingt, lenkt der entblößte Körperteil den Blick hypnotisch auf sich und wird zum Träger einer erotischen Idee, zum Fetisch. Auch die Betonung einzelner Körperteile durch die Kleidung, durch Farbe, Pressung, Schoppung, Ornamentik oder Faltenwurf, ist nur eine ideelle, erotisch doppelt wirksame Entblößung. Fast immer ist der Fetischismus der Körperteile mit einem Fetischismus der Kleidungsstücke verbunden, denn er ist, wie das körperliche Schamgefühl, nur ein Produkt der Kleidung. Wie das Schamgefühl eine Entblößung stärker empfindet als völlige Nacktheit, so wird auch das direkte erotische Empfinden durch die Blöße ungleich heftiger erregt als durch die Nacktheit.

Die ungeheure Mehrzahl der Männer kennt überhaupt den Frauenkörper nicht (»kennen« im Sinne von Kennerschaft), sie kennt, liebt und heiratet nur Kleider und Blößen. Noch abhängiger von der Kleidung ist die Vorstellung der Frau vom Manne. Die Verschiedenheit der Kleidung für die Geschlechter, welche hauptsächlich durch die Verschiedenheit der Lebensführung be-

dingt ist und kaum eine erotische Ursache hat, bedeutet gleichwohl für die Erotik eine wichtige Etappe ihrer Entwicklung und erschloß eine unabsehbare Fülle erotischer Möglichkeiten. Die Kleidung des andern Geschlechtes ist ein sexuelles Symbol. Das weibliche Kleidungsstück wird für den Mann ein erotischer Fetisch und die Vertauschung der Trachten (eine Lieblingspassion des erotischen Spieltriebes) lockt die überall schlummernden homosexuellen Triebe. Die Frau in Männerkleidung ist eine der verbreitetsten Lockungen unbewußter Bisexualität. Wir sehen sie auf Schaubühnen, bei Maskeraden und beim Sport, beim Photographen und in den erotischen Witzblättern. Auch die zeitweilige Anähnlichung der weiblichen Kleidung an die männliche, der männliche Hut auf einem Frauenhaar, der Stehkragen um den Frauenhals und der männliche Paletot als Frauenkleidung entspringen — wie die erotische Wirkung auf den Mann, der es als »chik« oder »pikant« empfindet, beweist — der unbewußten Bisexualität. Eine besondere Erwähnung verdient hier noch der aus praktischen Gründen erfundene, aber in seiner allmählichen Ausgestaltung deutlich seine besondere Eignung zum erotischen Fetisch zeigende weibliche Pantalon.

Eine zweite wichtige Etappe in der Entwicklung der Erotik der Kleidung ist deren Zerlegung, die Erfindung der Unterkleidung (welche dem Bedürfnis öfterer Auswechslung und Reinigung, dem Bedürfnis der Waschbarkeit ihre Entstehung dankt) und in deren Folge die Erfindung der Taille. Die Zerlegung der Kleidung schuf für die Erotik vor allem den Reiz der umständlichen allmählichen Entkleidung, die auch in der Orgie und im erotischen Schauspiel aller Kulturen als beliebtes Requisit auftritt. Ebenso wurde der Akt der Ankleidung (»die Toilette«) zur erotischen Szene und findet in zahlreichen Werken der bildenden Künste sein Echo. Die weibliche »Wäsche« ist das Objekt des allgemeinsten männlichen Fetischismus und daher der besonderen Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Frau. Eine »Brautausstattung« besteht im Wichtigsten und Teuersten aus luxuriösen Fetischen. Die Zerlegung der Kleidung, welche eine knappere und geschlossenere Umhüllung des Körpers ermöglicht, verleiht ferner der wirklichen Entblößung einen Reiz der Seltenheit und erhöhten Illusion und ermöglicht erst alle Arten der andeutenden, ideellen Entblößung.

Wenn eine Frau, die ihre Toilette mit naivem Stolz zur Schau trägt, eine Ahnung von der erotischen Symbolik hätte, welche in der jahrhundertlangen Entwicklung einer Tracht in diese eingesponnen wurde, — ihr konventionelles Schamgefühl, das in jahrhundertlanger, der Entwicklung des Lebens konträr zuwiderlaufender Moralideologie zur intelligiblen Gemüteseigenschaft geworden ist, würde sie unbedingt verhindern, diese Toilette zu tragen. Aber jene Symbolik erwies sich als stärker, sie wurde gerade durch ihre Sinnfälligkeit dem Auge gewohnt und den Begriffen verschleiert, sie wurde zur Sitte und schlug der »Sittlichkeit« ein Schnippchen. Die heilige Moral predigt das Gewand, und die unheiligste Lüsterheit guckt erst recht aus ihm hervor. »Mehr Verhüllung!« schreit der Moralanwalt. »Und ich mache aus jeder Hülle eine doppelt verführerische Blöße«, kichert der Geist der Erotik. Si naturam expelles furca, tamen usque recurret . . .

Die Taille, die eigentlich schon durch Hüftkette oder Gürtel gegeben ist, aber durch die fortschreitende Zerlegung der weiblichen Kleidung gewissermaßen prinzipiell wird — das Empirekleid durchbricht dieses Prinzip eine zeitlang —, teilt den Frauenleib in Ober- und Unterleib. Die bekleidete Frau wird zum Insekt, zur Wespe, mit scharf abgegrenzter Gemüts- und Geschlechtssphäre, mit einer himmlischen und einer irdischen Partie. Schon die Isolation der »Erde« ist eine geistige Entblößung. Der Hinterleib der Wespe hypnotisiert das Auge des Männchens. Und tatsächlich hat der Gesäßfetischismus (eine der stärksten und allgemeinsten Manien der letzten hundert Jahre) die wunderlichsten Blüten weiblicher Mode gezeitigt: die Krinoline, den cul de Paris und das Bauchmieder.

Die Erfindung des Trikots ist für die Erotik in erster Linie durch die Einführung der langen Trikotstrümpfe bedeutsam geworden. Das Trikot wirkt erotisch, weil es die Plastik des Körpers durch die einheitliche Farbe hervorhebt; es vereinfacht und isoliert die Körperform für das Auge und gewinnt an Wirkung, je mehr seine Farbe von der Umgebung absticht und mit der sichtbaren oder unsichtbaren Fleischfarbe kontrastiert. Fleischfarbene Trikots sind eine plumpe, für einen feineren erotischen Sinn unwirksame oder störende Vortäuschung der Nacktheit. Ein Bein wirkt im Strumpfe auf die meisten Männer erotischer als ein nacktes, und lange Strümpfe wirken wieder erotischer

als kurze. Rops bekleidet seine nackten Frauen gerne mit Strümpfen. (In anderen Bildern genügt ihm ein Hut, ein einziges Band oder eine schmale Gesichtslarve, um aus der Nacktheit eine Blöße zu machen.)

Der durchsichtige Stoff — der (z. B. als Schleier) auch praktischen und moralisch-religiösen Zwecken dient — und die Spitze (ursprünglich ein bloßes Luxusprodukt) haben ihre feinste Ausgestaltung und sinnreichste Anwendung erst durch den erfindenden Geist der Erotik erhalten. Sie verwischen oder verwirren die Konturen des Körpers, um die erotische Phantasie zu ihrer kühneren Nachbildung anzuregen, sie lassen die Nacktheit aus einem zarten Nebel hervorschimmern, um sie dem Verlangen begehrllicher zu machen. Beardsley hüllte die Sünde, die er zeichnete, in durchschimmernde Gewänder von kindlich-frommem Schnitt, mit langen Spitzenmanschetten an den Ärmeln und zog ihr weite, lange Spitzenhosen an. Denn er wußte, daß die Kleidung nackter ist als die Nacktheit, und daß wir hinter einem Schleier mehr sehen als im Unverhüllten . . .

Wenn wir den Geist der Kleidung ganz verstünden, würden wir alle Probleme des Menschen begreifen. Aber wir vermögen ihn erst zu fühlen, und der Philister gibt sich mit dem Schlagwort »Modetorheit« zufrieden.

Lucianus.

Ein Original-Telegramm.

Das 'Neue Wiener Journal' hat es kürzlich mit einem wirklichen Originaltelegramm versucht und dabei Schiffbruch gelitten. Sein Berliner Korrespondent depeschierte (siehe die Nummer vom 1. März) ausführlich unter dem Titel »Josef Lewinsky bei Ludwig Barnay«. Josef Lewinsky schildere »in einem Feuilleton« — welches Blattes, wird natürlich nicht gesagt — seinen Besuch bei Barnay. Wie das? Der alte Lewinsky, in der deutschen Bühnenwelt eine berühmtere und rühmlichere Erscheinung als die Berliner Mätzchengröße, hat sich auf die Nachricht hin, daß sein Kollege Direktor des Hofschauspielhauses geworden sei, eigens nach Berlin begeben, um für ein dortiges Blatt ein Interview zu liefern? Es muß wohl so sein. Sonst würde ein Sparmeister wie Herr Lippowitz nicht eine Unsumme an ein Originaltelegramm wenden. Und die Tatsache ist sensationell genug, um rascher als durch die Schere, die erst am

andern Tag arbeiten könnte, den Lesern vermittelt zu werden. Lewinsky, heißt es also, habe »auf sein Ansuchen, ihm eine Begegnung zu gewähren, von Barnay die Mitteilung bekommen, die einzige Zeit, ihn außeramtlich zu sprechen, wäre bei Tische; wenn Lewinsky sein Gast sein wolle, so sei er willkommen«. Folgt die Schilderung, die Lewinsky von »seinem Empfang« gibt. Barnay sagte zu ihm: »Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie warten ließ; ich bin jetzt so sehr in Anspruch genommen«. Barnay ist sehr gnädig und erzählt dem aufhorchenden Lewinsky, wie seine Berufung zustande kam. Das alles interessiert den alten Burgschauspieler mächtig. Und er zuckt nicht mit der Wimper, als ihm Herr Barnay mitteilt, der Kaiser habe sich zu Herr v. Hülsen geäußert, er habe ihn, Barnay, als Richard den Dritten gesehen und als den »vollendetsten Bösewicht« empfunden. Hier erlaubt sich Lewinsky kein fachmännisches Urteil. Dagegen spricht er sehr eingehend von den Gemälden im Hause Barnay. Ein kurioser Mensch, dieser alte Lewinsky, der hinter allen neuen Ereignissen her ist und sich sogar nach Berlin aufmacht, um bei einem Kollegen Audienz zu nehmen. Ist das nicht wirklich sensationell? Lohnt's nicht eine Originaldepesche des ‚Neuen Wiener Journals‘? Nun wird vielleicht manch ein Leser glauben, das Lippowitzblatt habe sich einen Ulk erlaubt. Es war noch in der Gebelaune seiner Faschingsnummer, von der es selbst erzählt, sie habe »in ganz Europa Aufsehen gemacht«. Von Drontheim bis Lissabon hat man von nichts anderem gesprochen. Mindestens aber hat Wien anerkannt, daß diese Spottgeburt von Dreck und Wasser nicht durch die Schere vom Nabel einer fremden Mutter gelöst, sondern wirklich dem Schoße der Redaktion entsprossen war. Gewiß, die Bespeigung des Privatlebens der Frau Eysoldt war im Geiste jenes Altmeisters Buchbinder gehalten, den das ‚Neue Wiener Journal‘ heute mit Unrecht verleugnet. Herr Lewinsky darf, wenn's einen journalistischen Ulk gilt, auf größere Schonung nicht rechnen, als sie einer Dame zuteil wird. Ihn bei Herrn Barnay antichambrieren zu lassen, mag darum ein loser Einfall der lippowitzigen Faschingslaune sein. So denkt der Leser. Aber er irrt. Josef Lewinsky hat tatsächlich den Herrn Barnay interviewt. Freilich nicht der Wiener Hofschauspieler Josef Lewinsky, sondern ein uninteressanter Kunstreporter, der fatalerweise den gleichen Namen führt und geschäftstüchtig genug ist, sich kein Pseudonym zu

wählen. Dieser Herr Josef Lewinsky grassiert in den reichsdeutschen Theaterrubriken etwa so wie die Frau Ilka Horowitz-Barnay, die rastlos Besuchende, in den österreichischen. Hätte Herr Lippowitz den wahren Sachverhalt geahnt, er hätte nicht fünf Heller für die Original-Nachricht ausgegeben und ruhig mit der Schere gewartet, bis das Blatt mit dem Interview in Wien eingetroffen war. Nun ist das Malheur geschehen, und es gibt bloß einen gerechten Ausgleich: Daß die Berliner Zeitung ein Original-Telegramm aus Wien bringt, das einen Gegenbesuch »Barnay bei Lewinsky« schildert. Es war aber nur die Ilka.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Wiener in Monte Carlo. Oh, dieser unvermittelte Wechsel ästhetischen Mißvergnügens wird unsern Geschmack in heilloses Stechtum bringen! Sieht man den Rabbi Bloch, so findet man Herrn Vergani sympathisch, und sieht man Herrn Vergani, so sehnt man sich nach dem Rabbi Bloch. Man kommt in dieser Stadt zu keinem harmonischen Unbehagen. Man wird seines Antisemitismus nicht froh, weil er eine gewisse Judenfreundlichkeit auslöst, und man geht nicht im Liberalismus auf, weil man mit einem Blick auf die Gefolgschaft einer gewissen Verpflichtung zum Judenhaß inne wird. Schrecklich stelle ich mir das Chaos im Gemüth eines Menschen vor, der — wenn die beiden Repräsentationsfeste in derselben Nacht stattfänden — vom Konkordiaball zum Ball der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft führe. Dort wünscht man, daß der Abgeordnete Schneider den Kotillon arrangiere, hier erfaßt einen stürmische Sehnsucht nach O-Beinen. Aber heute will ich mich aller störenden Antipathie gegen die jüdische Journalistik entäußern und, ganz dem Genusse des ‚Deutschen Volksblatts‘ hingegeben, bekennen, daß es wohl das Viehischeste und Ordinärste ist, was zur Zeit in Europa geboten wird. Man hat sich gewöhnt, die Antrottelung Heines durch Analphabeten als eine Wiener Erscheinung hinzunehmen, die so legitim ist wie das Sperrsechserl. Aber das Ausland soll auch erfahren, wie das ‚Deutsche Volksblatt‘ über Musset denkt. Es schrieb: »Vorgestern kam im Intimen Theater einer der schamlosesten modernen französischen Dichter, Alfred de Musset, zum Worte. Dieser Dichter, der ein Jahr nach dem Tode des ihm an Erbärmlichkeit der Gesinnung ebenbürtigen Heinrich Heine gestorben ist, zeichnete sich in seinen Schriften insbesondere durch seinen niedrigen Zynismus, der alles Ideale in den Kot zerrte, und durch seine wunderliche Blasiert-

heit aus. Sein eigener zügelloser Lebenswandel und seine Liederlichkeit (so sagen seine Biographen) geben hiefür eine gewisse Begründung. Das Intime Theater gab Mussets dreifaktiges Lustspiel ‚Le chandelier‘, zu deutsch ‚Der Elefant‘, in dem der Autor die Liebe eines Knaben zur Frau seines Chefs schildert. Das raffinierte Weib benützt diese, nach den Worten und der Ansicht des Dichters — ‚reine‘ Liebe des Jünglings, um den Verdacht von ihrem wahren Liebhaber abzulenken. Das grausame, mit aller Sinnlichkeit geschilderte Liebesspiel hat sein Ende darin, daß sich Jüngling und Frau in ‚wahrer‘ Liebe endlich finden . . . < Und die Wiener >Intellektuellen<, die sich im Fall Heine wirklich mehr für eine nationale als für eine Angelegenheit der Kunst erhitzen, rühren sich nicht, wenn ein Rhinoceros im schönsten Blumenbeet herumstampft. Musset — >einer der schamlosesten modernen französischen Dichter<: kein Glossator der jüdischen Presse hat die sensationelle Denkmalentheiligung erwähnt . . . Aber ich verfallte wieder in meine alte Antipathie gegen den Liberalismus. Rasch ein Feuilleton des Herrn Vergani über >Wien in Monte Carlo< gelesen, und heimliches Sehnen nach allen Löwys wird meine Sinne umfassen. Herr Vergani war wirklich in Monte Carlo. Man müßte eigentlich seinen Tischnachbar an der Table d’hôte auffordern, über diese Tatsache ein Feuilleton zu schreiben. Über >Wien in Monte Carlo< sollte man Monte Carlo, nicht Wien vernehmen. Wien behauptet, daß >eine balsamisch reine Luft die Brust des Athmenden weitet<. Ob auch Monte Carlo dieser Ansicht wäre? . . . So sachlich wüßte es jedenfalls nicht zu berichten. Man höre Herrn Vergani. Schon in der ersten Spalte erzählt er uns das Wichtigste: daß er >meist im Monat Februar oder März mit Frau und Schwägerin in Monte Carlo weile<. Dann, daß der Baumeister Stagl auch da ist. Und der Kaufmann Koch aus Graz auch. Und noch viele andere Persönlichkeiten von internationalem Ruf. >Wir wohnen im ‚Hotel Savoy‘, in dem ein Österreicher aus Prerau, Herr Leopold Neumann, Direktor ist. Neumann war längere Zeit Geschäftsführer in dem ersten und teuersten Fremdenbeherbergungsetablisement von Monte Carlo, im splendid ausgestatteten ‚Hotel de Paris‘, wo er sich jährlich 40.000 bis 45.000 Franken verdiente. Er heiratete die einzige Tochter des Besitzers des ‚Hotels Savoy‘ und ist heute ein gemachter Mann<. Der letzte Satz klingt nicht ganz rassenrein; immerhin ist es erfreulich, daß Herr Neumann im ‚Deutschen Volksblatt‘ besser abgeschnitten hat als Musset. Aus dem sachlichen Ton geht Herr Vergani plötzlich in den leicht satirischen über. >Natürlich gibt es hier<, schreibt er, >auch eine

Unmasse von Wiener, Pester und Prager Juden, die sich mit ihren aufgedonnerten Kalles, wie überall, möglichst breit machen. Den Ritter von Leon sah ich auf der Straße und ein gewisser Sonnenschein wohnt neben mir. Er gerät stets in gelinde Raserei, wenn ich meiner Frau und meiner Schwägerin aus dem Volksblatte laut vorlese, und trommelt erbot an die Tür«. Da kann ich Herrn Sonnenschein nicht Unrecht geben. Laute Lektüre stört die Ruhe des Zimmernachbarn, dem man es auch nicht verübeln kann, wenn er glaubt, daß durch die Vorlesung eines Volksblatt-Feuilletons mit Wendungen vom »gemachten Mann« etc. sein eigener Jargon verspottet werde. Sollte eine Beschwerde des Herrn Sonnenschein bei Herrn Neumann Erfolg haben, so wird sich Herr Vergani gewiß als ein Opfer der jüdischen Solidarität bezeichnen und hinter dem Namen des Hoteliers im antiseemischen Bäderer das Sternchen durch ein Rufzeichen ersetzen. Vorläufig nimmt er seinen sachlichen Ton wieder auf und berichtet einige höchst interessante Tatsachen. Zum Beispiel: »Im Kasino stellte sich meiner Frau ein Mitglied der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft vor, die Witwe Drapala, die mit ihrer Tante, einer gemütlichen Ungarin, bereits seit November hier weilt«. Oder: »Im Kasinosale traf ich Herrn Paul Schubert, der mir erzählte, daß er ein untrügliches Mittel habe, um stets zu gewinnen. Ich wünschte ihm viel Glück«. Oder: »Dr. Lueger läßt sich nicht verleiten, an den Tischen der goldprunkenden Säle zu spielen, dafür macht er abends gern mit dem kaiserlichen Rate Weidinger, dessen Frau und Porzer eine gemütliche Tarockpartie. Weidinger und Porzer streichen aber vormittags bei den Spieltischen herum«. Hoffentlich wird der Satz nicht mißverstanden werden: »Frau Swoboda klagt, daß sie jeden Augenblick mit ihren paar Louis fertig ist, während Frau Weidinger nur auf einzelne Nummern setzt«. . . Herr Vergani selbst hat »über 800 Franken gewonnen«. Man kann's brauchen. Das Leben dort unten ist nicht billig. Was speist Herr Vergani in Monte Carlo? »Eine gute Rindsuppe, einen Tafelspitz mit Krenn, Gulasch, Wiener Schnitzel und Rostbraten mit Erdäpfelpüree. . . Jeder, einzelne Wunsch wird schleunigst erfüllt, ja, sogar Nudeln und Nockerln erhielten wir«. Das ist gescheidt! Und hoffentlich gibt's außer den lasterhaften Pariser Kokotten auch riegelsame Wienerinnen in Monte Carlo, damit die Wiener »etwas für's Gemüt« haben! »Wir werden zwar (auf dem morgigen Ball) »Gelegenheit haben, die exorbitantesten Toiletten der hiesigen Demimonde in Augenschein nehmen zu können«. Aber das ist doch nicht das Richtige. Man

braucht etwas »zum Anhalten« . . . Herr Vergani nennt Monte Carlo die »Perle der Riviera« und einen »Hesperidenapfel«. Aber »trotz aller Herrlichkeiten des Südens ist doch für uns hier der Augenblick der schönste, wenn wir unsere Zeitung und Briefe von unseren Lieben in der Heimat erhalten«. Ja, was wäre die Perle der Riviera ohne die Fassung des »Deutschen Volksblatts'? Was ist der Hesperidenapfel, wenn Herr Vergani nicht hineinbeißt? Er ließ sich ihn wohl schmecken, rülpste und gab ein Feuilleton von sich . . . Ich werde bei Herrn Neumann vorstellig werden. Vielleicht gibt er mir doch Herrn Sonnenschein zum Nachbarn an der Table d'hôte.

Pädagog. Endlich! Die Vereine »Mittelschule« und »Realschule« hielten eine gemeinsame Versammlung ab. Zunächst gelangte der folgende Antrag zur Beratung: »Die für die Beurteilung der Schülerleistungen vorgeschriebene Notenskala bietet weder in ihrem Aufbau noch in ihren einzelnen Prädikaten berechtigten Anlaß zu Änderungsvorschlägen. Zur Beurteilung einzelner Schülerleistungen während des Semesters wird auch die Verwendung der Note »kaum genügend« gestattet.« Dieser Antrag gab Anlaß zu einer sehr lebhaften Debatte. Sodann wurde in die Beratung der Notenskala für »Sitten« eingegangen. Hierzu lag die folgende These vor: »In der für das sittliche Betragen derzeit üblichen Notenskala wird »lobenswert« durch das ursprüngliche »musterhaft« ersetzt; die übrigen Noten bleiben unverändert. An Stelle des zu weiten Begriffes »sittliches Betragen« tritt die richtigere, für die Eltern klarere Bezeichnung »Disziplinares Verhalten.« Die Anträge wurden zum Beschluß erhoben. In völlig neue Bahnen aber wird die Jugenderziehung durch den Antrag gelenkt, »die Notenskala für die Rubrik »Äußere Form der schriftlichen Arbeiten« festzusetzen«. Die Vorstände beider Vereine wurden beauftragt, seinerzeit diesbezügliche Anträge vorzulegen . . . Endlich!

Bildhauer. Zu viel Feodorowna Ries! Es geht ein Föhn der Reklame durch den Wiener Blätterwald. Ein Wiener Künstler stellt in einem Schreiben an mich Betrachtungen über den Wandel der Zeiten an. »Wir werden doch Großstadt. Seinerzeit konnte Schindler von einem Kunstkritiker der »Neuen Freien Presse« sagen, er nehme so kleine Beiträge, daß er sich beinahe der Unbestechlichkeit näherte. Da war ein lobender Zeitungsausschnitt noch erschwinglich. Nach Fräulein Feodorowna ist's teurer geworden. Sie macht eine »Dezennal-Ausstellung« und das Geld, das unsere Grafen, Barone und bürgerlichen Snobs bei der Kassa erlegen, bekommt die Wiener Presse ganz und gar — unter dem Titel:

Wohltätiger Zweck — Konkordia. Herr Edgar von Spiegel forderte eigenhändig die Kollegen vom Metier, welche Lob fabrizieren, zum Besuche der Ausstellung auf. Das hat doch einen großen Zug!« In letzter Stunde ist die »Dezennal-Ausstellung« um ein kostbares Stück bereichert worden: Feodorowna saß selbst dem »Porträtisten« des »Neuen Wiener Journals'. Von dem Grabdenkmal eines Jünglings erzählt er uns: »Es zeigt einen emporschwebenden Körper. Aus dem Stein wächst eine Hand, ein Arm und die Kontur eines mächtigen Kopfes. Ist es ein Kopf? Ist es nicht zufällige Formation? ‚Es ist Gott‘, sagte die Künstlerin. ‚Wir haben Alle unsere seltsamen Vorstellungen von Gott‘, fährt sie fort. ‚Michelangelo nahm ihn als Theatergreis, Goethe nannte ihn einen Alten, den man von Zeit zu Zeit gern sieht, mir ist er Urkraft alles Schaffens.‘« Bilde, Künstler, rede nicht — mit einem Reporter des »Neuen Wiener Journals'.

Anonymous. Sie sind dreist wie alle Ihre Gesinnungsgenossen, die mir mit ihren namenlosen Gemeinheiten die Arbeitslust versüßen. Damit Sie aber nicht allzulange in dem Hochgefühl leben, mir »etwas nachgewiesen« zu haben, will ich Ihnen antworten. Sie haben mit Ihrem Rotstift — Welch schätzbare Beschäftigung! — die folgende Wendung in Nr. 197 angestrichen: »An der Tatsache selbst war ja nicht gerührt worden« und stellen die Frage: »Verfügen Sie denn nicht mehr über so viel richtiges Deutsch, um zu wissen, daß man zwar ‚an einem Gegenstand rütteln‘, aber nur ‚an einen Gegenstand rühren‘ kann?« Wenn Sie einem beliebigen Schafskopf diese Korrektur zeigen, so glaubt er natürlich, daß Sie Recht haben und daß ich der Blamierte bin. Leider ist wieder einmal das Umgekehrte der Fall. Ich schwöre nicht auf Sanders, aber wenn er und ich einer Meinung sind, dürften wir doch gegen Sie Recht behalten. Im »Handwörterbuch der deutschen Sprache« — ein anderes habe ich nicht zur Hand — heißt es: »Rühren . . . 3) intr.: R. an mit Accusativ, an Etwas fassen, es anfassen; zuweilen auch mit an und Dativ, wo dann die Bedeutung 5c zu Grunde liegt . . . 5c) Etwas von der Stelle rühren, vgl. (s. 3): An einem Gegenstand rühren (und rütteln)«. In jener Stelle hat es sich nicht um eine Berührung, sondern um ein von der Stelle rühren gehandelt, also war ausschließlich der Dativ richtig. Ich bitte Sie, sich in Zukunft, wenn Sie sicher gehen wollen, doch lieber auf mein Sprachgefühl zu verlassen als auf das Ihre.

Prophet. Es ist ein ziemlich verbreiteter Irrtum, daß die antisemitische Zeitungstechnik schwerfälliger sei als die jüdische. Das

„Deutsche Volksblatt“ hat neulich eine Probe der Fixigkeit abgelegt, die, wäre sie bemerkt worden, alle Szepse und Schapseln mit neidvoller Bewunderung erfüllt hätte. Im Morgenblatt vom 2. März brachte es einen Bericht über einen Vortrag, den der Linienschiffsleutnant Wickenhauer über die »entscheidenden Episoden im letzten Seekriege« im Militärwissenschaftlichen und Kasino-Vereine »gestern abends vor einem überaus zahlreichen Auditorium« gehalten hatte. Er »schilderte einleitend« und »kam zu den folgenden Schlußfolgerungen«. Dazwischen ausführliche Inhaltsangabe. Wenn der Historiker ein rückwärts gekehrter Prophet ist, so ist der Reporter ein vorwärts schauender Historiker. Im Abendblatt des „Deutschen Volksblatts“ vom 2. März konnte das »überaus zahlreiche Auditorium«, das den Ausführungen des Linienschiffsleutnants gelauscht hatte, zu seiner Überraschung die folgende Notiz lesen: »Dieser interessante Vortrag findet erst heute Abends im Militärwissenschaftlichen und Kasino-Vereine statt. Unsere heutige Nachricht beruht auf einem Mißverständnisse«.

Sozialpolitiker. Die „Zeit“ wird bald das beliebteste Blatt von Brünn sein. Eine ganze Sonntagsbeilage hat sie neulich der Verherrlichung der mährischen Hauptstadt gewidmet. Brünn: Gemeindeverwaltung, Brünn: Tuche, Brünn: Lyrik — alles war vertreten. Was doch Geld imstande ist! Vor drei Jahren noch ward Brünn in der „Zeit“ das »kleine Tuchmacherstädtchen« genannt. Jetzt prangt hier die Aufschrift »Brünn, das österreichische Manchester«. So entwickelt sich eben — die „Zeit“. Was aber wird Reichenberg dazu sagen?

Musikhistoriker. Die „Neue Freie Presse“ hat — in ihrem Abendblatt vom 1. März — eine sensationelle Entdeckung gemacht. Sie schreibt: »... Wolfgang Amadeus Mozart gratulierte seiner Schwester hiezu, „zwei Jahre und vierzehn Tage nach seiner Hochzeit mit Konstanza“, der Schwester des Tondichters Karl Maria v. Weber, welcher Verbindung jedoch der Vater Mozart nie besonders freundlich gegenüberstand«. Nicht besonders freundlich? Ach, er wollte nicht nur nichts von dieser Verbindung wissen, man erzählt sogar, daß er tatsächlich nichts von ihr gewußt hat. Ja, erst im Jahre 1906 gelang es dem Schadchen der „Neuen Freien Presse“, sie überhaupt zustande zu bringen. Nunmehr wird die Verschwägerung Mozarts und Karl Marias von Weber offiziell verlautbart. Darf man gratulieren? ... Im Ernst: Warum bleibt die „Neue Freie Presse“ nicht auf ihrem eigensten Terrain? Sie ist unfehlbar, wenn sie die Verbindung der Familien Pollack aus Gaya und Schlesinger in Arad bekanntgibt.

DIE FACKEL

Nr. 199

WIEN, 23. MÄRZ 1906

VII. JAHR

Um Heine.

Zur Begeisterung für ihn kann man sich erst bequemen, nachdem man sich der Vorstellung erwehrt hat, daß Herr Oskar Blumenthal »in nachdenklicher Einsamkeit« vor dem Denkmal auf Korfu »träumt«. (Was will die einsame Krokodilsträne?) Und zu einem Einwand gegen ihn kann man erst Mut gewinnen, nachdem man alle Urteutonen, die ihm die Denkmalswürdigkeit absprechen, beleidigt hat: Denn man baut aus deutschen Eichen keine Galgen für die Reichen — auch nicht für die Geistreichen.

Aber sollte die beschämende Denkmalsbettelei nicht doch einmal ihr Ende finden? Widerlich ist das Treiben dieser intellektuellen Komitees, die der Welt ernstlich einreden wollen, daß Heinrich Heines Seelenheil von der Errichtung jenes Steinbildes abhängt, das vom Sittenzorn eines teutonischen Lümmels viel empfindlicher lädiert werden kann als der schlechte Ruf des Dichters. Die nicht die Courage haben, den Spieß gegen die Spießer umzudrehen und ins Ausland zu rufen, daß das deutsche Volk, soweit es in Jäger-Wäsche für sittliche Ideale transpiriert, eines Heine-Denkmal unwürdig sei. Bejammernswerte Wehrlosigkeit der Toten, die sich gefallen lassen müssen, daß man ihr Andenken jenen aufdrängt, die es zu ehren nicht wert sind! Verwünschte Perversion, die ein Publikum an eine Gruft zerrt, aus der noch immer drei Handvoll Erde gegen die Leidtragenden zu fliegen scheinen!

Wie viel Unaufrichtigkeit und Kulturlosigkeit doch dieser Kampf um Heine in Aktion bringt! Die

deutsche Menschheit scheint in Schmöcke und Trottel geschieden. Man wird plötzlich gewahr, daß jene Fehler, die die Feinde an Heine tadeln, seine ureigentlichsten Vorzüge und daß jene Vorzüge, die die Freunde loben, seine ureigentlichsten Fehler sind. Der ‚Simplicissimus‘ zeichnet eine deutsche Philistersippe, die sich vor Heine bekreuzigt, um gleich darauf in seliger Gemütsbesoffenheit die Lorelei zu singen. Die Gegenüberstellung verrät die ganze Armut liberaler Ästhetik. Ich bin der Meinung, daß die deutsche Philistersippe sich im zweiten Bild erst zum wahren Philisterbekenntnis erhebt, geführt von dem in literarischen Dingen gutbürgerlich gesinnten Bruder Simplicissimus. Und daß man Heine ablehnen und dabei doch die sentimentale Melodei summen kann. War's die Erkenntnis von dem lyrischen Wert eines Gedichtes, was den sentimental Gassenhauer, den einer dazu komponiert hat, populär werden ließ? Wie viel deutsche Philister — Hand auf den Bauch! — hätten die Lorelei zitiert, wenn sie nicht — ich glaube von Schilcher — in Musik gesetzt wäre? Immerhin vielleicht mehr deutsche Philister als deutsche Künstler! Die Sangbarkeit eines Gedichtes war stets ein Verdachtsgrund gegen seine Bedeutung als lyrisches Kunstwerk. Verschmäht es die Heine-Verehrung nicht, sich auf die Beliebtheit der Lorelei-Musik zu stützen? Dann ist am Ende Goethes: »Füllest wieder Busch und Tal« oder »Über allen Gipfeln . . .« schlechtere Lyrik als: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten«.

Die Absicht, Überschwang und Dummheit abzuwehren, muß nicht zur kritischen Obduktion des Lyrikers Heine — ihm zumal soll ja das Denkmal gesetzt und versagt sein — verleiten. Auch ruhige Prüfung bedürfte erst des Vergleiches zweier Standpunkte. Wer die Seelenstimmung des Lyrikers auf der Suche nach Symbolen und Bildern und beim Anknüpfen von Beziehungen zur Außenwelt zu betreten

wünscht, wird Heine für einen größeren Lyriker halten als Goethe, Lenau, Mörike, Storm, die Droste und Liliencron. Wer aber die andere, ich möchte sagen: die induktive Methode für die ausschließlich lyrische hält, wer das Gedicht als Offenbarung des im Anschauen der Natur versunkenen Dichters und nicht der im Anschauen des Dichters versunkenen Natur begreift, wird sich bescheiden, Heine als geistreichen und formgewandten Bekleider seiner Stimmungen zu schätzen. Wie über allen Gipfeln Ruh ist, teilt sich Goethe, teilt er uns in so groß empfundener Unmittelbarkeit mit, daß die Stille sich als eine Ahnung hören läßt. Daß aber ein Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh' steht und von einer Palme im Morgenland träumt, ist eine besondere Artigkeit der Natur, die der Sehnsucht Heines mit sinnigen Symbolen entgegenkommt. Wer je eine so kunstvolle Attrape im Schaufenster eines Konditors oder eines Feuilletonisten gesehen hat, mag — wenn er ein Dichter ist — in Stimmung kommen. Aber ist ihr Erzeuger deshalb ein »Lyriker«? Selbst die bloße Plastik einer Naturanschauung, von der sich zur Psyche kaum sichtbare Fäden spinnen, scheint mir, weil sie eben ein Sichversenken voraussetzt, lyrischer zu sein, als das Einkleiden fertiger Stimmungen. In diesem Sinne ist Goethes »Meeresstille«, sind Liliencrons Zeilen: »Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände — Ein reifer Roggenstich schließt ab nach Süd — Hier stützt Natur die Stirne in die Hände — Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd« ein Meisterstück, das von Lyrik dampft. Der nachdenklichen Heide Landschaft im Sommermittag entsproßen tiefere Stimmungen als jene sind, denen Fichtenbäume und Palmen entsprossen, weil ein Künstler die Stirne in die Hände oder — die Hand an die Wange gedrückt hatte . . .

Erst Heines »echt jüdischer Zynismus und frivöselnde Frivolität« — mit denen er bekanntlich die

lyrische Stimmung »zerreißt« — scheinen mir die Disharmonien zwischen dem Dichter und der Anschauungswelt in Wohlklang aufzulösen. Den deutschen Mann geniert es gar nicht, die in Sentimentalität erweichte Empfindung Heine'scher Liebeslyrik beim Juden zu kaufen: erst wenn dieser ehrlich wird und mit einem gottlosen Wort den Gefühlshandel beschließt, fühlt sich jener beschummelt. Es sind nicht die schlimmsten Geringschätzer Heines, die ihm vom deutschen Wald bloß den Spottvogel, der darin nistet, glauben. Und ist sein Ton nicht melodisch, sein Gefieder nicht farbenprächtig? . . . Neuere Sünder mögen stärkere Gifte brauen, appetitlicher als er hat keiner sie bereitet. Gewiß hätte Heinrich Heine sich um Deutschland verdienter gemacht, wenn er ein unfehlbares Mittel gegen Schweißfüße erfunden hätte. Trotzdem sollten die Pfaffen und Literaturprofosen nicht allzu grausam sein. Auf daß ihnen nicht geschehe, was dem unerbittlichen Aurelius Polzer in Graz geschah. Der ließ sich nämlich am 4. des Lenzmondes (März) in seinem Wochenblatt wieder einmal vom Ekel über den echt jüdischen Zynismus und die französelnde Frivolität Heines überwältigen und wies diese Eigenschaften an einem »Schandgedicht« nach, das den Titel »Die Beichte« führt und dessen Verfasser tatsächlich im Heine-Ton versichert, daß er die feurigsten seiner Küsse nie geküßt habe, und schließlich bekennt:

Die Sünden, die ich begangen,
Wird mir der Himmel verzeih'n,
Doch die ich versäumt zu begehen,
Die werden mich ewig gereu'n.

So wäre denn alles in schönster Ordnung, wenn nicht ein sozialdemokratisches Blatt entdeckt hätte, daß der alldeutsche Mann zwar das Gedicht richtig zitiert, sich aber im Dichter vergriffen hatte. Nicht Heine, sondern Hamerling, der einwandfreie lyrische Repräsentant der »Lage der Deutschen in Österreich«,

hat jene Verse auf dem Gewissen. Daß er freilich sein Gewissen mit deutschem Mannesmut noch rasch, eh' ihm der Himmel seine Sünden und die Reue über seine Unterlassungssünden verzieh, entlastet hat, verschwieg die freisinnige Journalistik. Im III. Band der von Herrn Dr. Rabenlechner veranstalteten Volksausgabe der Werke Hamerling's, auf S. 340, kann man die Fußnote nachlesen, die der Dichter selbst zu der letzten Zeile seiner »Beichte« gemacht hat: »Zur Beruhigung Derjenigen, welchen dieses Gedicht Ärgernis gegeben, sei ausdrücklich bemerkt, daß das Wort Sünde hier nicht in seinem religiösen Sinn gemeint ist. Robert Hamerling.« Hätte man Herrn Polzer das Gedicht mitsamt der Fußnote eingesendet, er wäre gewiß nicht aufgefressen, hätte seinen Hamerling sofort erkannt und nimmer den Heine verdächtigt. Daß auch jene Sünde, die nicht im religiösen Sinne gemeint ist, im religiösen Sinn eine Sünde ist, hat Herr Hamerling wohl nicht bedacht; sonst hätte er seine Beichte abgelegt und nicht zum Druck befördert. Aber da er per Fußnote nach Canossa ging, war er bei Pfaffen und Philistern wieder lieb Kind. Hätte Heinrich Heine seine sämtlichen Ruchlosigkeiten mit Fußnoten versehen, er wäre vielleicht vor dem Richterstuhl der literarischen Nachwelt auch besser davon gekommen, und wer weiß, ob nicht Herr Aurelius Polzer in Graz manches seiner Gedichte als Werk des Herrn Hamerling wohlwollend beurteilt hätte. . .

Wie die wahre Schätzung Heines ihre Argumente erst vom Haß der Dunkelmänner bezieht, so setzt die Kritik erst beim Entzücken des liberalen Gelichters ein. Wenn nach Nietzsche Heine ein »europäisches Ereignis« war, so ward hier eben das Unzulängliche Ereignis. Und je höher in unseren Tagen die Wogen journalistischer Begeisterung schlagen, umso deutlicher wird das Bestreben, Heine als den Vater aller Feuilletongeister zu kompromittieren. Neben dem Konfetti-Stil einer Ge-

denkrede des Herrn Hevesi erscheint Heinrich Heines Prosa freilich als die Übung eines stilistischen Bombenwerfers, der der Urfeuilletonist in seinen persönlichsten Attacken nicht gewesen ist. Der Witz, der blitzendem Denken den Donner des Temperaments verbindet, hat ihm nicht geeignet, dessen heispiellos graziöse Feder Pathos zu Tränen destilliert und den Humor zum Lächeln gedämpft hat. Als dem Erzeuger eines Geschlechtes pointenlausender Zierbengel, als dem Bereiter jener geistreichen Vorwände für schlechte Absichten, die aller literarische Aufputz der modernen Tagespresse darstellt, müßte man Heinrich Heine gram sein, wollte man ernstlich dem Talent die Fähigkeit lockender Wirkung als Mangel zurechnen. Wir werden diesen Odeur von Esprit und gebratener Gansleber — von Mütterchen hatte er sie nebst der Lust zu fabulieren — aus den Garküchen der literarischen Unterhaltung nicht so bald loskriegen.

Aber der Ahnherr hat's nicht verschuldet, wenn wir die erschreckende Familienähnlichkeit plötzlich entdecken: In träumerischer Kaffeehausnische sitzt Jüngstdeutschland, nach und nachdenklich, und hält — Gespenster! — die Hand an die Wange gedrückt . . . Es sinnt über seine Temperamentlosigkeit. Die kunstvolle Frisur, die eine sentimentale Locke in die Stirn sendet, wird dabei nicht zerraut. Was will die einsame Strähne? . . .

Sprechen wir trotzdem getrost den deutschen Philistern die Denkmalswürdigkeit im Fall Heine ab! Wir wollen nicht ungerecht gegen ihn werden, weil uns seine Grazie amoralischer Tugend heute im Zerrbild journalistischer Verkommenheit entgegentritt, weil seine künstlerischen Vorzüge an den Nachfolgern als sittliche Mängel wirken, an seinen künstlerischen Mängeln eine Generation schmarotzt, die noch immer unter Heines Tränen lächelt.



Der rechtshistorische Wahnsinn.

Die Prüfungsordnung an unseren Rechtsfakultäten ist ein mißglücktes Gesetz und blieb deshalb durch Jahrzehnte bis heute in Geltung. Eigentlich bildet sie ein schmachvolles *testimonium paupertatis* für die zünftigen Juristen Österreichs, an deren Eignung zur kodifikatorischen Tätigkeit sie sehr berechtigte Zweifel aufkommen läßt, sie konnten nicht einmal *pro domo*, für ihre ureigensten Bedürfnisse ein zweckmäßiges Gesetz zustande bringen.

Um dem Laien eine ungefähre Vorstellung von der Verkehrtheit dieser Prüfungsordnung zu verschaffen, seien hier ihre Grundzüge angedeutet.

Der gesamte Rechtsstoff zerfällt in drei große Gruppen, aus denen je eine Staatsprüfung, und wenn das Doktorat angestrebt wird, je ein Rigorosum zu machen ist. Die erste Staatsprüfung, die der Einführung in das Studium modernen Rechtes gewidmet ist, muß spätestens innerhalb der ersten zwei Jahre erfolgen, während bezüglich aller übrigen Prüfungen die einzige Vorschrift besteht, daß sie erst nach Ablauf der gesamten Studienzzeit (normal mindestens vier Jahre) abgelegt werden dürfen.

Lassen wir diese Ordnung funktionieren:

Der Jurist macht die erste Staatsprüfung und bereitet sich hierauf zur zweiten vor. Was soll er auch sonst anfangen? Nach dem Absolutorium legt er sie ab und schließt daran auch das entsprechende (zweite) Rigorosum, wenn er auf das Doktorat reflektiert. Dasselbe wiederholt sich bei der nachfolgenden dritten Staatsprüfung, resp. dem dritten Rigorosum. Nun besitzt er bereits die Eignung für den praktischen Dienst und tritt ihn in den meisten Fällen auch sofort an. Zum Dokorate fehlt ihm aber noch immer das erste Rigorosum, bei dem ein Anschluß an die entsprechende (erste) Staatsprüfung unmöglich war, weil die Ablegung der Rigorosen durchwegs das Absolutorium voraussetzt. So tritt nun das Verblüffende ein: der fertige Jurist, mitten in der Praxis, muß noch einmal — die Einführung in das Rechtsstudium durchmachen.

Man denke nur diesen tiefen Unsinn durch: den praktisch wichtigen Stoff, der in der zweiten und dritten Staatsprüfung, resp. in den Rigorosen enthalten ist, studiert er nur einmal, die Einführung und den daran angehängten Ballast dagegen zweimal: am Anfang und zum Schluß!

Als man an dieser famosen Ordnung zu rütteln begann, erhob sich sofort ein lebhafter Widerspruch seitens der Rechtsfakultäten. Die Rigorosen, hieß es damals, kämen nicht so sehr für die praktischen Berufe, wie für die Pflege der Wissenschaft in Betracht. Das mag heute noch bei der theologischen und der philosophischen Fakultät zutreffen, bei der medizinischen trifft es gar nicht, bei der juridischen in minimalem Ausmaß zu. Das Rechtsdoktorat ist vor allem Erfordernis für die Advokatie, hat also mit der Pflege der Wissenschaft garnichts zu tun. Es wird jedoch darüber hinaus von jedem, der die Mittel hat, angestrebt, der besseren Qualifikation und vor allem des Titels wegen. Bezieht man schon keinen Gehalt, so will man wenigstens einen anständigen Titel führen. Da heißt man sonst nach jahrelangem Studium »Praktikant« und muß diesen odiosen Titel in einzelnen Verwaltungszweigen jahrelang genießen. Der simpelste Mann aus dem Volke bekundet mehr Taktgefühl als alle Kodifikatoren zusammen, da er sich schämt, einen so großen und gelehrt aussehenden Menschen, der bald ein Familienvater sein könnte, »Herr Praktikant« anzureden.

Das Doktorat hilft darüber hinweg. Es ist nicht einzusehen, warum es gerade den Juristen erschwert werden sollte, nachdem es den Technikern zugänglich gemacht wurde.

Ehemals bestand zwischen den Kandidaten und Examinatoren die *tacita conventio*, daß beim letzten Rigorosum aus der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte nur das sogenannte Privatrecht zu prüfen sei, man betrachtete das Ganze mehr als eine lästige Formalität und drückte gern ein, und wenn es nötig war, beide Augen zu. Was sollte es auch heißen, einen fertigen Juristen durchfallen zu lassen, damit er »die Einführung« gründlicher studiere? Der Kandidat empfindet es als eine

Kränkung und Beleidigung. Jedenfalls ist es Senf nach dem Essen. Aber das Vernünftige währt bei uns selten am längsten. Eines Tages erwachte ein Germanist mit dem Entschlusse, die ganze Reichs- und Rechtsgeschichte zu prüfen, und sofort war die Ausnahme zur Regel geworden. Das Unglück kommt jedoch selten allein: zwei Germanisten — anstatt zweier Romanisten — fungierten bald als Examinatoren, und ohne genaue Kenntniss des ominösen Gegenstandes gab es kein Doktorat mehr.

Man muß sich nur vor Augen halten, was er alles in sich birgt! Nicht weniger als sieben Materien (Reichs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, Straf- und Zivilrecht, Straf- und Zivilprozeß), die sich auf einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden erstrecken. Die Vorträge darüber umfassen jetzt schon über 1400 Folioseiten, und das Ende der »Forschung« ist gar nicht abzusehen. Man ist heute eifrig bemüht, die historische Entwicklung jedes einzelnen Rechtsinstitutes zu erfassen. Ein echter Germanist verfolgt sie aber nicht etwa nach vorne, um die richtigen Anknüpfungspunkte an die moderne Rechtsbildung zu gewinnen, — sondern nach hinten, möglichst in das Säuglingsalter der Germanen hinein. Man kann sich leicht denken, was da alles zu Tage gefördert wird. Das ärgste Übel ist jedoch die Behandlungsmethode. Das Kulturgeschichtliche wird durch den Spürsinn eines nach Rechtsregeln lechzenden Gehirns zu einem geschmacklosen Zerrbild, der Rechtsstoff selbst durch geist- und witzlose Darstellung und öden wissenschaftlichen Apparat völlig ungenießbar gemacht. Es ist doch eine alte Wahrheit: Je weniger in einem Gegenstande steckt, desto mehr Kathederweisheit wird hineingetragen. Wo nur schwache Ansätze gedanklicher Abstraktion durchschimmern, werden schon Prinzipien abgeleitet. Überall werden Distinktionen gehäuft, unnütze Theorien aufgestellt und in dem, was nur ein Ausdruck der Unbeholfenheit ist, allerlei Tiefsinn erblickt. Der Ruhm der Romanisten läßt die Germanisten noch immer nicht schlafen und in ihrem nationalen Über-eifer ahmen sie jene blind nach. Aber aus dem römischen

Recht sprühen Funken, wo und wie man es nur anfaßt, und das deutsche Recht wird zu einem Misthaufen, dessen Gestank desto größer wird, je mehr man darin wühlt.

Man muß sich das doch endlich einmal offen eingestehen: unsere Altvordern besaßen das zur Rechtsbildung nötige Zeug nicht. Wenn irgend ein Zweifel daran möglich gewesen wäre, so hätten ihn die Ergebnisse germanistischer Forschung gründlich zerstreut. Man betrachte nur ihre Rechtseinrichtungen: das Kompositionssystem, die Fehde, den Reinigungseid, den ein Fremder siebenmal nacheinander schwören mußte, die Ordalien, den Zweikampf als Rechtsmittel u. a. m. Wie rührend mutet einen die Unbeholfenheit an, die sich z. B. in der Entwicklung der Obligationen spiegelt! Wenn ich jemandem 5 fl. borge, so ist er mir 5 fl. schuldig und ich kann sie von ihm fordern. Das begreift heute jedes Kind. Was gibts da zu entwickeln? Unsere Altvordern konnten es dennoch nicht einsehen. Auf x Seiten wird da breit und lang auseinandergesetzt, wie sie jedesmal, wenn man schon freudig ausrufen will: Ha, jetzt haben sie es!, immer noch daneben greifen. Sie waren eben ein im abstrakten Denken schwerfälliges, mit naiver Weltanschauung behaftetes Volk und behandelten das Recht mehr als ein Spielzeug. Ihr Horizont war eng begrenzt: jedes Dorf bildete einen Staat für sich. Unfähig, sich in fremder Gedankenwelt zurecht zu finden, trugen sie, so oft sie die Grenzen ihrer Heimat verließen, das Recht wie ein Hemd mit sich herum. War zwischen zwei Angehörigen verschiedener Dörfer ein Rechtsgeschäft abzuschließen, so mußten zunächst umständliche Vorfragen gelöst werden. »Nach welchem Rechte lebst du?« fragte der Eine mißtrauisch den Andern. »Nach dem Salmannsdorfer. Und du?« »Ich nach dem Inzersdorfer.« Bald war ein internationaler Konflikt da und bevor die zwei über einen Ochsenkauf schlüssig wurden, dürfte bei der fidelen Gewohnheit der Germanen, jedes Rechtsgeschäft zu »begießen«, ein hübsches Quantum Wein ausgetrunken worden sein. Vielleicht rührt gar die von Tacitus ihnen nachgerühmte Trunksucht von dieser Rechts-

kompliziertheit her? Doch ich will mit meiner unmaßgeblichen Meinung keineswegs der »Forschung« vorgreifen.

Wie anders war dies alles bei den Römern! Weltbewandert, erhaben über die Vorurteile der Heimat, mit weitem, die ganze damalige Welt umfassenden Ausblick, verschwendeten sie auf die Jurisprudenz mit erstaunlicher Leidenschaftlichkeit tausend Jahre hindurch die ganze Fülle ihrer scharfen, alles durchdringenden Logik und Findigkeit und schufen so ein Werk von unsterblicher, nie versiegender Schönheit.

Die Germanen sind über die Anfangsschwierigkeiten nie hinausgekommen. Der übertriebene Individualismus wirkte das ganze Mittelalter hindurch auf die Rechtsbildung lähmend und destruktiv. Es gab eine Unzahl von Stammes-, Land-, Stadt- und Dorfrechten. Aber auch einzelne Stände besaßen ihr eigenes Recht: Dienst-, Hof-, Familien- und Lehnrecht. Alle diese Rechtsarten waren ineinander so verzwickelt, daß schließlich Niemand mehr wußte, was in einem konkreten Falle rechtens wäre, und jeder schwang sich lieber gleich selbst zum Richter auf. Faust- und Fehderecht wurden zu förmlichen Rechtseinrichtungen, so daß ein Kardinal summarisch nach Rom berichten konnte: *tota Germania unum latrocinium est*. Der Volksmund aber prägte die bezeichnende Parömie: Das Stehlen ist keine Schande, das tun die Besten im Lande.

Da kamen endlich die Weisen, entwandten dem Volke sein Recht und schenkten ihm dafür das erhabene Meisterwerk der Römer. Das dumme Volk brummte und schimpfte und benahm sich ungebärdig wie ein Kind, dem man ein Spielzeug aus der Hand nimmt. Aber drei Jahrhunderte genügten, um die gewaltige Erziehungskraft des römischen Rechtes unanfechtbar zu dokumentieren. Kaum war die Kinderpassion überwunden, eilten die Deutschen mit Riesenschritten voran und überflügelten im Nu alle übrigen Nationen. Und wer waren sie, die den Ruhm deutschen Namens in die Welt trugen? Ihering, Savigny, Puchta, Mommsen, Arndts, Windscheid, Dernburg, Bruns — lauter Romanisten.

Anderthalb Jahrhunderte dauert nun schon die germanistische Forschung. Kaum ein anderer Zweig wurde mit größerer Verve und Hingebung gepflegt. Und das Resultat? Kein noch so glühender Patriotismus kann über die Sterilität der Sache mehr hinwegtäuschen! Die ganze Epoche trägt deutlich die Spuren einer sauern und peniblen Lehrzeit, und nur blinder Chauvinismus kann sich an dem Treiben der Lehrlinge ergötzen.

Der Einfluß des spezifisch deutschen Rechtes auf die modernen Disziplinen ist lächerlich gering. Unser bürgerliches Gesetzbuch ist trotz der bewußten Opposition seiner Redaktoren gegen das römische Recht gänzlich auf diesem aufgebaut und die dem deutschen Recht entnommenen Rechtssätze kann man an den Fingern einer Hand zusammenzählen. Der Strafprozeß lehnt sich an das französische Vorbild an. Bei der Reform des Zivilprozesses mußte man mit der Vergangenheit vollständig aufräumen und dort einsetzen, wo die Römer aufgehört hatten. Das Staatsrecht? Das heilige römische Reich deutscher Nation, das »monstrum tantum simile«, wie es der geniale Puffendorf benamste, mußte gänzlich in Trümmer geschlagen werden, ehe man an seiner Stelle ein neues herrliches Gebäude errichten konnte. Von all den mittelalterlichen Dingen ist nur der Name »Reichskanzler« übrig geblieben... Das Strafrecht bedarf zu seinem Verständnis keinerlei historischer Vorkenntnisse. Gehört doch unser Strafgesetz selbst bald der Geschichte an! Eher tut hier ein Rundblick auf die modernen Strafeinrichtungen anderer Staaten not.

Nur bei drei Materien finden sich nützliche Anknüpfungspunkte an die deutsche Rechtsbildung: beim Grundbuchs-, Handels- und Wechselrecht. Aber gerade auf diesen Gebieten versagt die Kathederweisheit vollständig und der Kandidat steht ihnen nach zwei Jahren wie einer Sphinx gegenüber. Wenn er sich durch all den historischen Kram zu ihnen durchwindet, besitzt sein Gehirn keine Aufnahmefähigkeit mehr.

Als Rechtsstoff ist demnach die Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte praktisch wertlos. Als Kulturgeschichte

gehört sie aber gar nicht in die juristische, sondern teils in die philosophische Fakultät, teils ins Gymnasium.

Und nun stelle man sich die Qualen unserer jungen Juristen vor, die, meistens mitten im praktischen Dienst, dieses entsetzliche Zeug genau lernen müssen! Cui prodest? Da sie davon für ihre Zukunft nicht ein Jota brauchen können, müssen sie sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gelingt, es so schnell als möglich zu vergessen, damit es am Ende nicht den modernen Stoff völlig verdränge. Nach ein paar Tagen bleibt ihnen davon nichts übrig als das bittere Gefühl vieler verlorenen Stunden und eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Wissenschaft. Die wird, wie immer, durch die Wissenschafterei totgeschlagen.

Es ist nicht lange her, daß uns der nach Deutschland entführte Mitteis herüberrief: »Ihr verdummt ja eure Jugend!« Sein Mahnwort ist ohne Widerhall verklungen. Verdummung, ach, das Wort hat ja einen heimatlichen Klang, bildet ja die Devise unseres Lokalpatriotismus. Und so erleben wir noch immer das erhebende Schauspiel, daß unsere jungen Juristen, während sie den Flug nach oben unternehmen sollen, um die Kompliziertheit der jetzigen Verhältnisse aus einer besseren Perspektive kennen zu lernen, mit nichtsnutzigem Ballast vollgepfropft werden. An der Schwelle des XX. Jahrhunderts, wo täglich neue Probleme an den jungen Menschen heranstürmen, wird sein Blick gewaltsam in die dunkelste Vergangenheit gelenkt. Akademische Lehrfreiheit — eine hehre Sache in Händen lebenskluger Männer, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben! Von der Lebensfremdheit, dem Eigendünkel und der Wichtigtuerei geleitet, wird sie zum geschliffenen Messer, das man einem Wahnsinnigen in die Hand drückt.

Der ganze Jammer der österreichischen Lebensunfähigkeit wird aber erst dann recht sichtbar, wenn man bedenkt, wie winzig wenig zur Beseitigung jenes Übels genügen würde! Man brauchte bloß mit dem kindischen Prinzip — eigentlich nur eine *petitio principii* — zu brechen, wonach das Absolutorium auch für das erste

Rigorosum notwendig sei, und zu dekretieren: Das erste Rigorosum kann bereits nach Ablauf von drei Semestern abgelegt werden, — und sofort gewinnt die Sache ein gefälligeres Aussehen. Das erste Rigorosum erhält Anschluß an die erste Staatsprüfung, und die triste, von Lebensüberdruß umflorte Erscheinung des ewigen Doktoratskandidaten, der manchmal sogar die praktische Prüfung hinter sich hat, verheiratet ist, von seiner Umgebung mit verletzender Diskretion per Doktor angesprochen wird, verschwindet sofort. Nicht einmal mit der Rückwirkung brauchte man sich den Kopf zu zerbrechen. Man lasse einfach das Gesetz sofort wirken. Jene Kandidaten, die noch nicht allzu tief im judiziellen Studium stecken, werden von dieser Rechtswohlthat noch Gebrauch machen können, die übrigen werden es wohl unterlassen. Zugleich restituire man bezüglich der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte die frühere Praxis und vergesse insbesondere nicht zu verfügen, daß zwei Romanisten als Examinatoren zu fungieren haben. Denn Gott bewahre uns davor, daß der Schwerpunkt des Rigorosums vom römischen ins deutsche Recht verlegt werde!

Man munkelt ja schon, daß an dieser Reform »gearbeitet« werde. Die Berge in Österreich kreißen. Hoffentlich erleben wir keinen Abortus! Denn der ist bei uns, selbst wenn es sich um die kleinste Maus handelt, zu befürchten. —

*

Über kurz oder lang wird man jedoch dem ganzen Rechts-Doktorat an den Leib rücken müssen. In der gegenwärtigen Gestalt bildet es, wie schon sein Name andeutet, ein antediluvianisches Monstrum. Die Zeiten, wo der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Tätigkeit im römischen und kanonischen Rechte lag, sind längst und definitiv vorbei. Heute umfaßt es zehn umfangreiche Fächer, unter denen das römische Recht zwar immer noch seinen Ehrenplatz behauptet, das kanonische sich dagegen mehr wie ein Anhängsel ausnimmt. Mit dem Anschwellen des Rechtsstoffes vollzog sich ein ständiges Abflachen der wissenschaftlichen Ausbildung. Ein tieferes Wissen in allen zehn Fächern

— eine Aufgabe für das ganze Leben — zu verlangen, wäre ja absurd, und kann man es nicht in allen verlangen, so verlangt man es schließlich in keinem. So sind heute die Rigorosen kaum mehr denn eine Wiederholung der bezüglichen Staatsprüfungen. Das Gehirn eines JUDr. gleicht aber einer Encyklopaedie der Rechtswissenschaften. Es enthält multa, non multum. Es entspricht also keineswegs den Anforderungen der nach einer Spezialisierung drängenden Wissenschaft. Es wird aber auch den Postulaten des praktischen Lebens nicht gerecht. Die strenge Scheidung zwischen Rechtspflege und Verwaltung verlangt gebieterisch eine entsprechende Spaltung des Doktorates. Was soll ein Richter mit der wissenschaftlichen Ausbildung in politicis, was ein Verwaltungsbeamter mit einer solchen im judiziellen Fach anfangen?

Da nun die Staatsprüfungen die nötige Abrundung des juristischen Wissens garantieren, läßt sich eine Reform des Rechtsdoktorates ohne jede umstürzende Änderung des bisherigen Studienplanes, die immer an dem zähen Widerstand des österreichischen Konservativismus zerschellen würde, etwa folgendermaßen durchführen:

1. Zum Rechtsdokorate genügen von nun an zwei Rigorosen: das erste und zweite (praktisch für Richter und Advokaten), oder das erste und dritte (praktisch für jene, die sich dem Verwaltungsdienst, und jene, die sich dem politischen Leben widmen wollen).
2. Das erste Rigorosum kann bereits nach drei Semestern, die übrigen erst nach dem Absolutorium abgelegt werden.
3. Der Prüfungsstoff bleibt unverändert. Bloß beim ersten Rigorosum wird im Sinne der früheren Praxis aus der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte das deutsche Privatrecht geprüft, und zwar so weit es Bestandteil des gemeinen Rechtes geworden ist und in besonderer Berücksichtigung der österreichischen Rechtsbildung (also im Umfange des Gerberschen Systems). Die Zahl der Examinatoren wird auf drei herabgesetzt. Um jedoch dem römischen Recht seine Stellung zu sichern, erhält der Romanist zwei Stimmen.
4. Die Prüfungstaxe wird beim ersten Rigorosum herab-

gesetzt (etwa auf 100 Kronen), bei den zwei anderen dagegen erhöht (etwa auf 180 Kronen). 5. An dem Prinzip der Unersetzlichkeit der Staatsprüfungen durch die Rigorosen wird festgehalten. Da hiebei jedoch nur der eine Zweck verfolgt wird, die praktische Ausbildung der Juristen neben der theoretischen sicherzustellen, wird nach der Regel: cessante ratione cessat lex ipsa bei der ersten Staatsprüfung eine Ausnahme statuiert: das erste Rigorosum ersetzt die Staatsprüfung. Zum Vorrücken genügt jedoch allenfalls das Bestehen der Staatsprüfung.

Mit Hilfe einiger Übergangsbestimmungen könnte auf diese Weise das Rechtsdoktorat mit einem Schlage auf die Höhe der Zeit gebracht und überdies die folgenden Vorteile erzielt werden: Die Möglichkeit entsprechender wissenschaftlicher Vertiefung. Entlastung der Professoren ohne Beeinträchtigung der Einkünfte. (Die Überbürdung der Professoren mit Prüfungen ist namentlich an großen Universitäten enorm.) Verbilligung des Doktorates und Ausfall zweier überflüssiger Prüfungen. Erfüllung des Wunsches nach Einführung eines Doktorates der Staatswissenschaften. Das römische Rigorosum würde in der angedeuteten Gestalt gewiß kein Hindernis für dessen Erreichung bilden

Ein Jurist.

Das Cabaret.

Selig sind die Dichter der Gegenwart. Ihr goldenes Zeitalter ist zurückgekehrt. Wie in den Tagen des Minnesanges und der fahrenden Scholaren ziehen sie wieder von Ort zu Ort und künden ihr eigen Lied. Und die großen Herren und Frauen erlaben sich an ihrer Kunst und lohnen sie mit Speis' und Trank und geben dem Dichter ab von ihrem Überfluß.

Ein wenig anders ist's freilich geworden seit Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eschenbach. Der Dichter ist kein fröhlicher Troubadour mehr, der mit schmetternder Stimme und sanfter Harfenbegleitung seiner Herzliebsten das neueste Geständnis seiner heiligen Minne ablegt. Seine Kehle ist heiser geworden, und

sein Liebeslied weiß nichts mehr von sehnsüchtigem Verlangen und heißem Werben. Mit hohler Pathetik krächzt der Dichter von heute den Bericht verbuhlter Nächte und öder Enttäuschungen in die Ohren seiner Hörer. Auch geht er nicht mehr in die Höfe der Burgen und Schlösser, um den Besten, die er sich erwählt, seine Kunst zu zeigen, — sondern seine Gönner suchen ihn auf, wo er abwechselnd mit einer kreischenden Schnadahüpflerin und einem Cake-Walk-tanzenden Nigger gegen ein entsprechendes Entree seine Muse entblößt.

Die Tribüne des Dichters ist nicht mehr der Schloßhof eines kunstfreudigen Edelmannes, sondern das Cabaret, und der fahrende Sänger ist nicht mehr ein frohes Ereignis, sondern eine Programm-Nummer.

Die Gegenüberstellung der singenden Scholaren von ehemals und des Brettli-Dichters von heute wirkt einigermaßen schmerzlich. Nicht minder schmerzlich aber wirkt die Gegenüberstellung des ursprünglichen französischen Cabarets und seiner deutschen Nachbildungen, an denen nur noch der französische Titel der Einrichtung die Herkunft verrät.

Die Idee, die dem Cabaret zu Grunde liegt, ist gewiß nicht unkünstlerisch. Sie ging hervor aus dem Mitteilungsbedürfnis lustiger Künstler. Dichter, die fidele Verse machten, Maler, die groteske Bilder zeichneten, Musiker, die vergnügte Weisen fanden, vereinigten sich zu ihrer eigenen Erheiterung. Sie zeigten einander ihr neuestes Schaffen, und jede Zusammenkunft gab ein neues eigenartiges Bild künstlerischer Produktion. Fand einmal ein anderer Ton seinen Weg in diesen lustigen Kreis, so mochte er die fröhliche Geselligkeit weihen und die ganze, mehr oder weniger improvisierte Veranstaltung künstlerisch abrunden. Männer, die kamen, um sich mitzufreuen an den Gaben der hungrigen Brüder, mußten sie mit Wein und Eßwerk traktieren, und allmählich mag sich so das Pariser Cabaret zu einer regelmäßigen Zusammenkunft schaffender Künstler und kunstfroher Genießer herausgebildet haben. Daß man mit dem Teller sammeln ging, und schließlich wohl auch festes Eintrittsgeld erhob, tat den künstlerischen Darbietungen keinen Abbruch. Die Veranstalter waren und blieben die Künstler. Was sie gaben, waren Geschenke ihrer Muse. Daß sie reiche Leute zahlen ließen, war ein praktischer Notbehelf. Aber

wem ihre Darbietungen nicht paßten, der mochte fortbleiben. Konzessionen wurden nicht gemacht.

Der Ruf vom »Chat noir« und anderen Pariser Cabarets drang über die Vogesen. Mit der plumpen Imitationswut, die den Deutschen auszeichnet, stürzte man sich auf die neue Idee — und pflanzte Palmen in Schneefelder.

Zuerst versuchte man es allerdings mit einer dem deutschen Wesen viel mehr entsprechenden Gründung. Man machte aus dem Cabaret ein Theater. So entstand Wolzogens Überbrettl. Das war an sich gar kein übles Gewächs. Jedenfalls lagen hier Möglichkeiten, heitere Kleinkunst zu popularisieren. Anspruchslose Verschen, anspruchslos vertont und niedlich gesungen — das war etwas, was zwar mit dem Wesen der Pariser Cabarets in ihrer Betonung künstlerischer Eigenart herzlich wenig gemein hatte, — aber dem deutschen Gemüt hat nie etwas besser gelegen, als die Klingklanggloribusch-Liedchen der Herren O. J. Bierbaum und Oskar Straus.

Die Idee war lebensfähig, und Herr von Wolzogen war wohl der Mann, sie unter Wahrung eines gewissen künstlerischen Niveaus am Leben zu erhalten. Woran das Unternehmen scheiterte, hat er selbst oft genug auseinandergesetzt: an der Profitgier konkurrenzüchtiger Banausen, die nach der einen Seite die Distanz zwischen Überbrettl — die Bezeichnung war ausgezeichnet! — und Tingeltangel, nach der andern Seite die Distanz zwischen Überbrettl und Vorstadttheater nicht abzumessen verstanden. Wolzogen gab den Kampf mit den wohl pekuniär überlegenen Nachtretern auf, und diese sorgten dafür, daß die gesunde und dem flachen Verständnis des deutschen Bürgers trotz der Einhaltung künstlerischer Grenzen noch angepaßte Institution rasch zum Teufel fuhr.

Jetzt kamen die Neunmalklugen an die Reihe. Sie bewiesen mit scharfsinniger Logik, daß das Überbrettl selbstverständlich eine total verfehltete Idee war, und daß nur das Cabaret, wie es in Paris florierte, der Vermittler populärer Kleinkunst sein könne. Also wurden Cabarets gegründet.

Zuerst gings noch. Es traten Künstler zusammen, die wirklich etwas waren. Sie amüsierten sich in aller Harmlosigkeit mit ihren Vorträgen und sahen nicht viel auf die Zuschauer, die mit ihren billig erworbenen Eintrittskarten gerade die Unkosten deckten. Aber bald ward in den deutschen Künstlern der deutsche

Krämer lebendig. Man setzte höhere Preise an, und das Cabaret ward für den jeweiligen Unternehmer ein einträgliches Geschäft. Damit hörte natürlich der Künstler auf, der Gastgeber zu sein, der den Besucher des Cabarets mit seinem Schaffen bekannt macht. Er mußte sich dem Geschmack des Publikums anpassen, und das heißt in Deutschland nichts anderes als: seine Kunst verkitschen. Das war natürlich das Ende des künstlerischen Cabarets. Hier war der Strich, der das deutsche Cabaret von seinen französischen Vorbildern grundsätzlich schied. Das Cabaret begab sich seiner Wesensart, als es anfang, der angstgemuten Schwerfälligkeit des deutschen Philisters Konzessionen zu machen.

Berlin ward jetzt übersät mit Cabarets, die die geschmacklosesten Namen trugen. Da war das Cabaret »zum Nachtomnibus«, »zum Klimperkasten«, »zur Schminkschatulle« (Herr Danny Gürtler!) usw. usw. Was da geboten wurde, kann man sich vorstellen. Fadester Dilettantismus, ödeste Zoterei, geistlosester Humbug. Daß hier und da doch immer wieder mal ein echter Künstler auftauchte, daß einzelne — sehr vereinzelt — Cabarets doch ein gewisses künstlerisches Niveau wahrten, vermochte den sicheren Niedergang nicht aufzuhalten. Denn zu aller blöden Schablonenhaftigkeit trat noch ein Faktor hinzu, der jeder künstlerischen Regung auf den Cabarets vollends den Todesstoß versetzte: die hohe Obrigkeit.

Aus dem Betrieb der Cabarets war naturgemäß mittlerweile ein sehr einträgliches Gewerbe geworden. Geschäftskundige Leute, die bis dahin mit irgendwelcher Kunst nicht das geringste zu tun hatten, gescheiterte Existenzen, die zu keiner andern Beschäftigung mehr anstellig waren, wurden plötzlich Cabaretiers. Sie fingen zum Teil mit recht erheblichen Kapitalien an, engagierten Leute, die als Humoristen bei Witzblättern einen gewissen Ruf hatten, für ungeheure Gagen und schufen dadurch auch so manchem Weinwirt reiche Nebeneinnahmen. Das erregte den Konkurrenzneid mancher anderen Gastwirte, die sich dann mit einer Denunziation an die Berliner Polizei wandten, weil da und dort öffentliche Schaustellungen ohne polizeiliche Konzession vorgenommen würden. Seitdem unterliegen auch die Cabaret-Darbietungen der behördlichen Zensur.

Das ist natürlich schon an und für sich absurd genug. Die Originalität der Pariser Cabarets besteht eben darin, daß die

Künstler bei jeder Zusammenkunft mit irgend einem neuen Beitrag überraschen, daß die Vorträge unter Umständen ganz improvisiert werden. Das war nun für Berlin unmöglich. Aus der fröhlichen Veranstaltung künstlerischer Geselligkeit war eine programmatisch abgezirkelte, behördlich sanktionierte, künstlerisch wertlose bürgerliche Abendunterhaltung geworden.

Aber damit nicht genug. Die Berliner Polizei zeichnet sich dadurch aus, daß ihr Rotstift mit unnachahmlicher Sicherheit all das zu treffen weiß, was durch eine satirische Note oder durch die formale Gestaltung oder durch andere Qualitäten sich von dem Kitsch der übrigen Darbietungen künstlerisch abhebt. Sexuelle Themata sind natürlich in der Satire garnicht zu vermeiden, und es gehört schon eine ganze Portion verbohrtens Mückertums dazu, solche Themata eo ipso anstößig zu finden. Das tut auch die Polizei nicht. Wo es sich um nackte, unverfälschte Zote handelt, ist sie garnicht zimperlich. Witzlose, lüsterne Sächelchen dürfen, soweit sie grade Ausdrücke vermeiden, getrost passieren. Aber wehe der Derbheit, wenn sie boshaft ist! Ohne Gnade verfällt sie der Konfiskation. — Von sozialen Thematen garnicht zu reden. Kritisch ist polizeiwidrig.

Kunstlos, poesielos, kastriert vegetiert so in Berlin das Cabaret weiter. Sehr vermögende Unternehmer, die die Präntention haben, das Publikum trotz allem in dieser oder jener »Nummer« mit Kunst zu füttern, geraten dabei natürlich nach der andern Seite hin auf Abwege. Bald indem sie einen Künstler aufs Brett zerren, der seinen ganzen Qualitäten nach auf die Bühne oder in den Konzertsaal gehört, bald indem sie einen Vortragenden in ein abenteuerliches Kostüm stecken und ihn so zu einer Zirkus-Attraktion degradieren. Das übrige Repertoire setzt sich dann aus Tingeltangel- und Variété-Nummern höchst abgeschmackt zusammen, aus denen sich das Programm der anderen Cabarets, die auch nach außen hin keinen Anspruch mehr auf eine künstlerische Note machen, ausschließlich rekrutiert.

Wie lange sich die Rudimente des französischen Cabarets in Berlin noch halten werden — das kann kein Mensch wissen. Sicher nicht länger, als bis das liebe Publikum, dem zu Gefallen sich die Künstler derart entwürdigt haben, selbst angeödet ist von der Einrichtung. — —

In Wien beginnt sich das Cabaret-Leben eben erst zu regen. Der Anfang ist von einem Franzosen gemacht worden, noch dazu von einem, der das beste Cabaret, das Deutschland je besessen, geleitet hat, und zwar in München, wo das Volkstemperament dem französischen schon sehr viel ähnlicher ist als in Berlin. Vorläufig kann Wien also zufrieden sein.

Wenn ich trotzdem trübe Auspizien stelle, so geschieht das aus meiner intimen Kenntnis der Entwicklung des Berliner Cabarets heraus. Eine Polizei-Zensur brauchte in Wien nicht erst dem Cabaret auf den Hals gehetzt zu werden; die hat's hierzulande stets und bei jeder Gelegenheit gegeben. Das Publikum aber ist schon jetzt ein wichtiger Faktor für die Zusammenstellung des Programms. Und es werden Konkurrenten entstehen, die, wie in Berlin, langsam aber sicher die Kunst zum Tempel hinausjagen werden, um die Cabaret-Kunst durch das — intime Variété zu ersetzen.

Paris — Berlin — Wien. Ob das eine Steigerung ist?

Erich Mühsam.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Schiedsrichter.

Musikkritik:

„Sonn- und Montagszeitung“:
»Als Eröffnungsnummer figurierte Beethovens C-dur-Symphonie, welche eine geradezu musterhafte Interpretation erfuhr. An jeden einzelnen Satz knüpften sich stürmische Beifallskundgebungen, die sich nach dem Finale zu förmlichen Ovationen für Herrn Dr. Muck und unsere trefflichen Philharmoniker steigerten.«

Theaterkritik:

„Neue Freie Presse“: »Die klassischen Abende dieser Bühne brachten heute eine interessante,

„Zeit“: »Was ist nur Herrn Dr. Muck eingefallen, die Tempi der ersten Beethovenschen Symphonie derart zu verschleppen? Das Werk klang wie unter den Händen junger Klavierschüler, die es zum erstenmal vierhändig durchnehmen . . . Wie sehr die Aufführung verfehlt war, konnte Herr Muck schon an dem Beifall des Publikums bemerken. Nach den ersten Sätzen erfolgte er so spärlich wie noch nie . . . Erst nach dem letzten Satze, der zwar langsamer als sonst, aber doch in erträglichem Tempo gespielt wurde, erscholl er einmütig.«

„Arbeiterzeitung“: »Eine reizende Aufführung. Eine Vorstellung, die dem Theater hohe

aber nicht sehr gelungene Neubelebung: Shakespeares ‚Lustige Weiber von Windsor‘ . . . Wie ‚Der zerbrochene Krug‘ durch gleichen Mangel jüngst im Volkstheater zerschellte, so wurde auch die Lustigkeit der ‚Weiber von Windsor‘ arg geschädigt. Die Wendung der Darstellung ins Grotteske vermag da nicht abzuhelfen, sie ist verfehlt und dem Geiste des Dichters völlig entgegen . . . Amerikanischer Grotteskclownspaß, mit dem man heute Shakespeare auf das widerwärtigste verrohrt und der hier sich hoffentlich niemals einbürgern wird. So war der dramaturgische und schauspielerische Erfolg des heutigen Abends ein geringer; jener wurde durch herzlich banale Einschnitte beeinflusst, dieser litt an dem Fehlen jeder nennenswerten Leistung.

Ehre macht und die Hoffnung erweckt, endlich, endlich werde das Volkstheater vollbringen, was in den letzten Jahren nur mehr mit resignierten Hoffnungen erwartet wurde. In Richard Vallentin, der die ‚Lustigen Weiber‘ inszenierte, kann das Wiener Theater seinem Reinhardt finden! Was er gestern aus den ausgezeichneten Schauspielern des Volkstheaters hervorzubereitete, das erfreute bis ins Detail. Und die Stimmung des ganzen Werkes wußte er fast bis an jene Grenzen zu steigern, wo nur mehr der musikalische Ausdruck der zureichende ist. Soweit das Theater die innere Musik der Shakespeare-Sprechoper laut werden lassen kann, ist das gestern geschehen . . . Jubel, den die Vorstellung erweckte . . . vorzügliches Ensemble . . .

Habituel. Herr st. g. von der ‚Arbeiter-Zeitung‘ — noch nicht zu verwechseln mit Herrn st.—g von der ‚Neuen Freien Presse‘ —, der begeisterte Rezensent der uninteressanten Vorstellung der ›Lustigen Weiber von Windsor‹, ist jener Herr, dem das Deutsche Volkstheater am Saisonbeginn ein Stück abgenommen hat. Dieser Vogel im Käfig der Sozialdemokratie fliegt jetzt öfter ins Land des bürgerlichen Tantièmenerwerbs. Ein in der ‚Arbeiter-Zeitung‘ gelobtes Land. Mit zwei Theatern, dem des Herrn Weisse und dem des Herrn Jarno, steht Herr Stefan Großmann als Dramatiker in Geschäftsverbindung, beiden Theatern hat er sich bisher als kulantem Kritiker gezeigt. Mit seiner Begeisterung für die ‚Lustige Weiber‘-Aufführung stand er aber so vereinsamt da, daß er sich's vorläufig überlegt hat, das ›dankbare Nachwort‹, welches er den Lesern der ‚Arbeiter-Zeitung‘ versprochen hat, erscheinen zu lassen. Die Vorstellung verdiente wirklich ein Nachwort, wenn auch nicht das eines dankbaren Volkstheaterautors. Man müßte erzählen, daß der Berliner Humor-Saugapparat ›Vallentin‹ versagt hat. Auf kaltem Wege läßt sich den Volkstheaterschauspielern nicht beibringen, was sie nicht haben. Sind ja brave Leute, täuschen bei entsprechendem Drill gewiß noch echtere Lebensechtheit vor als die Nachtasybewohner,

die Herr Vallentin in Berlin geschult hat. Aber für Shakespeare langt's nicht. In der ganzen figurenreichen Vorstellung hatten bloß die Herren John (Schaal) und Romanowsky (Schmächtig) und das wegen Begabung nicht beschäftigte Fräulein Schaffer (Anne Page) Stil. Der Rest ist Lärmen. Der tüchtige Herr Homma kann nichts für den bösen Willen der Direktion, die ihm den Falstaff zugemutet hat. Die Vorführung des Falstaff in einer Stadt, die Bernhard Baumeister, den lieben genialen Naturschwimmer, in dieser Rolle erlebt hat, wird nach Jahrzehnten noch ein parvenühaftes Unterfangen sein.

Gebildeter. Sie sind im Irrtum. Lukian, dessen Dialog »Die Fahrt über den Styx« das Lustspieltheater aufgeführt hat und der wahrscheinlich um das Jahr 116 geboren wurde, ist mit meinem Mitarbeiter Lucianus nicht identisch. Unrichtig ist auch die Behauptung des Literaturforschers vom 'Neuen Wiener Journal', daß »man ihn (Lukian) noch in den germanistischen Seminaren kennt« und daß dies »die einzige Föhlung ist, die er mit der Gegenwart unterhält«. Wenn Lukian, der griechisch schreibende Syrer, auf die germanistischen Seminare angewiesen wäre, könnte er zusehen, wo er die Föhlung mit der Gegenwart hernähme. In Wirklichkeit soll er diese einem gewissen Wieland verdanken.

Beobachter. Wandel der Zeiten! Ehedem hieß es einfach: Die besten Klaviere bei Kohn. Jetzt ist die Annonce sensibel geworden: »Das Klavier ist das adeligste Instrument. . . . Edle Klaviermusik ist sozusagen immer: Musik, einige tausend Meter über'm Meerespiegel. . . . Die Klaviere, die man jetzt bei Kohn vereinigt sieht, sind aristokratischste Vertreter ihrer Rassen«. Natürlich gibt's auch »eine unendliche Fülle latenter Musik«. Früher war das Inseratengeschäft ein offenes; jetzt ist es »latent«. Die Feuilletonisten müssen ihre schönsten Bilder, Nuancen und Beobachtungen daran wenden. Ehedem hieß es einfach: Preis eines Bösendorfer-Klaviers 2000 Gulden. Jetzt: »Zweitausend Gulden kostet solch ein Instrument, dessen Äußeres, dessen langgestreckter, aristokratisch-schlanker Leib, dessen ganze Maßen- und Größenverhältnisse schon Harmonie atmen. Der Normalbürger wird kaum zweitausend Gulden für ein Klavier seinem Budget abpressen können. Aber man geht mit ziemlicher Unlust und Unzufriedenheit an den kleinen 'überspielten' Stutzflügel, der das häusliche Musikinstrumentar repräsentiert, wenn man einmal aus einem solchen Wunderkasten das Meer von Wohlklang heraufschwellen hörte, das zwischen seinen schwarzen Holz-

wänden eingefangen ist.« — Das ist wahrscheinlich alles richtig, und es ist wohl auch in Ordnung, daß Klaviere literarisch gewürdigt werden. Nur wäre strenge darauf zu achten, daß, wenn sich ein Psycholog von einem Klavier angeregt fühlt, die Anregung der Administration durch die Firma unterbleibe.

Sammler. Sogar in der Rubrik der Theaterzettel ist die ‚Neue Freie Presse‘ desorientiert. Lange Zeit erfuhr man unter der Spitzmarke »Theater und Vergnügungen in Wien«, was in den Schauspielhäusern von Prag, Brünn, Graz und Innsbruck gespielt wurde. Die weite Entfernung dieser Theater vom Zentrum unserer Stadt hat den Wert der Ankündigungen wesentlich herabgemindert. Man kommt doch noch rascher ins Carltheater. Aber ach, dort hieß es am 9. März: »Geschlossen. Anfang $\frac{1}{2}$ 8 Uhr, Ende 10 Uhr«! — Ein Leser schreibt: »Zu den Abenteuern am ‚Lop-Nor-See‘, zu den schrecklichen ‚Querrilla-Kriegen‘, zu den schauerlichen ‚Attentats-Versuchen‘, die wir fast täglich über uns ergehen lassen müssen, kommt nun in der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 10. d. M., Abendblatt, eine Verunglückung in Ski-Schuhen und tags vorher im Morgenblatte gar eine Anti-Duellbekämpfung. Die ‚Neue Freie Presse‘ ist doch eine aufregende Lektüre!«

Onkel Salomon. Bei der Heine-Feier der »Konkordia« ist der Vertreter der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung‘ tobsüchtig geworden. Sein Bericht lautet: » . . . Zuerst kam ein Prolog von Ludwig Hevesi, der ja wirklich auch zu den großen Dichtern gehört. Er hat wieder einen seiner köstlichen Aufsätze geschrieben, die man mit Goldbuchstaben und künstlichen Miniaturen auf unvergänglichem Pergament oder auf ehernen Tafeln festhalten sollte, von denen jeder einzelne ein unvergeßliches, künstlerisches Erlebnis ist, in denen alle Künste, Poesie, Malerei, Plastik und die Kunst der Architektur, verschmolzen sind zu dem edelsten Erz der Sprache. Jedes seiner Worte war eine Welt, jeder Satz ein Epigramm, jeder Absatz eine Geschichte der Literatur, der Kunst oder der Kultur überhaupt, und mehr als das. Und trotz der Tiefe seiner Philosophie schreitet seine Sprache leicht dahin wie eine Tänzerin. Ein ästhetischer Genuß von höchstem Reiz war es, zu sehen, wie die große, vielgewaltige Natur Heines sich in dem vielgewandten, stilgewaltigen Hevesi spiegelt: es glänzt, es blitzt von Geist und die Reflexe leuchten in die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen.«

Mit der nächsten, der 200. Nummer, schließt der VII. Jahrgang der ‚Fackel‘ ab.

DIE FACKEL

Nr. 200

WIEN, 3. APRIL 1906

VII. JAHR

Der Selbstmord der Themis.

Hätten wir, ehe Laura Beer sich in die Stirn schoß, die Wahl gehabt, die Erhaltung ihres Lebens oder des Lebens der Herren Kleeborn + Feigl + Steger etc. etc. zu wünschen, wir hätten nicht geschwankt. Wenn Themis' Wage Menschenwerte zu vergleichen hätte, die Summe von Anmut, die mit der Ärmsten aus der Welt gestrichen wurde, hätten alle richtenden Hofräte und rächenden Regierungsräte dieses Schandprozesses nicht aufgewogen, nicht die Würdigkeit eines Staatsanwalts, der zur Erstattung einer Anzeige »rät«, nicht einmal der Heroismus zweier Knaben, die elterlichem Rachedurst den Ruf ihrer leiblichen Unschuld opfern. »Wegen zwei solcher Buben!« soll ein Helfer der Justizschändung, den die Nachricht vom Selbstmord in Clarens zur Besinnung brachte, ausgerufen haben. Graut den Herren vor dem Walten einer Judikatur, deren Strafwirkung weit über die gesetzlichen Maße ins Zentrum des Menschenglücks trifft? Fühlen sie das Mißverhältnis zwischen Tat und Strafe? Der kriminalistische Wahnsinn wirkt auf keinem Gebiet, das die Profosen der Menschheit annektiert haben, so verheerend wie auf dem der Sexualjustiz. Die Phantasiearmut, die hier Gesetze kleistert, Anklagen erhebt und Urteile fällt, ahnt nicht, daß sie für Vergehen, die in anderen Himmelsstrichen keine sind, unerhörte Menschenopfer fordert.

Moralheuchelei und die Feigheit einer Presse, die bloß den Speichel des Siegers leckt, überbrücken die Kluft zwischen kleiner Ursache und großer Wir-

kung: sie sorgen dafür, daß die sexuelle Verfehlung, deren einer angeklagt ist, nicht beim richtigen Namen genannt werde. Im Falle Beer hat journalistische Diskretion durch delikate Verschweigung des wahren Sachverhalts der Phantasie weitesten Spielraum gelassen: die vom Prozeß ausgeschlossene Öffentlichkeit glaubt an den schwersten päderastischen Eingriff, der die Gesundheit vergewaltigter Knaben dauernd vernichtet hat. Bis heute kennt kein Zeitungsleser die »Tat«, für die jener kleine Wahrheitsfanatiker, der in der Schule die Sittennote: selbstbefriedigend hatte, seine Hand zum Schwure benützte. So sei denn einmal ausgesprochen, daß seit vier Jahren die Welt rebellisch gemacht wird, die österreichische Justiz kopfstecht, die Akten des Wiener Landesgerichts sich berghoch türmen, Familien zerstört werden, Väter an Zuckerkrankheit sterben, blühende Gattinnen sich den Tod geben, weil das Glied eines Advokatensöhnleins flüchtig berührt worden sein soll. Im Deutschen Reich, das dem Wahnwitz homosexueller Strafdrohung genau so opfert und die Bestrebungen der Erpresser genau so fördert wie Osterreich, ist die Übung, deren Professor Beer — nein, in diesem Fall sein Geschmack — beschuldigt war, absolut straf-frei. Unser Oberster Gerichtshof hat sich, wie neulich erst die »Gerichtshalle« feststellte, in einer Entscheidung vom 11. April 1902 ausnahmsweise zur vernünftigen Auffassung des unvernünftigsten Paragraphen bekannt und — bei minder harmlosem Sachverhalt als im Falle Beer — die plane Selbstverständlichkeit ausgesprochen, daß »unzüchtige Betastung« noch nicht den Verbrechensbegriff der »widernatürlichen Unzucht« darstellen kann. Die Diskrepanz der beiden Judikate, die die »Gerichtshalle« veröffentlicht, ist himmelschreiend. Mit einem Eifer, der für die simpelste Deduktion von der Welt die Jurisprudenz aller Völker und Zeiten, die Carolina und die Theresiana, das Josefinische Gesetzbuch und alle Hofdekrete und

Prügelpatente von Peking und Wien heranzieht, geht der Oberste Gerichtshof für die Freiheit, die Genitalien des Nebenmenschen zu ergreifen, ins Zeug. Und dies in einem Falle, der nicht einmal einen österreichischen Aristokraten betrifft, dem etwa die verlockende Gelegenheit eines Dampfbades als mildernder Umstand zugebilligt werden könnte. Dieselbe Gerichtsinstanz ist es, die plötzlich aus den Abgründen juristischer Gelehrsamkeit ans Licht steigt, um sich an einen Abgrund der Moral zu begeben und ohne wissenschaftliches Bemühen ein Spiel, das sie eben noch für straffrei erklärt hat, zum Verbrechen zu stempeln. Und die ‚Gerichtshalle‘ stellt fest, daß die Generalprokuratur jenen erfreulichen Fehltritt des Kassationshofes »in Ausübung der ihr seltsamerweise zustehenden Publizierungsmacht, sowohl in der von ihr herausgegebenen Sammlung der Entscheidungen als in der bekannten vom Generalprokurator Cramer veranstalteten Ausgabe des Strafgesetzes übergangen und so der Vergessenheit geweiht« hat. Schwer drückt den Obersten Gerichtshof die Reue über die homosexuelle Neigung, die er ein einziges Mal verspürt hat. Das Rechtsgut des § 129 I. b ist wieder ein freiwillig bis auf Widerruf eröffneter Durchgang für kriminalistische Dummheit und Grausamkeit, und wenn zwei österreichische Zollbeamte in Tetschen — wo bekanntlich der Kuß eines Weibes als Übertretung geahndet wird — miteinander kein Verbrechen begehen wollen, müssen sie ums Haus herumgehen.

... So ist's denn dabei geblieben. Für die »Tat«, die der Professor Beer in demselben Jahre, in dem sie die höchste Gerichtsstelle für straffrei erklärte, nach dem Zeugnis eines hysterischen Knaben begangen haben soll, wurde der Angeklagte zu dreimonatlichem Kerker, sein Vater und seine Gattin zum Tode verurteilt. Das Gesuch um Wiederaufnahme des Prozesses, die wenigstens den Angeklagten und seine Frau noch retten konnte, ward abgewiesen. Mit Berufung

auf das Gesetz der Trägheit, dessen Auffassung in Österreich keinen Schwankungen unterworfen ist und das die Revision eines Vorurteils in einem Falle nicht zuläßt, in dem einmal die feste Absicht des »Einspirrns« betont wurde. Die Beteiligten werden mit ihren Ansprüchen auf den Weg der Selbsthilfe verwiesen.

So tief frißt sich hierzulande das Bewußtsein des Unrechts ins Gemüt, daß Weiber zu Rechtskämpferinnen werden. Ein österreichisches Justizmartyrium macht den Verurteilten zum Heros, sein gläubiges Weib zur Hysterikerin. Der Mann könnte es verwinden, von der Wiener Ringstraße als Verbrecher verachtet zu werden, könnte den Kampf um die soziale Geltung aufnehmen oder, der durch Reichtum Unabhängige, in freierem Klima die Erbärmlichkeit vaterländischer Renommeen verlachen. In einer Schweizer Villa brütet eine Frau über Selbstmord oder Mord eines Justizgewaltigen, den sie für den Zerstörer ihres Lebensglücks hält, während er bloß — das allgemeine Rechtsgefühl zerstören half. Laura Beer hat einmal den Regierungsrat Steger, den Anzeiger, auf der Straße mit der Reitpeitsche gezüchtigt. Von dieser Frau war noch viel zu erwarten. . .

Die einzige Frage, die der mit dem Fall Beer beschäftigten Neugier zu lösen blieb: ob der Herausgeber der ‚Fackel‘ Päderast oder vom verurteilten Millionär bestochen sei, ist, wie ich erfahre, inzwischen in allen Instanzen der Wiener Gerüchtheit in doppelt bejahendem Sinne entschieden worden. Und schon wieder muß man sich mit der vertrackten Affaire beschäftigen. . . Seit dem Tode des Richters Holzinger hat kein Schuß im Wiener Landesgericht eine so starke Detonation gefunden wie jener, durch den unlängst die Frau eines Angeklagten aus dem Leben schied. Ein Schuß, der die Ratskammerherren weckt, ist der Rest, wenn die Rechnung zwischen Justiz und Sittlichkeit nicht stimmt. Einer muß hinüber:

ist's nicht der Richter, so ist's der Angeklagte oder wer ihm zunächst steht. Oder war's nicht Frau Themis selbst — die außer Land auf Gerechtigkeit Wartende —, die sich diesmal erschossen hat?... Und wenn man das Herz eines Staatsanwalts hätte, man möchte gegen diesen Selbstmord einer Schönen Berufung einlegen! Aber ach, er ist inappellabel wie eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofs, — nur daß die Justiz, die zum Tode durch eigene Hand verurteilt, keine Widersprüche in der Auffassung des § 129 kennt. Der Selbstrichter ist sich stets über Schuld oder Unschuld klar. Der Oberste Gerichtshof handelt manchmal in Sinnesverwirrung.



Phrasen.

Die Machthaber von einst waren naiv und hatten ein gutes Gewissen. Die Machthaber von heute sind wissend und brauchen ein gutes Gewissen. Einst schien es dem Mächtigen natürlich, daß er unterdrückte und Willkür übte, heute scheint es ihm unnatürlich — und zur Überkleisterung dieses fatalen Konfliktes zwischen Gewissen und Interesse erfand er die moderne Ethik: die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Sklaverei wurde abgeschafft, erstens weil der »freie« Arbeiter billiger ist, zweitens weil die Freiheit auch besser klingt und ein gutes Gewissen macht. Der Sklave kostet Geld und man muß ihn überdies anständig nähren; denn stirbt er vorzeitig, so verliert man das durch ihn repräsentierte Kapital. Der freie Arbeiter verursacht keine

Anschaffungskosten und darf unterernährt sein, weil er in jedem Augenblicke kostenlos ersetzt werden kann. Außerdem sind Hunger und Feigheit bessere und billigere Aufseher als die mit der Nilpferdpeitsche.

*

Die »Freiheit« bedeutet recht verschiedene Wünsche. Der Proletarier will frei sein von Hunger und Zwangsarbeit, der Besitzende will frei sein von der Furcht, daß man ihm seinen Besitz nehmen könnte. Und weil diese beiden Freiheiten sich schlecht vertragen, führen Proletariat und Kapital einen unerbittlichen Kampf. Die Waffe des Proletariats ist die Organisation, die Waffe des Kapitals ist die offizielle Macht. Diese klare Sachlage wird nun von beiden Seiten durch ein ekelhaftes, moralischtuendes Phrasentum verwirrt und vertuscht. Die einen schreien nach »Gerechtigkeit«, wenn sie Brot und freie Zeit haben wollen, die anderen verheißten »Rechte«, wenn sie knechten und ausbeuten wollen. Was geht aber uns das feige Gewissen des Kapitalismus an, der sich mit frommen Lügen Mut zum Gebrauch der eigenen Macht machen muß! Der gute Geschmack fordert vom Machthaber, daß er hart und ehrlich sei. Aber noch widerlicher als die kapitalistischen Phrasen sind die sozialdemokratischen. Wenn sich die Proletarier mit »Rechten« abspesen lassen, verdienen sie kein besseres Schicksal. Ein Sklaventum ist die Grundlage jeder Kultur und naturnotwendig, automatisch, überall dort vorhanden, wo ein Mächtiger es über einen Schwächeren verhängen kann — ganz unabhängig von Ethik, Kulturstufe und Regierungsform. (Ethik ist und war immer nur ein Nebenher und Nachher, eine Beschönigung der Willkür oder eine Bemäntelung der Schwäche. Die Höhe der Kultur verhindert die Sklaverei nicht nur nicht, sondern verschärft sie noch. Zu allen Zeiten einer Hochkultur war auch die Bedrückung am härtesten, weil die Macht am ver-

lockendsten war. Die kapitalistische Sklaverei ist durch jede Regierungsform geschützt, durch eine liberale sogar noch besser als durch eine absolute.) Wenn nun die Proletarier, anstatt ihre Kräfte auf den wirtschaftlichen Kampf zu konzentrieren, sich in einen politischen einlassen, wenn sie in unglaublicher Verblendung politische Rechte anstatt besserer Bezahlung fordern, dann fahren die Besitzenden am besten. Politische Rechte können die Besitzenden ruhig verleihen; wenn die Parlamente die Macht des Besitzes antasten wollen, führen sie sich selbst ad absurdum. Das Recht des Stimmzettels kann man den Besitzlosen gönnen, denn »die Macht des Stimmzettels« ist nur eine Phrase. Von der Phrase leben allerdings zwei unerfreuliche Spezies von Menschen: die Schmöcke und die Demagogen.

*

Es war eine Stunde, in der das Schicksal der Menschheit sich in leiser Angel drehte. Unhörbar schloß ein Tor sich zu, unhörbar brach ein anderes auf — und der Strom des Geschehens wälzte sich in ein neues Bett . . . Am lieblichen Gestade eines kleinen Sees im Judenlande aber sprach in dieser Stunde ein sanfter, dunkeläugiger Verzückter in wunderlicher, wirrer und bilderreicher Sprache zu Fischern und Handwerkern, Herumlungernden und Neugierigen, zu Geringen und Deklassierten. Von einem Reich sprach er, das nicht ein Reich der »Welt« sei, von einem Reich der Armen und Verkannten und von einem Vater, in dessen Wohnung die Hungernden und Müden einen festlich gedeckten Tisch fänden, von einem Vater, der alle »Kinder« mit seiner Liebe umfange, und von einem Gericht, das der Vater über die Harten und Stolzen halten würde, die seine Kinder geärgert. Wer gering sei vor der Welt, werde vom Vater erhöht werden, die Reichen aber werden ausgestoßen werden aus der Wohnung

des Vaters, und eher ginge ein Kamel durch ein Nadelöhr, ehe ein Reicher ins Himmelreich käme. So wenigstens verstanden es die groben Ohren, zu denen der verzückte Symboliker sprach, und trugen es weiter als frohe Botschaft für die Darbenden und Geplagten, für die Brüder und Schwestern, für die Kinder des guten Vaters. Der Verkünder starb am Kreuze, die frohe Botschaft aber breitete sich aus und zu Damaskus fiel es einem jüdischen Demagogen von Genie wie Schuppen von den Augen und er erkannte, daß die »Welt« nichts anderes sei, als die römische Aristokratie, welche das Reich usurpiert habe, das der Vater den Kindern versprochen. Auf ausgedehnten Agitationsreisen organisierte er die »Kinder« aller Länder, und Rom selbst ward zum Zentrum der ersten internationalen Demokratie. Gleich Maulwürfen hausten die »Kinder« in unterirdischen Grüften und untergruben den Boden der »Welt«. Verzweifelt und grausam wehrte sich der Geist des Imperiums — aber das Auge des Menschen war verwandelt worden. Es sah, was es bisher nicht gesehen hatte, und es sah anders, als es bisher gesehen hatte. Es sah plötzlich das ungeheure Leiden des Menschen und konnte den Anblick des Leidens nicht mehr ertragen: es war neurasthenisch geworden. Den Verfolgten und Geächteten wuchsen aus Blut und Martern neue Genossen und die Machthaber wurden feige und schauderten vor dem Blute. Der Imperator selbst ergriff das Symbol der Macht des Leidens — und der stolzeste Kulturbau der Menschheit versank in die Grüfte . . . Der Vater hatte Gericht gehalten, aber das Reich war nicht den Kindern gegeben worden. Der Vater zu Rom verwaltete es für die Kinder, versprach den Kindern das Himmelreich im andern Leben und lenkte die Geschieke der Welt. Ein neuer Bau erhob sich über den Trümmern des alten, die Mächtigen, die »Welt«, waren wissender und furchtsamer geworden. sie gaben den »Kindern« das »Recht« und

behielten nur den Besitz. Und sie sprachen es aus, daß die Menschen vor Gott und den Gerichten gleich seien . . .

Karl Hauer.*)

. . .

Und Pippa tanzt!**)

Pippa tanzt. Aber die Maßgebenden sind nicht zufrieden. Nämlich: la grande foule und die kleinen Rezensenten. Sie wird nicht nur ignoriert. Sie wird gehaßt.

Was hassen la grande foule und die kleinen Rezensenten? Die Ironie. Die ganze künstlerische Physiognomie Pippas ist ironisch. Das ist meine Empfindung. Ungewollte Ironie. Das heißt: eine Eigenschaft der Dichtung, nicht des Dichters. Wie denn überhaupt das Gewollte das Schlechteste an diesem und an jedem Drama ist. Pippas Schönheit ist ironisch. Alles Frühere von Hauptmann war bitterer literarischer Ernst. Darum war alles Frühere so beliebt. Darum erhielt Hauptmann so schöne Grillparzer- und andere Preise. Für Pippa bekommt er gar nichts. Sie ist der Pferdefuß. Eine kompromittierende Geschichte. Kurz gesagt: eine Dichtung.

Pippa hat ihre eigene Luft. Ein Königreich des Glases in Schlesien. Die Leute sind in der Glashütte beschäftigt oder leben von ihr mittelbar. Aber nicht die Arbeit gibt der Dichtung den Grundton (wie in den »Webern«), sondern das Material der Arbeit. Das ist das Charakteristische. Aus dem Gegensatze zwischen der häßlichen Arbeit und dem schönen Material ergibt sich das Leitmotiv des Ganzen. Das Glas stammt von Venedig wie Pippa, die Tochter des Glastechnikers Tagliazzoni. Und dieses »Venedig« — mehr eine Sehnsucht, als eine Stadt — gibt dem Stücke einen zweiten Hintergrund. Den rein poetischen neben dem »Orte der Handlung«.

Rauhe Bauernhände erzeugen zarte Blumenwunder aus Glas. Ahnungslos. Hungrige Bauernaugen verschlingen die tan-

*) Der Verfasser der mit Lucianus unterzeichneten Aufsätze.

**) Ich freue mich, dieser von einem Dichter besorgten Ehrenrettung einer Dichtung Raum geben zu können, an der die Rationalisten der deutschen Kritik — von Harden bis Goldmann — den Zorn der eigenen Ratlosigkeit ausgelassen haben.

Ann. d. Herausgeb.

zende Pippa und leiden an ihr, aber sehen sie nicht. Sie tanzt vor ihnen, aber nicht für sie.

Pippa ist die echtste weibliche Schöpfung des früheren Literaten. Traurig echt in ihrem Schicksale.

Sie ist »die Schönheit auf Erden«. Sie ist das Weib. Jedenfalls ist sie dazu da, mißverstanden zu werden. Vor Männern zu tanzen, die sie aus Bewunderung zerreißen oder — heiraten möchten.

Zwei symbolische Tänze am Anfang und am Ende. Das erste Mal im Wirtshaus — eine »Produktion«. Und zum Schlusse in der Hütte Wanns — eine höchst eigene sexuelle Angelegenheit. Zwei Bilder von einer imposanten Perspektive.

Im Wirtshaus. Unter den zuschauenden Bären ist auch der »Glashütten-Direktor«. Ein gewöhnlicher Mensch. Aber doch unter den Bären ein Weltmann. Seine Galanterie hat einige feinere Nüancen. Zuerst kommandiert er, das »verlauste« Mädchel soll tanzen. Aber Pippa erscheint, und er behandelt sie zart — wie Glas. Der Herr Direktor »liebt«. Hat sogar von Pippa Träume. Er sagt ihr, daß sie aus dem Glasofen stamme. So richtig träumt er von Pippa. Er sagt ihr: »Wenn die Weißglut aus dem Ofen bricht, sehe ich dich oft ganz salamanderhaft in den glühenden Lüften mit hervorzittern.« . . . Da läßt sich plötzlich ein grotesker Riese vernehmen, ein früherer Glasbläser, »der alte Huhn«: »Vo dar hoa iich o schunn Träume gehott . . .« Das ist unheimlich. Jenseits von Literarisch und Szenisch. Aus dem Schlesischen ins Wedekind'sche übersetzt: Ferdinand (ein Diener im letzten Akte des »Erdgeist«): Man ist auch nur ein Mensch . . .

Pippa tanzt mit dem »alten Huhn«.

Man sehe, was aus dem Literaten Hauptmann geworden ist. Die putzigen »Spezialkorrespondenten«, die den Berliner Durchfall Pippas in die Welt telegraphierten, ließen den ersten Akt noch gelten. Nach meinem Gefühl mit Unrecht. Denn dieser Akt ist auch von einem Dichter. Er spielt »in der Schenke des alten Wende in Rotwassergrund«, ist aber kein Akt aus Fuhrmann Henschel. Und die »handelnden Personen« reden zwar scheinbar das gewöhnlichste Schlesisch, aber jedes ihrer Worte hat einen gewissen Unterton, der ihre Zugehörigkeit zu einer unendlichen Welt verrät. Symbolische Fäden verbinden sie mit dem poetischen Hintergrunde und nicht nur gesprochene Alltäglichkeiten mit dem »Orte der Handlung«.

Daher das prächtige Kolorit des scheinbar »realistischen« Dialogs: ein Wedekind'scher Dialog — von Hauptmann.

Pippa tanzt mit Huhn, den sie haßt und fürchtet, vor Männern, die sie verachtet und fürchtet. Bis auf Einen. Dieser Eine ist ein »wandernder Handwerksbursche«. Der junge Michael Hellriegel, der in die Welt zieht, um »etwas ganz Besonderes« zu erlernen und zu erleben. Spuckt Blut. Aber hat die Jugend und den Märchenglauben. Also ein König . . . Und nun weiß man, daß Pippa für ihn tanzt. Für den Dichter tanzt »die Schönheit auf Erden«.

Vorläufig wird aber diese Schönheit von einem Stärkeren entführt. Der alte Huhn benützt einen günstigen Augenblick, stürzt sich, wie ein Raubtier, auf Pippa und trägt sie davon, hinauf in die Berge, in seine Hütte.

Und nun, in einer luftigeren »wildromantischen Umgebung« (wo die Wirklichkeit und das Verständnis der kleinen Rezensenten aufhören), die Fortsetzung der Tragikomödie vom irdischen Spießrutenlaufen der Schönheit.

Der verrückte Poet Michael kommt von ungefähr in die Höhle des Riesen. Das Raubtier ist in dem Momente »nicht zu Hause«. Wohl aber seine Beute. Ein kostbares tête à tête mit Pippa. Eine der schönsten Szenen. Quasi »Liebesszene«, aber so wie man im Märchen liebt. Er — wie Peer Gynt — Lügner und Poet, Kind und Prahler. Glaubt am liebsten an diejenigen Dinge, die es nicht gibt — und ist jeder Heldentat fähig, wenn sie unsinnig ist. Und sie eine Perle in der Galerie der deutschen »Naiven«. Aber zwischen ihr und einem Gretchen liegt ein Abgrund oder — Lulu von Wedekind. Auf die Nachricht von der Ermordung ihres Vaters, der sie prügelte und überhaupt molto cattivo war, fällt sie nicht in Ohnmacht, sondern ihrem Michel lachend um den Hals. »Ach, so hab' ich ja Niemand mehr in der Welt! Niemand als Dich!« Und der Poet beschließt natürlich sofort, das arme Mädchen bis ans Ende der Welt zu tragen.

Wenn sie auf dieser Reise nach »Venedig« über Berge und Gletscher nicht zugrunde gehen, so verdanken sie es einer »mythischen Persönlichkeit«, dem greisen Wann, der in einer Baude auf dem Kamm des Gebirges wohnt, die Welt liebt und von der Vogelperspektive sieht. Er lockt die Beiden in sein Haus und rettet sie

so vor dem Tode. Wer ist Wann? Sicher nicht der — Herrgott (wie die scharfsinnigsten Rezensenten meinen). Mir genügt es, daß er hoch oben wohnt und (wie der Dichter des Glasmärchens Pippa) die Welt von der Vogelperspektive sieht. Vielleicht ist er keine »Persönlichkeit«, sondern — ein Standpunkt.

Wann nimmt Jugend und Schönheit zu sich auf und bewirtet sie wie königliche Gäste. Und die Beiden danken ihm nicht, sondern begegnen ihm mit Trotz und Stolz, wie es der Jugend geziemt. Dafür spielt er mit ihnen wie mit Kindern. Er lacht über den Poeten, der »auf praktische Weise« nach Venedig reisen will . . . Nein, »so kommst du wahrscheinlich niemals hin. Aber . . .« und er zeigt ihm das kleine Modell einer venetianischen Gondel: ». . . wenn du mit diesem Schiffelein reiseest, mit dem schon die ersten Pfahlbauern in die Lagunen hinausfuhren und aus dem, wie aus einer schwimmenden Räucherschale phantastischer Rauch: der Künstlertraum Venedig quoll . . . so kannst du mit einemmal alles erblicken, wonach deine Seele strebt. . .« Ja, das ist unsinnig genug und Michel ist einverstanden. Er nimmt das Spielzeug in die Hand, und Wann versetzt ihn in einen hypnotischen Schlaf — mittels einer Zauberformel, die er Pippa nachsprechen läßt, wobei er ihren Finger um den Rand eines venezianischen Glases herumführt. Das Glas erschauert und erklingt unter der Berührung Pippas, die Töne werden immer stärker und auf den Wellen dieser Musik reist Michel im Traum nach »Venedig«. Aus seinen im Schlafe gesprochenen Worten erfährt man, daß er »alles erblickt, wonach seine schmachtende Seele strebt«.

Er reist also — allein. Dies kleine Detail ist wichtig. Dies tragikomische Detail, daß »die Schönheit auf Erden« nur für Einen ist, für den Dichter, und auch für diesen Einen — nicht ist. Nur darum macht der alte Ironiker sein seltsames Experiment mit der Gondel. Aus purem Vergnügen an einem schönen »Beweise«. An dem Beweise, daß Michel seine Pippa in der Seele hat — und erblinden könnte — und Pippa doch hätte. Die Rolle Pippas, der »irdischen Schönheit« beschränkt sich darauf, daß sie in der Seele des Poeten Michel jene Klänge hervorruft, die ihn in das Wunderland der Phantasie tragen. Aber sonst ist Pippa für Michel — nicht. Sie tanzt wohl für ihn. Aber nicht mit ihm. Sie tanzt mit demjenigen, den sie haßt. In diesem Stück und —

immer. Sie tanzt mit dem brutalen Huhn. Und zu diesem Tanze treibt sie der starke, ewige Instinkt, der alles Lebendige in die Arme des Todes treibt.

Dieser zweite und letzte Tanz, der Todestanz der Schönheit mit der Kraft, bildet den Schluß des Dramas. Der Riese schleicht sich in die Hütte Wanns ein und versteckt sich hinter dem Ofen. Wann weiß es zuerst nicht (zur großen Freude der »Spezialkorrespondenten«, die ihn für ein Symbol des Allwissenden halten) und entdeckt den Eindringling erst Nachts, als Michel und Pippa schlafen. Ein kurzes, fast stummes Ringen der Weisheit mit der Kraft, und es siegt die Weisheit. Huhn sinkt . . . aber lebt noch. Und mit dem Reste seines brutalen Lebens tötet er später Pippa, die sich in Abwesenheit Wanns und mit dem Einverständnis Michels von ihm zum Tanze verleiten läßt.

Dieser Tanz ist das schönste Finale, das ich kenne. Erinnert mich an das herrliche Ende Lulus in der »Büchse der Pandora«. Der »alte Huhn« spielt hier die Rolle des Jack the ripper. Es ist wie ein riesiges, lustig brennendes Opferfeuer zu Ehren des »mors imperator«. Drei Glieder des Tanzes: die »Einladung«, das Flehen des totkranken Raubtieres, schwere, prächtige Urworte, heiße Lavastücke; dann das »Mitleid« des Mädchens für den Sterbenden und die göttliche Naivetät des Poeten Michel, der Pippa zuredet zu tanzen; schließlich das große »Feuer«, der Tanz . . . Während des Tanzes zerbricht das Weinglas, das Huhn in der Hand hält, und . . . Pippa stirbt. Dann stürzt der Riese.

Ein sozusagen retrospektives Symbol ist die nun wirklich eintretende — Blindheit Hellriegels. Er weiß nichts vom Tode seiner »Geliebten«, so wie er früher nichts von ihrem Leben wußte. Er ist glücklich; er hat Pippa in sich. —

Das Glasmärchen vom irdischen Spießbrutenlaufen der Schönheit erleidet hienieden das gleiche Schicksal wie die Schönheit selbst. Und das ist sozusagen die äußere Ironie des jüngsten Hauptmann'schen Stückes. Es vereinigten sich alle Spezial-Barbaren, die in Kritik machen, denn es handelte sich um den Angriff auf einen gemeinsamen Feind — den Dichter. Sie vereinigten sich Alle, um ihn und das Werk, das »Niemand verstehen kann«, mit ihrem Hasse zu krönen. Und Pippa tanzt . . . Ave poeta!

Thaddäus Rittner.

Nordau.

Herr Max Nordau ist wieder einem Eckstein der Kunst begegnet. Gewohnheitsmäßig hob er das Hinterbein und besprengte ihn mit dem unedlen Naß eines Feuilletons in der ‚Neuen Freien Presse‘. Diesmal ist's Flaubert. Während die ‚Neue Freie Presse‘ bei jeder Gelegenheit mit ihren Beziehungen zur französischen Intelligenz protzt und den Hanswurst Marcel Prévost als Interpreten französischer Kultur auftreten läßt, sitzt Herr Nordau seit langen Jahren in Paris und mißbraucht die französische Gastfreundschaft, um bei jeder Gelegenheit die erlauchtesten Dichter und Künstler Frankreichs in den Kot seiner geistigen Verdauung zu zerren. Wenn der Gedenktag eines Großen gefeiert wird, wenn ein von aller Welt mit Spannung erwartetes Buch oder ein Werk der bildenden Kunst der Öffentlichkeit übergeben wird, jedesmal verspritzt Herr Nordau in der ‚Neuen Freien Presse‘ seinen eklen Geifer. Soeben sind die Briefe Flauberts an seine Nichte Karoline erschienen. Für Herrn Nordau ist also der Anlaß gegeben, das Grab Flauberts zu beissen. Er wirft ihm »Größenwahn« vor, weil er Philister und Banausen von der Art des Herrn Nordau verachtete. »Seine Urteile über die Menschen ermangeln überhaupt jeder Nachsicht, jeder Nächstenliebe. Die Worte, die er am häufigsten im Munde führt, sind: Idiot, Trottel, Esel, Dummkopf.« So schreibt Herr Nordau, der Maeterlink für einen Trottel, Mallarmé für einen Schwindler, d'Aurevilly für einen Idioten, Huysmans für einen Paralytiker, Gobineau für einen Dummkopf, Baudelaire und Verlaine für Deliranten, Zola für einen Schweinekerl, Maupassant für einen verrückten Erotomanen, die Brüder Goncourt für Fasler, deren Hauptleidenschaft im Sammeln von Nachttöpfen bestehe, Puvis de Chavanne für einen »Schmierer und Rodin für einen Patzer erklärt hat! Es gibt fast keinen französischen Namen, der dem modernen Kulturmenschen bedeutungsvoll und teuer ist, den nicht Herr Nordau zu besudeln versucht hätte. Flaubert scheint ihm von »beklemmender Dürftigkeit«, »innerlich arm«, ein »Papiermensch«. Der Schöpfer der »Madame Bovary« verstand nichts vom Leben. »Er sah in die Welt und das Menschenleben hinaus, wie es ein Gefangener täte, der in einer Turmzelle auf einem hohen Berggipfel eingeschlossen wäre und aus seinem Gitterfenster viele Berge und Täler über-

schauen könnte, doch ohne sie zu betreten und ohne zu ihren Einzelheiten ein persönliches Verhältnis zu gewinnen.« Ein paar Spalten weiter wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er sich zuviel um Einzelheiten kümmere, daß er sich bei Fachleuten informiere und sogar Reisen unternehme, um genaue Eindrücke zu erhalten. »Seine Zeit- und Kraftvergeudung ärgert beinahe«, meint Herr Nordau, denn Flaubert sei es doch nur um »Scheinwissen« zu tun gewesen. »Um ein an der Rachenbräune erkranktes Kind zu beschreiben, läuft er in das Rouener Krankenhaus Sainte Eugénie und beobachtet, nicht ohne eigene Gefahr, stundenlang Diphtheritisfälle.« Daß sich ein Schriftsteller um seinen Stil bemüht, findet Herr Nordau ganz unbegreiflich. »Er betete den Dämon des Stils an.« »Er rang tagelang in Qualen mit sich, um ein qui oder que zu vermeiden. Gelang ihm dieses Kunststück, so war er glücklich und stolz. Er hatte keinen Sinn dafür, wie nebensächlich, ja kindisch derartige Wortsiege waren.« Flaubert brauchte »sieben Jahre, um einen Roman aufzubauen«, er »brachte in einem vierzehnstündigen Arbeitstage sechs Zeilen zu Papier, die er am folgenden Tage wieder ausstrich.« Dies geht über die Fassungskraft des Herrn Nordau. »Nie«, ruft er aus, »ist schöngestige Oberflächlichkeit gründlicher und mühseliger gewesen!« Ja, wahrhaftig, Gott sei's geklagt, Herr Nordau macht sich's leichter. Er ringt nicht tagelang in Qualen mit sich, um eine vornehme Erscheinung zu bespuken. Er vollbringt's ohne jede Hemmung, ganz automatisch. Er betet nicht den Dämon des Stils an und erficht keine Wortsiege. In der kürzesten Arbeitszeit füllt er viele Feuilletonspalten mit dünnflüssiger Jauche . . . Besonders stolz scheint Herr Nordau auf die blitzdummen politischen Rückblicke zu sein, in denen er an jedem Neujahrstage das verflossene Jahr in der ‚Neuen Freien Presse‘ mit der Weltgeschichte verkuppelt. Er verweist Flaubert den Mangel an politischem Interesse und bezeichnet seine politischen Anschauungen als die Weisheit »kannegießernder Reiseonkel«. Flaubert sagt nämlich: »Die Gesellschaft, die aus unseren Trümmern (1871) hervorgeht, wird militärisch und republikanisch, das heißt allen meinen Instinkten zuwider sein. Alle Feingeistigkeit, wie Montaigne gesagt haben würde, wird ihr unmöglich sein; diese Überzeugung, weit mehr als der Krieg, ist der eigentliche Grund meiner Traurigkeit.

Es wird kein Platz sein für die Musen.« So sprechen doch die »kannegießernden Reiseonkel«, nicht wahr? Herr Nordau aber heult: »Welches Bekenntnis! Das fürchterliche Unglück seines Vaterlandes greift ihm hauptsächlich darum ans Herz, weil er voraussieht, daß Frankreich sich eine zeitlang nicht viel um Romane von Karthago und Erzählungen aus Jerusalem im Zeitalter Christi kümmern werde.« Aber um diese Romane und Erzählungen wird man sich in Frankreich und anderswo noch kümmern, wenn die Feuilletons des Herrn Nordau längst nicht mehr den Stolz der ‚Neuen Freien Presse‘ und den Ärger aller reinlichkeitsliebenden Menschen bilden werden. »Armer Flaubert!« ruft er zum Schlusse aus, »er war ein Märtyrer seines kranken Nervensystems.« Dies ist leider das Los aller feineren Naturen, sie erkranken an dem Ekel, den ihnen die vielen Nordaus verursachen. Im letzten Satze wird aber Herr Nordau sogar sentimental. »Ich wollte, Karoline hätte den Schleier von den kleinen täglichen Geschicken ihres Oheims nicht weggezogen, die ein einziger Leidensgang ohne Ruhestationen waren.« Ein frommer Wunsch! Wenn aber irgendwo ein Schleier von kleinen täglichen Geschicken weggezogen wird, dann sorgt Herr Nordau mit seiner kleinen täglichen Geschicklichkeit, daß der, der den Leidensgang zurückgelegt hat, auch im Grabe noch keine Ruhestation finde.

H.

. . .
Symbole.

Mein Gemüt brennt heiß wie Kohle —
Könnst' ich's doch durch Verse kühlen!
Ach, ich berst' fast von Gefühlen,
Doch mir fehlen die Symbole.
Weltschmerz, banne meine Nötel!
Weltschmerz, den so oft ich reimte.
Tückisch greint die abgefeimte,
Schleimig-weinerliche Kröte.
Laster, die mich erdwärts leiten,
Gebt mir Verse, zeigt mir Bilder!
Satan lacht, und läßt nur wilder —
Höll'n mir vorüberreiten.

Helft denn ihr, soziale Tücken!
Mußt' durch euch ich viel verzichten —
Seid auch Spender! Laßt mich dichten! —
Doch sie stechen nur wie Mücken.
In des Monds verfluchtem Scheine
Such' ich und im Alkohole; —
Alles quält mich; doch Symbole,
Ach, Symbole find' ich keine.
Aus. Vorbei. — Ich war ein Dichter. —
All mein Sehnen, all mein Hassen
Ist vom Genius verlassen. —
Leben, zeig' mir neue Lichter! ..
Mag mich denn die Liebe trösten,
Mutter meiner besten Schmerzen.
Strahlend stehn in tausend Kerzen
Die Symbole, die erlösten.

Erich Mühsam.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Habitué. Ich sprach neulich von jenem anarchistischen Vogel im Käfig der Sozialdemokratie, der gern ins Land des bürgerlichen Tantièmenerwerbs fliegt. Herr Stefan Großmann also hat sein »dankbares Nachwort« zur Vorstellung der »Lustigen Weiber von Windsor« nunmehr doch erscheinen lassen. Der rote Druckfehlerteufel hat darin die Frau Fluth in eine sozialpolitische Frau Fürth verwandelt. (Er kam damit einer Intention des Fräuleins Galafrés entgegen.) Das macht aber nichts. Herr Stefan Großmann findet, daß Wiens kitschigste Bühne Aussicht habe, »sein literarisches Theater« zu werden. Herr Weisse, der Theatraliker, der allen modern-literarischen Anfechtungen mit Fassung und »Würde« begegnet, hat bekanntlich am Beginne seiner Direktionstätigkeit einem Interviewer erklärt, daß er Stücke, die ein proletarisches Milieu behandeln, von vornherein ausschließen werde. Wahrscheinlich hat das Stück, das er dem Kritiker der »Arbeiter-Zeitung« abnahm, kein proletarisches Milieu behandelt. Es wurde mir vor der Nase abgesetzt und so kam ich um das Vergnügen, es kennen zu lernen. Sei dem wie immer — die Privatmeinungen und die Privatstimmungen des Herrn st. g. sind uninteressant. Wünschenswert wäre nur, daß ein Theaterkritiker im Sachlichen Bescheid wisse oder daß er

wenigstens in jenen theatergeschichtlichen Dingen bewandert sei, über die er gerade schreibt. Nicht die leiseste Ahnung von der Schauspielerei zu haben, ist verzeihlich. Daß aber ein Kritiker auch ohne die geringste Erfahrung im Tatsächlichen über den Stand der Shakespearedarstellung auf deutschen Bühnen schreibt, ist eine arge Überhebung. Weder die Volkstheaterdirektion noch seine Leser haben Herrn Großmann gezwungen, sein dankbares Nachwort zur »Lustigen Weiber«-Vorstellung mit einer Wehklage darüber einzuleiten, daß auf deutschen Theatern »der heroische Shakespeare ehrfurchtsvoll umgangen« und bloß seine Lustspiele gespielt werden. Herr Großmann kennt offenbar nur jene Theater, die seine eigene Produktion nicht ehrfurchtsvoll umgehen: die der Herren Jarno und Weisse. »Keine deutsche Bühne«, schreibt er wörtlich, »hat sich seit Emmerich Roberts Tod an Shakespeares hochsinnigstes Drama, den ‚Coriolan‘, gewagt. Seit dem Tode der Wolter hat das deutsche Theater keine Lady Macbeth gesehen. Fehlt es doch sogar an Othellos, und Sonnenthals Lear hat auf deutschen Bühnen fast keinen Rivalen ... Um einen neuen Coriolan wäre uns ein halbes Dutzend Neuinszenierungen Shakespearescher Possen feil«. Herr Großmann scheint doch unwissender zu sein als erlaubt ist. Er ist durchaus nicht verpflichtet, vom Königlichen Schauspielbause in Berlin etwas zu wissen. Wenn er aber nichts davon weiß, so dürfte er deshalb doch nicht behaupten, daß es nicht besteht. Wollte er eine zeitlang das Repertoire jenes Hoftheaters in einem Berliner Blatt nachlesen, so könnte er entdecken, daß auf der einen Bühne der heroische Shakespeare dreimal in derselben Woche zum Wort kommt, in der das Burgtheater Fulda, Philippi und Triesch spielt. Er würde erfahren, daß ein gewisser Adalbert Matkowsky den Coriolan, den Macbeth, den Othello spielt. Und den Marc Anton, Richard II. und den Bastard im »König Johann« dazu. Sonnenthals Lear — die Tragödie wird überhaupt seltener gegeben — hat auf deutschen Bühnen nicht bloß »fast«, sondern wirklich keinen Rivalen. Vorläufig nämlich hat Matkowsky den Lear noch nicht gespielt. Aber sein Othello, das weiß ich, ist das unerhörteste Erlebnis, das heute auf einer deutschen Bühne geboten werden kann. Seinen Coriolan kenne ich leider nicht. Emmerich Robert, den edelsten Künstler, in Ehren — was bedeutete er, was bedeuten alle Burgtheaterheroen gegenüber der Urkraft dieses Einzigen! Und doch hätte Matkowsky nirgendwohin besser getaugt als ins Burgtheater, er, der einzig ebenbürtige Gegenspieler der Wolter. Er hat einst, da unser Krastel sich beim Sprechen den Arm verrenkt hatte, als Orestes bei einem Gastspiel seiner Kollegin Poppe ausgeholfen.

Man war an solches Toben entfesselter Elemente im Burgtheater nicht mehr gewöhnt und lehnte den Riesen ab. Wiewohl er mit polnischem Akzent sprach, dem Geist des »Hauses der Dialekte« also nicht mißfallen konnte. Nun erleben wir seit so vielen Jahren den Skandal, daß die sogenannte erste deutsche Bühne, die jeden bürgerlichen Charakter dutzendfach besetzen kann, keinen Heldendarsteller hat. In Berlin, wo die kleinen Chargenmacher den Snob begeistern, erfriert Matkowsky's vulkanisches Temperament, genährt von der Andacht eines kleinen Stammpublikums, in einem Hause, an dem sich das »literarische« Berlin hochmütig vorbeientwickelt. München hat Herrn Lützenkirchen, in Frankfurt ward eben jetzt Coriolan mit Herrn Kirch neu inszeniert, und jedes kleine deutsche Hoftheater kann Othello und Macbeth in anständiger Aufführung herausbringen. Das Burgtheater ist nicht so glücklich. Dort ist Herr Kainz nervös und Herr Reimers dekorativ. Wer einem vollendeten Zungenjongleur und Exzentrik-Tragiker inneres Pathos glaubt, ist ja beneidenswert. Aber die Shakespeareschen Kraftmenschen wird man der dünnen Persönlichkeit des Herrn Kainz im Ernst nicht zumuten. Und Herr Reimers, der schmucke Soloherr, hat sich aus der klassischen Dichtung, der er bloß als Herold, nicht als Heros dienen kann, mit Recht in ein bequemes Naturburschentum zurückgezogen, aus dem ihn leider hin und wieder der Ruf nach einem Egmont und Posa hervorlockt. Das Burgtheater hat sich in Frau Bleibtreu eine Heroine gezüchtet, die — ein Wunder — auf kaltem Wege fast bis zu den Höhen tragischer Wirkung gelangt ist. Daß ihre geistige Technik auch imstande sein würde, ihr einen ebenbürtigen Partner zu schaffen, konnte selbst eine Direktion des Burgtheaters, deren Amt es ist, auf das Wunderbare zu warten, nicht erträumen. Es ist die Ehrfurcht der Indolenz, die den heroischen Shakespeare in Wien umgeht. »Seit dem Tode der Wolter hat das deutsche Theater keine Lady Macbeth gesehen«. Herr Großmann meint nicht etwa: keine große Lady Macbeth, sondern überhaupt keine. Aber Macbeth ist ein Repertoirestück des Berliner Hoftheaters, und so tief Frau Poppe unter einer Wolter steht, so hoch steht Matkowsky über allen Macbeths, die seit dem Abgang jener historischen Größen, deren Bedeutung heute nur mehr die zwanzigjährigen Kritikjünglinge kontrollieren können, auf dem Burgtheater gestanden sind. Und so begeisternd wirkt dieser Künstler, daß ein Berliner Essayist, Julius Bab, in einer Monographie (Gose & Tetzlaff, Berlin) schreiben konnte: »Matkowsky ist der Schauspieler Shakespeares . . . Es ist eine strömende Harmonie, ein brausendes Ineinandergehen aller

Kräfte in diesem Mann, der, wenn man will, ganz uneigenartig und nichts andres ist als eine ungeheure Verkörperung des Typus ‚Mensch‘. Matkowsky ist unindividuell — wie Shakespeare . . . Er ist Shakespeare kongenial, soweit ein Schauspieler einem Dichter überhaupt kongenial sein kann . . . Wo Shakespeare das ganz Lebendige ist, der große Künstler, dessen Lebensspürsinn noch aus furchtbarsten Untergängen den Jubel der donnernd hinrollenden Notwendigkeit heraushört — da ist Matkowsky ihm ganz Gefährte und vermag ihm zu folgen, Schritt vor Schritt. Wie aus dem Mittelpunkt der Erde schleudert er das Feuer der Leidenschaft hoch und trägt zugleich mit offenen Händen alle liebliche Heiterkeit und sanft reifende Trauer der Welt: ‚Der Vesuv, an dessen Abhängen die lacrymae Christi wachsen‘ — so benannte mir einmal ein Freund diesen Mann und seine Kunst.« Und der Kritiker eines großen Wiener Journals, der übrigens Mitarbeiter jener Berliner Revue ist, in der die Charakteristik Matkowskys zuerst gedruckt wurde, klagt, daß es auf dem deutschen Theater keinen Coriolan, keinen Othello, keinen Macbeth mehr gebe! Man könnte eher behaupten, daß es vor Matkowsky keine gegeben hat . . . Die Spezialität des Theaterkritikers, der außer dem Theater, über das er schreibt, kein anderes gesehen hat, wird immer häufiger. Man würde verlacht, wollte man fordern, daß ein Mensch, der über Schauspielerei öffentlich urteilt, so gut wie der Bilderkritiker eine Studienreise hinter sich haben müsse. Aber Herr Großmann begnügt sich nicht damit, außer den Theatern der Stadt, die das Glück hat, seine Urteilskraft zu genießen, keine anderen zu kennen, seine Ignoranz dient ihm geradezu als vergleichender Maßstab. Und so ist es möglich, daß er die Schauspieler Shakespeares beurteilt, ohne den Schauspieler Shakespeares zu kennen. Ich sah den Unvergleichlichen zuletzt als Bastard im »König Johann« — Herr Harden, der Bestinformierte, vermißt dies Stück im Repertoire des Hoftheaters — und als Richard II. Ich fand ihn seltsam gedämpft. Ein Vulkan, der seinen Ausbruch reguliert und Schlacken vermeidet. Es wäre kein Wunder, wenn der isolierte Riese sich vom Berliner Natürlichkeitsschwindel für ein Weilchen hätte imponieren lassen. Hoffentlich rast er wieder in alter Zügellosigkeit und verachtet das Urteil jener Theater-nivelleure, die dem Löwen vorwerfen, daß er »brülle«. Weil die Enthaltensamkeit der Eunuchen unter einer tüchtigen Regie als Tugend der Keuschheit wirkt, deshalb muß sich noch niemand kastrieren lassen . . . Der Wiener Hoftheaterbehörde aber sollte kein materielles Opfer zu schmerzlich, keine Rücksicht auf ersonnenen Rollenbesitz zu heilig sein, um

endlich Matkowsky und mit ihm wieder den großen Stil tragischer Schauspielkunst zu gewinnen, der in der traurigen Verbürgerlichung der »Burg« verloren gegangen ist.

Maler. Die Leitung der Secession hat ein paar Kunstreferenten von der Vorbesichtigung der Frühjahrsausstellung ausgeschlossen. Und das ist gut. Von keinem vernünftigen Standpunkt aus wäre etwas dagegen einzuwenden. Selbst wenn die Kritiker nicht, wie die Leitung der Secession behauptet, »die Grenzen sachlicher Kunstkritik weit überschritten« hätten. Ich weiß nicht, ob es Sache der Beteiligten ist, dies zu beurteilen. Zugegeben, die Kritiken wären innerhalb jener Grenzen geblieben und die Secession könne einfach Tadel nicht verschmerzen. So hat sie recht gehandelt. Wer mich schlecht macht, den muß ich nicht in mein Haus laden. Keinem öffentlich Meinenden ist es verwehrt, sein Urteil abzugeben, wenn die Ausstellung für das Publikum geöffnet ist. Die Secession hat sich nicht das Recht angemaßt, zahlungswilligen Besuchern den Eintritt zu verwehren oder ein günstiges Urteil vorzuschreiben. Der Theaterdirektor aber, dessen Geschäft geschädigt wird, ist berechtigt, die Freikarten zu entziehen oder den Tadler vom Besuch der Generalprobe auszuschließen, und die Veranstalter einer Ausstellung, von der sie im vornhinein wissen, daß sie abfällige Kritik finden werde, sind nicht verpflichtet, einen Großmutsakt zu üben und dem Tadler die Vorbesichtigung zu gestatten. Die solidarische Verwahrung der Wiener Kunstkritiker gegen die Entziehung solcher Gunst ist eine stupide Anmaßung, vergleichbar dem Protest eines Hinausgeworfenen, der sich auf das Recht freier Meinungsäußerung beruft, weil der Hausherr nicht gewillt war, einen »sachlichen« Tadler seiner Speisen auszufüttern. Durchaus löblich ist der Mut der Secession, die den Protest mit der Erklärung erwidert, daß nicht zwei, sondern drei Kritiker ausgeschlossen worden seien. Überflüssig und vielleicht ungehörig bloß die Begründung des Beschlusses, die zwischen »sachlicher Kunstkritik« und »kritikloser Feindseligkeit« unterscheidet. Der Tadler der Speisen kann Recht haben oder das »Motiv« seines Tadels ein verdächtiges sein — das erst zu untersuchen, ist gar nicht Sache des Gastgebers, dessen klares Recht des Hinauswurfes schon beim »sachlichen«, in sich begründeten Tadel einsetzt. Wenn er ehrlich ist, wird er auch zugeben, daß ihn nicht das »Motiv«, sondern der Tadel geärgert hat. Welche Begriffsverwirrung aber in den Gehirnen der Prebleute platzgegriffen hat, zeigt der Eifer, mit dem sie darauf bestehen, gratis an dem Gastmahl teilzunehmen, an dem ihnen der Ver-

anstalter — im Gegensatz zum privaten Hausherrn — den Platz gegen Bezahlung nicht weigern kann. Typisch sind die Erklärungen des ‚Extrablatt‘-Mannes. Der Ausschuß der Secession habe bewiesen, daß er »keine Ahnung davon hat, wie man sich der Kritik gegenüber zu verhalten habe«, daß er »von dem Verhältnis zwischen Künstlerverbänden und der Kritik ganz unrichtige Vorstellungen hat«. Was für ein Verhältnis denn? Das einzig legitime Verhältnis, das des Urteilenden zum Beurteilten, wird durch die Ausschließung von der Vorbesichtigung nicht berührt. Eher durch gegenseitige Gefälligkeit, also etwa durch die Erlaubnis der Vorbesichtigung. Wie der Mann selbst zugibt. Es sei, sagt er nämlich, »eine ganz irrige Anschauung, daß der Ausschuß den Kunstreferenten eine Höflichkeit zu erweisen glaubt, wenn er sie zu den Vorbesichtigungen einlädt«. Im Gegenteil: »es liegt ausschließlich im Interesse der veranstaltenden Künstlervereine, wenn die Kunstreferenten das Publikum durch Vorberichte über die zumeist noch recht unfertigen Ausstellungen auf die Eröffnungstage aufmerksam machen.« Es wird also geschwindelt und um der Reklame willen ein Urteil gefällt, das eigentlich noch nicht gefällt werden kann. Vorbesichtigung — Vorurteil. Der Kritiker ist, so sollte man glauben, bloß den Lesern verpflichtet, bloß zwischen ihm und dem Publikum hat ein »Verhältnis« zu bestehen. Mit urwüchsiger Naivetät gesteht aber der Kritiker ein, daß er sich seiner Pflichten gegenüber dem Kritisierten bewußt ist, daß Kritik eine Gefälligkeitssache ist. Dem Publikum dient sie nicht. Wörtlich: »Entfallen die Vorbesichtigungen der Secession und damit die Vorberichte, so wird das Publikum dies den Kunstreferenten ganz gewiß und umso leichter verzeihen, als man die Sensationen, welche die Secession in der letzten Zeit gebracht hat, wirklich erwarten kann und für die Kunstfreunde nichts verloren geht, wenn sie zwei oder drei Tage später davon erfahren, was eben ausgestellt ist«. Hier wird die Schlange so bissig, daß sie sich selbst in den Schwanz beißt. Das Publikum verzichtet auf den Vorbericht, die Kritik dient lediglich den Ausstellern — auf die das Publikum durch den Vorbericht aufmerksam gemacht wird. Es ist toll. Aber der Kunstkritiker argwöhnt, die Secession wolle ihm das Recht freier Kritik nehmen, und rät ihr, ihre Ausstellungen »bei geschlossenen Türen zu ihrem Privatvergnügen zu veranstalten«. Das sind Übertreibungen. Die Secession hat ausschließlich ihren Willen kundgegeben, die »Vorbesichtigung« bei geschlossenen Türen zu ihrem Privatvergnügen zu veranstalten, vor der Eröffnung der Ausstellung niemand hineinzulassen, dessen Gesicht ihr nicht gefällt.

Leider noch nicht den Willen, auch nach der Eröffnung der Ausstellung nur gegen Entrée schimpfen zu lassen. Wer kauft, darf schimpfen. Aber daß die Veranstalter schon am Firnistag die Lackierten sein müssen, kann man nicht verlangen. Man weiß nicht, ob es Methode oder Begriffsverwirrung ist, in die Öffentlichkeit hinauszuschreien, die Secession habe es auf das Mundtotmachen der Kritik abgesehen. Die Secession denkt nicht daran, die staatsgrundgesetzlich gewährleistete Meinungsfreiheit anzutasten, und händigt dem Publikum, dem heimlich und dem öffentlich meinenden, Privatleuten und Journalisten, mit der Eintrittskarte das Recht auf Kritik ein. Dem ‚Extrablatt‘-Mann genügt das nicht. »Die richtige Antwort«, schreibt er, »wäre es unseres Erachtens, wenn die Kritik übereinkommen würde, über die Veranstaltungen der Secession so lange nichts zu berichten, bis sich der hochverehrliche Ausschuß wieder erinnert hat, daß es genau so ein Recht zum Kritisieren wie zum Veranstellen von Ausstellungen gibt.« Wenn die Kritik übereinkommen »würde« — in diesem falschen Konditionalsatz liegt die ganze »Würde« der Wiener Kritik. Sie droht. Ein schöneres Bekenntnis der Geringschätzung, die die Presse für ihre Mission hat, habe ich bis heute nicht gelesen. Kritik ist Gefälligkeitssache. Kunstkritik ist Gefälligkeit gegen das Sekretariat, wie Ausstellen Gefälligkeit gegen die Kunstkritik ist. Das »Recht« zum Kritisieren wird erst geltend gemacht, wenn das Gefälligkeitsverhältnis gekündigt ist. Der andere Teil hat bloß sein Recht zum Veranstellen von — Vorbesichtigungen betont. Immerhin, die »Gefälligkeit« hat aufgehört, und so verkünden die Kritiker ihre Absicht, Kunstwerke von nun an nicht mehr zu besprechen. Nicht das Talent, die Höflichkeit entscheidet, ist Gegenstand kunstkritischer Betrachtung. Das Publikum ist vollständig ausgeschaltet. Es wird nie mehr erfahren, was in der bildenden Kunst vorgeht. Da die Presse nicht mehr dem Sekretariat gefällig sein kann, stellt sie die Kritik ein. Wenn in Wien der Michelangelo einen Reporter nicht grüßt, gibt's keine Renaissance.

Aktionär. Als Herr Lihartzik noch k. k. Sektionschef war, träumte er von einem Verwaltungsratsposten bei der Creditanstalt. Ich weiß nicht, ob sein Traum in Erfüllung gegangen ist. Man muß nicht allzu gebildet sein. Nun meldet aber die ‚Neue Freie Presse‘, daß Herr Lihartzik a. D. in eine bessere Verwaltung der Holzhandels-Aktiengesellschaft eingegangen ist. Leider wird er sich seines Friedens nicht ohne einige Skrupel erfreuen können. Zwar, die Inkompatibilität des früheren Staatsbeamten und des jetzigen Finanziers wird ihn ruhig schlafen lassen. Aber Herr Lihartzik beging nach seinem Austritt aus

dem Staatsdienst auch die Unvorsichtigkeit, Abgeordneter zu werden. Und da stellt es sich nun heraus, daß die sogenannte deutsche Fortschrittspartei, der er angehört, in ihren Statuten die Bestimmung hat, daß keines ihrer Mitglieder eine Verwaltungsratsstelle annehmen dürfe. Wer weiß einen Ausweg aus diesem Dilemma?

Entsetzter Leser. In Rußland sind nach dem Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 27. März »bewaffnete Raubanfälle« vorgekommen. Es ist indes zu hoffen, daß sie demnächst aus einer reitenden Artilleriekaserne abgewehrt werden.

Scherenschleifer. Das ‚Neue Wiener Journal‘ hat bekanntlich die gediegensten Mitarbeiter. Daran kann gar kein Zweifel sein, weil ja in anderen Zeitungen und Zeitschriften vortreffliche Aufsätze erscheinen. Mit Recht ist das ‚Neue Wiener Journal‘ auf die Schar der Mitarbeiter dieser Zeitungen und Zeitschriften stolz. Es ist unvermeidlich, daß das ‚Neue Wiener Journal‘ auch tote Autoren in mustergiltigen Übersetzungen zu Worte kommen läßt, und man kann nicht verlangen, daß bei der unübersehbaren Fülle des Einlaufs immer unterschieden werde, welcher Mitarbeiter des Herrn Lippowitz bereits verstorben ist und welcher nicht. So ist es gewiß auch verzeihlich, daß in einem Zirkular, welches das ‚Neue Wiener Journal‘ soeben versendet und in dem es seine Vorzüge anpreist, der folgende Passus enthalten ist: »Das Feuilleton bringt nur Originalarbeiten, vorwiegend aus der erzählenden Literatur, und nennt Namen wie: Anton Tschechhoff, Maxim Gorki, Alfred Capus, Alphonse Daudet, François Coppée, Balduin Groller, Hans tom Kyle, Ottokar Tann-Bergler, Sigmund Schlesinger etc. unter seinen ständigen Mitarbeitern.« Nun, Meister wie Balduin Groller, Tann-Bergler und Sigmund Schlesinger unterscheiden sich von den Tschechhoff und Daudet vor allem dadurch, daß sie noch am Leben und wirklich in der Redaktion des ‚Neuen Wiener Journals‘ anzu-treffen sind. Auch Gorki und Coppée leben noch, gehören aber nicht dem Verbands des ‚Neuen Wiener Journals‘ an. Daß sie trotzdem ständig an dem Blatte des Herrn Lippowitz mitarbeiten, ist sicher. Viel bemerkenswerter ist aber die ständige Mitarbeit an dem ‚Neuen Wiener Journal‘, die die Tschechhoff und Daudet für die ewige Ruhe eingetauscht haben. Und sie alle liefern »nur Originalarbeiten«. Was jederzeit beweisbar ist. Denn es ist klar, daß sie ihre Arbeiten nicht aus dem ‚Neuen Wiener Journal‘ gestohlen haben.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

STANDARD STUDY
CHARGE

